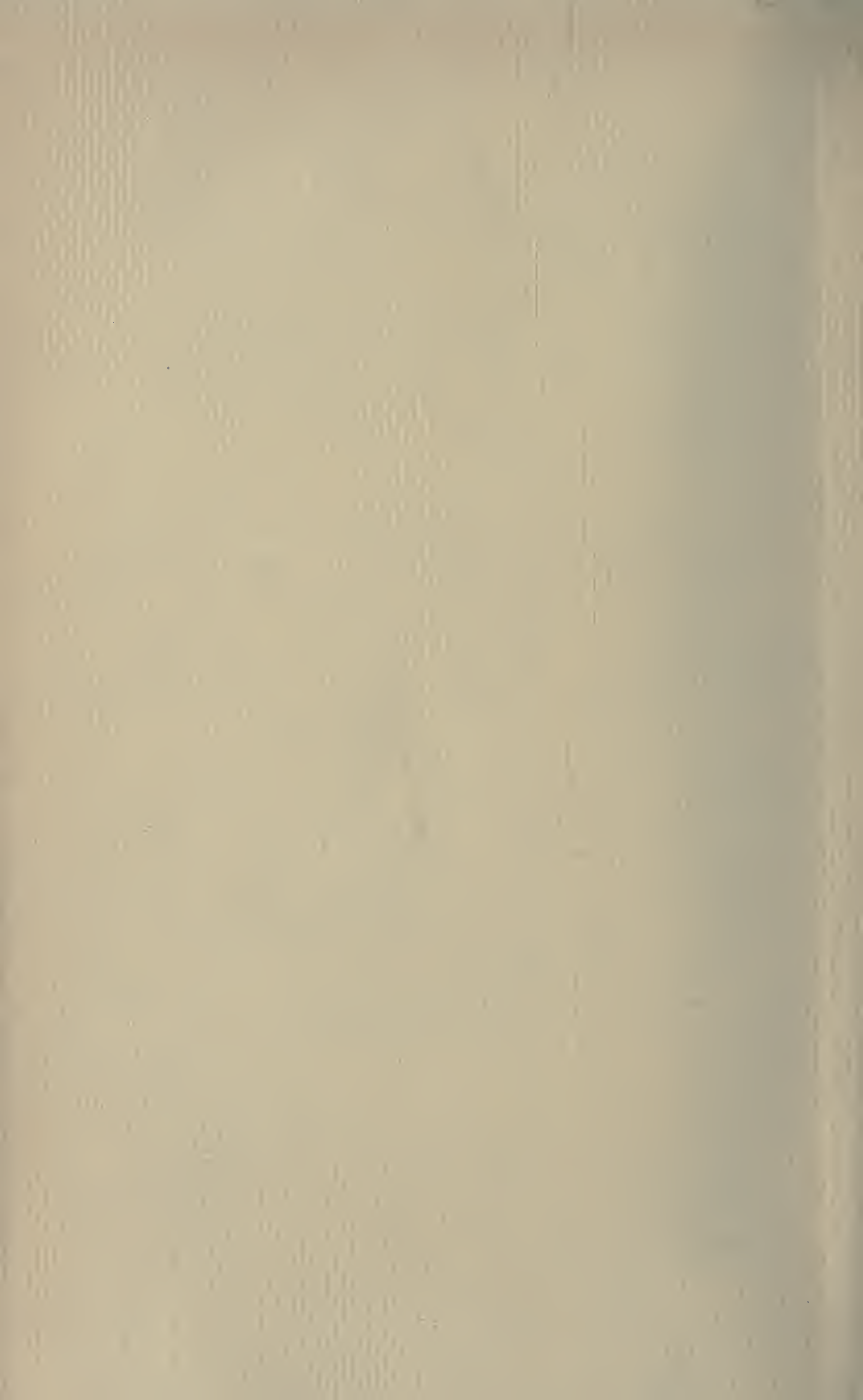


[G]eist / Kultur, Ausbreitung [und] Herkunft der Indogermanen



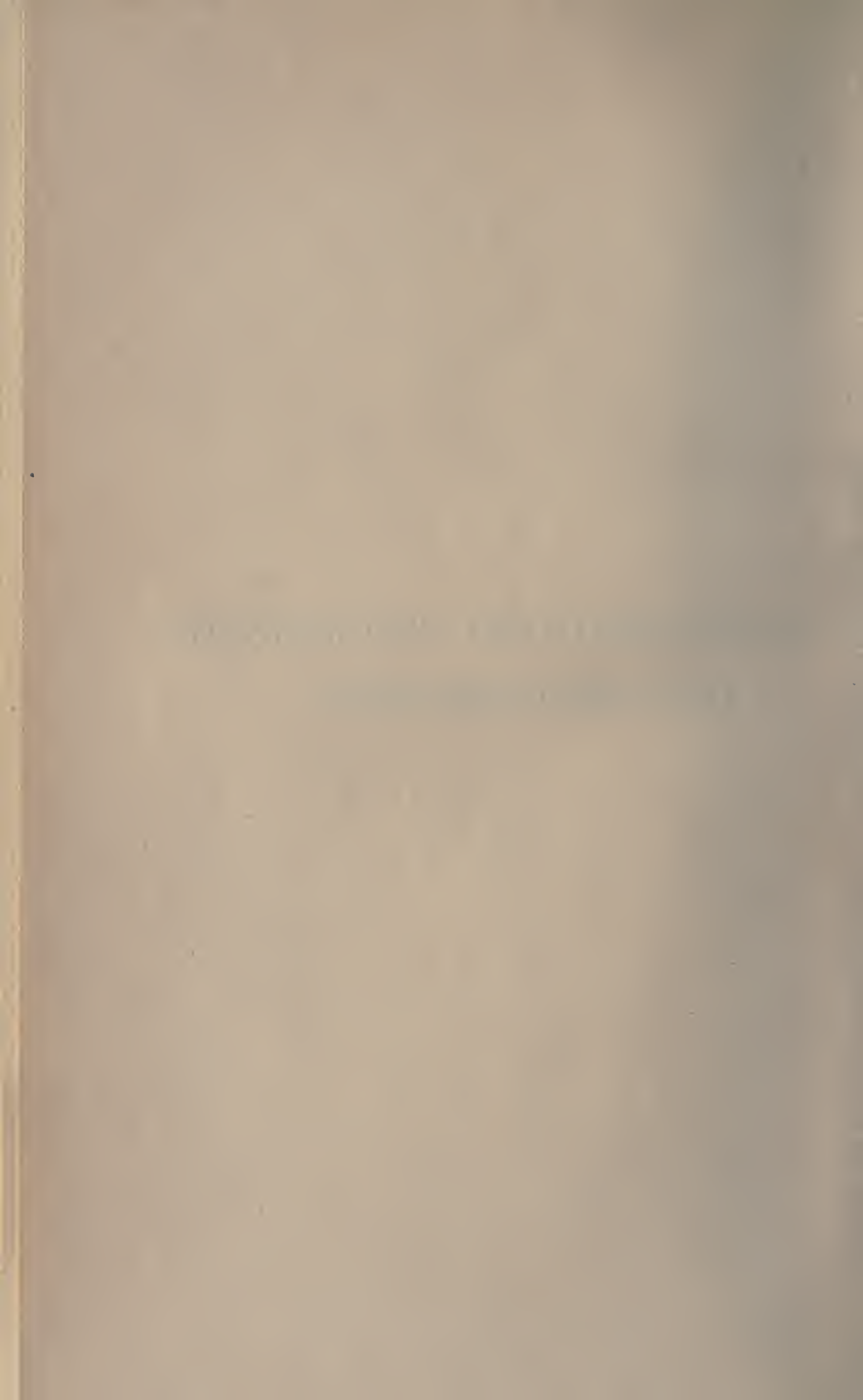
Weidmannsche Buchhandlung Berlin

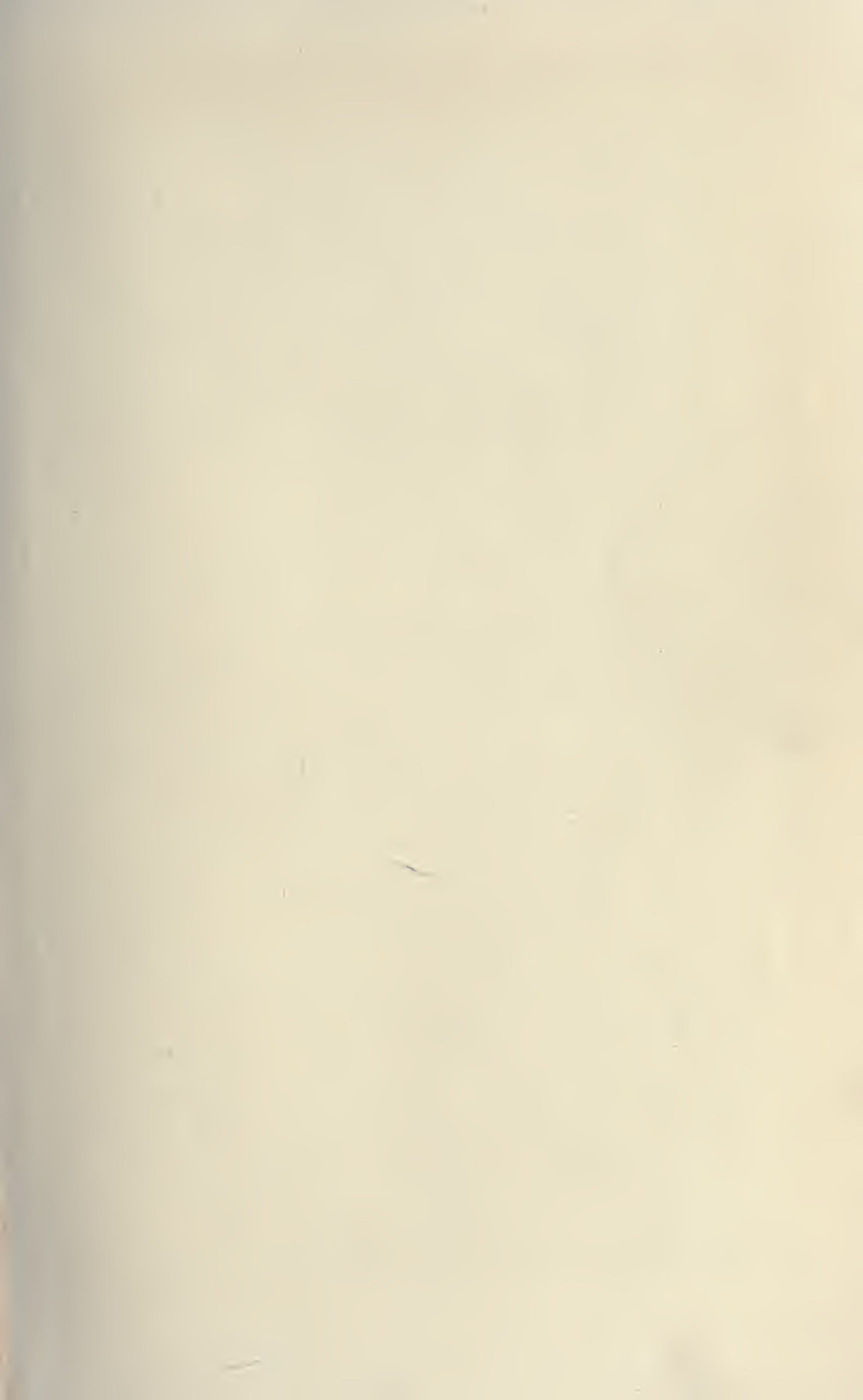






KULTUR, AUSBREITUNG UND HERKUNFT DER INDOGERMANEN.







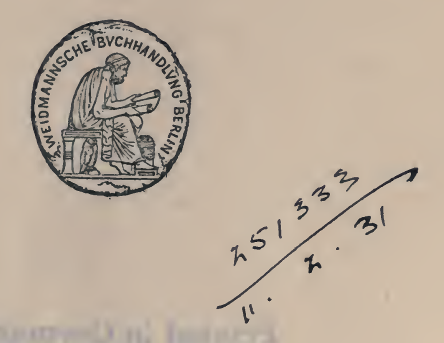
Ausschnitt aus einem Wandgemälde des Tempels IX des Klosters Bäzäklik bei Murtaq in der Oase von Turfan (chines. Turkestan).
Jetzt (mit anderen Funden) im Kgl. Museum für Völkerkunde zu Berlin.
(Links vermutlich indo-skythischer, rechts indisch-ostasiatischer Typus eines Buddha-Anbeters.)

KULTUR
AUSBREITUNG UND HERKUNFT DER
INDOGERMANEN

VON

SIGMUND FEIST

MIT 36 TEXTABBILDUNGEN UND 5 TAFELN



BERLIN
WEIDMANNSCHE BUCHHANDLUNG
1913

Printed in Germany

Vorwort.

Probleme, die ich in einer vor drei Jahren erschienenen kleineren Schrift nur entwickeln und flüchtig streifen konnte, sind in dem vorliegenden Werk ausführlicher behandelt: die Frage nach der Herkunft und Ausbreitung unseres Sprachstammes und die Ermittlung des Kulturstandes seiner Träger, des indogermanischen Urvolks. Die Überflutung Mitteleuropas sowie Vorderasiens durch seine ausschwärmenden Horden geht zwar noch im Dunkel der Vorzeit, aber nicht allzuweit von der Grenze der geschichtlichen Überlieferung vor sich und ragt mit ihren Ausläufern stellenweise in sie hinein. Das indogermanische Stammvolk tritt also in zeitlicher Hinsicht relativ recht spät auf und kann deshalb nicht als eine der Wurzel der Menschheit nahestehende Rasse aufgefaßt werden, wie das so oft geschieht. Daher ist Verwahrung dagegen einzulegen, wenn in gewissen Kreisen von Anthropologen und Prähistorikern immer wieder versucht wird, den Ursprung der Indogermanen bis auf eine der uns erst in vagen Umrissen erscheinenden Rassen der paläolithischen Zeit Südfrankreichs oder die nacheiszeitlichen Bewohner des europäischen Nordens zurückzuführen. Solchen phantastischen Hypothesen stehe ich natürlich ganz ablehnend gegenüber, teile aber andrerseits auch nicht den Skeptizismus mancher Sprachforscher und Sprachphilosophen, denen die Lösung der obengenannten Probleme als aussichtslos erscheint. Am weitesten geht wohl Wilhelm Wundt, wenn er (Völkerpsychologie, I, 2, S. 612) meint: „Alle Annahmen über die primitive Kultur der Indogermanen sind ins Gebiet der wissenschaftlichen Mythenbildung

zu verweisen, und nicht viel anders wird man über die mannigfachen Versuche denken können, die Urheimat dieser Völkerfamilie aufzufinden.“

Es gibt indes einen Mittelweg, den die besonnenen Forscher bisher stets innegehalten haben und der auch in diesem Buche eingeschlagen wird. Es steht uns außer den sprachlichen Tatsachen und vereinzelten dürftigen geschichtlichen und kulturhistorischen Nachrichten aus der Frühzeit der indogerm. Völker kein Mittel zur Verfügung, um in das Dunkel der Urzeit unseres Sprachstammes hineinzuleuchten. Da nun aber der größte Teil der zivilisierten Menschheit an der Aufhellung dieser Urzeit lebhaften Anteil nimmt, so müssen wir eben versuchen, mit den spärlichen Bausteinen, die uns außer der Sprache, Geschichte und Vorgeschichte nahestehende Wissenschaften wie historische Geographie, vergleichende Volkskunde, Ethnographie, vergleichende Rechtsgeschichte usw. liefern, ein der Natur der Sache nach freilich lückenhaftes Gebäude aufzurichten. Ist es auch nur bescheiden, so wird es doch hoffentlich in seinen Fundamenten für verläßlich befunden werden, und der weiteren Forschung muß es überlassen bleiben, das Gebäude zu erhöhen und zu verstärken — oder auch es von Grund aus neu aufzurichten, wenn uns die Zukunft bis jetzt noch unbekannte Quellen der Erkenntnis erschließen sollte, die der Wissenschaft andere Wege als die bisher begangenen zeigen würden.

Mancherlei Unterstützung und Anregung ist mir von verschiedenen Seiten aus geworden, für die ich dankbar bin. Ich nenne die Herren Dr. Hubert Schmidt und Prof. Dr. C. Schuchhardt von der prähistorischen Abteilung des Museums für Völkerkunde zu Berlin; Herr Dr. von Le Coq gab freundlichst die Erlaubnis zum Abdruck des Titelbilds; die Herren Dozent T. E. Karsten, Geheimer Justizrat Prof. Dr. J. Kohler, Prof. Dr. E. Leumann, Prof. Dr. E. Samter u. a. gewährten bereitwilligst Beihilfe auf ihren Spezialgebieten. Ganz besonders verpflichtet bin ich Herrn Prof. Dr. E. Sieg für die uneigennützige Überlassung von noch unveröffentlichtem Material aus dem Tocharischen, das für manche in diesem

Buche behandelte Frage von entscheidendem Wert war. Bei der Anfertigung der Register war mir meine Frau behilflich. Der Verlagsbuchhandlung gebührt Dank für die Ausstattung des Werkes und ihr bereitwilliges Eingehen auf meine Wünsche.

Was ich meinen Vorgängern auf dem Gebiete der indogermanischen Altertumskunde schulde, werden die Kenner des Faches leicht ersehen; die Entscheidung, ob die Forschung durch das vorliegende Werk weiter gefördert worden ist, muß ich ihrem Urteil überlassen.

Berlin N 54, im März 1913.

Der Verfasser.

Abkürzungen.

abulg. (altbulg.) = altbulgarisch
adj. = Adjektiv
adv. = Adverb
äol. = äolisch
afries. = altfriesisch
afrz. = altfranzösisch
ae. (altengl.) = altenglisch
ahd. = althochdeutsch
ai. (altind.) = altindisch
air. (altir.) = altirisch
aisl. (altisl.) = altisländisch
alb. = albanesisch
apers. (altpers.) = altpersisch
apreuß. = altpreußisch
arab. = arabisch
aram. = aramäisch
arm. = armenisch
as. (altsächs.) = altsächsisch
aschwed. = altschwedisch
assyr. = assyrisch
av. = avestisch
bask. = baskisch
čech. = čechisch
corn. = cornisch
cymr. = cymrisch
dial. = dialektisch
dor. = dorisch
engl. = englisch
estn. = estnisch
finn. = finnisch
frz. = französisch
gall. = gallisch
Gdf. = Grundform
germ. = germanisch
got. = gotisch
gr. (griech.) = griechisch
hebr. = hebräisch
hom. = homerisch
idg. (indogerm.) = indogermanisch
inf. = Infinitiv
ion. = ionisch
ir. = irisch
iran. = iranisch
isl. = isländisch
ital. = italisch, italienisch
kelt. = keltisch
kret. = kretisch
krimgot = krimgotisch
kurd. = kurdisch
lapp. = lappisch
lat. = lateinisch

lett.	= lettisch	Prät.	= Präteritum
lit.	= litauisch	russ.	= russisch
md.	= mitteldeutsch	s.	= siehe, Seite
mengl.	= mittelenglisch	serb.	= serbisch
mhd.	= mittelhochdeutsch	slav.	= slavisch
mndl.	= mittelniederländisch	slov.	= slovenisch
mordw.	= mordwinisch	St.	= Stamm
ndd.	= niederdeutsch	sum.	= sumerisch
ndl.	= niederländisch	syrj.	= syrjänisch
nhd.	= neuhochdeutsch	thrak.	= thrakisch
norw.	= norwegisch	toch.	= tocharisch
osk.	= oskisch	tscherem.	= tscheremissisch
oss.	= ossetisch	türk.	= türkisch
ostjak.	= ostjakisch	u.	= und, unter
part.	= Partizip	umbr.	= umbrisch
perf.	= Perfekt	ung.	= ungarisch
pers.	= persisch	urgerm.	= urgermanisch
phryg.	= phrygisch	ved.	= vedisch
poln.	= polnisch	vgl.	= vergleiche
port.	= portugiesisch	wog(ul.).	= wogulisch
präkr.	= präkrit	wotj.	= wotjakisch
Präs.	= Präsens	Wzl.	= Wurzel

Aussprachebezeichnung.

A. Bedeutung der in diesem Buch gebrauchten diakritischen Zeichen:

˛ (z. B. *ą*) bedeutet nasale Aussprache eines Vokals.
¯ (z. B. *ā*) „ lange Qualität eines Vokals.
´ (z. B. *á*) „ Stoßton (Akut).
˜ (z. B. *ã*) „ Schleifton (Zirkumflex).
̥ (z. B. *r̥*) „ silbische Aussprache eines Nasals oder einer Liquida.

_ (z. B. *s̱*) bedeutet palatale Aussprache eines Lautes im Tocharischen
* „ erschlossene (nicht belegte) Form.

B. Bei der Transkription der indischen, iranischen, tocharischen usw. Alphabete gebrauchte Zeichen:

c (*č*) sprich *tsch*.
j (*ǰ*) „ *dj* (*j* = frz. *j*).
ś „ als palatales *s*.
š „ *sch*.
z „ wie frz. *z* (stimmhaftes *s*).
ž „ als frz. *j* (stimmhaftes *š*).
ŋ „ als gutturales *n*.
ñ „ als palatales *n*.
đ (auch *δ*) „ als stimmhaftes engl. *th*.
þ (aus *ϑ*) „ „ stimmloses engl. *th*.
χ (*x*) „ „ stimmlosen gutturalen Spirant.
γ „ „ stimmhaften gutturalen Spirant.
å „ wie *å* im Schwedischen oder engl. *aw*.

C. Altind. *ṭ*, *ṭh*, *ḍ*, *ḍh* sprich als zerebrale Dentale; armenisch und slavisch *c* ist als *ts*, *č* als *tsch* zu sprechen; im Slavischen bedeutet *ъ* soviel wie *ŭ*, *ь* soviel wie *ĭ*; im Litauischen *sz* = *š*, *cz* = *č*, *y* = *ī*, *ů* = *uo*, *ė* = *ie*; im Gotischen ist *ƕ* = *hw*, *q* = *kw*, *aí* = *e*, *aú* = *o*. Bei der Transkription semitischer Wörter bedeutet ʾ den leisen Vokaleinsatz (spiritus lenis), ʿ einen eigenartigen Kehllaut, *q* den *k*-Laut am hinteren Gaumen, der auch im Türkischen vorhanden ist.

Einige Ungleichmäßigkeiten in diesem Buch erklären sich aus der Mannigfaltigkeit der im Gebrauch befindlichen Transkriptionssysteme und sind trotz aller Aufmerksamkeit stehen geblieben. Einzelne Typen fehlten auch in der Druckerei.

Inhalt.

Beigegebene Tafeln.

A.

Die indogermanische Sprachwissenschaft und Altertumskunde.

I. Geschichte der indogermanischen Sprachwissenschaft und der indogermanischen Altertumskunde.

Die indogermanische Altertumskunde ist die jüngere Schwester der indogermanischen Sprachwissenschaft; sie beide sind Kinder des 19. Jahrhunderts. Die indogermanische oder vergleichende Sprachwissenschaft hat zum Gegenstand die Erforschung der Entwicklungsgeschichte der indogermanischen (oder indo-europäischen[1]) Sprachen, nämlich des Indischen, Iranischen, Nordarischen, Tocharischen[2]) und Armenischen in Asien, des Griechischen,

[1]) Beide Benennungen, von denen die erste nur in Deutschland üblich ist, sind ungenau. Solange man das Keltische noch nicht in den Kreis der Forschung einbezogen hatte, bildeten das Indische und das Germanische die Endglieder der Sprachkette, die nach ihnen benannt wurde. Um genau zu sein, müßte man also jetzt „indo-keltische" Sprachen sagen. Ebenso ist der Ausdruck „indo-europäisch" schief, da das Iranische, Nordarische, Tocharische und Armenische dabei zu kurz kommen. Zuweilen hört man noch von dem „arischen" Sprachstamm reden; die Sprachwissenschaft aber versteht unter „arisch" die Epoche der indo-iranischen und nordarischen Sprachgemeinschaft.

[2]) Über das in den letzten Jahren in Manuskripten des 8.—9. Jhdts. n. Chr. aus Ostturkestan entdeckte Nordarische und Tocharische, deren Erforschung erst in den Anfängen liegt, ist Näheres im Abschnitt XVIII zu finden. Die beiden Varietäten, in denen uns das letztgenannte zentralasiatische Idiom entgegentritt, werden im folgenden als toch. A und toch. B unterschieden.

Albanesischen, Italischen (Lateinischen), Keltischen, Germanischen, Litauischen (Lettischen, Preußischen) und Slavischen in Europa. Außer den älteren Sprachstufen, die zum Teil noch weit in das erste vorchristliche Jahrtausend zurückreichen (aus der frühesten Zeit bekannt ist das Altindische, ihm steht an Alter zunächst das Griechische, jünger sind das Altpersische und das Lateinische in der uns bekannten Gestalt, die übrigen Sprachen sind erst aus der Zeit n. Chr. Geburt überliefert), gehören natürlich auch die Tochtersprachen der genannten Gruppen, also insbesondere die neuindischen Idiome, das Neupersische, das Neugriechische, die romanischen Sprachen usw. in diesen Kreis. Insgesamt überschauen wir einen dreitausendjährigen Zeitraum in der geschichtlichen Entwicklung des indogerm. Sprachstammes. (Näheres über die indogermanischen Einzelsprachen s. im Abschnitt XVIII).

Der Aufbau der indogermanischen Sprachwissenschaft ist erst ermöglicht worden durch die gegen das Ende des 18. Jahrhunderts der europäischen Gelehrtenwelt vermittelte Bekanntschaft mit der alten heiligen Sprache der Inder, dem Sanskrit. Der französische Jesuit Cœurdoux wies 1767 zuerst auf dessen Verwandtschaft mit den europäischen Sprachen in einer Mitteilung an die Académie des Inscriptions zu Paris hin; 1786 hielt der Engländer William Jones einen Vortrag darüber in der Calcutta Society. Einige Jahre später (1798) schrieb der deutsche Jesuit Paulinus a Sancto Bartholomaeo eine Abhandlung über den gleichen Gegenstand. Auf diese Anregungen und Mitteilungen sowie auf die bereits vorhandenen Grammatiken und Wörterbücher der indischen Sprache sich stützend, konnten deutsche Gelehrte wie Johann Christoph Adelung in seinem „Mithridates oder allgemeine Sprachkunde“ (1806—1816) und Friedrich Schlegel in seinem Buche „Über die Sprache und Weisheit der Inder“ (1808) schon ganz bestimmte Theorien über die Herkunft der mit der indischen Sprache verwandten europäischen Sprachen aufstellen. Letzterer läßt diese direkt von der indischen Sprache abstammen, die in fernster Vorzeit durch Kolonisten nach Europa gebracht worden sei; Adelung

dagegen sieht die europäischen Sprachen samt der indischen und persischen Sprache als aus einer gemeinsamen Quelle geschöpft an, deren Urheimat in Mittelasien zu suchen sei. Somit war dieser dem wahren Sachverhalt schon wesentlich näher gekommen. Doch hatte er noch nicht die richtige Vorstellung der engen indogermanischen Sprachverwandtschaft erfaßt, da er außer dem Sanskrit noch Hebräisch, Syrisch, Türkisch usw. zum Vergleich heranzog.

Das Verdienst, die indogermanische Sprachwissenschaft auf eine feste wissenschaftliche Basis gestellt und mit dem ersten Wurf ihre dauernde Grundlage geschaffen zu haben, gebührt dem Sprachforscher Franz Bopp, geboren 1791 zu Mainz, gestorben als Professor der vergleichenden Sprachwissenschaft zu Berlin 1867. Sein erstes Werk „Über das Konjugationssystem der Sanskritsprache in Vergleichung mit jenem der griechischen, lateinischen, persischen und germanischen Sprache“ erschien 1816, und darin wies er mit genialem Scharfblick die Identität der Verbalflexion in den genannten Sprachen nach. Freilich war er in einem verhängnisvollen Irrtum befangen. Er glaubte in den Formen der erschlossenen indogermanischen Grundsprache den Urzustand ermittelt zu haben oder wenigstens aus ihnen ermitteln zu können. Heute wird sich kein Sprachforscher mehr diesem Wahn hingeben; wir sind wohl in der Lage, die Hauptzüge jener Grundsprache mehr oder minder sicher festzustellen, auch ihre weitere Entwicklung in den indogermanischen Sondersprachen darzulegen, aber bis zur Urzeit der Sprachschöpfung können wir nicht zurückgelangen. Ich betone die Erkenntnis dieser Einsicht ganz besonders, da jener verhängnisvolle Irrtum auch für die Entwicklung der indogermanischen Altertumskunde nicht ohne Folgen blieb. Dem Ausbau des neugeschaffenen Fundamentes dienten die weiteren Werke Franz Bopps, insbesondere die „Vergleichende Grammatik des Sanskrit, Ṣend, Armenischen, Griechischen, Lateinischen, Litauischen, Altslawischen, Gotischen und Deutschen“, die in erster Ausgabe von 1833—1849 und in zweiter Auflage von 1857—1861 vollendet wurde. Die dritte Auflage wurde 1864

begonnen, aber erst 1871 nach Bopps Tode von Albert Kuhn und Ernst Siecke zu Ende geführt. Von allen indogermanischen Sprachen, abgesehen von den jetzt erst bekannt gewordenen Sprachen (s. S. 1, Anm. 2) fehlten also nur noch das Keltische und Albanesische in Bopps Darlegungen. Indes erhalten diese beiden Gruppen weit mehr Licht von der vergleichenden Grammatik als sie ihr spenden, so daß ihr Fehlen das Endergebnis kaum beeinflussen konnte.

Neben Franz Bopp hatte der dänische Gelehrte R. K. Rask die ursprüngliche Verwandtschaft der europäischen Sprachgruppe erwiesen und zugleich die sogenannte Lautverschiebung als charakteristisches Kennzeichen der germanischen Sprachen gefunden. Fast gleichzeitig mit ihm hatte Jacob Grimm (1785—1863) in seiner „Deutschen Grammatik" (begonnen 1819, zu Ende geführt 1837) die Regeln der Lautverschiebung genauer bestimmt und eine indogermanische Sprache, das Deutsche, durch ihre zeitlich aufeinander folgenden Stufen (Althochdeutsch, Mittelhochdeutsch, Neuhochdeutsch) und im Vergleich mit den nächstverwandten germanischen Mundarten (Gotisch, Nordisch, Englisch, Friesisch, Niederdeutsch) verfolgt und damit neben Bopps weitausgreifende Arbeit ein Werk eindringenden Fleißes auf einem Einzelgebiet gestellt. Seine „Geschichte der deutschen Sprache" (erste Aufl. 1848) dagegen beschränkt sich nicht auf ihr eigentliches Thema, sondern stellt daneben Betrachtungen an über das indogermanische Altertum, verschollene indogermanische Stämme (Thraker, Geten und Skythen) und behandelt eingehend die Urverwandtschaft der indogermanischen Sprachen und die Lautgestalt der Grundsprache. Zwei Forscher, F. A. Pott und Th. Benfey, bearbeiteten um dieselbe Zeit ein weiteres Gebiet der Sprachwissenschaft, die Etymologie. Durch die Vergleichung bedeutungsgleicher oder bedeutungsverwandter Wörter der Einzelsprachen suchten sie die Urform und Urbedeutung eines Wortes zu ermitteln und zugleich feste Gesetze für den Lautwandel in den verschiedenen Sprachgruppen und den aufeinander folgenden Zeitstufen zu gewinnen. Pott schrieb 1833 und 1836 die zwei Bände seiner „Ety-

mologischen Forschungen", Benfey von 1839—1842 sein „Griechisches Wurzellexikon". Gerade dieser Zweig der Sprachforschung ist für den Ausbau der indogermanischen Altertumskunde am wichtigsten geworden. Denn da uns die in die indogermanische Zeit zurückreichenden Realien (Werkzeuge, Waffen, Tongefäße, Knochenreste usw.) naturgemäß fehlen[1]), so sind wir bei der Ermittlung des Kulturzustandes des Urvolks in der Hauptsache auf sprachliche Gleichungen angewiesen, wie wir noch sehen werden. Daneben spielen die bei Völkern indogermanischer Zunge mit primitiveren Lebensverhältnissen (z. B. den Slaven) noch erhaltenen Sitten oder Gebrauchsgegenstände nur eine sehr sekundäre Rolle (siehe Weiteres darüber in den Abschnitten V, XI u. a.).

Die folgende Generation der Sprachforscher widmete sich dem weiteren Ausbau der von Bopp und seinen Zeitgenossen geschaffenen Grundlage; unter ihnen ragt besonders August Schleicher hervor (1821—1868). Er stellte bestimmtere Gesetze für den Lautwandel auf, zog neben der Schriftsprache auch die lebenden Mundarten heran und versuchte zuerst, gestützt auf seine schärfere Formulierung der Lautgesetze, die Rekonstruktion der Wortformen der indogermanischen Grundsprache. Diesem Unternehmen ist sein Hauptwerk gewidmet: „Kompendium der vergleichenden Grammatik der indogermanischen Sprachen", das in erster Auflage 1861 und in dritter (1868), sowie in vierter Auflage (1876) nach des Verfassers Tode erschien. Die letzte ist von seinen Schülern Johannes Schmidt und A. Leskien besorgt. Auch Schleichers „Deutsche Sprache" (erste Auflage 1859, die folgenden sowie die fünfte Auflage 1888 von Johannes Schmidt besorgt) verdient wegen ihrer über das eigentliche Thema hinausgreifenden Gesichtspunkte hier erwähnt zu werden. Schleicher spricht darin von den Ursitzen und Wanderungen

---

[1]) Erst wenn die Lokalisierung der sogenannten Urheimat einmal gelungen sein sollte, könnte man die in der betreffenden Gegend ausgegrabenen Skelette, Geräte, Gefäße usw. als dem indogermanischen Urvolk angehörig ansehen, soweit sie in das Ende der Steinzeit und die beginnende Metallzeit fallen (siehe darüber Abschnitt IV).

der Indogermanen, dem Aussehen der Grundsprache, ihren unterscheidenden Merkmalen von den semitischen Sprachen usw. Heute muß sein Standpunkt, der in der Sprachentwicklung einen immer weitergehenden Verfall sah, ebenso wie viele seiner Aufstellungen als veraltet angesehen werden. Unter den zeitgenössischen Sprachforschern ist vor allem Karl Brugmann (geb. 1849) zu nennen, der mit den bereits verstorbenen Hermann Osthoff und Heinrich Hübschmann die sogenannte junggrammatische Schule begründete. Sie stellte das Prinzip der Ausnahmslosigkeit der Lautgesetze auf, d. h. sie vertritt den Standpunkt: wenn eine Lautveränderung eintritt, so ergreift sie restlos den entsprechenden Laut oder Lautkomplex in allen Wortformen einer Sprache, soweit ihre Wirkung nicht durch Analogiebildung nach dem Muster einer assoziativen Wortform durchkreuzt wird. Eine weitere wichtige Erkenntnis, die wir in erster Linie Brugmann zuschreiben müssen, ist der Nachweis der Vokaldreiheit *a*, *e*, *o* für die Ursprache, während man vorher das ihnen gegenüberstehende einheitliche *a* des Arischen (Indischen und Iranischen) für das Ursprüngliche hielt. Einem italienischen Gelehrten G. I. Ascoli (1829—1903) verdanken wir neben August Fick die Auffindung der doppelten indogermanischen Gutturalreihen, der am vorderen Gaumen artikulierten palatalen *K*-Laute und der am hinteren Gaumen artikulierten velaren *K*-Laute. Diese Unterscheidung ist von großer Wichtigkeit für die Einteilung der indogermanischen Völker in eine östliche (Satem-Völker) und eine westliche (Kentum-Völker) Gruppe (siehe Näheres darüber im Abschnitt XIX). Das grundlegende Werk für die Einsicht in das Wesen des indogermanischen Ablauts d. h. des regelmäßigen Wechsels bestimmter Vokale in Stamm- und Endungssilben schrieb Ferdinand de Saussure: Mémoire sur le système primitif des voyelles dans les langues indoeuropéennes (1879).

Alle bis jetzt errungenen Ergebnisse sind zusammengefaßt in der „Vergleichenden Grammatik der indogermanischen Sprachen“ von Karl Brugmann, in der auch zum erstenmal die vergleichende indogermanische Syntax von Berthold

Delbrück bearbeitet wurde (erste Auflage in fünf Bänden von 1886 bis 1900, die zweite Auflage ist seit 1897 im Erscheinen begriffen, bis jetzt erster Band und zweiter Band, erster und zweiter Teil). Dieses monumentale Werk wird für lange Zeit ein unentbehrliches Rüstzeug aller Sprachforscher bilden. In kürzerer Fassung finden wir dessen Inhalt wieder in der „Kurzen vergleichenden Grammatik der indogermanischen Sprachen“ desselben Verfassers (1904). Zu nennen ist noch die von dem französischen Linguisten A. Meillet verfaßte und in vielen Punkten selbständige „Introduction à l'étude comparative des langues indo-européennes“ (1903), wovon die zweite Auflage in einer deutschen Übersetzung von Wilhelm Printz vorliegt: „Einführung in die vergleichende Grammatik der indogermanischen Sprachen“ (1909). Meillet verdanken wir auch die erste eindringende Arbeit über die Dialekte der indogermanischen Ursprache: „Les dialectes indoeuropéens“ (1908), ein Werk, das für die indogermanische Altertumskunde von hoher Wichtigkeit ist. Auf die äußerst fruchtbare Arbeit hervorragender Gelehrter in den Einzelgebieten, insbesondere in dem Altindischen, Altiranischen, Armenischen, Griechischen, Albanesischen, Slavischen und Keltischen, können wir hier nicht näher eingehen.

Es ist klar, daß auch die etymologische Forschung von den neuen Ergebnissen und der veränderten Richtung der Sprachwissenschaft beeinflußt werden mußte. Dieser Einfluß macht sich bemerkbar in den verschiedenen Auflagen des „Vergleichenden Wörterbuches der indogermanischen Sprachen“ von August Fick (erste Auflage 1868, die vierte Auflage 1891—1909 ist noch unvollendet, bis jetzt liegen drei Bände vor). Als Etymologe der älteren Schule ist noch Georg Curtius (1820—1885) zu nennen, dessen „Grundzüge der griechischen Etymologie“ gleichfalls viele Auflagen erlebten. Die Junggrammatiker dagegen hatten fast keine zusammenfassenden Leistungen auf diesem Gebiet aufzuweisen, das erst in letzter Zeit auch von der jüngeren Generation gepflegt wird. Die zu verschiedenen Zeiten wechselnden etymologischen Aufstellungen spiegeln sich in den Darstellungen der indo-

germanischen Altertumskunde wider, deren Aufbau, wie schon bemerkt, ja wesentlich auf etymologischen Gleichungen beruht. Ihren Entwicklungsgang zu verfolgen, ist eine weitere Aufgabe, die in diesem Abschnitt an uns herantritt.

Der erste Gelehrte, der in systematischer Weise und auf zuverlässiges etymologisches Material gestützt den Versuch machte, ein Kulturbild der ältesten indogermanischen Zeit zu geben, war A. Kuhn in dem Programmaufsatz: „Zur ältesten Geschichte der indogermanischen Völker", Berliner Realgymnasium, Ostern 1845. Kuhn spricht darin dem indogermanischen Stammvolk bereits ein reichgegliedertes Familienleben, eine gewisse staatliche Ordnung, die Bekanntschaft mit den meisten Haustieren und die Kenntnis des Ackerbaus zu. Bald darauf erschien Grimms schon erwähnte „Geschichte der deutschen Sprache" (1848), deren erste elf Kapitel der Darstellung der Kultur der Indogermanen, ihrer Einwanderung nach Europa und den Verwandtschaftsverhältnissen der verschiedenen Völker gewidmet sind. Das erste Werk indes, das sich ausschließlich mit der indogermanischen Altertumskunde in ausführlicher Darstellung befaßte, ist von dem Genfer Adolphe Pictet geschrieben: „Les Origines indo-européennes ou les Aryas primitifs, essai de paléontologie linguistique", 1859—1863. Das Bild, das er von der Heimat, der Rasse, der Naturkenntnis, der Kultur, den sozialen Zuständen und dem geistigen Leben des Urvolkes entwirft, ist freilich nicht genau, da er von unbewiesenen Voraussetzungen ausgeht (Urheimat in Baktrien) und sich auf ganz unmögliche etymologische Gleichungen stützt. Seine Aufstellungen fanden vielfachen Widerspruch von seiten deutscher Gelehrter, insbesondere schränkte Schleicher in seinem bereits genannten Buch „Die deutsche Sprache" (1859) die Ausführungen Pictets wesentlich ein, indem er vor allem auf die Möglichkeit der Entlehnung der Kulturwörter von einem Volk zum anderen hinwies. Ebenso zeigte er, daß das Fehlen mancher Begriffe in den indogermanischen Sprachen kein Beweis für die Unbekanntschaft mit der Sache in der Urzeit sei, da viele Wörter ja im Laufe der Zeit verloren gegangen sein können. Aller-

dings sind seine Ansichten beeinflußt von seiner Stammbaumtheorie (siehe darüber Abschnitt XIX), derzufolge er einen asiatisch-südeuropäischen und einen nordeuropäischen Zweig unterschied, eine Teilung, die sich heute nicht mehr aufrecht erhalten läßt.

Von großer Bedeutung für die indogermanische Altertumskunde wurde das inhaltsreiche Werk von Viktor Hehn „Kulturpflanzen und Haustiere in ihrem Übergang von Asien nach Griechenland und Italien sowie in das übrige Europa“ (1. Aufl. 1870), obwohl es sich ein anderes Ziel steckt. Es war aber unvermeidlich, darin auf den Kulturzustand derjenigen indogermanischen Völker einzugehen, die die Kulturprodukte asiatischer Herkunft übernahmen. Hehns bleibendes Verdienst in linguistischer Hinsicht ist, die Möglichkeit der Übertragung vorhandener Wörter auf neue Kulturbegriffe betont zu haben, so daß aus dem Vorhandensein einer ursprachlichen Gleichung noch nicht zu folgern ist, das Urvolk habe dieselbe Sache damit bezeichnet wie spätere Sprachperioden. Die Gleichung altind. *áśvas*, griech. *ἵππος*, lat. *equus*, air. *ech*, altengl. *eoh* „Pferd“ beweise noch lange nicht, daß die Indogermanen unser heutiges gezähmtes Pferd gekannt haben. Sie hätten damit eher das wilde Pferd benannt; das Wort sei geblieben, aber die Sache habe sich gewandelt. Die auf ausgedehnter historisch-philologischer, naturwissenschaftlicher und linguistischer Basis beruhenden Ausführungen von Hehn fanden lebhaften Anklang und blieben in der Folge nicht ohne Einfluß auf die Methode der indogermanischen Altertumskunde [1]).

Die nächsten Werke freilich, die wir hier zu erwähnen haben, bewegen sich wieder ausschließlich auf sprachlichem Gebiet: Johannes Schmidts Buch „Die Verwandtschaftsverhältnisse der indogermanischen Sprachen“ (1872), in dem der Verfasser für die Ausbreitung der indogermanischen Stämme über ihr späteres Gebiet die sog. Wellentheorie auf-

---

[1]) Die neueste 8. Aufl. herausgeg. von O. Schrader erschien 1912. Vgl. dazu dessen kleine Schrift: Die Anschauungen V. Hehns von der Herkunft unserer Kulturpflanzen und Haustiere im Lichte neuerer Forschung. Berlin 1912.

stellt (vgl. Abschnitt XIX, wo Näheres hierüber zu finden ist), und „Die ehemalige Spracheinheit der Indogermanen Europas, eine sprachgeschichtliche Untersuchung“ von August Fick (1873). Darin weist dieser Gelehrte in ausführlicher Erörterung und mit reichem Material zunächst die Verbreitung der beiden ursprachlichen Gutturalreihen (siehe Näheres im Abschnitt III) in den europäischen Sprachen nach und erörtert die Stellung der letzteren zur asiatischen Gruppe, charakterisiert dann die besondere lautliche Entwicklung der europäischen Sprachen und sammelt ihren gemeinsamen Wortschatz. Auf Grund des gesamten Materials entwirft er ein Bild der Kultur des Urvolks und ihrer Bereicherung bei der von ihm angenommenen späteren europäischen Völkereinheit. Fick gegenüber steht das zeitlich folgende Werk von Otto Schrader: „Sprachvergleichung und Urgeschichte“ (erste Auflage 1883, dritte Auflage 1907) auf einer viel breiteren Basis. Schrader stützt sich nicht allein auf die Linguistik, sondern verwertet auch Hehns Forschungen in weitgehendster Weise und zieht als neuen Wissenszweig die Prähistorie zu Rat, obwohl er ihr nur einen geringen Raum in seiner Darstellung zuweist. Man kann sagen, daß Schrader über 20 Jahre das Gebiet der indogermanischen Altertumskunde für weitere Kreise fast allein vertreten hat, da die vielfach zerstreuten kleineren Aufsätze anderer Gelehrter für jene nicht in Betracht kommen. Die neueste Auflage seines Werkes arbeitet mit einem etymologisch weit sorgfältiger ausgesuchten Material und nimmt auch Stellung zu der Frage nach der Urheimat, die nach Schrader mit größter Wahrscheinlichkeit in Südrußland zu suchen sei. Zustatten kam Schrader bei der dritten Auflage sein 1901 erschienenes „Reallexikon der indogermanischen Altertumskunde“, in dem die Grundbegriffe dieses Wissenszweigs in lexikalischer Form aufgezählt und sprachlich sowie sachlich eingehend erörtert werden[1]). Wenn er auch manche seiner früheren Behauptungen in der letzten Auflage seines Werkes „Sprachvergleichung und Urgeschichte“

---

[1]) Von diesem Werk ist eine neue Auflage in Vorbereitung.

modifiziert hat, so hält er doch an seiner Grundauffassung im Sinne Hehns fest, daß die Kultur der Indogermanen keine sehr hohe gewesen sein könne und jedenfalls dem Orient ihre größte Bereicherung zu verdanken habe. Mit Entschiedenheit wendet er sich auch gegen die Forscher, denen Indogermanen und Germanen ursprünglich identisch sind.

Schrader fand beim ersten Erscheinen seines Buches vielseitigen Beifall, doch auch Widerspruch, am schärfsten z. B. in der Schrift von P. v. Bradke „Über Methode und Ergebnisse der arischen (indogermanischen) Altertumswissenschaft" (1890), der sich unter anderem dafür ausspricht, daß wenigstens den östlich und südlich wohnenden Indogermanen bereits eine Anzahl Metalle, wie Silber, teilweise auch das Gold bekannt gewesen sei. Ganz neuerdings hat O. Schrader seine Ansichten in einem für weitere Kreise berechneten Werkchen: „Die Indogermanen" 1911 auseinandergesetzt. Hier hat er seinen früheren Standpunkt in manchen Fragen wiederum geändert, z. B. wenn er sich über die Lage der Urheimat nunmehr mit noch größerer Reserve äußert. Andererseits bringt er darin mancherlei neue Ergebnisse aus seinen volkskundlichen Studien, besonders bei den slavischen Völkern. Auch Paul Kretschmer in der „Einleitung in die Geschichte der griechischen Sprache" (1896) nimmt Schraders Aufstellungen gegenüber in den einleitenden Kapiteln zumeist einen skeptischen Standpunkt ein. Wenn z. B. eine Gleichung altind. *yugám*, griech. *ζυγόν*, lat. *jugum*, got. *juk*, altbulg. *igo*, lit. *jùngas* „Joch" bestehe, so folge daraus weiter nichts, als daß sich einmal von einem unbekannten Ausgangspunkt aus das Wort **jugóm*, vermutlich mit dem Gegenstand selbst, über das ganze indogermanische Sprachgebiet verbreitet habe; über die ethnischen Verhältnisse, unter denen dies geschah sage die Gleichung nicht das geringste aus. Kretschmer erinnert daran, daß sich in derselben Weise in historischer Zeit die indische Bezeichnung des Pfeffers *(pippalī́, *pipparī)* durch Vermittlung der Griechen (4. Jahrhundert v. Chr.) zu den Römern, von da zu den Germanen, Slaven und Balten verbreitet habe. Doch geht Kretschmer in seiner Ablehnung

kulturhistorischer Schlüsse aus dem Wortvorrat der indogermanischen Ursprache zu weit. Es kann uns für diesen Zweck ganz gleichgiltig sein, von wo ein Kulturwort seinen Ursprung genommen hat — wir wollen ja keine Entwicklungsgeschichte der Ursprache entwerfen —, wenn es nur in der Grundsprache vorhanden war und die Bekanntschaft des Urvolks mit dem Gegenstand beweist.

Trotz mancher Einwände gegen Schraders Ansichten erschienen neben seinem Werk keine zusammenfassenden wissenschaftlichen Darstellungen bis auf das sehr umfängliche Buch des italienischen Gelehrten E. de Michelis, „L'origine degli Indo-Europei", das 1903 veröffentlicht wurde. Hier werden alle Probleme linguistischer, anthropologischer, archäologischer Art usw. aufs gründlichste in breiter Darstellung erörtert. Der Verfasser gelangt zum Schlusse, daß die brachykephale (kurzköpfige) Rasse Mitteleuropas der Träger des Indogermanentums war und daß die Ursitze an der unteren Donau bis zum Dnjeper hin zu suchen seien. Einen ganz anderen Standpunkt vertritt das nunmehr zu erwähnende Buch von Hermann Hirt, „Die Indogermanen. Ihre Verbreitung, ihre Urheimat und ihre Kultur" (2 Bände, 1905—1907). Besonders dankenswert ist, daß Hirt in seinem Werk zunächst einen Überblick über die uns erhaltenen Nachrichten und Spuren der vorindogermanischen Bevölkerung Europas gibt. Auch die heute verschwundenen indogermanischen Stämme und Sprachen (Thraker, Phryger, Makedonen und Illyrier) werden berücksichtigt, wie es bereits A. Fick und P. Kretschmer in ihren schon erwähnten Werken getan hatten. Die Urheimat verlegt Hirt in die nordostdeutsche Tiefebene oder an einer anderen Stelle seines Buches nach Nordeuropa in ein Gebiet, dessen Mittellinie die Weichsel darstellt. Auf dieser Annahme beruht es, wenn Hirt ein Bild der Kultur des Urvolks nach den in Sophus Müllers „Nordischer Altertumskunde" enthaltenen Ergebnissen der vorgeschichtlichen Forschung in Nordeuropa entwirft und die sprachlichen Hilfsmittel nur ergänzend hinzutreten läßt, abgesehen von Abschnitten, wie „Gesellschaft" und „Geistige Kultur", die sich

naturgemäß fast nur auf sprachliche Gleichungen stützen können. Aber sobald wir die Voraussetzung, die Lage der Ursitze in Nordeuropa, nicht zugeben, fällt Hirts Aufbau der indogermanischen Kultur zum großen Teil in sich zusammen. Unter den Beweisen, auf die sich Hirt bei seiner Annahme stützt, spielt, wie in dem Werke von Johannes Hoops „Waldbäume und Kulturpflanzen im germanischen Altertum" (1905), das sog. Buchenargument eine große Rolle. Der letztgenannte Gelehrte verlegt nämlich die Urheimat der Indogermanen in die Gebiete westlich von einer Linie Königsberg—Odessa, da die Buche östlich von dieser Linie nicht mehr vorkomme. Dieser Baum werde durch die Gleichung lat. *fāgus*, ahd. *buohha* „Buche", griech. *φηγός* „Speiseeiche", kurd. *būz* „Ulme" als den Indogermanen bekannt erwiesen. Da ferner die Buche in Nordeuropa frühestens zur Bronzezeit ihren Einzug gehalten habe, so kämen Dänemark und Schweden nicht in Betracht. Nach Ausweis der sprachlichen Gleichungen hätten die Indogermanen ferner von den Getreidearten nur Weizen, Gerste, Hirse gekannt; eine so beschränkte Zahl Kulturpflanzen komme am Ende der Steinzeit aber nur in Norddeutschland vor, das Alpenvorland kenne schon weit mehr (Apfel, Flachs, Mohn, Erbse). Da die Gerste das Hauptgetreide war, so seien die Ursitze in einem Lande mit kurzen Sommern zu suchen. Alle diese Gründe sprächen für Norddeutschland als Urheimat. Hoops' Argumente sind indes nicht stichhaltig (vgl. Abschnitt IX), und selbst der vieldurchwühlte Boden Europas bringt uns immer noch Überraschungen in der Kunde von der Vorzeit, welche die bisherigen Aufstellungen über den Haufen werfen.

Wenn Hoops die sprachlichen Gleichungen in seinem Buche noch eine gewisse Rolle spielen läßt, so treten sie bei den nunmehr zu erwähnenden Schriften der Anthropologen und Prähistoriker, die sich mit der Indogermanenfrage befaßt haben, ganz in den Hintergrund. Nur kurz genannt seien Schriften, die sich vorwiegend mit der Rasse des vorausgesetzten indogermanischen Stammvolks beschäftigen. Theodor Pösche, „die Arier, ein Beitrag zur historischen Anthro-

pologie“ (1878). Er spricht die Indogermanen als großgewachsene, blonde Rasse an, die sich in den vom Dnjepr durchflossenen Rokitnosümpfen Südwestrußlands ausgebildet habe. Dieselbe Rasse läßt Karl Penka in mehreren Werken: „Origines Ariacae“ (1883), „die Herkunft der Arier“ (1886), „die Entstehung der neolithischen Kultur Europas“ (1907) u. a. aus Südschweden herkommen und legt ihr als weiteres Kennzeichen die längliche Form des Schädels (Dolichokephalie = Langschädligkeit) bei. Ähnlich urteilt Ludwig Wilser in „Herkunft und Urgeschichte der Arier“ (1899) und „Stammbaum der indogermanischen Völker und Sprachen“ (1907), während Ch. de Ujfalvy, „Le berceau des Aryas d'après les ouvrages récents“ (1884) und G. Sergi, „Gli Arii in Europa e in Asia“ (1903) die Indogermanen für ein Mischvolk aus einer dolichokephalen (d. h. langschädligen), hochgewachsenen und blonden Rasse und einer rundschädligen, kleineren und dunkleren Rasse ansehen. Der Zwiespalt unter den anthropologischen Forschern in der Rassenfrage beweist, daß diese mit unsern wissenschaftlichen Hilfsmitteln vorerst wenigstens nicht lösbar ist, oder daß es überhaupt keine ausgesprochene indogermanische Rasse, sondern nur eine Sprachgemeinschaft gab, deren Träger bereits ein Mischvolk waren.

Von den Prähistorikern ist als erster Ludwig Lindenschmidt zu nennen, der sich bereits im Jahre 1860 in der Einleitung zu seinem „Handbuch der deutschen Altertumskunde I“ über die Indogermanenfrage äußerte. Er sucht den körperlichen Typus des indogermanischen Urvolks in Europa und ist der Ansicht, der Wortschatz der Ursprache trage keinen ausgesprochen „orientalischen“ Charakter. Die Hauptrichtung der Wanderzüge der Indogermanen gehe nach Osten und Süden, nicht nach Westen. Die mächtigsten, ältesten und am tiefsten gehenden Wurzeln des gemeinsamen Stammes seien also im westlichen Weltteil zu suchen. Doch erst in den neunziger Jahren des vorigen Jahrhunderts wird ein Versuch gemacht, die Methoden der prähistorischen Forschung auch dem Indogermanenproblem dienstbar zu machen. Es geschieht dies in dem Buche von Matthäus Much, „Die

Kupferzeit in Europa und ihr Verhältnis zur Kultur der Indogermanen" (1890, 2. Auflage 1893). Nachdem der Verfasser in 7 Abschnitten die Verbreitung der Funde von Geräten aus reinem Kupfer über ganz Europa, den vorderen Orient und Ägypten nachgewiesen und die archäologische Stellung der Kupferfunde (ans Ende der Steinzeit) präzisiert, auch einiges über die Gewinnung und Bearbeitung des Kupfers beigebracht hat, geht er im 8. und 9. Abschnitt: „Kultur und Rasse der mitteleuropäischen Steinzeitvölker" und „Prüfung der archäologischen Tatsachen durch die vergleichende Sprachforschung" auf die Fragen ein, die uns hier interessieren. Er glaubt, die geometrische Dekorationsweise der Gefäße, insbesondere die Spirale, die Sitte der Leichenverbrennung, die festen Grabbauten, das dauernd gebaute Haus, den ausgebildeten Ackerbau der mittel- und nordeuropäischen Bevölkerung in der ausgehenden Steinzeit mit der Kultur der indogermanischen Stämme identifizieren zu dürfen, die längst über das Stadium eines Nomadenvolks hinausgekommen wären. Er will auch aus sprachlichen Tatsachen den Beweis erbringen, daß die Indogermanen das ungemischte Kupfer entdeckt und verarbeitet, daneben aber, außer dem spärlich nachzuweisenden Gold, kein Metall gekannt hätten. Much stützt sich dabei im wesentlichen auf Otto Schraders Arbeiten, daneben auf P. v. Bradkes oben genannte Schrift: „Über Methode und Ergebnisse der arischen (indogermanischen) Sprachwissenschaft". Er tritt entschieden für die Ursprünglichkeit und Selbständigkeit der europäischen Kultur ein, die weit weniger Einflüsse vom Orient erfahren habe, als zumeist von den Forschern angenommen werde. In umfassenderer Weise behandelt Much das Indogermanenproblem in seinem Buche: „Die Heimat der Indogermanen im Lichte der urgeschichtlichen Forschung" (1. Auflage 1901, 2. Auflage 1904). Er geht darin zunächst auf die Waffen und Werkzeuge der jüngeren Steinzeit und ihr Material, ferner auf die verschiedenartige Dekorationsweise der Tongefäße ein und wendet sich dann der Verbreitung des Bernsteins zu, die über Mittel- und Südeuropa durch die einwandernden Indogermanen erfolgt

sei. Ebenso sind die großen Steingräber des Nordens durch sie weit über Europa und Asien verbreitet worden; auch diese bilden also ein Kennzeichen indogermanischer Kultur. Weitere Abschnitte sind den Kulturpflanzen und Haustieren der Indogermanen gewidmet, die Much im Gegensatz zu Hehn entweder als in Nordeuropa bodenständig oder aus Südeuropa und Afrika eingeführt ansieht; keine einzige Tatsache spreche für ihre Herkunft aus dem Orient. In dem Abschnitt über die Rasse schließt sich Much der Ansicht derjenigen Forscher an, die als die indogermanische Rasse die nordeuropäischen Dolichokephalen betrachten; von den südeuropäischen, kleineren und dunklen Dolichokephalen stamme aber ein beträchtlicher Teil der Kultur des indogermanischen Urvolks. Die geographischen und klimatischen Voraussetzungen sprächen für das Gebiet der westbaltischen Länder und Inseln als Urheimat des indogermanischen Stammvolks.

Neben Much hat sich unter den Prähistoriken besonders Gustaf Kossinna mit der Indogermanenfrage befaßt. Seine Ansichten über die Kultur und die Ursitze sind aber bis jetzt so wenig gefestigt, daß er fast in jeder neuen Veröffentlichung seine frühere Theorie über den Haufen wirft. In einem aus dem Jahre 1895 stammenden Aufsatz in der Zeitschrift für Volkskunde sah er das ungarische Donautiefland als Urheimat an; im Jahre 1902 veröffentlichte er einen Aufsatz „Die indogermanische Frage archäologisch beantwortet“ in der Zeitschrift für Ethnologie, demzufolge diese Ursitze, wie bei Much, in den westbaltischen Ländern (Norddeutschland, Dänemark, Südschweden) zu suchen seien; endlich hielt er 1908 in der Gesellschaft für Anthropologie, Ethnologie und Urgeschichte zu Berlin einen Vortrag, der nunmehr in der Zeitschrift Mannus in den Jahren 1909 und 1910 z. T. veröffentlicht ist: „Der Ursprung der Urfinnen und der Urindogermanen und ihre Ausbreitung nach dem Osten“. Hier werden die Indogermanen auf eine paläolithische Rasse Südfrankreichs, den sogenannten Crô-magnon-Typus, zurückgeführt, deren Überreste mindestens aus der Zeit vor 10000 v. Chr. stammen dürften. Diese Crô-magnon-Leute seien die Ur-

ahnen der Indogermanen, die sich einerseits im nördlichen Europa, andrerseits in der Donautiefebene ansiedeln und sich von da weiterverbreiten. Kossinna bemerkt übrigens in einem Vorwort zum 2. Teil seiner Veröffentlichung, daß er nunmehr auch an dieser Theorie wieder irre geworden sei. Unter solchen Umständen verlohnt es sich nicht, für die auf so schwankendem Boden stehenden Ansichten der Prähistoriker noch mehr Raum zu verwenden. Nur kurz genannt seien noch die Arbeiten von Georg Wilke: „Neolithische Keramik und Arierproblem" im Archiv für Anthropologie von 1909 und „Spiral-Mäander-Keramik und Gefäßmalerei. Hellenen und Thraker" (1910). In diesen und anderen Schriften desselben Verfassers werden archäologische und linguistische Ergebnisse kritiklos kombiniert.

Weit mehr Nutzen als aus den zumeist willkürlichen und gezwungenen Aufstellungen der genannten Prähistoriker darf die indogermanische Altertumskunde von den sachkundlichen Arbeiten Rudolf Meringers erwarten, der seine Ergebnisse zuerst in den „Indogermanischen Forschungen" von K. Brugmann und W. Streitberg niederlegte (Band 16 und folgende), seit dem Jahre 1909 aber sein eigenes Organ für sich und seine Mitarbeiter (M. Murko, W. Meyer-Lübke, J. J. Mikkola u. a. m.) besitzt, betitelt „Wörter und Sachen". Altertümliche Geräte und ihre Benennungen bei den Völkern indogermanischer Sprache, Bedeutungsentwicklungen von Sprachwurzeln unter dem Einfluß der sich umbildenden Werkzeuge und des sonstigen Inventars und derartiges mehr wird in dieser Zeitschrift behandelt und durch Abbildungen veranschaulicht. Ältere Zeitschriften auf dem Gebiete der indogermanischen Sprachforschung sind die „Zeitschrift für vergleichende Sprachforschung", begründet von Adalbert Kuhn im Jahre 1852, jetzt herausgegeben von Wilhelm Schulze, Ernst Kuhn und Adalbert Bezzenberger, sowie des letzteren seit 1907 damit verschmolzenen „Beiträge zur Kunde der indogermanischen Sprachen", begründet 1877 (im ganzen 30 Bände). Ferner seien die in Paris erscheinenden „Mémoires de la Société de

Linguistique" genannt, begründet 1868 und zuerst unter Leitung von Michel Bréal. Die von P. Kretschmer und F. Skutsch im Jahre 1907 begründete „Glotta" beschränkt sich überwiegend auf die klassischen Sprachen, sucht aber deren Erforschung mit den Resultaten der vergleichenden Sprachwissenschaft in Verbindung zu bringen. Trotz der bedeutenden Arbeit, die Sprachforscher, Historiker, Geographen (Fr. Ratzel z. B., siehe darüber Näheres im Abschnitt XX: Die Lage der Ursitze), Prähistoriker und Anthropologen auf das Problem der Kultur und Urheimat der Indogermanen verwandt haben, harren viele Fragen, insbesondere die nach der Lage der Ursitze, noch der endgültigen Lösung, wie ich in der Schrift: „Europa im Lichte der Vorgeschichte und die Ergebnisse der vergleichenden indogermanischen Sprachforschung" (1910) gezeigt habe. Auf demselben Standpunkt steht Joseph Mansion in dem Aufsatz „Le Pays d'origine des Indo-Européens", der in dem Januarheft der Revue des Questions scientifiques von 1911 (S. 217—247) erschienen ist.

Es wird also unsere Aufgabe in diesem Buche sein, die nach unserem heutigen Wissen als gesichert anzusehenden Ergebnisse darzustellen, ferner auf die noch schwebenden Fragen einzugehen und endlich den Weg zu zeigen, auf dem vielleicht einmal ihre Lösung erwartet werden darf.

II. Die Erschließung der indogermanischen Grundsprache und die Theorie der indogermanischen Altertumskunde.

Wenn wir die Wörter, die in den verschiedenen romanischen Sprachen unser deutsches „Herr" wiedergeben: ital. *signore*, span. *señor*, portug. *senhor*, franz. *seigneur* miteinander vergleichen, so fällt uns die fast vollkommene Übereinstimmung unter ihnen auf. Da wir nun bei dem weitaus größten Teil des Wortschatzes der romanischen Sprachen dieselbe Ähnlichkeit finden, so schließen wir daraus, daß diese sämtlich auf eine gemeinsame Quelle zurückgehen. Diese Quelle, die

Muttersprache aller romanischen Sprachen, ist uns bekannt, es ist das Lateinische, genauer das Vulgärlateinische d. h. die Sprache der niederen Stände, der Soldaten, Kolonisten und Händler, die in die Provinzen des römischen Reiches gesandt wurden oder freiwillig dahin gingen. Wir wissen z. B., daß das unserem „Kopf" entsprechende lateinische Wort *caput* lautete. Doch nicht die Abkömmlinge dieses Wortes (ital. *capo*, franz. *chef*) dienen als gewöhnliche Benennung des Körperteils, sondern ital. span. port. *testa*, franz. *tête* (altfranz. *teste*) sind dafür im Gebrauch. Sie entsprechen einem volkstümlichen lat. *testa* „Schädel", eigentlich „Scherbe"[1]). Die romanische Sprachforschung ist also in der angenehmen Lage, in weitaus den meisten Fällen das lateinische Grundwort, dem die romanische Sippe entsprungen ist, nicht nur zu kennen, sondern sogar zu wissen, aus welcher Sphäre es hervorgegangen ist. Ihre Aufgabe ist in der Hauptsache, die lautliche und Bedeutungsentwicklung des vulgärlateinischen Sprachgutes in den verschiedenen romanischen Sprachen klarzulegen. Wäre uns das Lateinische nun nicht bekannt, so würden wir trotzdem aus der großen Übereinstimmung im Wortschatz und in den Flexionsformen die Verwandtschaft der romanischen Sprachen entnehmen, aber wir müßten die gemeinsame Quelle erst zu erschließen versuchen. Wie das entsprechende Wort in dieser Grundsprache gelautet hat, wäre nun nicht immer leicht zu bestimmen. Ist, um auf unser erstes Beispiel zurückzukommen, die Form *sinior(e)* oder *senior(e)* die ältere? (Davon, daß die lat. Akkusativendung *m* abgefallen ist und die Form ursprünglich *seniorem* lautete, wüßten wir dann überhaupt nichts). Diese Frage könnten wir nur durch die Heranziehung gleichartiger Formen zu beantworten versuchen. Dazu sind wir in der Lage, da wir aus entsprechenden lautlichen Entwicklungen wissen, daß italienisches *i* hier auf unbetontes lat. *e* zurückgeht, während im Französischen vortoniges lat. *e* (wie im Port. und Span.) erhalten bleibt und

---

[1]) Auch unser deutsches Wort „*Kopf*" ist identisch mit engl. *cup* „Becher, Tasse", hat also dieselbe Entwicklung durchgemacht.

betontes *ō* zu altfrz. *ou*, neufrz. *eu* wird. Wir würden also eine Grundform *senior(e)* auch ohne Kenntnis des Lateinischen ermitteln können, aber das abgefallene *m* bliebe uns verborgen. Es gibt indes auch Fälle, in denen wir nicht einmal in dieser günstigen Lage wären. Wie könnten wir z. B. aus altital. altsp. *paraula*, ital. *parola*, span. *palabra*, altport. *paravoa*, port. *palavra*, franz. *parole* „Wort" eine einheitliche lateinische Grundform erschließen? Durch unsere Kenntnis der Quelle der romanischen Wörter wissen wir freilich, daß die Grundform im Vulgärlateinischen *parabola* (aus griech. *παραβολή*) lautete und daß die verschiedenen Wortbilder der romanischen Sprachen durch den Ausfall des nachtonigen *o*, die spirantische Aussprache des *b*, durch Metathesen usw. zu erklären sind. Aber es kommt noch ein anderer Punkt in Betracht. Es ist nicht unsere einzige Aufgabe die Lautgestalt eines Grundworts zu ermitteln; wir müssen auch die Zeit seines Auftretens und seine Urbedeutung festzustellen versuchen. Bei der vollkommenen Übereinstimmung der romanischen Sprachen würden wir ohne jedes Zaudern für die lat. Grundform *parabola* die Bedeutung „Wort" annehmen. In Wirklichkeit bedeutet das erst im späteren Latein vorkommende *parabola* aber zunächst „Gleichnis, Spruch" und erst im frühen mittelalterlichen Latein hat es die Bedeutung „Wort" angenommen, weil das klassisch-lat. *verbum* „Wort" auf den Gebrauch im religiösen Sinn (Wort Gottes) eingeengt wurde. In dieser Anwendung ist lat. *verbum* übrigens in einige romanische Sprachen übergegangen (altspan. *vierbo*, span. ital. *verbo;* nur rum. *vorbę* = franz. *parole*). Wir ersehen aus diesem Beispiel, daß wir ohne die Kenntnis des Lateinischen über viele Fragen der vorromanischen Sprachstufe nur ungenügend unterrichtet sein würden. Das Alter eines Wortes im lateinischen Sprachschatz, ferner die Flexionsverhältnisse des Lateinischen, sein Deklinations- und Konjugationssystem, die Art der Wortbetonung, die Wortstellung im Satz, den Satzbau und die meisten syntaktischen Konstruktionen usw. könnten wir rückschließend aus den romanischen Sprachen nur höchst unvollkommen, zum größten Teil überhaupt nicht ermitteln.

In einer ähnlichen Lage nun wie bei den romanischen Sprachen dem Lateinischen gegenüber befinden wir uns mit unserer Kenntnis der indogermanischen Sprachen der vorauszusetzenden Ursprache gegenüber, mit der Einschränkung, daß wir in manchen Beziehungen günstiger, in anderen viel ungünstiger gestellt sind. In einer günstigeren Lage befinden wir uns insofern, als uns viele indogermanische Sprachen aus einer sehr frühen Zeit überliefert sind z. B. Altindisch, Altpersisch, Avestisch und Griechisch. In jenen alten Zeiten, wo die Kulturentwicklung der Völker sehr langsam vorwärts ging, erfolgte auch die Weiterentwicklung der Sprache in keinem so schnellen Tempo als in Epochen raschen Kulturfortschritts. Wir dürfen also annehmen, daß die am frühesten überlieferten indogermanischen Sprachen der Grundsprache näher standen als z. B. die ältesten Stufen der romanischen Sprachen dem Lateinischen der klassischen und nachklassischen Zeit. Wenn ein Volk ferner abseits vom Strome der Kultur wohnt, so pflegt es seine Sprache altertümlicher zu erhalten als diejenigen Völker, die häufigem Wechsel oder schnellem Fortschritt der Kultur ausgesetzt waren. So haben die Litauer, die in einem noch jetzt weltentlegenen Teil Ostpreußens, der russischen Ostseeprovinz Kurland und im östlichen Polen wohnen, ihren indogermanischen Dialekt bis heute auf einer sehr alten Stufe erhalten. Andere indogermanische Sprachen dagegen, wie das Armenische, das Albanesische, die keltischen Dialekte und das Germanische sind uns erst aus relativ junger Zeit (mehr oder weniger spät n. Chr. Geb.) und außerdem in so zersetztem Zustand erhalten, daß ihre Zugehörigkeit zum indogermanischen Sprachstamm und ihre Verwandtschaft mit dessen älteren Zweigen erst durch mühsame Forschungen erwiesen worden ist. Dieser letzterwähnte Umstand nun, daß die ältesten Reste der uns bekannten indogermanischen Sprachen aus ganz verschiedenen Zeiten stammen — das Indische der Veden mag bis vor 1000 v. Chr. zurückgehen; das Albanesische ist uns erst aus dem 17. Jahrhundert n. Chr. überliefert — ist für die Erschließung der uns nicht erhaltenen indogermanischen Grundsprache sehr

ungünstig. Denn im Laufe der Zeit geht in allen Sprachen eine beträchtliche Anzahl Wörter aus dem alten Erbgut verloren, um durch neue Ausdrücke, die entweder aus dem vorhandenen Material neu gebildet oder aus anderen Sprachen entlehnt werden, ersetzt zu werden. Nicht anders ergeht es mit den Bedeutungen der Wörter, die sich oft im Laufe der Zeit so sehr verändern, daß der ursprüngliche Sinn ganz verloren geht. Ich will das an einem Beispiel klarmachen Für den Begriff „Stadt“ haben die romanischen Sprachen folgende Ausdrücke: ital. *città*, span. *ciudad*, port. *cidade*, rum. *cetate*, rätorom. *citted*, prov. *ciutat* und span. *villa* (kleine Stadt ohne Stadtrechte), franz. *ville*. Neben letzterem findet sich heute franz. *cité* nur in der verengten Bedeutung „Altstadt“, während es im Altfranz. (*ciu*, *ciutat*) die allgemeinere Bedeutung „Stadt“ besitzt. Wollten wir also vom heutigen Sprachgebrauch aus rückschließend das lateinische Wort für „Stadt“ ermitteln, so hätten wir die Wahl zwischen *civitas* (bzw. *civitatem*) und *villa*. Berücksichtigen wir aber das Altfranzösische, so werden wir *villa* ausschließen, da es hier nur den kleinen Ort bedeutet und uns für *civitas* entscheiden. Aber weder das eine noch das andere Wort hat im Lateinischen die Bedeutung „Stadt“, vielmehr bedeutet *civitas* im klassischen Latein „Bürgerschaft“ und erst im späteren Latein „Stadt“, während *villa* das „Landhaus“ bezeichnet. Die im Lateinischen gebräuchlichen Ausdrücke für „Stadt“, *urbs* und *oppidum*, leben in den romanischen Sprachen überhaupt nicht fort. Dagegen ist *villa* von der Bedeutung „Landhaus“ zu der von „kleinerem Ort“, endlich zur Bedeutung „Stadt“ im Französischen aufgerückt. Daneben wurde das Stammwort *villa* aus dem Italienischen neu entlehnt, um das „Landhaus“ zu benennen, und war in dieser Bedeutung auch schon im mittelalterlichen Französisch vorhanden.

Wenn wir also aus dem Wortschatz der einzelnen indogermanischen Sprachen denjenigen der Ursprache zu erschließen versuchen, so werden wir nicht in allen Fällen in der Lage sein, übereinstimmende Benennungen für eine Sache oder einen Begriff in allen oder wenigstens den meisten Sprachen

zu finden. Nehmen wir z. B. das Wort „Bruder". Es bezeichnet gewiß einen ganz gewöhnlichen und eindeutigen Begriff. Dementsprechend haben die meisten indogermanischen Sprachen dasselbe Wort dafür: altind. *bhrā́tā*, lat. *frāter*, altir. *brāthir*, got. *brōþar*, altbulg. *bratъ, bratrъ*. Das Griechische indes hat das entsprechende Wort *φράτωρ, φράτηρ* auf die Bedeutung „Mitglied einer Bruderschaft" eingeengt und zum Ersatz für den Begriff „Bruder" das Wort *ἀδελφός* = altind. *ságarbhyas* eingesetzt, das eigentlich „der demselben Mutterleib Entsprossene" bedeutet. Weshalb das Urgriechische dies getan hat, können wir uns vorstellen, wenn wir an die bei allen primitiven Völkern anzutreffenden Männerbünde und ihren großen Einfluß auf das Stammesleben denken. Offenbar war das Sippenleben der Indogermanen (siehe darüber Näheres im Abschnitt VI) bei den ältesten Griechen bereits durch neuartige Stammesorganisationen in den Hintergrund gedrängt. Das alte idg. Wort **bhrātēr* bekam einen neuen Inhalt mit der fortgeschrittenen Kultur und wurde damit für den alten Zweck unbrauchbar. Das ist der Weg, auf dem vieles alte Sprachgut zunächst in der Bedeutung modifiziert wird und im Laufe der Zeit, wenn ein weiterer Kulturwandel eintritt, verloren geht. Als zweites Moment, das den Verlust älterer Wörter bewirkt, kommt ihr Ersatz durch Entlehnungen aus anderen Sprachen, seien es verwandte indogermanische oder nichtindogermanische Sprachen, in Betracht. So haben die Germanen viele Ausdrücke dem Lateinischen und Urkeltischen, die Slaven solche den Germanen entlehnt. Es kann kein Zweifel bestehen, daß die Sache oft schon vorher vorhanden und auch benannt war; aber die Bekanntschaft mit einer höher kultivierten Organisation und die ihr folgende Nachahmung bewirkt die Übernahme fremden Sprachguts. Wenn z. B. alle germanischen Stämme das keltische Wort für „König" **rīg-* z. B. in gall. *Catu-rix* „Kampfkönig" (aus idg. **rēĝ-*, vgl. altind. *rā́jā*, lat. *rēx*, gen. *rēg-is*) übernommen und ihren Sprachgesetzen entsprechend umgestaltet haben: got. *reiks* (d. i. *rīks*) „Herrscher, mächtig", altisl. *rīkr*, altengl. *rīce*, althochd. *rīhhi* „mächtig" = nhd. *reich*, so folgt daraus noch nicht, daß sie vorher kein

Königtum, Herzogtum oder ähnliches gekannt haben; aber die Nachahmung keltischer Institutionen, vielleicht auch eine keltische Oberherrschaft über die Germanen bewirkte die Übernahme eines neuen Wortes für eine vielleicht schon ältere Sache.

Eine weitere Quelle für den Verlust alten Sprachguts sind der Totemismus und die Tabuverbote. Unter ersterem versteht man die religiöse Verehrung irgendeines Tieres (Krokodil, Stier, Adler usw.) als Stammessymbol bei Völkern von primitiver Kultur [1]. Durch die religiöse Scheu, die sich an die Verehrung knüpft, wird das betreffende Tier nicht nur unverletzlich, sondern man trägt sogar Bedenken, seinen Namen auszusprechen und ihm in dieser Weise nahezutreten (wie bei den Israeliten der Name „Jahwe" nicht ausgesprochen werden durfte und durch *Adonai* „Herr" ersetzt wurde). Auf diese Art ist z. B. der alte indogermanische Name des Bären (griech. *ἄρκτος*, lat. *ursus*) im Slavischen wohl verloren gegangen und durch die euphemistische Benennung russ. *medvjedъ* „Honigesser" ersetzt worden. Das deutsche Sprichwort: „Wenn man den Wolf nennt, kommt er gerennt" illustriert die abergläubische Scheu, den Namen eines Tieres auszusprechen, um es nicht herbeizurufen. Der Name, das Wort hat bei Völkern mit primitiver Denkweise eben magische Kraft. Das mag auch ein Grund sein, weshalb häufig der Name eines Tieres unterdrückt wurde. Vulgärlateinisch *volpes* „Fuchs" ist im Französischen ausgestorben und durch *renard* (= deutsch *Reinhard*, ahd. *regin-hard*) ersetzt, das ein Eigenname ist und ursprünglich mit dem Fuchs nichts zu tun hatte. „Reinhard" bedeutet „im Rat erfahren", und wird in der Tiersage als Name für den Fuchs gebraucht, weil er als der Listige auftritt. Aus ihr hat ihn dann der allgemeine Sprachgebrauch übernommen. In den germanischen Sprachen wird

---

[1]) Das Wort „Totem" stammt aus der Mundart der Odschibwä-(Chippewa-) Indianer, einem Zweige der Algonkinsprachen; das Wort „Tabu" bedeutet „heilig, unverletzlich" und stammt aus der Sprache der Polynesier. Über den Ursprung und die Entwicklung des Totemismus sowie der Tabuverbote orientiert jetzt am bequemsten Wilh. Wundt, Elemente der Völkerpsychologie, 1912, S. 116 ff.

der „Hahn“ mit einem Wort bezeichnet, das ursprünglich „Sänger“ (lat. *canere*) bedeuten könnte[1]), vielleicht auch als Ersatz für einen verlorenen älteren Namen. Ein Tabuverbot, das den Genuß bestimmter Tiere untersagt (z. B. des Schweines bei Juden und Mohammedanern), kann in gleicher Weise wirken, indem der Name des betreffenden Tieres ganz vergessen wird, weil man in keine Berührung mit ihm kommt. Der Hase z. B. wird bei sehr vielen Völkern tabuiert; wir wundern uns daher nicht, daß sein alter idg. Name: altind. *śaśás*, ahd. *haso*, altpreuß. *sasins*, cymr. *ceinach* (aus **kasinakos*) in den meisten Einzelsprachen verloren ging, um durch Wörter unbekannter Herkunft (lat. *lepus*, griech. λαγώς, russ. *zajacъ* usw.) ersetzt zu werden, als aus irgendeinem Grund das alte religiöse Bedenken schwand und man wieder zum Genuß des Hasenfleisches überging. Natürlich ist es uns unmöglich, die Wirkungen des Totemismus und des Tabu auf den Wortschatz der indogermanischen Ursprache genauer zu umgrenzen.

Wenn also auch einmal in urindogermanischer Zeit eine Sache, ein Begriff oder eine Tätigkeit eine einheitliche Benennung besessen hat, die auf dem ganzen Sprachgebiet die gleiche war, so mußte diese Benennung nicht in allen indogermanischen Dialekten erhalten bleiben. Sogar in der Urzeit schon können Differenzierungen eingetreten sein, die sich in den später getrennten Sprachen fortsetzten. Die Einzelsprachen waren ferner in ihrem Sonderleben zahlreichen Einflüssen ausgesetzt, wie wir sahen, die das ererbte Wortmaterial umgestalteten.

---

[1]) Allerdings ist kein germ. Verb **kanan* „singen“ vorhanden, aber der griech. Lexikograph Hesychius verzeichnet ἠι-κανός· ὁ ἀλεκτρύων „Hahn“ und lit. *gaidỹs* „Hahn“ stellt sich zu *gẽdu* „singe“. R. Gutmann, Revue de linguistique et de philologie comparée, Band 45, p. 90 f. zählt eine Anzahl ähnlich lautender Wörter aus dem Finnisch-Ugrischen und Baskischen auf und glaubt in der ganzen Sippe ein ureuropäisches Wort für einen wilden Vogel sehen zu müssen, das auf das aus Indien eingeführte gezähmte Haushuhn übertragen worden sei. Dieselbe Ansicht äußerst O. Schrader bei V. Hehn, Kulturpflanzen und Haustiere, 8. Aufl., 1911, S. 340; vgl. auch A. Walde, Etymologisches lateinisches Wörterbuch, 2. Aufl., 1911 unter *cicōnia* „Storch“.

Daher ist der Fall, daß ein Wort durch alle oder wenigstens die meisten indogermanischen Sprachen hindurchgeht, verhältnismäßig selten. Außer dem schon oben erwähnten Hauptwort idg. **bhrā́tēr* „Bruder“ seien hier noch einige Beispiele genannt. Das idg. Zeitwort **bhérō* „ich trage“ in altind. *bhárāmi*, arm. *berem*, griech. *φέρω*, lat. *ferō*, altir. *berim*, got. *baíra* (*aí*=*e*), altbulg. *berą*; die meisten Zahlwörter z. B. idg. **dék̑m̥* „zehn“ in altind. *dáśa*, arm. *tasn*, griech. *δέκα*, alb. *djetε*, lat. *decem*, altir. *deich n-* got. *taíhun*, altbulg. *desę-tъ*, lit. *dẽszim-tis*; Pronominalstämme wie idg. **tod* „das“ in altind. *tád*, av. *tat̰*, griech. *τό*, lat. (*is-*)*tud*, altbulg. *to*, altpreuß. (*s-*)*ta*; Partikeln wie idg. **nū̆* „nun“ in altind. *nū̆*, griech. *νύ*, *νύν*, lat. *nu-nc*, altbulg. *ny-nĕ*, lit. *nù* usw. Bei weitaus den meisten Begriffen aber ändert sich die Bezeichnung mehrfach auf dem indogermanischen Sprachgebiet, so daß oft nur zwei oder drei Sprachen übereinstimmen, und doch ist aus allgemeinen oder kulturhistorischen Gründen nicht daran zu zweifeln, daß die betreffende Sache oder Vorstellung schon dem Urvolk bekannt gewesen sein muß. Von urverwandten Ausdrücken für „Milch“ z. B. hat das Altindische das Wort *dádhi* „geronnene Milch“, das sich zu preuß. *dadan* stellt; griech. *γάλα*, gen. *γάλακτ-ος* ist mit lat. *lac*, gen. *lact-is* verwandt; got. *miluks* stimmt zu toch. B *melkwer*, altir. *melg* „Milch“, altbulg. *mlĕze* „Biestmilch“, während altbulg. *mlĕko* „Milch“ vielleicht auf ein germ. **melkā* zurückgeht. Niemand wird daran zweifeln, daß die Indogermanen die Milch gekannt haben — wir werden in Abschnitt VIII sehen, daß sie ein viehzüchtendes Volk waren, da die meisten Ausdrücke für Zuchtvieh beinahe allen Sprachen gemeinsam sind — und doch wechselt die Benennung dafür fast von Sprache zu Sprache. Besaß die Ursprache nur einen dieser Ausdrücke oder mehrere, vielleicht mit Bedeutungsnuancen (für Kuh-, Stuten-, Ziegenmilch), die später verwischt wurden? Wir sind nicht in der Lage, hierauf eine Antwort zu geben[1]). Sehen wir doch auf

---

[1]) Nur den einen Schluß könnten wir aus der Mannigfaltigkeit der Ausdrücke für „Milch“ in den Einzelsprachen ziehen, daß sie nicht als regelmäßiges Nahrungsmittel in der Urzeit gedient hat. (S. Näheres im Abschnitt VIII). Als sie es in der Sonderexistenz verschiedener indogermanischer Völker wurde, erhielt sie

dem heutigen deutschen Sprachgebiet ganz abweichende Ausdrücke für dieselbe Sache in den verschiedenen Landesteilen im Gebrauch; was der Norddeutsche z. B. als „Sahne“ bezeichnet, nennt der Mitteldeutsche „Rahm“, der Östreicher „Obers“, und ähnliche Beispiele gibt es in Menge.

Für „Axt, Beil“ sind auch verschiedene idg. Wortgruppen vorhanden: griech. *ἀξίνη*, lat. *ascia* (aus **acscia*), got. *aqizi*; daneben griech. *πέλεκυς*, altind. *paraśúš*, *parśúš* (die freilich als Entlehnungen aus sum.-akk. *pilakku* aufgefaßt werden); lat. *secūris*, altbulg. *sekyra*, die zu einer idg. Wzl. **sek-* „schneiden, hauen“ gehören; zu einer Wzl. **teks-* „verfertigen“ stellen sich altbulg. *tesla*, altir. *tāl*, ahd. *dehsala;* ahd. *bīhal* „Beil“ steht isoliert da usw. Und doch ist die Steinaxt ein Werkzeug, das seit dem Beginn der neolithischen Zeit, also unendlich lange vor der Trennung der indogermanischen Sprachen, vorhanden war und dem indogermanischen Stammvolk bekannt gewesen sein muß (vgl. Abschnitt XI). Es ist ebenso zweifellos, daß es den Begriff „Nebel, Regen“ besessen haben muß; aber außer der Gruppe altind. *varšám*, griech. hom. *ἐέρση*, altir. *frass* finden wir altind. *mēghás* „Wolke“, *mih-*, arm. *mēg*, griech. *ὀμίχλη*, altbulg. *mъgla*, lit. *miglà*, alb. *mjegul*, altisl. *mist* „Nebel“; ferner altind. *nábhas*, griech. *νέφος*, lat. *nebula*, ahd. *nebul*, altir. *nēl* „Nebel“, altbulg. *nebo* „Himmel“ (d. h. der Wolkige), lit. *debesìs* (für **nebesis*) „Wolke“. Kurzum, eine Fülle von Ausdrücken, die sich ganz unregelmäßig auf die Einzelsprachen verteilen. In diesen beiden Fällen ist nun anzunehmen, daß der Vielheit des sprachlichen Ausdrucks spezialisierte Vorstellungen zugrunde lagen: die verschiedenen Beilformen; Tau, leichter Nebel, dichter Nebel, Sprühregen usw. Aber unerklärt bleibt immerhin, weshalb in einer Sprache diese, in der andern Sprache nur jene Ausdrücke fortleben.

Wollen wir uns also aus dem in den verschiedenen indogermanischen Sprachen fortlebenden Sprachmaterial ein Bild

---

als solches verschiedene Namen. Für diese Annahme stehen uns noch andere Gründe als obige sprachliche Gleichungen zu Gebote; die Verschiedenheit der Benennung wäre noch kein ausschlaggebender Beweis.

von dem in der Ursprache vertretenen Wortschatz machen, so müssen wir uns zunächst klar darüber werden, nach welchen Gesichtspunkten wir die Entscheidung zu treffen haben, ob eine einzelsprachliche Wortgruppe als ursprachlich anzusehen ist oder nicht. Ohne weiteres werden wir die Wortstämme als solche betrachten, die durch alle oder doch die meisten indogermanischen Sprachen hindurchgehen. Aber da dieser Fall nur vereinzelt vorkommt, so müssen wir uns nach weiteren Kriterien umsehen, auf die gestützt wir ein Wort bereits der Ursprache zuweisen können. Wenn ein Wort in zwei oder drei weit auseinanderliegenden Sprachen vertreten ist, die keinerlei Berührungspunkte in historischer Zeit gehabt haben, so daß eine Entlehnung ausgeschlossen erscheinen muß, wird man es unbedenklich der Ursprache zuschreiben dürfen. Ein solches Beispiel ist altind. *śáruš* „Geschoß, Speer, Pfeil“, das identisch ist mit got.-germ. *haírus* (*aí* = *e*) „Schwert“ und sich zudem im irisch akk. plur. *coire* „Schwerter“ wiederfindet. Hier ist nicht der Stamm allein, sondern auch die Bildungssilbe *u* identisch, und idg. **k̂erus* findet dazu vielleicht eine Stütze an einer idg. Wzl. **k̂er-* „schneiden“ (altind. *śṛṇā́ti* „zermalmt“, griech. *κείρω* „schneide“). In zwei Sprachen nur belegt ist altind. *pī́vā* = griech. *πίων* „fett“; aber die ganz gleiche und höchst altertümliche Femininbildung altind. *pī́varī* = gr. *πίειρα* aus idg. **pī́veriā* mit völlig übereinstimmender Hochtonstellung ist eine Gewähr für das indogermanische Alter dieses Wortes. Ebenso ist avestisch *spəntō* „heilig“ nur in altbulg. *svętъ*, lit. *szveñtas*, preuß. *swints* wiederzufinden; aber ihre ganz gleiche Bedeutung und die eigenartigen Formen, die eine Entlehnung in historischer Zeit ausgeschlossen erscheinen lassen, bürgen für ein ursprachliches Vorhandensein des Wortes. Auch nur in einer Sprache belegte Wörter können in die Urzeit zurückreichen, wenn ihre Bildung derart ist, daß sie nach den einzelsprachlichen Möglichkeiten nicht später erfolgt sein kann. So ist das zu einem verbreiteten Verwandtschaftsnamen (vgl. Abschnitt VI) gehörige ahd. *swāgur* „Schwager“ mit dehnstufigem *ā* aus urgerm.-idg. *ē* neben ahd. *swehur*, got. *swaíhra* „Schwiegervater“ sicher schon eine ursprachliche Bildung, da

im Germanischen die sog. Vriddhi-Stufe nicht mehr lebenskräftig war; sie findet sich zudem auch in altind. *śvāśuras* „zum Schwäher gehörig" und in der femininen Weiterbildung altisl. *svǣra* (aus **svāhriōn*) „Schwiegermutter". Der gleiche Fall liegt in altsächs. *hōn*, ahd. *huon* „Huhn" vor; hier ist außerdem das zugrunde liegende Zeitwort **kan-* (lat. *cano*, altir. *canim* „singe") im Germanischen verloren (s. o. S. 25, Anm. 1). Wir dürfen also die Bildungen idg. **swēk̂rós*, **k̂ōnos* (*es*-Stamm) als ursprachliches Erbgut betrachten.

Da wir als feststehend ansehen dürfen, daß die indogermanischen Stämme je nach der Behandlung der idg. Palatallaute in eine sog. Kentum- und eine Satemgruppe zerfallen und diese Trennung sehr alt sein muß (vgl. die Abschnitte III und XIX), so läge der Gedanke nahe, eine Wortgruppe, die in je einer Kentum- und einer Satemsprache erhalten ist, als ursprachlich anzusehen. Das dürfen wir auch tun, wenn die Sprachen weit auseinanderliegen und keine Berührungspunkte aufweisen, die eine spätere Entlehnung möglich erscheinen lassen. So ist bereits die Gleichung got. *haírus* = altind. *śáruš* als ursprachlich bezeichnet worden; man wird ferner auf Grund von altind. *iširás* = griech. ἱερός „kräftig" ein idg. **iserós* ansetzen dürfen; der Begriff „tausend" wird schon in der Ursprache vorhanden gewesen sein, da sich griech. χίλιοι, ion. χείλιοι, lesb. χέλλιοι aus *χεσλιοι mit altind. *sa-hásram*, av. *ha-zaŋrəm* deckt. Aber Übereinstimmungen zwischen solchen Kentum- und Satemsprachen, die später in enger Berührung mit einander standen, sind meist der Entlehnung verdächtig, wenn diese auch zuweilen in sehr alter, vor der Trennung in Einzelsprachen liegender Zeit erfolgt sein mag. So gehen zahlreiche Wörter, die sich im Slavischen wie im Germanischen finden, auf eine Entlehnung seitens des ersteren aus diesem zurück: altbulg. *brěgъ* „Ufer" stammt aus germ. **bergaz* in altsächs. ahd. *berg* „Berg"; altbulg. *buky* „Buchstabe" geht auf germ. **bōkō* in got. *bōka* "Buchstabe" zurück; altbulg. *gradъ* „Einhegung, Stadt", lit. *gar̃das* „Hürde" sind aus got. germ. *gards* „Haus" entlehnt usw. Anders liegt der Fall bei einer Gleichung wie got. *gulþ* (aus **ĝhl̥tos* „Gold"), altbulg. *zlato* (aus **ĝholtos*), lett.

zelts (aus **ĝheltos*). Hier beweist das Ablautsverhältnis (der Wechsel zwischen *e*, *o* und der Schwund des Stammvokals in got. *gulþ*), in dem diese Wörter stehen, ferner die Entsprechung von germ. *g* und slaw. *z* ein über die Sprachentrennung zurückgehendes Alter. Aber die Gleichung beschränkt sich auf die germanisch - baltisch - slavische Dialektgruppe (s. Abschnitt XIX); sie hat in den anderen Sprachen keine näheren Verwandten. Ähnlich mußte früher die Gleichung ahd. *lahs:* lit. *lasziszà:* russ. *lososъ* „Lachs" beurteilt werden; doch ist jetzt in dem neu entdeckten Tocharischen (s. Abschn. XVIII) ein genau entsprechendes toch. B *laksal* „Fisch" gefunden worden, so daß wir dies Wort nunmehr unbedenklich dem Wortschatz der Ursprache zuschreiben dürfen, ohne uns freilich darüber entscheiden zu können, welche Bedeutung die ältere ist, ob die allgemeinere „Fisch" oder die eingeengte „Lachs".

Aus dem letzterwähnten Beispiel ersehen wir zu gleicher Zeit, wie jede neue Erkenntnis unser Wissen von dem Wortvorrat und der Lautgestalt der Ursprache verändern kann. In der Tat waren die Ansichten hierüber nicht immer dieselben; je nach dem Stande der etymologischen Forschung sah man oft eine Wortgruppe als ursprachlich an oder man mußte sie bei genauerer Beachtung der Lautgesetze als nicht zusammengehörig wieder daraus verbannen. So galten bis in die siebziger Jahre des vorigen Jahrhunderts die Gleichungen griech. *Κένταυρος* „Kentaur": altind. *Gandharvás:* av. *Ganþarəvō*[1]) oder griech. *Οὐρανός*: altind. *Váruṇas*[2]) für unumstößlich, und man zog daraus allerlei Folgerungen für die indogermanische Mythologie; heute weiß man, daß die erste Gleichung lautgesetzlich unmöglich, die letzte mehr als unsicher ist. Oder man hatte ebenso lange eine übertriebene Vorstellung von der hohen Altertümlichkeit der heiligen Sprache der Inder, des Sanskrit, und sah deshalb die hier herrschende Vokaldreiheit *a*, *i*, *u* als den idg. Zustand und die europäische Vielheit der Vokale *a*, *e*, *i*, *o*, *u* als auf einer

---

[1]) Eine Dämonengestalt.

[2]) Der Gott des Himmels bei den Indern.

Entartung beruhend an. Es bedurfte schwerer und langwieriger Kämpfe, bis die jetzt geltende Ansicht von der Ursprünglichkeit des europäischen Vokalsystem und dem sekundären Charakter des indischen Vokalismus durchgedrungen war. Auch eine weitere Erkenntnis brach sich nur langsam Bahn. Solange man annahm, die aus den Ursitzen abziehenden indogerm. Stämme seien in unbewohnte Länder eingedrungen, oder wenigstens die vorher etwa vorhandene Bevölkerung nicht berücksichtigte, konnte man immer aufs neue versuchen, den Wortschatz einer idg. Sprache restlos aus dem idg. Sprachgut etymologisch aufzuhellen. Heute wissen wir durch die Ergebnisse der vorgeschichtlichen Forschung, durch Funde und Ausgrabungen auf dem ganzen idg. Sprachgebiet, daß der Boden überall unendlich lange, bevor von Indogermanen die Rede sein kann, besiedelt war, und selbst in Nordeuropa, weitab von der Wiege der höheren Kultur im östlichen Mittelmeergebiet und in Vorderasien, von nicht mehr ganz unkultivierten Völkern bewohnt wurde. Diese Urbewohner konnten beim Einzug der idg. Stämme nicht spurlos verschwinden, und wie sie körperlich den Indogermanen ihr Gepräge aufgedrückt haben (s. Abschnitt XIX), so haben sie auch die Spuren ihrer Idiome in der von den Indogermanen mitgebrachten Sprache hinterlassen. Wenn also einem beträchtlichen Teil des Wortschatzes aller idg. Sprachen die etymologische Beziehung zu dem der Schwestersprachen fehlt, so kann das an zwei Ursachen liegen: erstens kann das entsprechende Wort in allen andern Sprachen verloren gegangen sein und nur in einer Sprache weiterleben; zweitens kann es ein Lehnwort aus der Sprache der vorindogermanischen Bevölkerung des betreffenden Landes sein. Einige Beispiele mögen dies erläutern. Bisher ist der Wortstamm deutsch *Hand* (got. *handus*) nur im Germanischen belegt[1]). Er ist aber ohne Zweifel idg. Herkunft; dafür spricht die Bildung mit einem idg. Suffix-*u*

---

[1]) Das in einem tocharischen A-Text aufgetauchte *käntu* „Finger“ (?) ist in seiner Bedeutung noch nicht sicher festgestellt, würde aber natürlich eine Bestätigung der vorgebrachten Ansicht über got. *handus* „Hand“ bilden, wenn sie sich als richtig erwiese.

(das bei Körperteilen wie got. *fōtus* „Fuß“, *tunþus* „Zahn“ auch sonst gebraucht wird) und der Umstand, daß die Namen aller Körperteile idg. Herkunft sind, wie ihre Aufzählung im Abschnitt VI zeigen wird. Dazu ist eine, wenn auch nicht ganz sichere Anknüpfung an ein germ.-got. Verb *hinþan* „fangen“ möglich, so daß die Hand als die „Fassende“ bezeichnet worden wäre, wie altbulg. *rąka*, lit. *rankà* „Hand“ zu lit. *renkù* „raffe“ oder toch. A *tsar*, B *šar*, arm. *jeṙn*, griech. *χείρ*, alb. *dorε* „Hand“ zu einer idg. Wurzel **ĝher* „nehmen“ (in altind. *hárati* „nimmt“) gehören. Wenn also eine Anzahl Gründe, wie die eben erwähnten, zusammenkommen, wird man sich für das idg. Alter auch eines sonst isolierten Wortes entscheiden können. Indes ist dieser Fall nicht allzu häufig; weit öfter stoßen wir auf Wörter, die völlig vereinzelt innerhalb des idg. Sprachkreises dastehen. Das ist z. B. der Fall bei fast allen Ausdrücken im Deutschen, die sich auf das Seewesen beziehen, bei den Namen der meisten Fische, vieler Waldtiere, mancher wildwachsender Pflanzen, bei bestimmten Zahlbegriffen (*Mandel*, *Stiege*, *Schock*[1]), bei vielen Namen von Krankheiten usw. Sie sind ohne etymologische Anknüpfung in anderen Sprachen; Wörter wie: *See*, *Strand*, *Düne*, *Klippe*, *Geest*, *Ebbe*, *Kahn*, *Kiel*; *Butte*, *Felchen*, *Hecht*, *Hering*, *Karpfen*, *Roche*, *Sprotte*, *Stör*; *Dachs*, *Fuchs*, *Hamster*, *Iltis*, *Marder*, *Reh*, *Renntier* (auch z. B. *Schaf* und *Rind* von den zahmen Tieren); *Drossel*, *Eule*, *Fink*, *Gauch (Kuckuck)*, *Habicht*, *Kauz*, *Lerche*, *Meise*, *Möwe*, *Reiher*, *Wachtel*; *Beere*, *Binse*, *Brom(beere)*, *Dill*, *Distel*, *Efeu*, *Klee*, *Klette*, *Kresse*, *Lauch*, *(Korn)rade*, *Ried*, *Schilf*, *Torf*; *krank*, *siech*, *Beule*, *Blatter*, *Drüse*, *Gicht*, *Krampf*, *Räude* usw. fallen in diese Kategorie. Schon die oberflächliche Betrachtung der wenigen aufs geratewohl herausgegriffenen Wörter zeigt, welcher Art diese isoliert dastehenden Ausdrücke sind. Benennungen bestimmter, im Binnenland unbekannter Begriffe des Seewesens, von Tieren des Feldes und Waldes, von Fischen in Meeren und Flüssen, von wildwachsenden Pflanzen usw., alles Dinge, die an einen

---

[1]) Dieses Wort mag vielleicht zu griech. *σῶσσος*, assyr.-babyl. *šuššu* „60“ gehören und durch den prähistorischen Handel zu den Germanen gekommen sein; vgl. das im Abschnitt XIII Bemerkte.

bestimmten Ort gebunden sind und deren Benennungen so leicht nicht von einer neu aufgenommenen Sprache verdrängt werden können. Eine Gruppe anderer Wörter ist zwar über mehrere idg. Sprachen verbreitet; sie lassen sich aber nicht auf eine einheitliche Grundform bringen und müssen daher als Entlehnungen aus einer nichtindogermanischen Sprache betrachtet werden, wofür auch kulturgeschichtliche Erwägungen sprechen. Solche Wörter sind got. *silubr*, altbulg. *sьrebro*, lit. *sidãbras*, lett. *sidrabs*, *sudrabs*, preuß. *siraplis* „Silber"; krimgot. *apel*, altbulg. *jablьko*, *ablьko*, lit. *óbůlas*, preuß. *woble*, altir. *aball*, *uball* „Apfel"; gr. *ἐρέβινθος*, lat. *ervum*, mittelndd. *erwete*, ahd. *araweiz* „Erbse"; gr. *κάνναβις*, altbulg. *konoplje*, ahd. *hanaf* „Hanf" u. a. m. Über die Herkunft dieser nichtindogermanischen Sippen läßt sich zurzeit nichts Genaueres sagen. Andere nichtindogermanische Wortgruppen lassen sich dagegen bis ins Finnische und Baskische verfolgen, z. B. deutsch *Kopf*, das noch im Althochdeutschen *chopf*, *chupf* „Trinkgefäß, Becher" bedeutete (vgl. die Bedeutungsentwicklung von franz. *tête*, S. 19, und den Gebrauch von Hirnschalen als Trinkgefäße bei den alten Germanen) und sich in dieser Bedeutung in der Zusammensetzung *Pfeifenkopf* sowie in engl. *cup* „Tasse" erhalten hat. Die germ. Gruppe stellt sich zu lat. *cūpa* „Kufe", mittellat. *cuppa* „Trinkschale" und hat weitere Verwandten in finn. *kuppi* „Schale, Tasse", *koppa* „Stirn", bask. *kopa* „kleiner Korb", *kopor* „Terrine" usw. Wir haben hier einen ureuropäischen Wortstamm **kŭpa*, **kuppa*, der wohl zuerst „Flechtkorb, Holzschale," dann „irdene Schale, Hirnschale, Kopf" bedeutet hat[1]). Auch die Sippe von deutsch *Krug*: ahd. *kruoc*, altengl. *croc*, *crog* neben deutsch *Kruke*: altndd. *crūka*, mitteld. *krūch*, ndl. *kruik* und altfries. *krocha*, altengl. *crocca*, *cruce*, altnord. *krukka*, die sich in gr. *κρωσσός* „Kruke" (aus **krōkjos*), altbulg. *krugla* „Becher", alb. *karokhe* „Krug", franz. *cruche*, cymr. *crochan* „Topf" wiederfindet, ist mit ihren mannigfachen Formen sicher nichtindogermanischen Ursprungs, ebenso wie die Benennung

---

[1]) R. Gutmann, Zeitschrift für vergleichende Sprachforschung, Band 44, S. 136 ff. Dagegen H. Schuchardt, ebenda, S. 366 ff. (s. auch Abschn. XI).

mhd. *krūse*, ndl. *kroes*, obd. md. *Krause* für eine Art Deckelkrug. Die Wörter **kuppa*, **kūpa*, **krukka*, **krūsa* sind offenbar alteuropäisches Sprachgut, Namen für die geflochtenen oder keramischen Erzeugnisse des einheimischen Stils (s. Abschnitt V).

Nehmen wir nun nach den eben entwickelten Gesichtspunkten eine Musterung und Sichtung des in den idg. Idiomen vorliegenden Sprachgutes vor, so ermitteln wir nach Ausscheidung der unaufgeklärten und fremdartigen Bestandteile eine Anzahl Wortgleichungen, die zum Bestand der Ursprache gehört haben. Wie die etymologische Wissenschaft den Wortschatz, so ermittelt die vergleichende idg. Grammatik die Lautgestalt, die Flexionsformen und das syntaktische Gefüge der Ursprache. Die Ansichten über ihr Aussehen waren, wie schon erwähnt, nicht immer dieselben wie heute, und wir werden damit rechnen müssen, daß die künftige Forschung das Bild, das wir uns heute von der idg. Ursprache entwerfen, aufs neue verändern wird. Schon winkt eine erweiterte Erkenntnis durch die Entdeckung des Tocharischen in alten Handschriften, die in den Ruinenstädten Ostturkestans in Zentralasien gefunden worden sind (vgl. Abschnitt XVIII) Die nähere Durchforschung dieses eigenartigen idg. Dialekts wird unsere Vorstellungen vom idg. Urvolk und seiner Sprache vielleicht nicht unerheblich modifizieren, wie schon die wenigen bis jetzt veröffentlichten Proben beweisen.

Betrachten wir aber die Existenz einer indogerm. Ursprache in ferner Vorzeit als erwiesen — und kein Mensch zweifelt mehr daran —, so ist die logische Folgerung aus dieser Annahme, daß auch ein idg. Urvolk, der Träger dieser Sprache, einst vorhanden sein mußte. Den Kulturzustand dieses Urvolks zu ermitteln, ist die Aufgabe der idg. Altertumskunde. Welche Mittel stehen ihr zur Verfügung, um ihr Ziel zu erreichen?

In erster Linie sind es die ermittelten Wortgleichungen, auf die sie sich bei der Darstellung des Kulturzustandes der Indogermanen stützen muß. Denn der Begriff des Indogermanentums ist aus Erwägungen der Sprachwissenschaft gewonnen worden, und wenn wir sein kulturelles Niveau er-

mitteln wollen, werden wir uns in erster Linie an diesen Forschungszweig wenden. Es ist uns also der Wortschatz der Ursprache, auf dem sich zunächst eine Darstellung der Kultur der Indogermanen aufzubauen hat. Da wir nun eine Anzahl Wortgleichungen für die Ursprache feststellen können und aus dem Vorhandensein der Begriffe auf die Bekanntschaft mit den Sachen schließen dürfen, so wäre die Ermittelung der Kultur der Indogermanen, soweit sie sich auf sprachliche Tatsachen stützt, eine verhältnismäßig leichte Aufgabe. Aber es erhebt sich doch ein Bedenken.

Eine Gleichung wie altind. *pitá*, arm. *hair*, griech. *πατήρ*, lat. *pater*, altir. *athir*, got. *fadar* „Vater" (im Baltisch-Slawischen ist das Wort nicht erhalten) ist eindeutig; sie erweckt einen genau umgrenzten Begriff. Dagegen ist die Reihe: altind. *áśvas*, av. *aspō*, griech. *ἵππος*, lat. *equus*, altir. *ech*, gall. *epo-*, altengl. *eoh* „Pferd" schon nicht mehr unter einen scharf bestimmten Begriff einzuordnen. Bezeichneten die Indogermanen mit **eк̑vos* das wilde oder das gezähmte Pferd? Verstanden sie darunter den schlank gebauten, breitstirnigen „equus caballus orientalis" oder den grob gebauten, kleinstirnigen „equus caballus occidentalis"? Kannten sie das von dem amerikanischen Gelehrten Raphael Pumpelly in den transkaspischen Steppen nachgewiesene wilde Pferd „equus caballus Pumpellii"[1]) oder das von dem russischen Forscher Przewalski in den Wüsten zwischen dem Altai und Tian-Schan entdeckte wilde Pferd „equus caballus Przewalskii"?[2]) Auf alle diese Fragen gibt die ursprachliche Gleichung keine Antwort. Aber immerhin ist der Begriff „Pferd" nur in bestimmten Grenzen variabel, und das Urvolk hat vielleicht schon verschiedene Rassen darunter eingereiht, wie wir ja auch den schlanken Araber-Vollbluthengst und das schwere schottische Clydesdale-horse gleichermaßen als „Pferd" be-

[1]) Explorations in Turkestan. Expedition of 1904. Prehistoric civilizations of Anau. Washington 1908 (Carnegie Institution). Band II, S. 427 ff.

[2]) N. von Przewalski, Reisen in Tibet. Deutsch von Stein-Nordheim. 1884, S. 23 ff. Über den Ursprung des zahmen Pferdes vgl. R. Schnittger, Prähistorische Zeitschrift, II S. 174 ff.

zeichnen, wenn jemand nicht gerade Hippologe ist. Aber Bezeichnungen für bestimmte Begriffe können nicht nur in engen Grenzen schwanken, sondern im Laufe der Zeit anstatt ihrer eigentlichen Verwendung für einen von dem ursprünglichen Begriff gänzlich verschiedenen Gegenstand gebraucht werden. Nehmen wir als Beispiel die Bedeutungsentwicklung des Wortes *Scheibe.* Wir verstehen heute darunter in der Regel eine viereckige Fenster- oder Schaufenster-Glasscheibe; nebenher ist uns noch die Wurfscheibe, Schießscheibe, Mondscheibe, eine Scheibe Brot oder Käse und dergleichen geläufig. Die Sprachgelehrten wissen zwischen diesen beiden ganz verschiedenen Begriffen zu vermitteln; die Brücke bildet die runde, sogenannte Butzenscheibe des Mittelalters. Die ursprüngliche Bedeutung „Kreis" ist im einfachen Wort so gut wie ausgestorben, sie hält sich nur noch in festen (*Wurfscheibe*) oder losen (*Scheibe Brot, Käse*) Zusammensetzungen; die ursprüngliche Nebenvorstellung ist zur Hauptvorstellung geworden. Aber jene kann diese überhaupt ganz verdrängen. Ist uns die ursprüngliche Bedeutung von *Knecht* überhaupt noch bewußt? Sie kommt in dichterischen Wendungen wie der „edle Knecht" wohl noch gelegentlich zum Ausdruck; sie hat ferner in engl. *knight* „Ritter" (aus dän. *knegt* „Dienstknecht" entlehnt) eine ganz andere Entwicklung genommen. Auszugehen ist von einem germ. **knehtaz* „Knabe" (in ahd. *kneht*, altengl. *cneoht* „Knabe, Jüngling, Diener", altfries. *kniucht, knecht* „Dienender"), das freilich der einwandfreien etymologischen Aufhellung noch harrt. Niemand denkt bei dem Gebrauch des nhd. *Knecht* (*Hausknecht, Pferdeknecht*) noch an den „zarten Knaben", der mit dem Wort ursprünglich bezeichnet wurde. Der Bedeutungswandel also, dem die meisten Wörter im Laufe der Sprachentwicklung unterworfen sind, vermag die Grundbedeutung in den Hintergrund zu schieben oder ganz zu verdrängen. Mit dieser Tatsache müssen wir bei allen ursprachlichen Wortgleichungen stets rechnen und oft erst aus kulturhistorischen Erwägungen den alten Sinn festzustellen suchen. Nicht selten bietet uns dabei auch die Etymologie eine wesentliche Hilfe. Die Indogermanen hatten z. B. ein

Wort *$n\bar{a}us$*, das im altind. *nā̃uš*, arm. *nav* (einheimisches Wort?) gr. *ναῦς*, *νηῦς*, lat. *navis*, cymr. *noe*, altisl. *nōr* „Schiff" weiterlebt. Es hat natürlich weder das antike Segelschiff noch den Vielruderer bezeichnet, sondern vermutlich den „Einbaum" (Boot aus einem durch Feuer und mit dem Beil ausgehöhlten Baumstamm), den wir durch verschiedene prähistorische Funde und noch heute aus dem Gebrauch der primitiven Völker kennen[1]). In anderen Fällen gibt uns nur die Vorgeschichte genügende Aufklärung über die ursprüngliche Gebrauchssphäre eines Wortes. Dafür diene das folgende Beispiel. Die sicher ursprachliche Gleichung altind. *carúš*, russ. *čara*, mittelir. *coire* ‚Kessel, Topf, Schale", altisl. *hverr*, altengl. *hwer* „Schüssel", (dazu auch got. *hwaírnei* „Hirnschale", vgl. oben S. 19), sagt uns zwar, daß die Indogermanen schon Töpfe hatten; aber wir erfahren aus ihr nichts über das Material, die Form und die Dekoration dieser Töpfe. Hier muß die vorgeschichtliche Forschung helfend einspringen, die uns statt der Worte die aus den Gräbern und sonstigen Fundplätzen gehobenen Objekte zur unmittelbaren Anschauung vorlegt[2]).

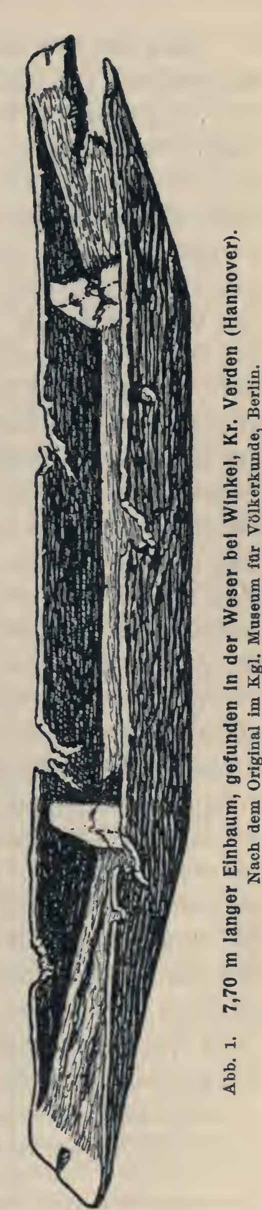


Abb. 1. **7,70 m langer Einbaum, gefunden in der Weser bei Winkel, Kr. Verden (Hannover).**
Nach dem Original im Kgl. Museum für Völkerkunde, Berlin.

---

[1]) Eine sehr ansprechende Etymologie von R. Meringer (Indogermanische Forschungen, Bd. 17, S. 149) stellt diesen Wortstamm zu einer idg. Wurzel *$n\bar{a}u$-*, die z. B. in got. *b-nauan*, ahd. *nūan* „zerreiben" vorliegt. Das „Schiff" wurde demnach in der Urzeit als das „Ausgehöhlte" bezeichnet.

[2]) Ein für alle Mal sei hier bemerkt, daß die in diesem Buch gegebenen Abbildungen prähistorischer Funde nur als Typen für die am Ende der Steinzeit

Man hat die auf sprachliche Gleichungen sich stützende Erforschung der Kulturzustände in der idg. Urzeit mit Vorliebe als „linguistische Paläontologie“ (von A. Pictet als „paléontologie linguistique“ geprägt) bezeichnet. Man vergißt aber bei dieser Benennung ganz, daß uns die Sprachwissenschaft stets nur die Kenntnis der Begriffe, nie diejenige der Sachen vermitteln kann. Sie bedarf also bei allen konkreten Dingen der Ergänzung und Veranschaulichung durch die Ergebnisse der Vorgeschichte. Diese ist demnach die in erster Linie für die idg. Altertumskunde heranzuziehende Hilfswissenschaft. Wir werden im Abschnitt V noch näher sehen, was sie zur Aufhellung und Veranschaulichung des Kulturzustandes der Indogermanen beitragen kann. Aber die vorgeschichtliche Forschung erstreckt sich doch nur auf solche Gegenstände, die der Zerstörung durch Wasser und Luft Widerstand leisten, also Knochen, Stein- und Metallgeräte; nur in seltenen Fällen sind Vegetabilien, Wollstoffe, menschliche Haut- und Haarreste, Holz und Ähnliches in den Mooren oder in trockenem Sandboden erhalten geblieben. Über ganz vergängliche Dinge, wie manche Lebensmittel, Getränke usw., vermag sie uns keine Auskunft zu geben. Ebenso entziehen sich die religiösen und ethischen Begriffe, die Familienordnung und staatliche Gliederung, die Zeiteinteilung des Urvolks u. a. m. der Aufhellung durch die vorgeschichtlichen Funde, wenn wir von den gröbsten Umrissen absehen, die sich durch die Bestattungsriten, die aufgefundenen Idole, die Ausdehnung der Ansiedlungen, die Wallburgen und Ähnliches ergeben. In vielen derartigen Fragen erhält die idg. Altertumskunde außer aus sprachlichen Gleichungen einige Aufhellung durch die Ergebnisse einer noch jungen Wissenschaft, der vergleichenden Volkskunde. Sie beobachtet die Sitten und Gebräuche, die im volkstümlichen Leben noch heute in Übung sind, und erschließt durch den Vergleich ihrer verschiedenen Erscheinungsformen, auch in älteren

---

gebräuchlichen Geräte, Waffen, Werkzeuge usw. aufzufassen sind. Wie die von dem indogerm. Urvolk gebrauchten Gegenstände aussahen, können wir solange nicht mit Sicherheit sagen, bis seine Heimat genau bestimmt ist und uns Funde aus dieser Gegend vorliegen.

Zeiten, den ursprünglichen Zustand und Ausgangspunkt. Bei vielen Völkern, die noch nicht oder noch nicht lange in den Strom der schnell nivellierenden Kultur unserer Zeit einbezogen sind, besonders auf dem slavisch-baltischen Sprachgebiet, treffen wir noch viele uralte Zustände, Sitten und Gebräuche an, die wir mit einer gewissen Wahrscheinlichkeit auch für die indogermanische Urzeit voraussetzen dürfen[1]. Auch die uns durch zahlreiche Forschungsreisen in immer größerem Umfang vermittelte Bekanntschaft mit den Sitten primitiver Völker in anderen Erdteilen kann für die Erkenntnis der Zustände in der Vorzeit der idg. Völker nutzbringend verwendet werden. Weitere Förderung erfährt die idg. Altertumskunde durch die vergleichende Religionswissenschaft und die vergleichende Mythologie, die uns die Urformen des Seelen-, Dämonen- und Götterglaubens und die älteste Gestalt vieler Mythen kennen lehrt.

Versuchen wir nun mit Hilfe aller genannten Wissenschaften ein Bild des Kulturzustandes der Indogermanen zu entwerfen, so dürfen wir einen Umstand nicht aus den Augen verlieren: dieses Bild kann sich naturgemäß nur auf die Zustände in der letzten Zeit vor der Trennung in Einzelvölker beziehen, ebenso wie die erschlossene Sprachform in dieselbe Zeit zu verlegen ist. Der noch ältere Zustand der Sprache und Kultur auf einer früheren Stufe entzieht sich fast durchaus unserer Kenntnis und nur wenige Tatsachen, die aus sprachlichen Petrefakten oder aus der allgemein menschlichen Kulturentwicklung entnommen sind, gestatten uns einen Einblick in jene fernste Urzeit. Auch ein zweiter Punkt darf

[1]) Freilich dürfen wir nicht in den Fehler verfallen, Zustände, Sitten und Gebräuche, die sich auf jeder primitiven Kulturstufe finden und deren Entstehung auf der allgemeinen Entwicklung der menschlichen Kultur beruht, als speziell idg. Eigentümlichkeit anzusehen. Die Indogermanen besaßen natürlich eine Unmenge Kulturgut gemeinschaftlich mit andern Völkern gleicher Entwicklungsstufe. Und noch ein Punkt ist zu beachten: da die eindringenden Indogermanen überall ältere Bevölkerungen vorfanden und deren Sitten und Gebräuche sicher auch teilweise annahmen, so können wir bei den später indogermanische Sprachen redenden Völkern niemals wissen, ob ein Brauch dem autochthonen Volk oder den indogermanischen Eroberern zuzuschreiben ist.

nicht übersehen werden: wenn wir ein Bild der idg. Kultur aufrollen, so braucht diese nicht auf dem ganzen Wohngebiet des Urvolks die gleiche gewesen zu sein. Wie groß wir uns die Ausdehnung der Urheimat vorzustellen haben, läßt sich nicht mit Sicherheit sagen (vgl. Abschnitt XX); aber schon auf einem nicht allzu weitläufigen Gebiet können sich Gegensätze zwischen seßhaften und nomadisierenden Stämmen, Wald- und Steppenbewohnern, Ansiedlern im Gebirge und in der Ebene, im Binnenland und an der Seeküste usw. herausbilden. Wir werden uns bei der Betrachtung des indogerm. Kulturzustandes zu fragen haben, ob wir durch unsere Hilfsmittel in der Lage sind, solche Unterschiede bei dem Urvolk festzustellen. Dürfen wir etwa erwarten, aus einer getrennten Sammlung des Wortschatzes bei den Kentum- und Satemvölkern (siehe Abschnitte III und XIX) oder bei den asiatischen und europäischen Indogermanen urzeitliche Kulturunterschiede zwischen den beiden Gruppen erschließen zu können?

Am Schlusse dieser Betrachtungen sei noch ein Moment erwähnt. Für gewisse Dinge oder Gruppen von Vorstellungen fehlen uns ursprachliche Gleichungen. So haben wir keine idg. Benennungen für die Tiere der heißen Zonen: Löwe, Tiger, Elephant usw., obwohl fast alle idg. Völker sie in ihrem späteren Einzelleben kennen lernten. Da es stets mißlich ist, aus dem Fehlen eines Beweismittels, einem „argumentum ex silentio", Schlüsse zu ziehen, und auch die Möglichkeit vorliegt, daß die idg. Stämme bei ihrer Ausbreitung über ihr späteres Wohngebiet die ursprachlichen Ausdrücke für die genannten Tiere verloren haben, so würden wir deren Unkenntnis bei den Indogermanen aus dem Fehlen der ursprachlichen Gleichungen allein nicht als erwiesen ansehen dürfen, wenn nicht auch viele andere Gründe für die Ansetzung einer mehr im Norden gelegenen Urheimat sprächen, wo sich um die Mitte des dritten Jahrtausends v. Chr.[1]) keine Elephanten und kaum noch Löwen fanden. Ferner haben wir keine ursprachlichen

---

[1]) Siehe Näheres über die Ansetzung dieser Zeit für den Beginn der Sprachen- und Stammestrennung im Abschnitt IV.

Namen für die Kalendermonate, obwohl der Begriff „Monat" den Indogermanen vertraut war und sie auch den Wechsel der Jahreszeiten natürlich kennen mußten (siehe Abschnitt XIII). Ebenso fehlen die Namen der Wochentage wie auch der Begriff „Woche" im ursprachlichen Wortschatz. Aus der Vereinigung aller dieser Tatsachen dürfen wir daher den Schluß ziehen, daß die Kalenderrechnung den Indogermanen noch fremd war. Das vereinzelte Fehlen eines sprachlichen Begriffs erlaubt noch nicht mit voller Sicherheit einen Schluß auf die Urzeit; eine Gruppe von gleichartigen Beobachtungen über das Fehlen gewisser Benennungen setzt uns erst in die Lage, bestimmtere Folgerungen für die Kultur der Urzeit zu ziehen. Es ist also ganz unmöglich, ein feststehendes Schema zu geben, nach dem man in jedem Falle bei der Ansetzung einer ursprachlichen Gleichung verfahren könnte; abgesehen von den durch alle oder wenigstens die meisten Sprachen durchlaufenden Wortgruppen entscheiden zahlreiche Einzelerwägungen über die Aufnahme eines Begriffes in den Wortvorrat der Ursprache[1]). Ebensowenig dürfen wir aus dem Fehlen eines Wortes in demselben ohne weiteres den Schluß auf das Fehlen der Sache ziehen; auch hier haben kulturhistorische Erwägungen allgemeiner Art eine gewichtige Stimme. In den der Darstellung der Kultur der Indogermanen im einzelnen gewidmeten Abschnitten VI bis XV werden diese Erwägungen mannigfache Anwendung finden und das hier theoretisch Ausgeführte nach vielen Seiten hin näher beleuchten.

---

[1]) Vgl. zu den vorstehenden Erwägungen, außer den entsprechenden Abschnitten in O. Schrader, Sprachvergleichung und Urgeschichte, 3. Aufl. und H. Hirt, Die Indogermanen, des letztgenannten Autors Aufsatz: „Wann können wir ein Wort für indogermanisch ansehen?" in den Indogermanischen Forschungen, Band 22, S. 57 ff. In vielen Einzelheiten weichen meine Anschauungen allerdings von den daselbst vertretenen Ansichten Hirts ab.

III. Überblick über die Lautgestalt, die Betonungsweise, die Flexionsverhältnisse und die Syntax der indogermanischen Grundsprache.

Aus der Vergleichung der verschiedenen idg. Einzelsprachen und unter Berücksichtigung der für sie ermittelten Lautgesetze erschließen wir die idg. Grundsprache. Wie schon erwähnt worden ist, wechselten die Ansichten der Sprachforscher über ihr Aussehen je nach dem Stande der jeweiligen Theorie. Die Darstellung, die wir im Folgenden geben, gibt die Auffassung wieder, die im letzten Viertel des vorigen Jahrhunderts durchgedrungen und bis heute weiter ausgebaut worden ist. Doch zuvor eine Bemerkung. Noch immer ist die Ansicht früherer Zeiten nicht ganz ausgestorben, nach der die erschlossene idg. Grundsprache so etwas wie eine „Ursprache" gewesen sei. Von ihr aus glaubte man früher bis zum Ursprunge der Sprache überhaupt vordringen zu können. Das war ein gewaltiger Irrtum. Die ermittelten Formen des Indogermanischen sind häufig in lautlicher Beziehung leicht als Entwicklungsprodukte einer noch älteren Stufe zu erkennen Seine Flexionsverhältnisse sind äußerst kompliziert und lassen das vorauszusetzende Stadium der Anfügung (Agglutination) der Bildungselemente an den Stamm weit hinter sich. Im syntaktischen Bau der Grundsprache endlich erkennen wir viele Züge einer sehr fortgeschrittenen Entwicklungsstufe, z. B. in dem Suppletivwesen d. h. der Vermischung verschiedener Wortstämme bei der verbalen Tempusbildung und der adjektivischen Steigerung, eine Tendenz, deren Spuren noch in unserer nhd. Sprachstufe erkennbar sind, wenn wir nebeneinander finden: *sein, bin, war; gut, besser* usw.[1]). Zu beachten ist ferner, daß wir nur den ungefähren Zustand des Indogermanischen beim Beginn seiner Ausbreitung über die verschiedenen Länder und Völker, wo es in historischen Zeiten

[1]) Vgl. hierzu die Abhandlung von Herm. Osthoff, Vom Suppletivwesen der indogerm. Sprachen, 1900.

herrscht, zu erkennen vermögen; das vorauszusetzende ältere Stadium können wir nur an einzelnen Punkten erschließen. Kurzum, wir sind von dem Urzustand oder gar dem Ursprung der erschlossenen idg. Sprache, die wir im Folgenden einer selbstverständlich nur summarischen Betrachtung unterziehen, weit entfernt.

Wir behandeln zunächst die in der idg. Grundsprache vertretenen Laute, die in Vokale, Sonanten, Verschlußlaute und Zisch- oder Reibelaute eingeteilt werden.

I. Die Lautgestalt der indogermanischen Grundsprache.

A. Die Vokale.

Unter den einfachen Vokalen überwiegen *e* und *o* an Häufigkeit weitaus; sie treten zudem teils für sich, teils mit *i* und *u* (*m, n, r, l*) zu Doppellauten vereinigt, in den Stamm- und Endungssilben oft in einem regelmäßigen Wechsel auf, den man als „Ablaut" bezeichnet. Wie dem griech. Präsens *κλέπτω* „ich stehle" ein Perfekt *κέκλοφα* „ich habe gestohlen" zur Seite steht, so findet sich neben got. *hlifa* (aus urgerm. **hlefō*) „ich stehle" ein Präteritum *hlaf* „ich stahl" (germ. *a* entspricht idg. *o*). Derselbe Wechsel findet sich in griech. *γένος*, Genitiv hom. *γένεος* (aus **γενεσος*), lat. *genus* (aus **genos*), Gen. *generis* (aus **geneses*) „Geschlecht" (zur Wurzel **ĝen-* „zeugen") sogar doppelt: im Bildungssuffix *-os, -es* und in der Endung *-os, -es* des Genitivs. Die beiden Vokale *e* und *o* sind in allen europäischen Sprachen (abgesehen vom Albanesischen, Germanischen, Baltischen, wo idg. *o* zu *a* wird) erhalten, und von den asiatischen Sprachen bewahren sie das Armenische und Tocharische gleichfalls; nur der arischen Gruppe (indisch, nordarisch, iranisch) sind sie verloren gegangen und durch *a* ersetzt. Dem griech. *γένος*, lat. *genus* entspricht altind. *jánas* „Geschlecht", aber arm. *cin* „Geburt" (*i* aus *e* vor Nasal); wie griech. *ἐστί*, lat. *est* „ist" so weist auch toch. *šeṣ̱* „ist" den *e*-Vokal gegenüber altind. *ásti* „ist" auf. Dieser *a*-Vokal zum Ersatz für das

idg. *e* findet sich bereits in den ältesten Spuren des Arischen, den Götternamen *Indra, Mitra, Varuna, Nāsatyāu* in den von Hugo Winckler aufgefundenen und erläuterten Urkunden von Boghazkiöi, der einstigen Hauptstadt des Reiches der Mitanni am oberen Euphrat, aus dem Anfang des 14. Jahrhunderts v. Chr.[1]); ferner in dem Namen des von den Kassiten oder Kossäern, einem Bergvolk zwischen Medien und Elam (vgl. Abschnitt XVII), verehrten arischen Sonnengottes *Šuriaš* und in vielen arischen Fürstennamen, die sich in den sogenannten Tel-Amarna-Briefen finden, einer keilschriftlichen Korrespondenz in babylonischer Sprache zwischen asiatischen Fürsten und den ägyptischen Königen Amenophis III. und IV aus dem 15. Jahrhundert v. Chr.[2]) Dennoch müssen die arischen Sprachen in einer früheren Periode einen *e*- und *o*-Vokal besessen haben, wie die verschiedenartige Entwicklung der velaren Verschlußlaute (s. weiter unten) beweist, je nachdem sie urspründlich vor *e* oder *o* standen. Vor *e* wurden sie zu palatalen Lauten, vor *o* blieben sie erhalten. So heißt es altind. *cakára* „ich bin geworden" aus idg. **kekora* und *jaghána* „ich habe geschlagen" aus idg. **gheghona* (vgl. das griech. Perfekt *γέγονα* „ich bin geworden", was den Vokalismus betrifft) mit doppelter Vertretung der idg. velaren Verschlußlaute: *c* und *j* vor ursprachlichem *e*, *k* und *g* vor ursprachlichem *o*. Je ein Beispiel für das Vorkommen vom idg. *e* und idg. *o* möge zugleich ihre Vertretung in den Einzelsprachen veranschaulichen: idg. *e* in **bhérō* „ich trage" = altind. *bhārā-mi*, arm. *ber-em*, gr. *φέρω*, lat. *ferō*, altir. *ber-im*, got. *baíra* (*aí* = *e*), altbulg. *berą*; idg. *o* in **tod* „das" = altind. *tád*, gr. *τό*, altlat. (*is-*)*tod*, got. *þat-a*, altbulg. *to*. Weit seltener als

[1]) Vgl. Ed. Meyer, „Das erste Auftreten der Arier in der Geschichte" in den Sitzungsberichten der Berliner Akademie der Wissenschaften, 1908, I, S. 14 ff., und „Die ältesten datierten Zeugnisse der iranischen Sprache und der zoroastrischen Religion" in der Zeitschrift für vergleichende Sprachforschung, Bd. 42, S. 16 ff.

[2]) Ältere Ausgabe von Hugo Winckler, Die Thontafeln von Tell-el-Amarna, 1896. Eine neuere mit den sämtlichen 358 Tafeln in Transkription und Übersetzung nebst textkritischen Noten ist die im Erscheinen begriffene Ausgabe von J. A. Knudtzon, Die El-Amarna-Tafeln, Leipzig 1907 ff. — Vgl. weiter unten S. 67 f.

diese beiden Vokale ist *a* im Indogermanischen gewesen; in vielen Sprachen ist es mit *o* oder dessen Vertretung zusammengefallen. Es liegt z. B. vor in **áĝō* „ich führe“ = altind. *ájā-mi*, arm. *ac-em*, gr. *ἄγω*, lat. *agō*, altisl. *ake* und altir. *ag-at* „agant“. Die drei Vokale *e, o, a* kommen auch als Längen *ē, ō, ā* vor, vielfach im Ablautsverhältnis zu den Kürzen. So liegt der idg. Stamm **ped-*, **pod-* „Fuß“ in folgenden Abstufungen vor: altind. *pā́t*, griech. dor. *πώς* = att. *πούς*, Gen. *ποδ-ός*, lat. *pēs*, Gen. *ped-is*, got. *fōt-us*, arm. *ot-n*; der Stammvokal *e* bzw. *o* konnte sogar infolge von Tonlosigkeit ganz schwinden in altind. *upa-bd-as* „Getrampel“, avest. *fra-bd-a* „Vorfuß“, griech. *ἐπι-βδ-αι* „Nachfeier“, wo *-bd-* den Rest des Stammes **ped-* enthält (*p* ist durch Angleichung an *d* stimmhaft geworden).

Enthielt ein Wortstamm die langen Vokale *ē, ō, ā*, so konnte die Tonlosigkeit nicht das vollständige Schwinden des vokalischen Elements bewirken; es ergab sich daraus ein lautschwacher Vokal, dem hebr. *Schwa* vergleichbar, von unbestimmter Klangfarbe, der mit *ə* bezeichnet wird. Er ist in den Einzelsprachen überall mit idg. *a* zusammenzustellen, nur im Arischen wird er durch *i* vertreten. Er findet sich z. B. in idg. **pətḗr*, = altind. *pitā́*, gr. *πατήρ*, lat. *pater*, altir. *athir*, got. *fadar*.

Eine besondere Stellung nehmen die Laute *i* und *u* ein. Sie können auftreten: erstens als selbständige Silbenträger sowohl kurz wie lang (*ĭ, ī, ŭ, ū*); zweitens als zweiter Bestandteil in Diphthongen, deren erstes Element einer der Vokale *ĕ, ŏ, ă* ist; drittens als Konsonanten zu Anfang einer Silbe, zwischen Vokalen und nach Konsonant vor Vokal und werden dann meist *j, w* (*v*) geschrieben. Folgende Beispiele werden das Gesagte veranschaulichen. Erstens: *i* und *u* als Vokale: idg. *i* in **widhewā* „Witwe“ = altind. *vidhávā*, lat. *vidua*, got. *widuwō*, altbulg. *vьdova*; idg. *ī* in **gwīwos* „lebend“ = altind. *jīvás*, lat. *vīvus*, lit. *gývas* (*y* = *ī*), altbulg. *živъ*; idg. *u* in **jugóm*, „Joch“ = altind. *yugám*, gr. *ζυγόν*, lat. *jugum*, got. *juk*, lit. *jùngas* (mit sekundärem *n* und Übertritt ins Maskulinum); idg. *ū* in **mūs* „Maus“ = altind. *mū́š*, gr. *μῦς*, lat. *mūs*, althd. *mūs*, altbulg. *myšь*. Zweitens: *i* und *u* als zweite Bestandteile von

Diphthongen: idg. *ei* in **steighō* „ich steige" = gr. *στείχω*, got. *steiga* (*ei* = *ī*); idg. *oi* in **woida* „ich weiß" = altind. *vḗda*, avest. *vaeđa*, gr. *Ϝοῖδα*, got. *wait*, altbulg. *vědě*; idg. *au* in Wurzel **aug-* „stärken" in altind. *ṓjas*, avest. *aojō* „Kraft", gr. *αὔξω*, lat. *augeo*, got. *auka* „vermehre", lit. *áugu* „wachse" usw. Drittens: Beispiele für *i* und *u* in konsonantischer Funktion (*j* und *w*) sind idg. **jugóm* „Joch", **widhewā* „Witwe", **gwīwos* „lebend" (s. oben).

B. Sonanten.

Eine ähnliche Rolle wie die Vokale *i* und *u* spielten die Sonanten *l*, *r*, *m*, *n* im idg. Lautsystem. Neben ihrer konsonantischen Funktion treten sie außerordentlich häufig als zweites Element in Verbindung mit den Vokalen *e* und *o* auf; z. B. gr. *δέρ-ω*, altbulg. *der-ą* „schinde", altengl. *ter-an*, ahd. *zer-an* „zerren"; gr. *νέμ-ω* „teile zu", ahd. *nem-an* „nehmen" usw. Wenn der Stammvokal infolge von Tonlosigkeit schwand, so übernahm der Sonant die vokalische Funktion, eine Erscheinung, die wir auch im heutigen Umgangsdeutsch beobachten können, wo wir nicht „Vat*er*", sondern „Vat*r*", nicht „Vog*el*", sondern „Vog*l*", nicht „nehm*en*", sondern „nem*n*" mit vokalischem *r*, *l*, *n* usw. sprechen[1]). Doch nur *r* ist im Altindischen in dieser Funktion in historischer Zeit noch erhalten, z. B. im Präsens altind. *dṛṇā́ti* „berstet" zur Wzl. **der-* in gr. *δέρω*, altbulgul. *derą* „schinde" s. o.), das mit got. *ga-taurnan* „zerreißen" (intrans.) ganz gleich gebildet ist. In allen andern Sprachen und auch im Altindischen bei vokalischem *n*, *m* sind Ersatzlaute für die vokalischen Sonanten eingetreten, wie die folgende Tabelle zeigt:

idg.	altind.	griech.	lat.	germ.	altbulg.
n̥	*a*, *an*	*α*, *αν*	*en*	*un*	*ъn*, *ьn*
m̥	*a*, *am*	*α*, *αμ*	*em*	*um*	*ъn*, *ьm*
r̥	*r̥*	*αρ*, *ρα*	*or*	*ur*	*ъr*, *ьr*
l̥	*r̥*	*αλ*, *λα*	*ol*	*ul*	*ъl*, *ьl*

[1]) Wenn Wilh. Viëtor, Deutsches Aussprachewörterbuch, 1912 die Aussprache *fatər*, *fogəl*, *nemən* ansetzt, so entspricht diese theoretische Forderung nicht dem tatsächlichen Gebrauch der unbeeinflußten Umgangssprache.

Einige Beispiele werden dies veranschaulichen: indogerm. *$\hat{k}$m̥tóm „hundert“ = altind. *śatám*, gr. *ἑ-κατόν*, lat. *centum*, got. *hund*, lit. *szim̃tas*; idg. *wl̥kʷos „Wolf = altind. *vr̥kas* (idg. *l* ist im Indischen meist zu *r* geworden), got. *wulfs*, lit. *vilkas*, altbulg. *vlъkъ*; idg. Schwachstufe *dr̥k der Wzl. **derk-* (gr. *δέρκομαι* „sehe“) in altind. *dr̥š-tás* „gesehen“, gr. inf. Aor. *δρακεῖν* „sehen“, altir. *drech* „Gesicht“, altsächs. *torht*, ahd. *zoraht* „hell“ usw.

C. Die Verschluß- und Reibelaute.

Während die bis jetzt betrachteten Laute, Vokale wie Sonanten, stets stimmhaft gesprochen werden, d. h. die aus den Lungen ausströmende Luft bringt die Stimmbänder im Kehlkopf zum Schwingen und Mittönen, ist bei den Verschluß- und Reibelauten eine doppelte Möglichkeit vorhanden: sie können mit und ohne Stimmton artikuliert werden. Je nach der Lage des Verschlusses, durch dessen Lösung der Laut hervorgebracht wird, oder der Enge, an der der Luftstrom sich reibt, unterscheidet man: Lippenlaute (Verschluß durch beide Lippen), Lippenzahnlaute (Verschluß durch Unterlippe und Oberzähne), Zahnlaute (Verschluß durch Vorderzunge am Zahnfleisch bzw. an den Zähnen), Palatallaute (Verschluß durch Vorderzunge und vorderen Gaumen), Velarlaute (Verschluß durch den Zungenrücken und den hinteren Gaumen, das Velum). So ergibt sich folgendes Schema der in der idg. Grundsprache nachgewiesenen Laute:

	Verschlußlaute		Reibelaute	
	stimmhaft	stimmlos	stimmhaft	stimmlos
Labiale:	*b*, *bh*	*p*, *ph*	*w*	nicht vertr.
Labiodentale:		nicht vertreten.		
Dentale:	*d*, *dh*	*t*, *th*	*z* (d. h. stimmh. *s*),	*s*
Palatale:	*ĝ*, *ĝh*	*$\hat{k}$*, *$\hat{k}$h*	*j*	nicht vertr.
Velare (Gutturale):	*g*, *gh*	*k*, *kh*	nicht vertreten.	

Wie man sieht, ist eigentlich nur die Gruppe der Verschlußlaute reicher entwickelt; neben nicht aspirierten Lauten finden sich aspirierte Laute d. h. solche mit nachfolgendem

Hauch, die freilich nur im Altindischen unversehrt erhalten sind, in allen andern Sprachen dagegen zum Teil weitgehende Umwandlungen erlitten haben. Im Armenischen sind die stimmhaften Verschlußlaute, wenn auch nicht durchgreifend, im Germanischen dagegen alle Verschlußlaute „verschoben"[1]) worden, d. h. sie haben eine Veränderung ihrer Artikulation erfahren, sei es durch den Verlust des Stimmtons, sei es durch die Verwandlung der nichtaspirierten Tenues in aspirierte und weiterhin in Reibelaute. Daher stellt sich das Bild der Entsprechungen der Verschlußlaute der Ursprache in den hauptsächlichsten Einzelsprachen folgendermaßen dar:

	idg.	altind.	griech.	lat.	germ.	altbulg
Labiale	*b*	*b*	*β*	*b*	*p*	*b*
	bh	*bh*	*φ*	*f*, *b*	*b*	*b*
	p	*p*	*π*	*p*	*f*	*p*
	ph	*ph*	*φ*	*p*	*f*	*p*
Dentale	*d*	*d*	*δ*	*d*	*t*	*d*
	dh	*dh*	*ϑ*	*f*, *d*	*d*	*d*
	t	*t*	*τ*	*t*	*þ* (engl. *th*)	*t*
	th	*th*	*τ*	*t*	*þ*	*t*
Palatale	*ĝ*	*j* (av. *z*)	*γ*	*g*	*k*	*z* } frz. *z*
	ĝh	*h* (av. *z*)	*χ*	*h*, *g*	*g*	*z*
	k̂	*ś* (av. *s*)	*ϰ*	*c*	*h*	*s*
	k̂h	*ch* (av. *s*)	*χ*	*c*	*h*	*s*
Velare (Gutturale)	*g*	*g*, *j*	*γ*	*g*	*k*	*g*, *ž*
	gh	*gh*, *h*	*χ*	*h*, *g*	*g*	*g*, *ž*
	k	*k*, *c*	*ϰ*	*c*	*h*	*k*, *č*
	kh	*kh*	*χ*	*c*	*h*	*k*, *č*

Eine besondere, in den Einzelsprachen nur zum Teil fortlebende Gruppe bildeten die mit einer labialen Artikulation

[1]) Über die vermutliche Ursache der sogenannten Lautverschiebung vgl. Verf., „Die germanische und die hochdeutsche Lautverschiebung, sprachlich und ethnographisch betrachtet" in den Beiträgen zur Geschichte der deutschen Sprache und Literatur, Bd. 36, S. 307 ff., wo die ältere Literatur verzeichnet und gewürdigt ist. Dazu ein Nachtrag in Bd. 37, S. 112 ff.

verbundenen Gutturalen, die Labio-Velaren, die mit gerundeter Lippenöffnung ausgesprochen wurden. Diese Artikulationsweise blieb im Lateinischen und Germanischen erhalten; im Griechischen und Keltischen verdrängte die labiale Artikulation die gutturale gänzlich; im Slavischen, Baltischen und Indischen hat der umgekehrte Vorgang stattgefunden, die labiale Artikulation ist hier verschwunden. Man bezeichnet diese Lautgruppe mit den gewöhnlichen Zeichen für die Gutturalen, denen man ein hochgestelltes *w* als unterscheidendes Merkmal beigibt. Ihre Vertretung in den Einzelsprachen zeigt die folgende Tabelle:

idg.	altind.	griech.	lat.	germ.	altbulg.
g^w	*g, j*	β (δ, γ)	*gu, v*	*kw*	*g, ž*
g^wh	*gh, h*	φ (ϑ, χ)	*f, gu, v*	*w (g)*	*g, ž*
k^w	*k, c*	π (τ, κ)	*qu*	*hw*	*k, č*

Die angegebene Vertretung der drei Gutturalreihen des Indogermanischen in den Einzelsprachen ist auch aus den folgenden Beispielen ersichtlich:

A. Palatale: idg. **aĝō* „führe" = altind. *ájā-mi*, av. *azā-imi*, arm. *ac-em*, gr. ἄγω, lat. *agō*; altir. *agat* „agant", altisl. *aka* „führen"; idg. Wzl. **weĝh-* „fahren": altind. *váhati*, av. *vazaiti*, lat. *vehit* „führt", gr. ὄχος „Wagen", got. *ga-wigan* „bewegen", altbulg *vezą*, lit. *vežù* „fahre"; idg. **k̂m̥tóm* „hundert" = altind. *śatám*, av. *satəm*, lit. *szim̃tas*, altbulg. *sъto*, gr. ἑ-κατόν, lat. *centum*, altir. *cēt*, got. *hund*.

B. Velare: idg. Wzl. **stheg-* „decke" in altind. *sthagayati*, gr. στέγει, lat. *tegit* „er deckt", altir. *teg* „Haus", altisl. *þak* „Dach", altbulg. *o-stegъ* „Kleid"; idg. Wzl. **steigh-* in altind. *ati-ṣṭighám* „das Übersteigen", griech. στείχω „schreite", alb. *štek* (*štegu*) „Durchgang", lat. *ve-stīgium* „Spur" (?), altir. *tīagaim* „schreite", got. *steiga* „steige", altbulg. *stigną* „komme", lit. *stiga* „Pfad"; idg. **krew-* „blutig" in altind. *kravíš* „rohes Fleisch", gr. κρέας „Fleisch", lat. *cruor* „Blut", altir. *crū* „Blut", altisl. *hrār* „roh", altbulg. *krъvь* „Blut".

C. Labio-Velare: idg. *(*e-*)*reg^wos* „Dunkelheit" = altind. *rájas*, arm. *e-rek*, griech. ἔ-ρεβος, got. *riqis*; idg. Wzl. **sneig^wh-*

„schneien“, in av. *snaēžaiti* (*ž* aus *ǰ*), gr. *νείφει*, lat. *ninguit*, *niv̄it* „schneit“, ahd. *snīwan* „schneien“, altir. *snigid*, lit. *sniñga*, *snẽkt* „schneit“; idg. Wzl. *sek^w- „folgen“ in altind. *sácatē* „geleitet“, griech. *ἕπεται*, lat. *sequitur* „folgt“, altir. *sechim*, *sechur*, lit. *sekù* „folge“ (hierher auch got. *saíhwan* „sehen“?).

Unter Berücksichtigung der verschiedenartigen Entwicklung der idg. palatalen und labiovelaren Laute in den einzelnen idg. Sprachen teilt man diese in zwei große Gruppen ein: die Satemsprachen (av. *satəm* „100“) und die Kentumsprachen (lat. *centum* „100“). Jene verwandeln die Palatalen in Zischlaute (*s*, *ś*, *z*, *j*) und lassen die labiale Affektion der Labio-Velaren fallen; diese lassen Palatale und Velare zusammenfallen und bewahren entweder die labiale Affektion der Labio-Velaren (im Lateinischen und Germanischen) oder unterdrücken die gutturale Artikulation gänzlich (Griechisch, einzelne keltische Dialekte). Zu der Gruppe der Satemsprachen gehören das Indische, Iranische, Nordarische, Armenische, Slavische, Baltische und Albanesische; zur Gruppe der Kentumsprachen das Griechische, Lateinische, Keltische, Germanische und das neu entdeckte Tocharische (mit einer allerdings eigenartigen Entwicklung der *k*-Laute). Diese Einteilung der indogermanischen Sprachen in die Gruppe der Satem- und die der Kentumsprachen stellt eine durchgreifende dialektische Spaltung dar, die vermutlich schon in der Grundsprache vorlag. Es ist übrigens die einzige, die scharfe Grenzen aufweist, während die andern dialektischen Eigentümlichkeiten mehr fließenden Linien gleichen (s. Näheres im Abschnitt XIX).

II. Die Betonungsweise der indogermanischen Grundsprache.

Die modernen europäischen Sprachen kennen eine doppelte Art der Wortbetonung: entweder trägt eine Silbe den Starkton und die übrigen sind mehr oder minder schwach betont, oder keine der Wortsilben ist merklich stärker akzentuiert wie die andere; es herrscht ein schwebender Akzent vor.

Zur ersten Gruppe gehören das Deutsche, Englische, Russische, Italienische usw.; zur zweiten das Französische und Schwedische. In dieser letzten Sprache aber begegnen wir noch einer anderen Art der Wortbetonung, nämlich der musikalischen, die sich auch in manchen deutschen Dialekten (im Rheinland) oder in der Kindersprache findet, sonst aber von dem Starkton fast gänzlich verdrängt ist. In der indogermanischen Grundsprache kann man von den beiden Arten der Wortbetonung, der expiratorischen des Starktons und der musikalischen des Hochtons, mit Sicherheit nur die letztere nachweisen. Wir schließen dies aus der Übereinstimmung des Altindischen und Griechischen, die beide nach zuverlässigen Nachrichten den musikalischen Hochton kannten; in beiden Sprachen steht er bei verwandten Wörtern oder in entsprechenden Flexionsformen häufig an der gleichen Stelle. Dazu kommt das Zeugnis des Russischen, Litauischen und Serbischen, die bis heute den freien Wortakzent bewahrt haben, nicht selten in merkwürdiger Harmonie mit dem uridg. Zustand; die beiden letzteren noch jetzt im wesentlichen als Hochton. Auch das Neugriechische kennt ihn noch. In anderen idg. Sprachen (z. B. im Lateinischen, Keltischen oder in den germanischen Mundarten) ist der idg. Hochton zwar im Laufe ihrer Entwicklung zugunsten des Starktons aufgegeben worden, doch sein einstiges Vorhandensein wird durch eigenartigen Lautwandel (Vernersches Gesetz des Germanischen und verschiedenartige Behandlung der Endsilben) erwiesen.

Der idg. Hochton konnte auf jeder Silbe des Wortes stehen, wie die altindische Akzentuierung und die Betonungsweise des heutigen Russischen und Litauischen zeigen; die Beschränkung auf die drei letzten Wortsilben ist eine Neuerung des Griechischen. Man vergleiche folgende Entsprechungen: altind. *pā́t*, Gen. *padás* mit griech. *πώς*, *πούς*, Gen. *ποδός* „Fuß“; altind. Akk. *pitáram*, Dat. *pitrḗ* mit griech. Akk. *πατέρα*, Dat. *πατρί*; altind. *bháramānas* (Med.) „tragend“ mit russ. *dě́laemъ* „gemacht“ gegenüber griech. *φερόμενος* „getragen“. Der Hochton der idg. Urzeit konnte ferner eine doppelte

Qualität haben: er konnte entweder ein Akut (Stoßton, eingipflig) oder ein Zirkumflex (Schleifton, zweigipflig) sein. Das Vorhandensein dieser beiden ergibt sich aus der Übereinstimmung des vedischen Indisch, des Griechischen und Litauischen sowie aus der Behandlung zirkumflektierter Endsilben im Germanischen. Man vergleiche die Akzentuierung von griech. *θεά*, Gen. *θεᾶς* „Göttin“ mit der von lit. *mergà*, Gen. *mergõs* „Mädchen“, den griech. Gen. Plur. *βῶν* mit altind. ved. *gā́m* (metrisch zu lesen **gaam* „der Kühe“), oder griech. Gen. Plur. *κυνῶν* mit lit. dial. *szunũ* „der Hunde“. Der Gen. Plur. hat im Gotischen den langen Endungsvokal erhalten (*dagē* „der Tage“ aus idg. **dhaghẽm*, worin die Endung **-ẽm* im Ablaut zu sonstigem **-õm* steht), während nicht zirkumflektierte Endsilben, die im Indogermanischen langen Vokal hatten, gekürzt werden (z. B. Abl. **dhághōd* = got. Dat. *daga*).

Daß das Indogermanische in der Zeit unmittelbar vor der Sprachentrennung auch den Starkton besessen hat, können wir nicht mit Sicherheit behaupten. Wohl aber ist anzunehmen, daß er in einer weiter zurückliegenden Epoche einmal vorhanden war; die Stammabstufung im Deklinations- und Konjugationssystem, die gewöhnlich als Ablaut bezeichnet wird, kann nur in der Weise erklärt werden, daß der auf die Endung fallende Starkton eine Schwächung des Stammvokals zur Folge hatte. Wenn wir nebeneinander finden: altind *vḗda*, Plur. *vidmás*, griech. *οἶδα*, Plur. *ἴδμεν*, ahd. *weiz*, Plur. *wizzum* „ich weiß, wir wissen“, so ist die Reduzierung des Stammvokals *oi* im Singular zu *i* im Plural nur durch die Verlegung des Starktons vom Stamme auf die Endung zu erklären. Auf gleiche Weise entsteht neben der 3. Pers. Sing. idg. **ésti* „ist“ = altind. *ásti*, gr. *ἐστί*, lat. *est*, got. *ist* usw. die 3. Pers. Plur. idg. **sénti*, **sónti* „sind“ = altind. *sánti*, lat. *sunt*, got. *sind* usw. mit gänzlichem Schwund des Stammvokals *e* der Wurzel **es-* „sein“. Das Nebeneinander von Formen wie nhd. *weiß*, *wissen*, *ist*, *sind* geht also in eine unvordenkliche Urzeit zurück, die noch vor der letzten idg. Sprachgemeinschaft lag. Weitere Beispiele für die Wirkung des expiratorischen Akzents bieten die oben erwähnten Formen griech. dor. *πώς*,

att. *πούς*, Gen. *ποδός* usw. Doch schon in idg. Zeit trat der frühere Starkton vor dem Hochton zurück, was Formen wie got. *ga-baurþs* „Geburt“ (= altind. *bhṛtíš* „das Tragen“), *ga-kunþs* Erscheinung“ und andere beweisen, wo die ursprünglich unbetonte Stammsilbe den Vokal *e* verlor und silbenbildendes *ṛ*, *ṇ* erhielt, dann aber den Hochton auf sich zog, was die Verschiebung des idg. *t* zu germ. *þ* beweist. Desgleichen kann die Endsilbe der idg. Grundform für „sieben“ **septṃ́* den Akzent erst späterhin getragen haben, als schon die Schwächung der Endsilbe zu *ṃ* erfolgt war, vgl. altind. *saptá*, gr. *ἑπτά*, got. *sibun* (*b* für idg. *p* weist auf ursprüngliche Endbetonung).

Neben der bis jetzt besprochenen Wort- und Silbenbetonung besaß das Indogermanische anch eine Satzbetonung, d. h. die einzelnen Wörter eines Satzes wurden in bezug auf Höhe und Intensität der Betonung verschieden behandelt, was wir ja in jeder Sprache noch heute beobachten können. Alle Wörter konnten unter Umständen ihren selbständigen Akzent im Satz aufgeben; sie konnten sich an das vorhergehende oder folgende Wort anlehnen (Enklise und Proklise). So besaß die anreihende Partikel idg. **kʷe* „und“ keinen eigenen Akzent, sondern verband sich enklitisch mit dem vorhergehenden Wort, wie in historischer Zeit altind. *ca*, gr. *τε*, lat. *que*, got. *(u)h*; ferner konnten Pronomina enklitisch an Präpositionen angefügt werden: altind. *abhítō mā* „vor mir“, griech. *πρός με* „zu mir“, ahd. *án mir* usw. Der Vokativ wie die Verbalformen werden häufig enklitisch gebraucht: altind. *á-bharat*, griech. *ἔ-φερε*, arm. *e-ber* „er trug“, wo die Partikel *e*, die die Vergangenheit bezeichnet, den Akzent an sich gezogen hat.

C. Die Flexionsverhältnisse der indogermanischen Grundsprache.

Während die meisten modernen europäischen Sprachen wie das Französische, Italienische, Englische usw. beim Nomen nur noch die Mehrzahl von der Einzahl durch eine besondere Endung unterscheiden: franz. *le fait*, Plur. *les faits*, ital. *il fatto*, Plur. *i fatti*, engl. *the fact*, Plur. *the facts* „die Tat, die Taten“,

die Bezeichnung der Kasus aber durch vorgesetzte Präpositionen bewirken: franz. *la ville*, Gen. *de la ville*, Dat. *à la ville*, engl. *the town, of the town, to the town*, hat das Deutsche sich noch einige Kasusendungen bewahrt, wenn es abwandelt: *der Tag, des Tages, dem Tage, den Tag* usw. Diese spärlichen Reste entstammen einem weit größeren Reichtum an Flexionsformen in früheren Epochen unserer Sprachgeschichte; so besitzt das Althochdeutsche (etwa 900 n. Chr.) noch folgendes Paradigma: *tag, tages, tage, tag, tagu* (Instr. „durch den Tag"); Plur. *tagā, tago, tagum, tagā.* Noch reichhaltiger ist das Gotische (etwa 350 n. Chr.), wenn es flektiert: *dags, dagis, daga, dag*; Plur. *dagōs, dagē, dagam, dagans.* Indessen besitzen auch noch einige moderne indogermanische Sprachen eine reiche Entfaltung der Kasusformen, so die slavischen Sprachen. Man beachte z. B. das folgende Paradigma des Russischen:

	Singular	Plural
Nominativ:	*dvorъ* „Hof"	*dvory* „Höfe"
Genitiv:	*dvora*	*dvorovъ*
Dativ:	*dvoru*	*dvoramъ*
Akkusativ:	*dvorъ*	*dvory*
Instrumental:	*dvoromъ*	*dvorami*
Präpositional:	*dvorě*	*dvorachъ*

Ein siebenter Kasus, der Vokativ, findet sich außerdem noch in Resten wie *bože* zu *bogъ* „Gott", so daß wir im Slavischen mit Ausnahme des Ablativs sämtliche für die idg. Grundsprache vorauszusetzenden Kasus vertreten finden. Am vollständigsten sehen wir das ursprachliche Paradigma im Indischen erhalten:

<table>
<tr><th></th><th>Singular</th><th>Plural</th></tr>
<tr><td>Nominativ:</td><td>dēvás „Gott"</td><td>dēvā́s „Götter"</td></tr>
<tr><td>Akkusativ:</td><td>dēvám</td><td>dēvā́n</td></tr>
<tr><td>Instrumental:</td><td>dēvḗna</td><td>dēvāíš</td></tr>
<tr><td>Dativ:</td><td>dēvā́ya</td><td rowspan="2">} dēvḗbhyas</td></tr>
<tr><td>Ablativ:</td><td>dēvā́t</td></tr>
<tr><td>Genetiv:</td><td>dēvásya</td><td>dēvā́nām</td></tr>
<tr><td>Lokativ:</td><td>dēvḗ</td><td>dēvḗšu</td></tr>
<tr><td>Vokativ:</td><td>dḗva</td><td>dēvā́s</td></tr>
</table>

Dual

Nom. Akk. Vok. *dēvāú* „die zwei Götter, das Götterpaar".
Instr. Dat. Abl. *dēvā́bhyām*
Gen. Lok. *dēváyōs*

Im altindischen Paradigma ist auch ein dritter Numerus, der Dualis, der die Zweizahl ausdrückt, vertreten. Wir müssen ihn gleichfalls der Grundsprache zuschreiben, da er außerdem im Altgriechischen und Altbulgarischen, in anderen Sprachen freilich nur in erstarrten Resten vertreten ist. Er wird vorzugsweise verwendet für Dinge, die zumeist paarweise vorhanden sind z. B. altind. *ákšī* = griech. *ὄσσε* = altbulg. *oči* „die beiden Augen".

Die idg. Grundsprache besaß ferner die drei Geschlechter, männlich, weiblich und sächlich, die fast alle idg. Einzelsprachen in ihren älteren Stadien und viele bis heute erhalten haben. Dadurch daß für das männliche und sächliche Geschlecht einerseits und das weibliche anderseits zum Teil verschiedene Kasusendungen im Gebrauch waren, ergibt sich eine große Mannigfaltigkeit der idg. Flexionsformen beim Nomen; sie wird noch weiter durch den Umstand vergrößert, daß die Wortstämme verschieden endigen, teils auf die Vokale *o*, *ā*, teils auf die Sonanten *i*, *u*, teils auf Konsonanten, wodurch die Kasusendungen mancherlei Beeinflussungen erleiden. Auf Einzelheiten hier einzugehen, würde zu weit führen, ebensowenig können wir die teilweise abweichende Flexion der Adjektive und Pronomina hier weiter verfolgen.

Wie das idg. Nomen zahlreiche Kasus besitzt, so hat das Verbum in der Ursprache eine reiche Entfaltung der Modi, Zeiten und Verbalnomina aufzuweisen. Neben der Wirklichkeitsform (Indikativ) steht die Möglichkeitsform (Konjunktiv), die Wunschform (Optativ) und die Befehlsform (Imperativ). Die Zeitformen umfassen ein Präsens, ein Imperfekt, einen Aorist (Tempus der historischen Erzählung), ein Perfekt und Plusquamperfekt; das Futurum dagegen scheint erst auf einzelsprachlichem Boden erwachsen zu sein, da die Sprachen in der Bildung dieses Tempus ganz verschiedene Wege einschlagen. Die Dreizahl der Numeri (Singular, Dual, Plural)

findet sich beim Verb wie beim Nomen; die Dreizahl der Personen (ich, du, er) ist natürlich in einer so hoch entwickelten Sprache, wie sich die idg. Grundsprache uns zeigt, ebenfalls bereits vorhanden. Von der Reichhaltigkeit des idg. Verbalsystems gibt uns das Altindische und Griechische ein ziemlich getreues Bild; die andern idg. Sprachen haben von der einstigen Fülle nur wenige Reste erhalten. Das Germanische z. B. hat bereits auf seiner ältesten Stufe, dem Gotischen, nur noch zwei Tempora: ein Präsens und ein Präteritum, das in der Form dem idg. Perfekt entspricht (*giba* „gebe", *gaf* „gab"). Von den sog. Verbalnomina d. h. den nach Art der Nomina flektierenden Verbalformen kennt die Ursprache in besonders reicher Entfaltung die Partizipien, während die Infinitive erst in der einzelsprachlichen Zeit ihre Ausgestaltung erfahren haben. Von den Mitteln, die die Ursprache zur Bildung der einzelnen Tempusstämme anwandte, sind in erster Linie der Ablaut und die Reduplikation zu nennen.

Wenn wir im Deutschen Verbalformen wie *helfe* — *half* — *geholfen, steige* — *stieg* — *gestiegen, fahre* — *fuhr* — *gefahren* nebeneinander finden, so geht die Verschiedenheit des Stammvokals in ihnen auf ein Prinzip zurück, das bereits in der idg. Grundsprache zur Bildung der Tempusstämme verwandt wurde. Es ist der sogenannte Ablaut. Wir haben ihn bereits oben S. 43f. bei der Bildung der Nominalstämme und den Endungen der Kasus kennen gelernt, wo er in der Grundsprache eine ziemliche Rolle spielte; wir haben jetzt die weit größere Bedeutung zu würdigen, die ihm im idg. Verbalsystem zukam. Der idg. Ablaut bewegt sich in zwei verschiedenen Bahnen; er kann sein: erstens quantitativ, wenn ein langer Vokal gekürzt wird oder ein kurzer ganz schwindet, z. B. gr. *μήδομαι* „ich ermesse": *μέδων* „Herrscher" oder *ὤψ* „Gesicht": *ὄψομαι* „werde sehen", ferner lat. *sē-men* „Saat": *sa-tus* (aus idg. **sə-tós*) „gesät", endlich lat. *es-t* „ist": *s-unt* „sind" (*e* der Wzl. **es-* ist geschwunden); zweitens qualitativ, wenn z. B. die Vokale *e*: *o*, *ē*: *ō* miteinander abwechseln, z. B. gr. *κλέπ-τω*, got. *hlif-a* (got. *i* = germ. *e*) „stehle": gr. *κέ-κλοφ-α*, got. *hlaf* „stahl" oder gr. *ἵ-η-μι* (aus idg. **si-sē-mi*) „sende": Perf. *ἀφ-έ-ω-κα* (aus

idg. **se-sō-ka*), got. *saí-sō* „säte". Wir dürfen annehmen, daß beim quantitativen Ablaut die Lage des idg. Starktons bestimmend war (vgl. gr. *δο-τήρ*, aber *δώ-τωρ* „Geber"), daß aber beim qualitativen Ablaut der idg. Hochton, also ein musikalisches Prinzip im Spiele war (z. B. gr. *γέ-γον-α* „bin geworden", worin *e* unter dem Hochton, *o* unter dem Tiefton steht). Die beiden Einflüsse, der des Starktons und der des Hochtons, haben sich vielfach durchkreuzt, so daß sich das Bild des idg. Ablauts recht kompliziert darstellt. Außerdem sind die Wirkungen der beiden Arten des Ablauts häufig durch die Analogiebildung und den Systemzwang gestört, die eine Wortform einer bedeutungsverwandten lautlich anzugleichen das Bestreben haben. So gab es eine idg. Wurzel **dō-* „geben", deren Schwachstufe **də-* war; vgl. altind. *da-dā́-ti*, gr. *δί-δω-σι*, lit. *dū́-sti* „gibt" neben altind. *di-tás*, lat. *da-tus* „gegeben", die ein idg. **də-tós* voraussetzen. Im Griechischen müßte die entsprechende Form *δα-τός* lauten, sie heißt aber *δο-τός*, weil der Stammvokal dem häufigen *ω*, *ο* angeglichen wurde.

Eine weitere Ausgestaltung erfuhr das System des idg. Ablauts dadurch, daß zu den Vokalen *ă*, *ĕ*, *ŏ* die Vokale und Sonanten *i*, *u*, *r*, *l*, *m*, *n* hinzutreten konnten. Durch die Wirkungen des Ablauts ergaben sich daraus mancherlei Kombinationen, indem der erste Bestandteil des Diphthongen verkürzt werden oder ganz schwinden, zuweilen auch bei langvokalischem ersten Bestandteil das nachfolgende *i* oder *u* unterdrückt werden konnte. Fielen die Vokale *e* oder *o* infolge der Unbetontheit des Diphthongen aus, so übernahmen die Sonanten *i*, *u*, *r*, *l*, *m*, *n* die Rolle des Silbenträgers, und in diesem Falle spricht man von vokalischem *r̥*, *l̥*, *m̥*, *n̥*. Einige Beispiele werden das Gesagte erläutern: Gr. *ἔχω* (aus **σεχω*) „habe" — Aor. *ἔ-σχ-ον* „hatte" (Stammvokal geschwunden); got. *kiusa* „wähle" — Prät. *kaus*, Plur. *kusum*; gr. *πείθω* „überrede" — Perf. *πέ-ποιθα*, Aor. *ἔ-πιθ-ον*; gr. *δέρκομαι* „sehe" — Perf. *δέ-δορ-κα*, Aor. *ἔ-δρακ-ον* (aus **é-dr̥k̑-om*); gr. Wzl. **πενθ-* (in *πένθος* „Schmerz") — Perf. *πέ-πονθ-α*, Aor. *ἔ-παθ-ον* (aus **e-pn̥dh-om*); idg. Wurzel **lēid-*: lit. *léidmi*, „lasse" gr. *ληδεῖν* „müde werden", got. *lētan* „lassen" — aisl. Prät. *leit* neben

got. *laílōt* „ließ“ (hier ist *ēi* teils zu *ei* gekürzt, teils ist *i* geschwunden).

Neben dem Ablaut spielt die Reduplikation bei der Bildung der Tempusstämme eine Hauptrolle. Wir verstehen darunter die Doppelsetzung eines Teils der Wurzel und zwar erstens des anlautenden Konsonanten nebst dem Vokal *e*, z. B. griech. *πέ-πηγ-α*, lat. *pe-pig-ī*, got. *faí-fāh* „habe fest gemacht“ zur idg. Wzl. **pāĝ-*, **pāk̂-*; zweitens des anlautenden Konsonanten nebst dem Vokal, *i* z. B. altind. *tí-ṣ̌tha-ti*, gr. *ἵ-στη-σι* (für **si-stā-ti*), lat. *si-sti-t* „stellt“; drittens Doppelsetzung der ganzen Wurzel und zwar a) bei vokalischem Anlaut, z. B. gr. *ἀγ-αγ-εῖν* zu *ἄγω* „führen“, b) bei konsonantischem Anlaut, z. B. altind. *gal-gal-īti* „träufelt herab“, gr. *μορ-μύρ-ω* „rausche“, lat. *mur-mur-ō* „murmele“. Die Reduplikation wurde verwandt zur Bildung erstens des Präsensstammes z. B. altind. *bi-bhē-mi* „fürchte mich“, griech. *δί-δω-μι* „gebe“; zweitens des Aoriststammes z. B. altind. *á-jī-jan-am* „ich gebar“, gr. *ἐ-κέ-κλ-ετο* „er rief“; drittens des Perfektstammes, z. B. altind. *da-dāú*, lat. *de-di* „ich habe gegeben“; altind. *ri-rēc-a*, gr. *λέ-λοιπ-ε* „ließ übrig“. Die zahlreichen anderen Mittel der Tempusbildung (*s*-Erweiterung, *n*-Infix usw.) können wir hier nicht weiter verfolgen.

D. Die Syntax der indogermanischen Grundsprache.

Schon in idg. Zeit bestand der Satz in der Regel aus Subjekt und Prädikat; auch die Kopula (zumeist das Zeitwort „sein“) ist bereits nachweisbar: altind. *tvaṃ ratnadhā́ ási* „du bist freigiebig“, gr. *πολὺ φέρτερος ἦεν* „er war viel besser“; daneben gab es auch Sätze ohne Kopula: gr. *ὣς γὰρ ἄμεινον* „denn so ist es besser“. Noch heute fehlt der baltisch-slavischen Gruppe die Kopula: russ. *pogoda chorošа* „das Wetter ist gut“, lit. *dẽvas malonùs* „Gott ist gnädig“. Doch auch schon andere Verba konnten neben dem Zeitwort „sein“ in idg. Zeit zur Verbindung von Subjekt und Prädikatsnomen dienen: altind. *áśivā ábhuvan* „sie sind unfreundlich geworden“, gr. *κέρδιστος γένετο ἀνδρῶν* „er wurde der klügste der Menschen“; lat. *amicus*

fidelis videtur „der Freund scheint treu“; got. *ni waírþaiþ aírzjai* „werdet nicht irre“ usw.

Subjektlose Sätze fanden sich in Wendungen wie altind. *váršati*, gr. *ὕει*, lat. *pluit*, got. *rigneiþ*, altbulg. *dъžditъ* „es regnet“; vielleicht liegt hier ursprünglich eine Abstraktbildung mit dem Suffix **ti-* zugrunde wie in altind. *dā́-tiš*, gr. *δῶ-τις*, *δό-σις*, lat. *dōs*, gen. *dō-tis*, altbulg. *datъ*, lit. *dũtis* „Gabe“ die erst später in Beziehung zum Verbalsystem trat; es hieß also anfangs etwa altind. *varšatiš* „Regen (ist da)“[1]).

Die Übereinstimmung des Eigenschaftsworts mit dem Hauptwort im Genus, Numerus und Kasus ist bereits eine idg. Regel; ebenso richtet sich das Verbum in der Person und dem Numerus nach dem Substantiv. Eine bemerkenswerte Ausnahme findet sich z. B. beim Plural des Neutrums, wenn er übereinstimmend im Indischen und Griechischen mit dem Singular des Zeitworts verbunden wird: altind. *sárvā tá tē ápi dēvḗšu astu*, gr. *πάντα ταῦτα τά σου παρὰ τοῖς ϑεοῖς ἔστω* „all dein Besitz soll von den Göttern kommen“. Diese Ausnahme erklärt sich aus dem Umstand, daß der Plural des Neutrums ursprünglich ein kollektives Abstraktum ist, das wie ein Singular des Femininums auf *ā* gebildet ist[2]): *sárvā* wie *áśvā* „Stute“ zu *áśvas* „Pferd“; *śarvā*, *πάντα* bedeuten also ursprünglich die „Gesamtheit“ (vgl. Abschnitt XVI unter Baskisch).

Die Verbindung zweier Hauptsätze konnte in idg. Zeit asyndetisch (d. h. ohne Bindewort) erfolgen, wie lat. *veni, vidi, vici* „ich kam, sah, siegte“. Es konnte aber auch im ersten Satz durch ein neutrales Pronomen auf den zweiten Satz hingewiesen oder im zweiten Satz durch ein solches auf den ersten Satz zurückverwiesen werden. Für den ersten Fall diene das Beispiel: gr. *ἀλλὰ τὸ ϑαυμάζω· ἴδον ἐνϑάδε Μέντορα* „ich wunderte mich (über) das; ich sah dort den Mentor“. Hierin haben wir den Ursprung des abhängigen daß-Satzes zu erkennen: „ich wundere mich, daß ich den Mentor sah“

---

[1]) Vgl. Th. Siebs, Zeitschrift für vergleichende Sprachforschung, Band 42, S. 253 ff.

[2]) Joh. Schmidt, Die Pluralbildungen der indogerm. Neutra, 1889, S. 2 ff.

Für den zweiten Fall diene folgendes Beispiel: got. *sa ist sunus meins sa liuba; þamma hausjaiþ* „das ist mein lieber Sohn; den möget ihr anhören". Eine kleine Umstellung des zweiten Satzes: „den ihr anhören möget" macht uns sofort klar, daß hier der Ursprung der relativen Anknüpfung zu suchen ist. Auch die Verbindung zweier Sätze durch einfache anreihende Bindewörter (und, aber) sowie durch doppelte, in beiden Sätzen gebrauchte Bindewörter (lat. *que-que*, altind. *ca-ca*) ist schon für die idg. Grundsprache vorauszusetzen. Die Kennzeichnung des abhängigen Satzes scheint im Indogermanischen nur auf eine Weise erfolgt zu sein: durch das Relativpronomen und die dazu gehörigen Adverbien[1]). Der idg. Relativstamm ist **jo-* (in altind. *yás*, gr. *ὅς*, altbulg. *ja-kъ*, got. Partikel *ei*); in den Einzelsprachen wurde er vielfach durch andere idg. Pronominalstämme (Interrogativ, Demonstrativ) ersetzt.

Im allgemeinen wollen wir zum Schluß bemerken, daß in der idg. Grundsprache, die natürlich nur gesprochen, noch nicht geschrieben wurde — wenigstens soviel wir bis jetzt wissen; andere Sprachen wurden schon weit früher schriftlich fixiert — die Verbindung der einzelnen Sätze eines Satzgefüges eine viel ungezwungenere und freiere war, als selbst in den ältesten schriftlich überlieferten Denkmälern der Einzelsprachen. Diesen lag zumeist schon eine längere Periode des schriftlichen Gebrauchs voraus, in der sich bereits bestimmte stilistische Regeln herausgebildet hatten. Ebenso ist die Wortstellung des Satzes in der Ursprache offenbar viel weniger gebunden gewesen als später in den Einzelsprachen. Aus ihrer Vergleichung lassen sich indes einzelne Grundsätze für die idg. Wortstellung gewinnen. Gern wurde in der Erzählung das Verbum an die Spitze des Satzes gestellt: altind. *āsīd rājā Nalō nāma* „es war ein König, Nalas mit Namen"; griech. *ἔστι πόλις Ἐφύρη* „es gibt eine Stadt Ephyra". Im Aussagesatz dagegen wie im Fragesatz scheint die Endstellung des Verbs bevorzugt worden zu sein. Das attributive Adjektiv stand

---

[1]) Vgl. Paul Diels, Verhandlungen der 50. Philologenversammlung in Graz (1909), S. 174 ff.

meist voraus, während die substantivische Apposition in der Regel an zweiter Stelle steht: altind. *dyāúš pitá*, griech. *Ζεῦς πατήρ*, lat. *Iū-piter* „Vater Zeus". Die Präpositionen wurden manchmal vorausgestellt, manchmal folgten sie dem Substantiv oder Verbum nach; im letzteren Falle scheinen sie den Akzent getragen zu haben: gr. *φίλων ἄπο* „von den Lieben fern". In einzelnen Fällen überwiegt die Enklise, besonders bei einsilbigen Präpositionen: gr. *Λυκίηνδε* „nach Lykien", lat. *nobiscum* „mit uns".

Die vorstehenden Ausführungen machen selbstverständlich keinen Anspruch auf eine gründliche Behandlung der einschlägigen Fragen; sie sollen nur dazu dienen, eine Vorstellung von dem Wesen der idg. Grundsprache zu geben, soweit dies im Rahmen des knappen Raumes geschehen konnte und für die Zwecke dieses Buches erforderlich schien.

B.

Sprachwissenschaft und Vorgeschichte.

IV. Historische Anhaltspunkte und sprachliche Gleichungen für die Zeitbestimmung der indogermanischen Gemeinschaftsexistenz.

Im vorhergehenden Abschnitt haben wir das Aussehen der indogermanischen Grundsprache kennen gelernt, wie wir es nach dem Stande unserer gegenwärtigen Kenntnisse und mit Hilfe der jetzt geltenden Theorien aus der Vergleichung der Einzelsprachen erschließen. Es tritt nun die Frage an uns heran, in welcher Zeit diese erschlossene indogermanische Grundsprache tatsächlich gesprochen wurde, ehe ihre Ausbreitung über das weite Gebiet ihres späteren Geltungsbereichs und infolgedessen ihre Veränderung zu den Einzelsprachen erfolgte. Diese Ausbreitung kann nur auf zwei Wegen erfolgt sein: entweder durch die Abwanderung ganzer Teile des Urvolks aus den Stammsitzen und ihre Ansiedlung in neuen Wohngebieten oder durch die kulturelle Eroberung von Ländern, die im Besitz der alten Bevölkerung blieben. Die erstgenannte Art der Ausbreitung ist wohl, nach den historischen Zeugnissen zu schließen, die häufigere gewesen; aber auch die letztere ist nicht ausgeschlossen, selbst wenn sie nicht durch direkte Nachrichten gestützt wird. Denn wir können uns das indogermanische Urvolk, wenn auch nicht gerade als politisch geeintes und durch feste Staatsformen zusammengehaltenes Ganze, so doch als einen losen Verband von Einzelstämmen denken, ehe durch uns unbekannte Ursachen ein Auseinandersprengen seiner verschiedenen Glieder erfolgte. Gewöhnlich

verfällt man in den Fehler, die Völker jenseits der uns durch die Geschichtsschreibung der Griechen erschlossenen Perioden und Länder als nomadisierende Horden ohne höhere Kultur und Gesittung anzusehen. Die Ergebnisse der Ägyptologie, die Ausgrabungen im vorderen Orient und die prähistorische Forschung haben uns eines besseren belehrt; wir wissen nunmehr, daß im Niltal schon im 5. Jahrtausend v. Chr. die Kultur erblüht war[1]), und die Urkunden vom Anfang des 3. Jahrtausends aus Sinear gestatten den Ausblick auf schon vorher vorhandene Kulturen[2]). Die Vorgeschichte endlich führt uns bekanntlich in noch weit ältere Perioden der Menschheit ein, wenn uns die Funde auch freilich nichts über die Geschichte oder Sprache einer Zeit zu sagen haben. Schon in der jüngsten Steinzeit, im Beginn des 3. Jahrtausends v. Chr., werden auch in Mitteleuropa (weniger sicher in Nordeuropa), also im Barbarenland *κατ' ἐξοχήν* des klassischen Altertums, politische Organisationen, wenn auch nicht sehr großen Umfangs, bestanden haben. Dafür können die ausgedehnten Festungsbauten neolithischen Ursprungs, die sich bei Lengyel in Ungarn oder auf dem Michelsberg bei Untergrombach (unweit Bruchsal in Baden) finden, die ungeheure Erdfestung bei Urmitz unweit Koblenz, das Erdwerk bei Mayen in der Eifel und andere vorgeschichtliche Burgen als Beweis angeführt werden; sie sind ganz gleich den zeitgenössischen Befestigungswerken in Südeuropa z. B. bei Cucuteni nahe Tirgu Frumos (Bez. Jassy) in Rumänien[3]) oder der Akropolis von Dimini in Thessalien, konstruiert. Das Bedürfnis nach so ausgedehnten Fluchtburgen, die in Zeiten der Gefahr die Bewohner eines ganzen Gaues aufnehmen konnten, oder nach befestigten Wohnanlagen besteht naturgemäß nur in größeren Verbänden.

---

[1]) Siehe Eduard Meyer, Geschichte des Altertums I, 2, 2. Aufl., S. 101 ff.

[2]) Ebenda S. 401 ff.

[3]) Hier lassen sich sogar zwei zeitlich aufeinander folgende neolithische Befestigungswerke, aus Graben und Steinmauer bestehend, nachweisen. Noch heute heißt das Plateau im Volksmund *cetazuia* d. h. befestigte Stadtanlage. S. Hubert Schmidt, Ausgrabungen in Cucuteni (Rumänien). Zeitschrift für Ethnologie, Band 43, S. 594 ff.

Dauernde Ansiedlungen lassen sich in der jüngeren Steinzeit aus Mitteleuropa nachweisen, zum Teil von recht ansehnlichem Umfang, wie das Dorf Großgartach im Neckarhügelland bei Heilbronn oder das freilich erst bronzezeitliche (III. Periode nach Montelius) Dorf bei Buch im Norden von Berlin, das sich aber auf einer älteren Anlage erhebt. Die Grundrisse der ausgegrabenen Gehöfte sind oft ziemlich ausgedehnt; so sollen sich in einem solchen in Großgartach neben einem mehrfach abgeteilten Wohnhaus Nebengebäude, Scheune und Stall finden. Die Nachrichten der Alten von dem Nomadendasein der mittel- und nordeuropäischen Völker sind offenbar nur zum Teil berechtigt und müssen auf Grund der Ergebnisse der vorgeschichtlichen Forschung eingeschränkt werden. Für feste staatliche Organisationen mit (erwählten oder erblichen) Herzögen an der Spitze sprechen außerdem die oft riesigen Grabbauten, die sogenannten megalithischen Gräber (Riesenstuben, Ganggräber und Dolmen). Solche Grabdenkmäler, die man gern mit den Pyramiden Ägyptens vergleicht — ja sogar ihren Ursprung führt man über die mykenischen Kuppelgräber auf sie zurück[1]) —, konnten sich doch nur Führer eines Stammes für sich und ihre Familien errichten lassen, und ihre Ausführung ist nur unter Mitwirkung zahlreicher Arbeitskräfte denkbar. Wir werden im Abschnitt VI sehen, daß auch sprachliche Gründe für eine Sippenorganisation bei dem indogermanischen Urvolk sprechen. Ob diese Sippenorganisationen auch bereits in einer höheren Einheit,

---

[1]) Vgl. Sophus Müller, Urgeschichte Europas, S. 49 ff., 75 ff.; dagegen M. Much, Die Trugspiegelung orientalischer Kultur, 1907, S. 126ff., der den einheimischen Ursprung der Megalithbauten vertritt. — Auffallend ist die Ähnlichkeit der Anlage z. B. bei dem von C. Schuchhardt, Prähistorische Zeitschrift, Bd. II, S. 292, offenbar mit Recht als Grabmonument gedeuteten südenglischen Megalithbau, dem Stonehenge, und der uns durch Ludwig Borchardts Ausgrabungen bei Abusir jetzt bekannten ursprünglichen Anlage der Pyramiden. Der von der Nilebene zum Grabdenkmal des Königs Sahu-re führende gedeckte Gang erinnert lebhaft an die „Feststraße" von Stonehenge, die einerseits zur Ansiedlung, andererseits zur sogenannten Rennbahn führte. Das Ganggrab mit dem zur eigentlichen Grabkammer führenden gedeckten Gang entspricht ebenfalls in der Anlage einem ägyptischen Grabdenkmal, freilich in stark verkleinertem Maße.

einer Art Stammesorganisation, zusammengefaßt waren, läßt sich freilich nicht erweisen. Doch da bereits in viel früheren Perioden der Menschheitsgeschichte als diejenige der indogermanischen Einheit solche Staatenbildungen in Ägypten, auf Kreta, in Vorderasien und im Zweistromland bestanden, so ist diese Möglichkeit immerhin nicht ganz abzuweisen.

Um nun die Zeit der indogermanischen Einheit annähernd zu ermitteln, wollen wir zunächst das Auftreten der einzelnen indogermanischen Völker in der Geschichte verfolgen. Wenn wir von den erst aus dem späteren Mittelalter oder aus der Neuzeit uns näher bekannten Sprachen der Albanesen, Litauer, Preußen, Russen und anderer slavisch-baltischer Völker absehen, auch das vor kurzem erst neu entdeckte Nordarische und Tocharische außer Betracht lassen, so tritt uns als jüngste der indogermanischen Sprachen das Armenische entgegen, das vom 5. Jahrhundert n. Chr. ab literarisch bekannt ist. Die Armenier selbst sind etwa am Ende des 7. Jahrhunderts v. Chr. in Kleinasien eingezogen, im Gefolge der kimmerischen und skythischen Völkerbewegungen, die von Thrakien und den Küsten des Schwarzen Meeres ausgehend die älteren Reiche des inneren Kleinasiens (die der sogenannten Chalder) zertrümmerten. Aus etwas früherer Zeit wie das Armenische, aus dem 4. Jahrhundert n. Chr., ist uns in der gotischen Bibelübersetzung Wufilas das älteste Denkmal einer germanischen Sprache erhalten, wenn man von den wenigen noch etwas älteren kurzen nordischen Runeninschriften absieht. Von Germanen haben wir aber schon aus weit früherer Zeit historische Nachrichten; der Grieche Pytheas aus Marseille (Massilia) gelangte etwa 345 v. Chr. zu Schiff nach der Nordseeküste und gab seinen Landsleuten in einer bis auf Bruchstücke verlorenen Schrift „Über den Ozean" Kunde von ihren Bewohnern, den Teutonen. Um 200 v. Chr. treten germanische Völkerschaften, die Bastarnen und Skiren, in den pontischen Gegenden auf; nicht ganz ein Jahrhundert später sind die Kimbern und Teutonen der Schrecken des römischen Reiches gewesen. Wenn die Germanen in so früher Zeit schon ihre Wanderungen begannen, so folgten sie damit den

Spuren der ihnen rasse- und sprachverwandten Kelten, deren Ausdehnung über Europa, von Britannien bis zur Iberischen Halbinsel, von Gallien bis nach Thrakien und sogar nach Kleinasien hinüber (Galaterreich) im 6. Jahrhundert v. Chr. beginnt. Im 4. Jahrhundert v. Chr. erscheinen sie in Italien (390 Schlacht an der Allia); 355 v. Chr. stoßen sie in Illyrien mit Alexander dem Großen zusammen. Noch früher als die Wanderungen der keltischen Stämme haben wir die der Italiker anzusetzen. Wenn auch die älteste Geschichte Roms sagenhaft ist und die eigentliche historische Überlieferung erst etwa vom Jahr 500 v. Chr. ab gesichert ist, so ist doch eine viel frühere Einwanderung der italischen Stämme (Latiner, Umbrer, Osker, Sabiner u. a.) in Italien anzunehmen, das sie bis zur Südspitze (und darüber hinaus auch Sizilien) besetzten. Nehmen wir die Zeit des ausgehenden zweiten Jahrtausends v. Chr. als die wahrscheinlichste Periode für ihren Einbruch an, so werden wir von der Wahrheit kaum viel abweichen. In ein höheres Alter läßt sich die Geschichte der Griechen verfolgen. Ihr ältester Einwanderungsschub, die Achäer, tritt uns bereits zur Zeit des ägyptischen Königs Mernepta (etwa 1270 v. Chr.) vielleicht in den inschriftlich genannten *Achaivaša* als ein Seeräubervolk entgegen; unter Ramses III. (etwa 1230 v. Chr.) treffen wir in der gleichen Rolle die *Dano*, *Danon*, worunter wohl die Danaer zu verstehen sind. Homer kennt neben den Eteokretern (den „echten“ Kretern?, s. Abschnitt XVI) und den sonst unbekannten Kydonen auch Achäer als Einwohner von Kreta. Die letzte Schicht der griechischen Einwanderung sind die Dorer, die nach der Überlieferung der Alten etwa 1100 v. Chr. in den Peloponnes vorgedrungen sind; ihr Einzug in Mittelgriechenland muß also schon früher stattgefunden haben. Der dorischen Einwanderung geht die ionische voraus (*Ἴωνες* aus **ΙαϜονες* = *Jāvan* der Bibel); zwischen der ionischen und der ältesten achäischen Schicht liegt noch die äolische. Die Einwanderung der am frühesten auftretenden griechischen Stämme kann also zu Beginn der zweiten Hälfte des vorletzten Jahrtausends v. Chr. angesetzt werden.

Fast gleichzeitig damit sind uns die ältesten Nachrichten von der arischen Gruppe der Indogermanen erhalten. Um die Mitte des 2. Jahrtausends v. Chr. waren Kleinasien und Syrien von ihren Scharen überflutet worden, und den Spuren dieser Eroberungen begegnen wir in Eigennamen von Göttern und Fürsten, die sich in wieder aufgefundenen Denkmälern aus diesen Gegenden erhalten haben. In den von Hugo Winckler entdeckten Urkunden von Boghazköi, der Hauptstadt des Mitannireiches, werden neben den einheimischen Göttern *Tešub*, *Šamaš*, *Sin*, *Sala* usw. auch die arischen Götter *Mitra*, *Varuna*, *Indra* und die *Nāsatyāu* als Schwurzeugen[1]) genannt. Daraus geht unzweifelhaft hervor, daß sich eine neue Herrscherkaste über die alteinheimische Bevölkerung gelagert und neben die angestammten Götter des Landes ihre neueingeführten gesetzt hat. In den Urkunden wird die herrschende Bevölkerungsschicht als *Ḫarri* bezeichnet, und es ist möglich, daß wir hier den Namen der „Arier" wiederfinden, da auch in der Bīsutūn-Inschrift des Königs Darius I (s. Abschnitt XVIII) der elamische Text diese Form als Entsprechung des altpersischen *ariya* kennt. Die *Ḫarri* führen in den Boghazköi-Urkunden die Beinamen *amelûti* oder *mârê* und werden stets mit dem König *Mattiuaza* zusammengenannt. Dann heißt es regelmäßig weiter: *adi marianni-šu* „mitsamt seinen Marianni", in denen wir vielleicht die Gefolgsleute des Königs, die ved. *máryās*, *máriās* „Mannen" erblicken dürfen. Neben den *Ḫarri* im Mitanniland d. h. Mesopotamien wird noch ein besonderer Ḫarri-Staat genannt, aus dessen Herrscherfamilie der König *Tušratta* stammt[2]). Dessen Name sowie die anderen Königs-

[1]) Die Stelle lautet: *mi-it-ra-aš-ši-il (ilani) a-ru-na-aš-ši-el ilu in-da-ra (ilani) na-š(a)at-ti-ia-an-na* „Sowohl Mitra wie Varuna und Indra (die Götter), die Nāsatyas". Über den Zusammenhang vgl. das von Hugo Winckler, „Die Arier in den Urkunden von Boghazköi" in der Orientalistischen Literaturzeitung, 1910, S. 296 ff. Bemerkte. „Eine Spur des Gottes Mitra in Palästina" findet W. Max Müller in dem Namen *Mi-t-ra-ša-ma* einer ägyptisch-semitischen Stele (ebenda, 1912, S. 252 ff.)

[2]) Siehe H. Winckler a. a. O. S. 289 ff. Über das in *našattianna* und *marianni* vorkommende arische Suffix *-ana-* vgl. Ernst Leumann, Zur

namen *Artatama, Mattiuaza, Artaššumara, Sutatarra* usw. bei den Mitanni und die Fürstennamen *Artamanja, Arzawija, Jašdata* (= *Yaśodatta* in Indien), *Sutatna, Satija* (= altind. *Satya*), *Ruzmanja* usw. aus Palästina, die sich in den sogenannten Tel-Amarna Briefen finden, tragen unverkennbar arisches Gepräge. In einer Zeit, die wohl noch früher anzusetzen ist[1]), verehrten die Kossäer oder Kassiten, die in den Bergen zwischen Medien und Elam hausten, Götter arischen Ursprungs: *Šuriaš* „Sonnengott", *Buriaš* „Wettergott", *Šimalia* „Herrin der Schneeberge" (vgl. den griechischen Windgott *Boreas* und den Gebirgsnamen *Himalaya*)[2]).

Wenden wir uns endlich zum östlichsten indogermanischen Idiom, dem Indischen, so vermag man zwar aus den Hymnen des Rigveda, dem ältesten literarischen Denkmal einer indogermanischen Sprache, die Zeit seiner Entstehung nicht sicher zu bestimmen, aber da den Verfassern dieser Lieder der spätere heilige Fluß der Inder, die *Gangā* (Ganges) noch unbekannt ist, so müssen sie in einer Zeit gedichtet worden sein, als die Inder noch nicht so weit vorgedrungen waren. Manche Gelehrte wollen in ihnen sogar noch Anklänge an einen Aufenthalt der Arier in nördlichen Gegenden (Kaspi-See, Van-See, Hochland von Iran und Turan) erkennen[3]). Wenn wir diese Hypothese auch ablehnen, so gehen doch die ältesten Hymnen des Rigveda jedenfalls in das 2. Jahrtausend v. Chr. zurück.

Fassen wir die im Vorhergehenden gegebenen Daten zusammen, so ergibt sich aus ihnen, daß indogermanische Stämme spätestens um die Mitte des 2. Jahrtausends v. Chr.

---

nordarischen Sprache und Literatur, 1912, S. 5 ff. — A. Gustavs, Orientalistische Literaturzeitung, 1912, S. 245 hält das mitannische Suffix-*nna* für „partizipialartig".

[1]) Eduard Meyer, Geschichte des Altertums I, 2, S. 580 ff.

[2]) Die Namen lauten in Originallesung: *šú-ri-ia-aš, ub-ri-ia-aš* (s. die Liste bei H. Hirt, Die Indogermanen II, S. 583 ff.). Über die Beeinflussung der *Kaššû* (Kossäer) durch die Arier vgl. Ed. Meyer a. a. O. S. 581 ff.

[3]) Herm. Brunnhofer, Urgeschichte der Arier in Vorder- und Zentralasien. I. Iran und Turan; II. Vom Pontus bis zum Indus; III. Vom Aral bis zur Gangā, 1893 und Arische Urzeit, 1910 (nur mit vorsichtiger Kritik zu benutzen, da zumeist gewagte Behauptungen und unbeweisbare Hypothesen enthaltend).

in Kleinasien, Syrien und in Griechenland nachzuweisen sind. Wie lange sie gebraucht haben, um aus ihrer Heimat in diese Gegenden zu gelangen, entzieht sich natürlich jeder Berechnung, einmal weil wir diese Heimat nicht mit Bestimmtheit angeben und sodann weil wir nicht wissen können, mit welcher Schnelligkeit oder Langsamkeit die Wanderzüge vor sich gingen. Aber wenn wir annehmen, daß die Indogermanen noch in der zweiten Hälfte des 3. Jahrtausends v. Chr. in ihren Stammsitzen wohnten, so werden wir kaum einen Irrtum begehen; wieviel später sie dieselben verlassen haben, kann ja dahingestellt bleiben.

Der Ausgang des 3. Jahrtausends v. Chr. bedeutet nach der übereinstimmenden Ansicht der Prähistoriker für Mitteleuropa (die nördlichen Balkanländer, Ungarn, die Schweiz, Deutschland, Frankreich usw.) das Ende der reinen Steinzeit und den Beginn der Metallzeit. In Ungarn und Osteuropa findet sich schon um die Mitte des 3. Jahrtausends, wie neuere Ausgrabungen bewiesen haben, vielfach Kupfergerät, früher als im Norden Europas[1]).

Obwohl wir nun nicht mit Sicherheit zu sagen wissen wo die Stammsitze des indogermanischen Urvolks zu suchen sind (siehe darüber Abschnitt XX), so können sie doch nur in den letztgenannten Gegenden oder den benachbarten asiatischen Grenzgebieten, deren Kulturverhältnisse von denjenigen Osteuropas nicht wesentlich verschieden waren (s. den folgenden Abschnitt), gelegen sein, wie wir noch sehen werden. Wir dürfen also voraussetzen, daß der Kulturzustand der Indogermanen sich in dem Stadium des Übergangs der Steinzeit zur Metallzeit befand, wenn unsere Zeitbestimmung für das Ende ihrer Gemeinschaftsexistenz (etwa 2500—2000 v. Chr.) richtig ist. Es gibt nun eine Anzahl sprachlicher Gleichungen, die ebenfalls als Beweis für die Richtigkeit dieses Ansatzes dienen können. So entspricht dem russ. *nožъ* „Messer" das altpreuß. *nagis* „Feuerstein"; das germ. **sahsaz* „Messer" (in

---

[1]) Hubert Schmidt, Ausgrabungen in Cucuteni (Rumänien). Zeitschrift für Ethnologie, Bd. 43, S. 594 ff.

**mati-sahsaz*, woraus ahd. *mezzirahs*, nhd. *Messer* entstanden ist) ist in der lautlichen Form fast identisch mit lat. *saxum* „Fels"; nhd. *Hammer* ist dasselbe Wort wie altisl. *hamarr* „Felswand, Klippe" und urverwandt mit lit. *ašmuõ*, Plur. *ãšmens* „Schneide eines Messers", ferner mit altbulg. *kamy*, lit. *akmuõ* „Stein", griech. *ἄκμων* „Amboß", altind. *áśmā* „Stein, Steinwaffe, Donnerkeil, Amboß"[1]). Aus diesen Beispielen geht hervor, daß die Indogermanen eine gemeinsame Zeit durchgemacht haben, in der ihre Geräte aus Stein hergestellt wurden — was freilich auch ohne sprachliche Belege anzunehmen wäre —; aber sie beweisen ferner, daß ihre Steinzeit nicht lange vor der Auflösung in Einzelvölker gelegen haben kann, ja sich sogar zum Teil über sie hinaus erstreckt haben muß. Das zeigt der Umstand, daß russ. *nožъ* „Messer" mit altpreuß. *nagis* „Feuerstein" urverwandt ist und sonstiger Beziehungen ermangelt; in der baltisch-slavischen Völkergruppe also hat sich die Verwendung des Steins zu einem Schneideinstrument über die indogermanische Urgemeinschaft hinaus erhalten, gleichwie in der germanischen Gruppe, wo **sahsaz* „Messer" = lat. *saxum* „Fels" den späten Gebrauch von steinernen Werkzeugen belegt. Die südlicher wohnenden Indogermanen (Arier, Griechen, Italiker usw.) bieten keine Belege für die Verwendung von Wortstämmen, die ursprünglich die Bedeutung „Stein" hatten, für Schneidewerkzeuge. Dies entspricht dem allgemeinen Gang der Kulturentwicklung, der die in Südeuropa und Vorderasien wohnenden Völker früher aus der Steinzeit herausgeführt hat als die Völker der mittel- und nordeuropäischen Gegenden. Denn das Kupfer wurde, wie schon der Name besagt (lat. *aes cyprium, cuprum* „kyprisches Erz")[2]) zunächst in Südosteuropa verwendet und von da nach dem Norden verbreitet. Ebendaher gelangte wohl auch die Bronze, eine Mischung aus Kupfer und Zinn, zu den nördlichen Völkern, die sie gegen

---

[1]) Über die Vermischung zweier idg. Wurzeln **ak-* und **ȃk-* bei dieser Wortsippe vgl. Émile Boisacq, Dictionnaire étymologique de la langue grecque s. v. *ἄκμων*.

[2]) Wie verhält sich hierzu der ganz ähnlich klingende Name des Kupfers im tocharischen Dialekt A *kopr̲änk*?

die Erzeugnisse ihrer Länder (Pelzwerk, Bernstein usw.) eintauschten[1]).

Noch ehe sich das indogermanische Urvolk auflöste, war es mit dem Metall bekannt geworden, wie die Gleichung altind. *áyas* = av. *ayō* = lat. *aes* = got. *aiz* „Erz" beweist. In historischer Zeit bezeichnet man damit überall das „Metall" als solches, daher sowohl das Kupfer wie die Bronze und selbst das Eisen; es ist also nicht zu entscheiden, welches Metall das Urvolk darunter verstand. Vielleicht war bereits idg. **ajos-, *ajes-* nur eine Benennung für „Metall" überhaupt (siehe Näheres im Abschnitt X). Die Menschen der Steinzeit haben vermutlich die Metalle früher gekannt, als sie sie zu Geräten verarbeiteten, da eine solche Verwendung die Kenntnis der Metalltechnik (Hämmern, Gießen) voraussetzt, die erst erfunden oder erlernt werden mußte. Woher den Indogermanen die Bekanntschaft mit dem Kupfer (oder der Bronze) kam, lehrt uns vielleicht eine ursprachliche Gleichung dafür: altind. *lōhás*, baluči *rōd*, neupers. *rōi* „Kupfer", lat. *raudus, rōdus, rūdus* „Stück Erz", altbulg. *ruda* „Erz, Metall", altisl. *rauđe* „rotes Eisenerz", die merkwürdig mit sumerisch *urudu* „Kupfer" übereinstimmen. Dazu kommt, daß auch ein indogermanischer Name für das Kupfer- oder Bronzebeil: altind. *paraśuš* = griech. *πέλεκυς* die gleiche Herkunft hat (aus sum. *balag*, assyr. *pilakku* ‚Beil"; s. Näheres darüber im Abschnitt X)[2]). Somit kann kein Zweifel bestehen, daß den Indogermanen als Gesamtvolk das Kupfer und wohl auch die Bronze bekannt war und daß sie diese Metalle für ihre Werkzeuge und Geräte verwendeten. Dagegen ist nicht anzunehmen, daß sie auch mit der Technik ihrer Herstellung schon vertraut waren, da Ausdrücke für Metallarbeiten in der indogermanischen Grundsprache nicht nachgewiesen sind. So gehen die indogermanischen Wurzeln für „gießen" (altind. *juhṓmi*, gr. *χέω*, lat. *fundo*, got. *giuta*) oder „hämmern" (lat. *cūdo*, altbulg. *kovą*, *kują*, lit. *káuju*, ahd. *houwu*)

---

[1]) Wahrscheinlich sind mit Rücksicht auf die ganz verschiedenen Formen der Bronzebeile mehrere Ursprungsgebiete anzunehmen. Doch diese Frage ist für unsere Zwecke von nebensächlicher Bedeutung.

[2]) Auch toch. A *porat* „Beil" klingt an die obigen Wörter an.

auf die älteren Bedeutungen „ausgießen“ und „schlagen“ ohne technische Anwendung zurück (vgl. Abschnitt XI). Die Indogermanen kannten also vermutlich die Kupfer- oder Bronzegeräte nur als fremde Importware, ohne sie selbst anzufertigen.

Vielfach ist die Ansicht geäußert worden, die Ausbreitung der Indogermanen hinge ursächlich zusammen mit der Ausbreitung der Bronzekultur, da sie zeitlich mit ihr zusammen zu fallen scheint, wenigstens im mittleren und nördlichen Europa. Für diese Behauptung läßt sich aber kein Beweis erbringen. Der Gang der Ausbreitung der Indogermanen und derjenige der Bronzekultur schlagen vielmehr zum Teil verschiedene Wege ein. Wie wir im Abschnitt XIX noch genauer sehen werden, ist der Zug der indogermanischen Stämme in der ältesten Zeit von Nord nach Süd und von West nach nach Ost und umgekehrt gerichtet; das Vordringen der Bronze aber ist nach allem, was wir wissen, hauptsächlich auf dem südost-nordwestlichen Wege erfolgt. Die Kenntnis der Bronze kam vermutlich aus dem Orient und Ägypten zunächst nach Südosteuropa, in den Kulturkreis des ägäischen Meeres, und zwar in der frühen minoischen und prämykenischen Zeit, die noch in das 3. Jahrtausend v. Chr. fällt[1]).

Der prämykenische Kulturkreis ist charakterisiert durch Gräber von der Form viereckiger Kisten, die mittels Steinen hergestellt wurden und an einer Seite einen Zugang boten. In ihnen trifft man bereits Dolche und Beile aus Bronze, daneben auch Silbersachen, aber keine Steingeräte mehr. Die Keramik zeigt den sogenannten Kamaresstil (nach einem Fundort auf Kreta, s. Abbildung 1 auf Tafel III), dessen Ornamentik besonders die Spirale verwertet. Die Ausstrahlung dieser Kultur nach dem Norden, der noch in einer reinen Steinzeit verharrte, läßt sich deutlich verfolgen; noch sicherer können wir sie in Italien, speziell auf Sizilien, erkennen. Die Steinzeitvölker Europas lernen nach und nach auch selbst die Metallbearbeitung kennen, am schnellsten da, wo sie Kupfererz im eignen Lande vorfanden: in Spanien, am Mittellauf der Donau, in den Alpenländern.

[1]) Vgl. zum folgenden Sophus Müller, Urgeschichte Europas, 1905, S. 30ff.

Wie schon erwähnt, haben die Indogermanen noch als Gesamtvolk die Bekanntschaft mit dem Kupfer gemacht. Dafür haben wir außer den schon oben erwähnten Beweisen noch folgenden. Gleichzeitig mit der Kupferverwendung für das Beil kam die Ahle[1]) in Zentralasien, Südost- und Mitteleuropa, Spanien und Italien in Gebrauch. Nun besitzen die indogermanischen Sprachen einen gemeinsamen Ausdruck dafür: altind. *årā*, ahd. *åla*, lit. *ýla*, preuß. *ylo*, von dem lett. *ilens* samt ahd. *alansa* eine Weiterbildung vorstellt[2]). Die indogermanische Wortform muß **ēlā*, **īlā* gelautet haben, und diese beiden lautlich schwer zu vereinbarenden und außerdem isolierten Stämme zeigen[3]), daß die Bezeichnung mit der Sache auf dem Wege der Kulturübertragung zu den Indogermanen gelangt ist. Da wir weder die Sprachen der vorindogermanischen Bewohner des ägäischen Kulturkreises (Karer oder Leleger, Eteokreter usw., s. Abschnitt XVI) noch der Völker anderer kultureller Ausstrahlungspunkte der frühen Kupferzeit kennen, so vermögen wir nicht zu sagen, woher das Wort zu den Indogermanen gedrungen ist. Jeden-



Abb. 2. Knochenpfriemen nach Originalen im Kgl. Museum f. Völkerkunde, Berlin.

a) und b) aus Bruniquel (Frankreich). Paläolithische Zeit.
c) aus Bosisiva (Lombardei).

---

[1]) In der gebogenen Form; gerade Pfriemen, die aus Knochen angefertigt wurden, finden sich bekanntlich schon in paläolithischer Zeit und werden die ganze Steinzeit hindurch gebraucht (s. die Abbildung 2).

[2]) Mittellateinisch *alesna*, woher die romanischen Wörter für „Ahle“ stammen, soll aus dem Althochdeutschen kommen. Aber wir könnten auch an ein Wort aus einer vorindogermanischen Sprache Europas denken, das ins Vulgärlateinische und ins Germanische sowie Lettische eindrang.

[3]) Ebenso denkt N. van Wijk in Frank's Etymologisch Woordenboek der nederlandsche Taal, 2. Aufl., s. v. II Aal.

falls ist es mit altind. *paraśúš* = gr. πέλεκυς „Beil“ (s. oben) ein Beweis dafür, daß die Indogermanen nicht die Träger der Bronzekultur gewesen sein können, wogegen ja auch kulturhistorische Gründe sprechen, wie wir sahen. Das Stammvolk war demnach wie alle andern Völker in den Außenzonen der orientalisch-ägyptischen Kultur wohl mit den Erzeugnissen der Kupfer- und Bronzebearbeitung bekannt geworden, ahmte sie aber kaum schon selbständig in diesem Material nach und verharrte im übrigen noch auf der Kulturstufe der ausgehenden Steinzeit. Nicht nur die Formen der Geräte, sondern auch das ganze übrige Inventar blieben bei den nördlicher wohnenden Völkern noch lange auf dieser Stufe stehen, als die südlicher wohnenden Völker längst mit den neuen Formen der Bronzetechnik vertraut geworden waren. Dafür haben wir auch sprachliche Gründe, wie wir bereits erwähnten (s. o. S. 69 f.). Wenn wir also auf Grund der Ergebnisse der Prähistorie uns ein Bild von dem Kulturinventar machen wollen, das ein im Außenkreis der entwickelteren Kulturen befindliches Volk besessen haben wird, so werden wir am besten die Zustände der Stein-Kupferzeit (äneolithische Periode) diesem Bilde zugrunde legen. Wir dürfen uns das indogermanische Stammvolk als auf dem Übergang von der Stein- zur Metall- (Kupfer-, Bronze-) Kultur befindlich vorstellen; doch waren von der letzteren erst die Anfänge zu ihm gedrungen, der wesentliche Inhalt seiner Kultur entsprach noch dem des jüngsten Neolithikums.

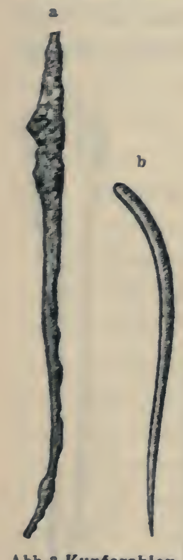


Abb. 3. Kupferahlen.
a) Aus Anau nach Hub. Schmidt, Archeological Excavations in Anau and Old Merv, 1908, Tafel 37, Nr. 11.
b) Aus dem Mondsee nach M. Much, Die Kupferzeit in Europa, 2. Aufl. 1893, Abb. 19.

V. Keramik, Rassen, Gräber, Geräte und Waffen der ausgehenden Steinzeit in Europa und Zentralasien.

Wir haben im vorhergehenden Abschnitt den Beweis zu erbringen versucht, daß die Kulturstufe des indogermanischen Gesamtvolks derjenigen der letzten neolithischen Periode im Übergang zur Metallzeit entspricht. Die Ergebnisse der vorgeschichtlichen Forschung, besonders in Europa, neuerdings auch in Zentralasien, setzen uns in den Stand, ein Bild dieser Kulturstufe zu entwerfen, soweit das in Gräbern und sogenannten Depôtfunden (Niederlegungsfunden)[1]) erhaltene, aus nicht zu schnell vergänglichem Material bestehende Inventar dies ermöglicht. Freilich dürfen wir an einem Bedenken nicht achtlos vorübergehen. Wie wir im Abschnitt XX noch sehen werden, können wir die Lage der Stammsitze der Indogermanen nicht mit Bestimmtheit angeben, und nach der in diesem Buche vertretenen Ansicht kommen weder West- und Südeuropa, noch auch eines der bestdurchforschten Gebiete, Nordeuropa und Nord- sowie Mitteldeutschland, dafür in Betracht. Die Grenzgebiete zwischen Asien und Europa, die Gegenden am Schwarzen Meer und am Kaspisee, ferner die Länder an der unteren Donau sind in archäologischer Beziehung noch lange nicht so genau bekannt wie Nord-, Mittel- und Westeuropa; auch auf der Balkanhalbinsel ist die prähistorische Forschung an den meisten Punkten noch nicht viel über die Anfänge hinausgekommen. Also gerade aus den Ländern, in die mit einiger Wahrscheinlichkeit die Urheimat verlegt werden kann, wissen wir weniger über die vorgeschichtliche Kultur als von dem Teil Europas, der dafür kaum in Betracht kommt.

Nun ist aber die Schwierigkeit, ein Bild der vorgeschichtlichen Kultur auch der noch nicht so eingehend durchforschten Länder zu geben, doch in Wirklichkeit nicht so

[1]) D. h. Ansammlung einer größeren Anzahl von Gegenständen, die aus irgendeinem Anlaß (Weihegabe an eine Gottheit, feindlicher Einbruch in ein Land und Ähnliches) in der Erde vergraben worden sind, ohne als Grabbeigaben zu dienen.

groß, als es auf den ersten Blick scheinen könnte. Denn die Kultur der ausgehenden Steinzeit ist freilich schon beträchtlich differenziert, weist aber auch bedeutende Übereinstimmungen, selbst in weit auseinander gelegenen Ländern auf. Viele Geräte und Waffen aus Stein, die wir etwa aus Ägypten, Nordafrika oder der Sahara kennen, gleichen denjenigen derselben Perioden Mittel- und Westeuropas, wenn wir von dem zuweilen verschiedenen Material absehen, fast zum Verwechseln. Die Formen änderten sich in jener frühen Entwicklungszeit der Menschheit eben weniger nach den Gegenden als in den auf einander folgenden Perioden. Das lag an dem geringen Spielraum, den das allgemein verwendete Material, der Stein, für den etwaigen individuellen Geschmack eines Volkes ließ. Wenn wir von der sogenannten arktischen Schieferkultur, die im äußersten Norden Europas und Asiens beheimatet ist und für unsere Zwecke nicht in Betracht kommt, absehen, so haben wir doch nur mit wenigen Typen des Hauptgeräts, des Steinbeils, zu rechnen: spitznackige, schmalnackige und breitnackige oder durchlochte (zum Einstecken des Holzstiels dienende) Formen finden sich in ganz Europa. Nur wo die Steingeräte schon höher entwickelte Metallvorbilder nachzuahmen suchen (z. B. in Nordeuropa), finden wir eigenartige Produkte. Dagegen gehen in der Herstellung und Verzierung der Tonwaren die verschiedenen Kulturgebiete Europas und der vordere Orient getrennte Wege. Zwar werden die Töpfe sogar in Südosteuropa zu Beginn des 2. Jahrtausends v. Chr. noch ohne die Anwendung der Töpferscheibe hergestellt; aber sie zeigen doch ganz bedeutende Verschiedenheiten im Material, der Form und der Verzierung von denen Mitteleuropas oder gar Nordeuropas, so daß man mit Rücksicht auf die Keramik in Europa mehrere Kulturzonen abgegrenzt hat.

In der Nordwestecke Europas mit Ausstrahlungen nach Mitteleuropa hin ist die sogenannte Megalithgräberkeramik zu Hause. Sie wird gefunden in den Gräbern, die die Form von großen Steinkisten oder Steinkammern haben und sich seit dem Beginn der jüngeren Steinzeit über fast ganz Nord-

europa auszudehnen beginnen. Die Gestalt der in diesem Kreise anzutreffenden Tongefäße hat nur wenige Hauptformen aufzuweisen: eine tiefe Schale, die häufig eine Einbuchtung in der Mitte und eine Erweiterung nach oben aufweist, und eine flachere Schale, die nicht selten einen abgesetzten Boden besitzt (siehe Abbildung 4 und Tafel I).

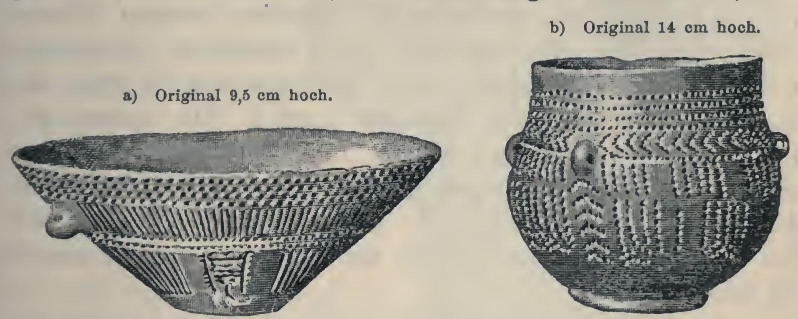


Abb. 4. **Tongefässe aus Megalithgräbern:** a) Driehausen, Kr. Osnabrück. b) Seeste, Kr. Tecklenburg. Aus dem Prov.-Museum zu Hannover. (Nach Prähistorische Zeitschrift, Band I, Tafel X.)

Daneben treffen wir nach unten spitz zulaufende Gefäße, die manchmal nach oben verengt in eine Art Kragen endigen (Kragenflaschen). Während die beiden ersteren Formen meist mit einer charakteristischen Verzierung versehen sind, entbehrt die letzte Form in der Regel jeglichen zeichnerischen Schmuck. Wir wissen jetzt auch, wie wir uns diesen Gegensatz, der mit der Entstehung der Gefäßformen zusammenhängt, zu erklären haben. Betrachten wir die hier abgebildeten sowie die auf Tafel I wiedergegebenen Gefäße, so erkennen wir, daß ihre Verzierung aus Strichen besteht, die horizontal oder vertikal über das Gefäß laufen; die Striche sind entweder einfach parallel gerichtet oder zu Gruppen vereinigt, die sich an bestimmten Stellen des Gefäßes (meist am Halse) als Zickzackbänder, Strichelung usw. finden. Diese Verzierungsmuster verraten ihren Ursprung bei genauem Zusehen: sie entstammen der Nachahmung von Flechtmustern. Neben den Gefäßen aus Ton waren in der Steinzeit selbstverständlich auch solche aus anderem Material (wie auch heute noch) im Gebrauch: hölzerne, lederne und geflochtene Gefäße. Die letzteren

wurden mit Lehm gedichtet. Verbrannte ein solches Gefäß durch Zufall, so blieben die erdigen Bestandteile erhalten, bewahrten die Eindrücke des Rohrs oder der Binsen und wurden zudem gehärtet. So kam man leicht auf den Gedanken, die Gefäße ohne Geflecht aus Lehm oder Ton herzustellen und durch Feuer haltbar zu machen. Damit aber das Aussehen der geflochtenen Gefäße bewahrt bliebe, ahmte man die Flechtmuster durch eingeritzte Ornamente nach, bildete wohl auch durch Auflegen von Wülsten die Spanten und Ösen des Geflechts nach[1]). Die zuletzt genannten spitz zulaufenden Gefäße (Kragenflaschen) ohne Verzierung sind Nachahmungen der ledernen Beutel; nicht selten vermögen wir sogar noch die Wiedergabe des Reifens, der zur Unterstützung des Leders um den Hals gelegt wurde, zu erkennen.

Die Gegend zwischen Elbe und Saale ist das Ursprungsgebiet der sogenannten Schnurkeramik, die sich in mehreren Zweigen nach Süden hin ausdehnte, über Süddeutschland und Nordösterreich längs der Elbe, Saale und Oder und ebenso nach Osten ins Weichselgebiet und weiter nach Rußland vordrang. Die Dekoration der Schnurkeramik ist sehr einförmig; sie besteht, wie der Name besagt, aus einer Reihe parallel gerichteter Schnüre, die horizontal um das Gefäß laufen. Zuweilen finden wir auch Zickzackmuster zwischen den Schnüren oder fransenartig angebrachte, mit Strichelung gefüllte Dreiecke am Ende der Schnurverzierung usw. (s. Tafel I).

Mit den nordwesteuropäischen Gefäßen in ihrer Form und Verzierungsweise verwandt ist die Keramik des sogenannten Rössener Typus, der sich über Mitteldeutschland, die oberrheinische Tiefebene, das Donautal, Siebenbürgen und noch weiter erstreckt. Aber diese Tongefäße verraten doch daneben südliche Einflüsse. Zwar ist die Art, wie die Orna-

---

[1]) C. Schuchhardt, Das technische Element in den Anfängen der Kunst. Prähistor. Zeitschrift I, 37ff. und 351ff., II, 145ff. Einen sprachlichen Beweis für diese Auffassung bildet die Zusammengehörigkeit von av. *tašta-* „Schale, Tasse“, lat. *testa* „Geschirr, Scherbe“ und lat. *texo* „flechte“.

mente angebracht werden, der sogenannte Tiefstich, ganz der Verzierungsweise der nordwestdeutschen Keramik entsprechend, doch die Verteilung der Linien ist eine andere. Sie vereinigen sich zu Bändern, die entweder geradlinig oder in Winkeln, als Tannenzweigmotiv usw. um das Gefäß laufen. Wir erkennen in dieser Tonware bereits die Einflüsse der mitteleuropäischen Bandkeramik, bei der sich ihrerseits die Einwirkung der südosteuropäischen Herstellungsweise der Gefäße geltend macht. Die Formen der niederen Vasen mit kugeligem Boden oder solcher mit stark ausgekehltem Hals und gewölbtem Bauch treten auf; auch das Ornament ist freier behandelt, es ahmt weniger die Flechtmuster nach und wird vielfach Selbstzweck (s. die Abbildungen 5 und 6).



Abb. 5. **Bandkeramisches Gefäss aus Butmir** nach Fr. Fiala und M. Hoernes, Die neolithische Station von Butmir, II, Tafel VI, Nr. 3.

Ein charakteristisches Kennzeichen der Rössener und Bandkeramik ist das Auslegen der Bänder des Ornaments mit einer weißen Masse. Diese Manier findet sich auch in Südosteuropa, wo wir sie schon in altminoischer (vormykenischer) Zeit, also bereits im 3. Jahrtausend v. Chr. treffen [1].



Abb. 6. **Spiralverziertes Gefäss** aus Butmir, ebendaher Tafel VI, Nr. 6.

[1] René Dussaud, Les civilisations préhelléniques dans le bassin de la mer Égée, Paris 1910, S. 33.

Das Donautal ist die große Straße für alle Kulturströmungen aus dem früh entwickelten Südosten nach dem rückständigen Mittel- und Nordeuropa gewesen, und gerade die Herstellung und Verzierung der Tonware zeigt uns den Weg dieser Einflüsse am deutlichsten.

Der Südosten Europas bildet nämlich ebenso wie Ägypten und der vordere Orient wieder ein besonderes Kulturgebiet, auch in bezug auf die Keramik. Wenn in Nord- und Mitteleuropa die Erzeugnisse der primitiven Fertigkeit des Menschen, geflochtene und lederne Gefäße, das Muster für die keramischen Produkte abgeben, so scheinen im Süden die Naturformen des Kürbis, der Gurke und anderer ausgehöhlter und zu Trinkgefäßen verwandter Früchte, als Vorbild für die hier hergestellte Tonware gedient zu haben. Da aber bei diesen Nachahmungen die Verwendung von Flechtmustern zur Dekoration in Wegfall kam, so konnte sich der künstlerische Sinn der Verfertiger in freieren Bahnen bewegen, ohne durch die strengen Linien der sogenannten geometrischen Verzierungsweise des Nordens gehemmt zu sein. Neben dem besonders im Gebiet der Bandkeramik, aber auch bei der bemalten Keramik beliebten Motiv der Spirale[1]) oder des Mäanders, das mannigfach ausgestaltet wurde, tritt uns im Süden eine durchaus ungebundene Behandlung der Oberfläche des Gefäßes entgegen. Die Fläche wird bemalt; auf dem gelben oder roten Grund werden in brauner oder schwarzer Farbe nicht

---

[1]) Vgl. hierzu M. Much, Die Heimat der Indogermanen, 3. Aufl., S. 73 f.; ferner C. Schuchhardt, Das technische Element in den Anfängen der Kunst, in Prähistorische Zeitschrift II, 160 f., der das Spiralornament entstehen läßt, wenn man eine Schnur mit dem einen Ende auf einer Ebene befestigt und den übrigen Teil um diesen Mittelpunkt dreht. Diese Erklärung ist viel zu gekünstelt; aber die von Schuchhardt selbst erwähnten primitiven Formen der Spirale zeigen uns den Weg zur Erklärung dieses wichtigen Dekorationsmotivs: es ist wohl ursprünglich die Zeichnung eines Widderhorns. Das Schaf hatte für ein viehzüchtendes Volk eine ganz besondere Bedeutung, und speziell für die Indogermanen werden wir dies noch im Abschnitt VIII sehen. R. Karutz, Unter Kirgisen und Turkmenen, 1911, S. 155 ff., teilt mit, daß das Spiralmotiv eine große Rolle bei den Kirgisen spiele und von ihnen „Widderhorn“ genannt werde. Das innige Zusammenleben der Nomaden mit ihren Tieren wird sehr hübsch dargestellt.

Tafel I. Geritzte Keramik.



1

Aus Seeste, Kreis Tecklenburg
(Höhe 13 cm)



2

Aus Üffeln, Kreis Bersenbrück
(Höhe 15 cm)

Tongefäße aus Megalithgräbern
nach den Originalen im Provinzial-Museum zu Hannover.

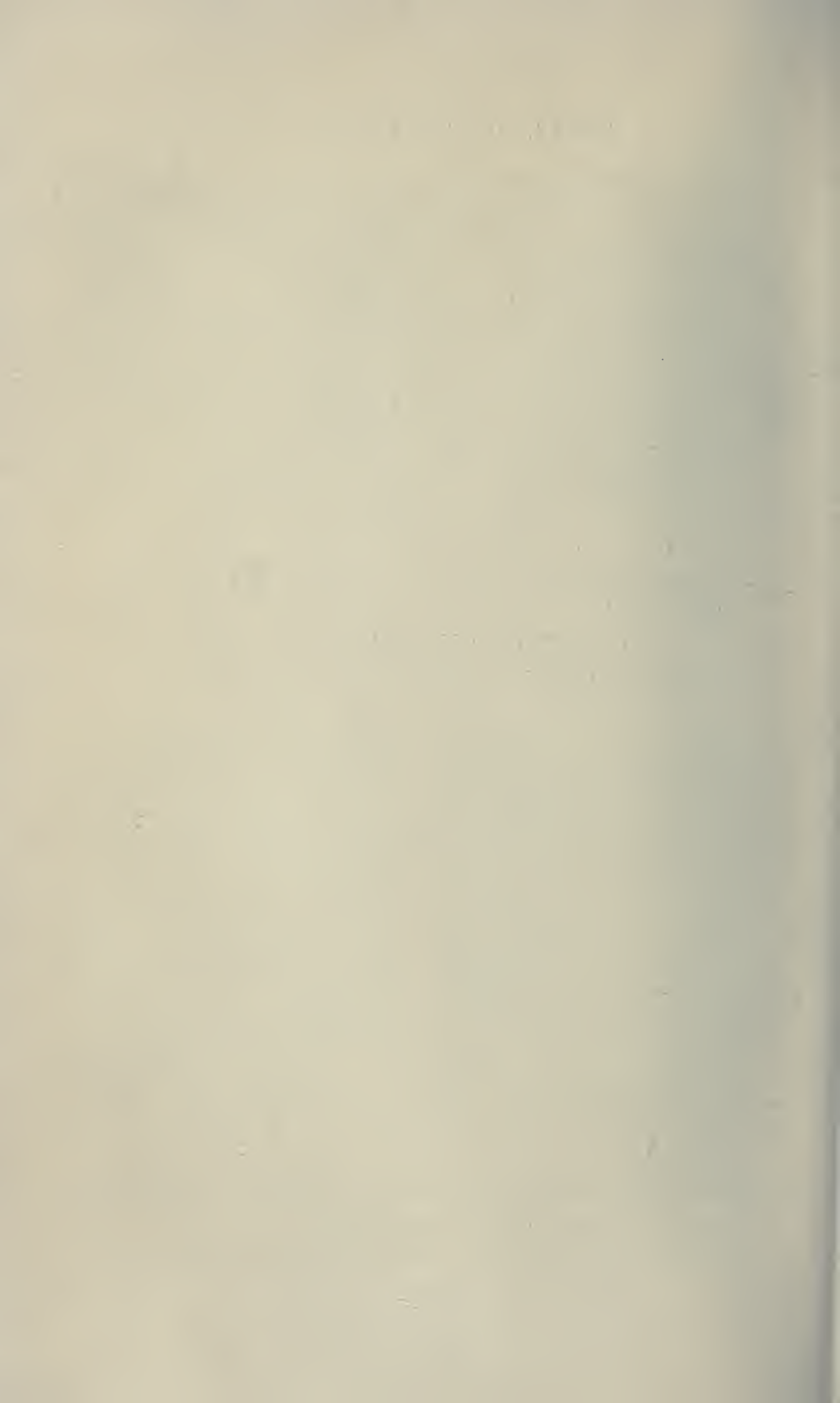


3



4

Tongefäße aus den Hockergräbern von Rössen, Kreis Merseburg.
($^1/_3$—$^1/_4$ der natürlichen Größe.)
Nach den Originalen im Kgl. Museum für Völkerkunde in Berlin.



nur kunstvolle Muster, die an den geometrischen Stil gemahnen, aufgetragen, sondern auch ganz freie Motive verwandt: Pflanzen, Fische, Tiere, selbst Menschenfiguren. Natürlich sind auch die Formen verschieden von den nordischen; wir finden Schnabelkannen, Vasen von ganz moderner Gestalt, Amphoren usw.

Eine bemalte Keramik wie im ägäischen Kulturkreis ist auch an verschiedenen Stellen in Mitteleuropa (Cucuteni, Thessalien usw.) verbreitet; auch dort treffen wir buntbemalte Gefäße, aber von rohem Stil und ohne künstlerische Vollendung. Nach Osteuropa und nach Zentralasien hin finden wir die gleichen Ausstrahlungen mit den gleichen Wirkungen (s. die Abbildungen 3—6 auf Tafel II); doch steht das Gebiet jenseits des Balkans (Bulgarien) und weiter nördlich von der Donau und vom Schwarzen Meer und selbst Transkaspien daneben auch unter dem nord- und mitteleuropäischen Einfluß, so daß hier überall Mischkulturen bestanden haben: zwischen die bemalte Keramik finden wir die geritzte Keramik vielfach eingesprengt.

Das östliche Galizien, die Bukowina, Rumänien, Bessarabien und Südrußland bis zum Dnieper sowie die Halbinsel Krim sind Fundstätten einer schön bemalten Keramik, die freilich künstlerisch tief unter der Ware des hoch kultivierten ägäischen Kulturkreises steht, aber doch ebenso frei in der Verwendung der Motive wie diese ist (s. Abbildungen 4 u. 5 auf Tafel II). In der Malerei erscheinen nämlich nicht nur Spiralen, geschlossene Kreise, Sterne und ähnliches, sondern auch unvollkommene Tier- und Menschenfiguren. Besonders merkwürdig ist die aus der Ukraine in Südrußland nachgewiesene sogenannte Tripoljekultur, die in mehrere Perioden zerfällt[1]). Die Dekoration der in der Form recht abwechslungsreichen und eigenartigen Tongefäße ist teilweise dem Flechtmusterstil entlehnt und eingeritzt; teilweise sind es Spiralmuster und Wellenbänder, konzentrische Kreise usw., die eingeritzt und weiß ausgelegt sind; daneben ist der Gefäß-

[1]) Siehe den Bericht über die Ausgrabungen von Chwoiko, den G. Kossinna im Mannus, Zeitschrift für Vorgeschichte I, S. 231 ff. gibt.

grund oft mit bunter Malerei in einem barbarischen Geschmack versehen. Die Tonware selbst ist aber sorgfältig hergestellt, die Masse gut geschlemmt, die Wände sind dünn, obwohl die Gefäße noch ohne Anwendung der Drehscheibe hergestellt sind.

Im vorangehenden konnten wir natürlich nur die Haupttypen der spätneolithischen europäischen Keramik — die zentralasiatische s. S. 87 ff. — erwähnen; eine Betrachtung auch der kleineren Kulturkreise (Großgartacher, Michelsberger, Aunjetitzer, Glockenbecher-, Kugelamphoren-Typus usw.) würde ein noch bunteres Bild der alteuropäischen Verhältnisse geben. Wir ersehen aus dem hier gegebenen Überblick ferner, daß sich nirgends scharfe Grenzen ziehen lassen; wir können wohl das Hauptverbreitungsgebiet eines bestimmten Typus erkennen, aber von diesem Mittelpunkt aus strahlen die Einflüsse auf die benachbarten Kulturen und noch weit darüber hinweg aus. Wir finden statt fester Grenzen also nur fließende Linien. Offenbar war der Verkehr im Ausgang der Steinzeit bereits so lebhaft, daß eine scharfe Kulturabgrenzung bei den Völkern nicht mehr bestand.

Für den Anthropologen und Sprachforscher erhebt sich nun die sehr wichtige Frage, ob die verschiedenen keramischen Kreise des alten Europa ebensovielen gesonderten Völkern entsprechen, mit anderen Worten, ob sich in der jüngeren Steinzeit Kultur und Rasse noch deckten. Diese Frage wird vielfach bejahend beantwortet. Als Beweis dafür wird auf die gleichartige Schädelform und die meist übereinstimmende Größe der Skelette hingewiesen, die zugleich mit den Beigaben den Gräbern derselben Gegend entnommen werden. Die Skelette aus den Megalithgräbern, die sich über Nordeuropa und Norddeutschland erstrecken, gehören einem hochgewachsenen, dolichokephalen Menschenschlag an; der Schädel ist keilförmig mit breiter, flacher Stirn und spitzerem Hinterhaupt. Der Mittel- und Südwestdeutschland umfassende Typus des Rössener Kreises stimmt im wesentlichen mit der Form des Megalithschädels überein, zeigt aber wie in der Keramik so auch im Skelett den Einfluß der mitteleuropäischen Bandkeramiker. Wie die Rössener Kultur eine Mischform ist,

so sind ihre Träger ein Mischvolk. Eine ganz andere Schädelform tritt uns auf dem Gebiete der Bandkeramik entgegen. Der Grundriß des Schädels ist eine ebenmäßige Ellipse mit nahezu gleich ausgebogenem Vorder- und Hinterhaupt. Dieser Typus erstreckt sich von Südwestdeutschland über Böhmen und das Donaugebiet bis zur Balkanhalbinsel. Die Träger des mitteldeutschen schnurkeramischen Kreises, die dem Megalithtypus der nordischen Rasse zunächst stehen, dehnen sich weit nach Norden und Osten aus. Sie sind gleichfalls dolichokephal, aber der Schädelgrundriß weicht von dem des Megalithtypus ab. Er ist nicht keilförmig, sondern hat die Gestalt des Kokons, nähert sich also der elliptischen Form des bandkeramischen Schädels. Wieder eine andere Rasse zeigt sich in den süddeutschen und Schweizer Pfahlbauten; hier finden sich Kurzköpfe mit birnenförmigem Schädelgrundriß, die der sogenannten alpinen Rasse angehören. Sie dehnen sich in Süddeutschland bis zum Main aus und finden sich als Ansiedler auf den Höhen längs des Rheintals, während die Täler von den Schnur- und Bandkeramikern besetzt sind. Noch andere Bevölkerungsschichten sucht die Prähistorie in der jüngeren Steinzeit nachzuweisen: die kurzköpfige Glockenbecher-Bevölkerung in Mitteleuropa und den langköpfigen Aunjetitzer Typus, der sich vornehmlich in Thüringen, Böhmen und Schlesien findet, aber auch in Südrußland (in den sogenannten Kurganen) angetroffen wird. Doch das Eingehen auf alle Einzelheiten der Rassenverteilung würde zu weit führen. Wir begnügen uns mit der Nennung der Haupttypen des mittleren Europas, das gegenüber dem verhältnismäßig einheitlichen Norden eine bunte Mischung verschiedener Rassen aufweist[1]). Verhältnismäßig einheitlich in bezug auf den Rassetypus ist

[1]) Vgl. zu den prähistorischen Rassen Europas: A. Schliz, Die vorgeschichtlichen Schädeltypen der deutschen Länder in ihrer Beziehung zu den einzelnen Kulturkreisen der Urgeschichte, Archiv für Anthropologie, N. F. VII, S. 254 ff. und IX, S. 202 ff. Kurze Referate desselben Verfassers über seine Forschungsergebnisse im Korrespondenzblatt der Gesellschaft für Anthropologie, Ethnologie und Urgeschichte, Bd. XL (1909), S. 65 ff. und Bd. XLI (1910), S. 89 ff.; ferner „Beiträge zur prähistorischen Ethnologie" in der Prähistorischen Zeitschrift

auch Südeuropa. Langköpfe von kleinerer Statur als die nordischen Dolichokephalen nehmen es fast ausschließlich ein. Nur von Kleinasien her schiebt sich ein breiter Gürtel von Kurzköpfen über die Balkanhalbinsel nach Mitteleuropa vor, die mit der alpinen Rasse die nächste Verwandtschaft aufweisen. Die Verteilung der Rassen in Europa: Langköpfe von hoher Statur im Norden, Langköpfe von kleinem Wuchs im Süden; dazwischen eine von Osten nach Westen an Breite abnehmende Zone von Rundköpfen mittlerer Statur; im Alpengebiet die kurzköpfigen Menschen — ist von der neolithischen Zeit bis auf heute im großen ganzen die gleiche geblieben.

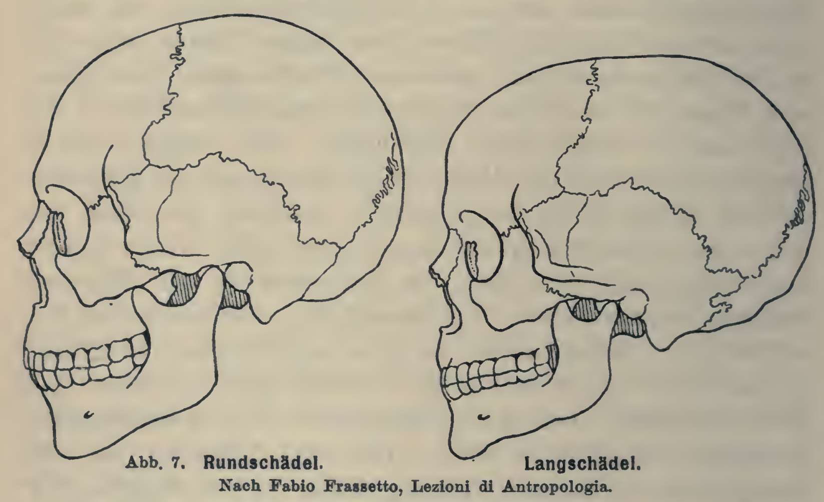


Abb. 7. **Rundschädel.** **Langschädel.**
Nach Fabio Frassetto, Lezioni di Antropologia.

Zwar schieben sich zu bestimmten Zeiten die nordischen Langköpfe zwischen die mitteleuropäischen Rundköpfe in größerer Zahl ein, besonders in der Periode der großen germanischen Expansion während der Völkerwanderung; aber diese Elemente sind heute fast ganz von den bodenständigen Rassen wieder aufgesogen. Wir dürfen demnach annehmen, daß seit

IV, S. 36 ff. — Wieviel sich von den Aufstellungen in diesen Studien wird halten lassen, muß die Zukunft lehren; als sichere Ergebnisse der Vorgeschichtsforschung sind sie vorläufig noch nicht anzusehen. Ein Fehler liegt offenbar darin, daß sich Schliz ausschließlich auf das Schädelmaterial stützt, ohne das übrige Skelett (ob klein- oder großwüchsig usw.) zu berücksichtigen.

der neolithischen Zeit keine dauernde Veränderung der Bevölkerungschichtung Europas eingetreten ist. Die Merkmale, die heute die Hauptrassen Europas kennzeichnen: blondes Haar und blaue Augen im Norden, schwarzes Haar und dunkle Augen im Süden, dazwischen die beiden Typen vermischt — werden, nach der Stetigkeit der Rassen zu schließen, wohl auch schon in der Vorzeit vorhanden gewesen sein[1]). Jedenfalls ist es, soweit die geschichtlichen Nachrichten reichen, also bereits vor Christi Geburt, so gewesen, und im Süden galt von jeher blondes Haar als Seltenheit und daher für vornehm.

Neben der Keramik und der Schädelform hat man vielfach die Bestattungsweise als ein unterscheidendes Merkmal der verschiedenen Rassen hingestellt. Im Norden Europas (abgesehen von Norwegen, wo keine megalithischen Denkmäler anzutreffen sind) und in Norddeutschland finden wir entweder Erdgräber, ungefähr wie die jetzt üblichen, oder aus Stein gebaute Grabkammern, die meist für mehrere Verstorbene bestimmt sind. Die Leichen wurden unverbrannt bestattet. Die steinernen Grabkammern werden in drei Hauptgruppen eingeteilt: Dolmen, Ganggräber und Steinkisten. Die Ganggräber bestehen aus einer Grabkammer mit einem niedrigen und schmalen Zugang. Der Steinbau ist mit einem Erdhügel umgeben, dessen Fuß oft von großen, runden Steinen eingefaßt wird. Die Steinkisten werden von großen Steinplatten gebildet, die auf die Kante gestellt werden; die Deckplatten sind häufig freiliegend, manchmal auch mit Erde bedeckt. Der Dolmen dagegen besteht aus meist freistehenden dicken Steinplatten, die mit einem schweren Steinblock zugedeckt sind. Er liegt in der Regel auf einem Hügel, der am Fuß mit runden Steinen umgeben ist. Die genannten Bestattungsarten: Erdgräber, Steinkisten, Ganggräber, Steinkammern sind auch in England und Frankreich, auf der Iberischen Halbinsel und in Nordafrika anzutreffen; sie haben sich vermutlich von Ägypten ausgehend auf dem Weg

[1]) Einen guten Überblick über die vorgeschichtliche, mittelalterliche und heutige Rassenverteilung in Europa findet man bei Moritz Hoernes, Natur- und Urgeschichte des Menschen, 1909, I, S. 268 ff.

über die genannten Länder nach dem Norden verbreitet (s. die Anmerkung auf S. 64). Die Leichen werden entweder ausgestreckt oder mit angezogenen Beinen (Hocker), zuweilen auch sitzend bestattet. Auf dem Gebiete der Bandkeramik, also in Mitteleuropa, findet man die steinernen Grabkammern nicht. In einfachen Erdgruben, ohne Hügel oder Steindenkmal, wird der Tote in die Erde gesenkt, auf der Seite liegend, in Hockerstellung. Diese liegenden Hocker finden sich auch in den Gräbern des sogenannten Aunjetitzer Typus, der sich von Ostthüringen bis nach Ungarn erstreckt und auch nach Westfrankreich und der Balkanhalbinsel Ausläufer sendet[1]). Dagegen treffen wir in Südwestdeutschland mehr Hügelgräber. Die Ausstattung der mitteleuropäischen Gräber ist meist dürftig: eine Steinaxt (von schuhleistenförmiger Gestalt, s. die Abbildung auf Tafel III) oder ein Steinmesser, Schmuck aus Steinen, Muscheln oder Tierzähnen, Tongefäße, die wohl einst die Wegzehrung für den Toten enthielten; das ist alles. Im Norden sind die Beigaben dem stattlicheren Grabbau entsprechend meist reicher: einige Waffen, Schmuck, Geräte, Tongefäße und sonstige Gebrauchsgegenstände.

In Osteuropa weisen auch die Grabanlagen gleichwie die Keramik (S. 80 f.) auf eine Mischkultur. Wir treffen sowohl Leichenbestattung wie Leichenverbrennung an, wenn auch die letztere in der jüngsten Steinzeit überwiegt. Die bestatteten Skelette finden sich in Südrußland z. B. im Gouvernement Cherson, am Liman des Dnjepr, in den sogenannten Kurganen d. h. Erdhügeln, die über dem Grab aufgeworfen sind. Sie sind in Hockerstellung beigesetzt und durch die einzige Beigabe, die sich gewöhnlich nachweisen läßt, Klumpen von Ocker, sind sie oft an verschiedenen Stellen rötlich gefärbt. Die Gräber sind entweder einfache rechteckige Schachtgräber, die in dem gewachsenen Boden ausgehoben sind und oben einen Steinkranz zeigen, oder Stein-

---

[1]) Über die weite Verbreitung der Hockerbestattung vgl. die Zusammenstellung von Hubert Schmidt, Archeological Excavations in Anau and old Merv. Part II, 1908, S. 180. Die Abbildung eines Hockergrabs aus Lengyel in Ungarn findet sich beim Abschnitt XIV.

kisten, die über die mit Erde bedeckte Leiche gestülpt werden. Darüber wird ein Erdhügel aufgeworfen, der oft mehrere (bis zu sieben) Gräber enthält. Die Schädel sind dolichokephal bis brachykephal, zuweilen mit ausgeprägter Prognathie (Vortreten des Unterkiefers). Selten finden sich bandkeramische Gefäße in den Kurganen[1]). Jünger als diese frühesten steinzeitlichen Ansiedler Südrußlands sind die Träger der sogenannten Tripoljekultur (s. S. 80f.). Bei ihnen treffen wir überwiegend Leichenbrandgräber. Die Asche wird in Urnen aufbewahrt, die in einer Ziegelpackung in die Erde gesetzt werden. Beigegeben werden kleinere Gefäße von sonderbarer Form (sogenannte Schwedenhelme, Operngucker), Frauenidole, Tierbilder und ähnliches. Geräte aus Feuerstein sind häufig als Grabbeigaben in der Bukowina und Ostgalizien vertreten, da hier das Rohmaterial in Fülle vorhanden war. Seltener sind sie in Bessarabien und Südrußland; dagegen treffen wir hier eigenartige Familiengräber in Form von Lehmhäusern, die auf einem Holzgerüst ruhten und innen ausgemalt waren (die sogenannten Ploschtschadki). Die Beigaben sind, abgesehen von der Seltenheit der Feuersteingeräte, die gleichen wie in Galizien. Bemerkenswert ist, daß man aber schon flache Kupferbeile, auch einen großen kupfernen Doppelaxthammer in der jüngsten Periode der Tripoljekultur (s. oben) antrifft. Das stimmt zu neueren Funden in Cucuteni (Rumänien), wo man auch bereits in der späten Steinzeit eine Anzahl Kupfergeräte nachgewiesen hat[2]). Dem Gebrauch der Bronze ging also offenbar eine längere Zeit voraus, in der man Kupfer zur Anfertigung von Waffen und Werkzeugen verwandte (s. die auf Tafel III abgebildeten Kupferbeile).

In den letzten Jahren sind wir auch über die vorgeschichtlichen Kulturen der zentralasiatischen Steppengebiete, die ja in geographischer Beziehung von den osteuropäischen nicht zu trennen sind und daher an vielen Stellen die gleichen Bevölkerungselemente aufweisen, genauer unterrichtet worden.

---

[1]) Vgl. Max Ebert, Ausgrabungen auf dem Gute Maritzyn, Gouv. Cherson (Südrußland). Prähistorische Zeitschrift, Band III, S. 252 ff.

[2]) Hubert Schmidt, Zeitschrift für Ethnologie, Band 43, S. 582 ff.

Die Kenntnis der transkaspischen Teile Mittelasiens ist für die Beurteilung der prähistorischen Völkerbewegungen Europas um so wichtiger, als sich in historischer Zeit von dort her mehrfach Völkerwellen über Ost- und Mitteleuropa ergossen, durch welche die hier ansässigen Völker in Unruhe versetzt, aus ihren bisherigen Wohnsitzen verdrängt oder unterworfen wurden. Ich erinnere an die Einbrüche der Hunnen, Awaren, Mongolen, Tataren, Türkvölker (Seldschuken, Osmanen) usw., deren Wirkungen ja zum Teil bis heute noch fortdauern. Auch in vorgeschichtlicher Zeit wird ein solches Einströmen von Volksmassen aus der zentralasiatischen Völkerkammer nach Europa stattgefunden haben, da die ethnographischen Verhältnisse unseres Erdteils eine solche Annahme nahelegen. Zwischen die nordeuropäischen und südeuropäischen Dolichokephalen (Langköpfe) schiebt sich nämlich ein nach Westen hin spitzer, nach Osten hin aber breiter Keil kurzköpfiger Elemente ein, deren Zusammenhang mit der mittelasiatischen Bevölkerung augensichtlich ist. Von der neolithischen Zeit an bis heute haben sich an dieser Rassenverteilung in Europa nur vorübergehende Verschiebungen nachweisen lassen. Wir dürfen annehmen, daß in einer sehr frühen neolithischen Zeit, natürlich unendlich viel früher, als man von Indogermanen sprechen kann, die langköpfige Bevölkerung Europas von Rundköpfen asiatischer Herkunft gespalten und aus Mitteleuropa nach Norden und Süden zurückgedrängt wurde[1]).

Sog. Kurgane, wie in Südrußland, finden sich auch in Mittelasien (Turkestan) und lassen sich über Ostturkestan bis in die Mongolei verfolgen. Wenn sie in Südrußland nur Bestattungen enthielten, so sind sie hier zum Teil weit mächtiger und bauen sich aus dem Schutt zahlreicher aufeinander folgender Kulturschichten auf. Zwei große bei Anau gelegene Kurgane wurden im Jahre 1904 von einer amerikanischen Expedition untersucht und ergaben die Reste von vier vorgeschichtlichen Perioden, darunter eine rein neolithische, eine neolithische mit

[1]) Ich verweise auf meine ausführlichere Darstellung in der Schrift: Europa im Lichte der Vorgeschichte und die Ergebnisse der vergleichenden indogerm. Sprachwissenschaft, 1910, S. 7 ff.

beginnender Metallverwendung (Kupfer ohne Zinn), eine bronzezeitliche Kultur (zinnarme Bronze) und eine eisenzeitliche Kultur. Uns interessieren vornehmlich die drei ersten Kulturen. In der ersten finden wir eine handgemachte Keramik mit aufgemalten geometrischen Ornamenten (Zickzackstreifen, Dreiecke ausgefüllt mit sich schneidenden Linien usw.; s. die Abbildung auf Tafel II). Der Untergrund ist zumeist rötlich oder gelblich, die Bemalung schwarz, zuweilen noch mit dunkelroten Bändern. Die Form der Gefäße ist rund oder länglich-oval, mit oder ohne ausgekragten Hals, auch ein Standfuß kommt vor. Die Formen sind also die gleichen, wie sie uns aus der älteren neolithischen Keramik Europas vertraut sind, aber ihre Dekoration weicht vollkommen ab. Von Steinartefakten finden sich Keulen und Flintlamellen (Messer, Kratzer, Schaber u. dgl.), daneben Knochenpfriemen und Spinnwirtel. Die Wohnbauten entsprechen ganz den aus Südrußland nachgewiesenen; es sind viereckige, aus Luftziegeln erbaute Lehmhäuser. Auch die Bestattungsart ist die gleiche wie in den südrussischen Kurganen und im kaukasischen Gräberfeld von Koban; wir finden innerhalb der Wohnkomplexe liegende Hockerskelette, freilich nur von Kindern. Schon in den untersten Schichten lassen sich die Spuren von Ackerbau an Weizen- und Gerstenkörnern nachweisen; auch die allmähliche Züchtung der Haustiere (Schaf, Rind, Schwein, Pferd) geht aus den aufeinanderfolgenden Funden hervor. Der Anfang der Kurgankultur von Anau ist ins 3. Jahrtausend v. Chr. oder noch früher anzusetzen[1]). Die älteste Kultur bildet die unterste Schicht der Hügel, die nach ihrem Aufhören oder ihrer Vernichtung noch mehrfach neu besiedelt wurden. Alle diese aufeinanderfolgenden Kulturen haben ihre Spuren in dem Schutt der ziemlich hohen Hügel hinterlassen; man kann darin vier Perioden der prä-

[1]) Nach Hubert Schmidt, Archeological Excavations in Anau and old Merv. Explorations in Turkestan. Expedition of 1904. Part. II, 1908, Washington (Publications of the Carnegie Institution). — R. Pumpelly, der Expeditionsleiter, will den Beginn dieser Kultur freilich in ein weit höheres Alter hinaufrücken (8000 v. Chr.!). Siehe auch den Bericht H. Schmidts in der Prähistorischen Zeitschrift, Band II, S. 413 ff.

historischen Besiedlung unterscheiden. Von der zweiten Periode an finden sich Kupfergeräte, doch zunächst ohne jeden Zusatz von Zinn. Dieses taucht erst in geringem Prozentsatz in der dritten Schicht auf; doch finden sich auch hier noch Lanzenspitzen, Dolche und Pfeilspitzen aus reinem Kupfer. Bemerkenswert ist, daß Blei gleichzeitig mit dem Kupfer auftritt und diesem auch beigemengt wird. Die Dekorationsweise der bemalten Keramik bleibt geometrisch; doch tritt in der dritten Periode die Töpferscheibe in die Erscheinung. Steinartefakte (Messer, Pfeilspitzen) finden sich neben den Metallobjekten auch in den jüngeren Schichten. Ebenso bleibt die Bestattungsart (Hockerskelette von Kindern) die gleiche in allen Kulturschichten.

Höchst beachtenswert ist der Umstand, daß in der dritten Periode neben der bemalten auch eingeritzte Keramik mit bandkeramischen Ornamenten auftritt. Diese Beziehungen zum mitteleuropäischen Kulturkreis kreuzen sich mit solchen zum ägäischen Kulturzentrum (Kultfiguren, Siegelstein altkretischer Form mit figürlichen Darstellungen).

Die vorstehenden Ausführungen geben ein allerdings nur summarisches Bild von der Mannigfaltigkeit der Kulturen, die in der jüngsten neolithischen Zeit in Europa und dem angrenzenden Asien herrschten. Dieses Bild kann natürlich nur ein unvollständiges sein, da uns alle feineren Züge entgehen. Wir bauen es im wesentlichen auf die Keramik und ihre Dekorationsweise oder die Bestattungsart auf, wie wir gesehen haben. Daneben kommt die Form und das Material der Waffen und Werkzeuge in Betracht, die aber nicht so großen Verschiedenheiten unterworfen sind. Das spröde Material (zumeist Feuerstein, daneben Schiefer, Diorit, Obsidian, Serpentin, Jadeit, Nephrit, die wohl zum Teil auf dem Handelswege nach Europa gelangten)[1]) gestattete eben nur eine geringe Mannigfaltigkeit der Form, so daß man häufig die Herkunft eines ungezeichneten Fundstücks nicht angeben

[1]) Neuerdings ist der Nephrit z. B. auch in Europa nachgewiesen worden; vgl. Otto A. Welter, Korrespondenzblatt der deutschen Gesellschaft für Anthropologie usw., 1912, S. 13 ff.

könnte, wenn nicht das verwendete Material etwa einen Fingerzeig gibt. Natürlich kommen nicht alle Typen der Steingeräte überall vor; aber man ist erstaunt, ausgeprägt nordische Typen plötzlich in Mittel- oder Osteuropa wieder auftauchen zu sehen, z. B. die großen sichelförmigen Sägen. Viele Forscher denken bei solchen Übereinstimmungen an Wanderungen nordischer Stämme, die ihre Geräte in die neuen Sitze mitgenommen hätten. Eine derartige Annahme ist aber unnötig; diese Sägen z. B. sind entweder Handelsobjekte gewesen, oder wir haben es bei der Gleichartigkeit der Funde mit selbständig entwickelten Industrien an verschiedenen Orten zu tun. Wenn man in derartigen Fällen immer von Wanderungen reden wollte, so müßte man auch solche von Süden nach Norden annehmen. So finden sich in ganz Ostdeutschland nicht selten vorzüglich geschliffene Geräte aus gebändertem Feuerstein, deren Herkunft aus Ostgalizien sicher ist, da sich nur hier das Rohmaterial dazu findet[1]). Man braucht nun aber nicht durchaus einen Handel mit den fertigen Gegenständen anzunehmen; auch das Rohmaterial wurde über weite Strecken versandt. Geräte aus französischem und nordischem Feuerstein werden in Württemberg, in den Schweizer Pfahlbauten, in Niederösterreich usw. gefunden; aber da sie in größerer Zahl angetroffen werden, so ist keinesfalls an einen Transport der fertigen Ware zu denken.

Neben dem Feuerstein bildeten die Knochen ein häufig gebrauchtes Material zur Anfertigung von Waffen und Werkzeugen. Man stellte Pfriemen, Nadeln, Kämme und andere Geräte daraus her; aus dem Ellenbogenknochen schliff man sich spitze Dolche zurecht; die Geweihe von Hirschen benutzte man schräg zugeschnitten zu Hacken, um die Erde bei der primitiven Bodenbearbeitung aufzuwühlen (s. die Abbildungen auf Tafel III u. IV). Das Geweih des Elches diente zur Herstellung von Fischharpunen, die entweder einseitig oder beiderseitig mit Widerhaken versehen sind. Die Anfertigung von Waffen und Werkzeugen aus Knochen geht bis auf die

---

[1]) Gustaf Kossinna, Mannus, Zeitschrift für Vorgeschichte, Bd. I, S. 229f.

paläolithische Zeit zurück; ja es scheint eine Periode gegeben zu haben (die nordische Ancyluszeit), wo das Gerät aus Knochen das vorherrschende war. Man verwandte die Knochen der zu der betreffenden Zeit lebenden Tiere (Elch, Urstier, Edelhirsch, Wildschwein, Bär usw.), wie man einst in paläolithischer Zeit das damals im mittleren Europa am Fuße der Vereisungen lebende Ren benutzt hatte (Magdalénienperiode). Während die Verwendung des Steins zu Geräten im Laufe der Zeit erloschen ist, hat sich der Knochen bekanntlich bis heute in dieser Funktion erhalten und dient in seiner vorzüglichsten Ausbildung als Elfenbein sogar zu künstlerischen Zwecken. Es braucht nicht besonders hervorgehoben zu werden, daß neben dem Stein und Knochen noch anderes Material zu Gefäßen und Geräten verarbeitet wurde, vornehmlich Holz. Doch davon konnten sich nur unter ganz besonders günstigen Umständen Überbleibsel erhalten, da das Holz in der Erde der Verwesung ausgesetzt ist[1]). Noch weniger widerstanden vergänglichere Materialien wie Rinde, Bast, Rohr usw. der Auflösung im Laufe der Zeit. Unsere Kenntnis von den Utensilien des steinzeitlichen Menschen ist also notwendigerweise eine mangelhafte; sie beschränkt sich im wesentlichen auf die Steingeräte. Von ihnen soll im folgenden also vornehmlich die Rede sein.

Der wichtigste Fortschritt, den die jüngere neolithische Zeit zu verzeichnen hat, ist der vom roh zubehauenen zum geschliffenen Steinbeil. Unbekannt ist, wo diese Kunst zuerst geübt wurde; wir wissen nur, daß man es in ihr zu einer hohen Vollendung gebracht hatte, als die Erfindung oder Einführung der leichter zu formenden Bronze der Steinindustrie den Todesstoß versetzte. Das Hauptgerät ist das Beil (oder die Axt), das in zwei Hauptformen erscheint: als spitznackiges und breitnackiges Beil (s. die Abbildungen auf Tafel III und IV); bei dem letzteren konnte der Nacken dünn

---

[1]) Holzgeräte haben sich z. B. in dem Schlamm der Seen unter den Pfahlbauten der Schweiz oder in Mooren erhalten. So fand man im Moor bei Alvastra in Schweden einen Holzhaken (O. Frödin, Ein schwedischer Pfahlbau aus der Steinzeit. Mannus, Band II, S. 135).

oder dick sein. Das erstere wurde an einen Ast geschäftet, indem es mit Bast umwickelt oder in das ausgehöhlte Ende eines Geweihs eingesteckt wurde (s. Abbildung 8). Auch das breitnackige Beil konnte auf die letztgenannte Art zum handlichen Gebrauch hergerichtet werden; aber es bot sich bei diesem noch eine andere Möglichkeit: es wurde am breiten Ende durchbohrt (s. die Abbildung eines solchen Beiles auf Tafel III), und durch das Loch steckte man einen Holzstab, den man durch Umwickeln befestigte. Wie man sieht, war man in der neolithischen Zeit schon zu der noch heute üblichen Form des Beiles gelangt; abgesehen von dem anderen Material (Kupfer, Bronze, Eisen), das sich auch mannigfacher gestalten läßt, ist bis heute bei diesem wichtigsten Werkzeug kein wesentlicher Fortschritt zu verzeichnen. Die Einführung des Metalls führte allerdings zu verschiedenen Variationen in der Form; zunächst stellte man die Beile nach dem Muster des flachnackigen Steinbeils aus Kupfer her, die ganz wie früher geschäftet wurden; nachdem aber die Erfindung der Bronze gemacht worden war, bot die Herstellung durchlochter Beile durch Gießen in einer Form keine Schwierigkeit mehr. Sie wurden noch praktischer gestaltet, indem man das Loch durch eine Tülle, die nach beiden Seiten hinausgriff, zur Aufnahme und zum Festnieten des Holzstiels geeignet machte. Ein anderer Fortschritt wurde in der Weise erzielt, daß man bei den nicht durchlochten Äxten die Ränder umbog und dem Holzschaft derart eine festere Stütze gab. Der Schaft war bei diesen sogenannten Tüllenbeilen winklig gebogen; an seinem kurzen Ende wurde das Beil befestigt.

Abb. 8.
Geschäftetes und in Hirschhorn gefasstes Beil aus dem Pfahlbau von Robenhausen (Schweiz).
Nach dem Original in dem Kgl. Museum für Völkerkunde (Berlin).
(Der Schaft ist ergänzt.)

Beim Behauen des Feuersteinknollens, der zu einem Beil verarbeitet werden sollte, sprengte man Splitter ab, die ohne besondere Herrichtung als Schaber oder Messer Verwendung finden konnten. Auch dieses Instrument war bereits mit einer

Fassung aus Holz oder Horn versehen. Aus den Kulturresten der Schweizer Pfahlbauten, die vom Grunde der Seen ans Tageslicht gehoben worden sind, kennen wir eine ganze Anzahl solcher in Horn gefaßter Messer. Ein längeres und ausgezahntes Stück Feuerstein diente als Säge; wir finden solche von beträchtlicher Größe mit gebogenem Rücken und zuweilen auch mit ausgebogener Schneide, so daß das Werkzeug die Gestalt einer Sichel hat. Mehr oder weniger spitz zugeschlagene Stücke Feuerstein dienten als Meißel oder Bohrer (s. die Abbildungen auf Tafel III).

Einen ebenso großen Fortschritt wie die Formen der Werkzeuge weisen diejenigen der Waffen auf. Der roh zugeschlagene Faustkeil der paläolithischen Zeit, der in der sogenannten Le-Moustier-Kultur Waffe wie Werkzeug vertrat, ist in der neolithischen Zeit verschwunden. An seine Stelle sind handlich zugeschlagene Dolche getreten (s. die Abbildung auf Tafel IV), die einst in einer Fassung von Holz staken. Von anderen Waffen ist zunächst der Speer zu erwähnen, bei dem ein spitz zugeschlagenes Stück Feuerstein, Knochen oder Horn an einem langen Schaft befestigt wurde. Daneben wurde auch schon der Bogen geführt, wie die zahllosen Funde von Pfeilspitzen beweisen (s. ihre Abbildungen auf Tafel IV). Ihre Gestalt ist recht mannigfaltig; als Material kommt neben Steinsplittern besonders der Knochen in Betracht. Über die Form des Bogens wissen wir aus den Funden nichts auszusagen, da das Holz der ins Grab mitgegebenen Waffen natürlich vergangen ist.

Auch zur Metallzeit bleiben dieselben Waffen im Gebrauch. Die Dolche und Lanzenspitzen wurden aber kunstvoller, und neu hinzutraten die Schwerter d. h. verlängerte Dolche, deren Herstellung erst das Metall ermöglichte. Merkwürdig ist, daß wir keine Pfeilspitzen aus Bronze in nordischen Gräbern finden. Offenbar war das Material zu kostbar, um es für ein Objekt zu verwenden, dessen Wiedererlangung stets zweifelhaft war. Daneben kommt der Umstand in Betracht, daß der Bogen mit der fortschreitenden Kultur außer Gebrauch kam; weder die eigentlichen Griechen zu Homers Zeit noch die

Römer oder Germanen benutzten ihn beim Kampf. Die Bogenschützen kommen von Stämmen, die in der Kultur zurückgeblieben sind: Lokrer, Kreter, Skythen und andere. Nur bei den Indern und Iraniern ist der Bogen als Kriegswaffe im Gebrauch geblieben, offenbar unter asiatischem Einfluß (der Assyrer).

Daß neben den genannten Hauptwaffen auch die Axt oder eine Holzkeule, die durch einen eingelassenen Stein verstärkt wurde, als Kriegsgerät in Betracht kamen, wissen wir aus späteren historischen Nachrichten und aus Abbildungen auf Siegesdenkmälern, wo wir diese Waffen in den Händen der Barbaren finden[1]. Von gelegentlichen Waffen (Wurfholz, Schleuder) wollen wir hier nicht weiter reden. Als Verteidigungswaffe ist vornehmlich der Schild zu nennen. Da er aus vergänglichem Material (Holz[2], Fell, Flechtwerk) hergestellt wurde, so ist uns kein Exemplar erhalten, und wir können daher nicht sagen, welche Form er in den verschiedenen neolithischen Kulturzentren hatte. Später sind sowohl längliche, den ganzen Körper deckende, wie runde oder auch sechseckige Schilde im Gebrauch. Erst aus der Bronzezeit sind uns Schildbuckel und andere Zierate erhalten. Von einer Panzerung des Oberkörpers oder von Beinschienen wissen wir aus den Funden nichts; aber die Kleidung aus dichtem Gewebe oder Tierfellen (s. Abschnitt XII) bot ja an und für sich einen gewissen Schutz z. B. gegen die Pfeile. Helme lassen sich ebensowenig aus der neolithischen Zeit nachweisen; aber die sprachliche Gleichung got. *hilms*, ahd. *helm* = altind. *śárma* „Schutz" zeigt doch, daß eine Art Kopfbedeckung

---

[1]) Über eine prähistorische Doppelwaffe, eine Axt mit einer Keule, die mit Spitzen versehen ist, siehe Hubert Schmidt, Prähistorische Zeitschrift, Bd. IV, S. 28 ff. Diese Keulenaxt ist für uns deshalb so wichtig, weil sich eine Abbildung davon auf einem Torrelief von Boghazköi findet, wo ja Arier als herrschende Kaste auftreten (s. S. 67 f.). Ähnliche Waffen aus Stein und Bronze sind aus dem Kaukasus und aus Babylon bekannt.

[2]) Über die verschiedenen Holzarten, die zu seiner Herstellung verwandt wurden, vergleiche die sprachlichen Belege in Abschnitt IX unter den „Waldbäumen" (Eiche, Espe).

vorhanden war. Sie konnte freilich aus der wollenen Mütze bestehen, die wir aus bronzezeitlichen Funden kennen (s. ebenda); vielleicht war es auch eine Fellmütze, die dann natürlich besseren Schutz bot. Erst die Erfindung des Bronzegusses machte die Herstellung eigentlicher Helme möglich.

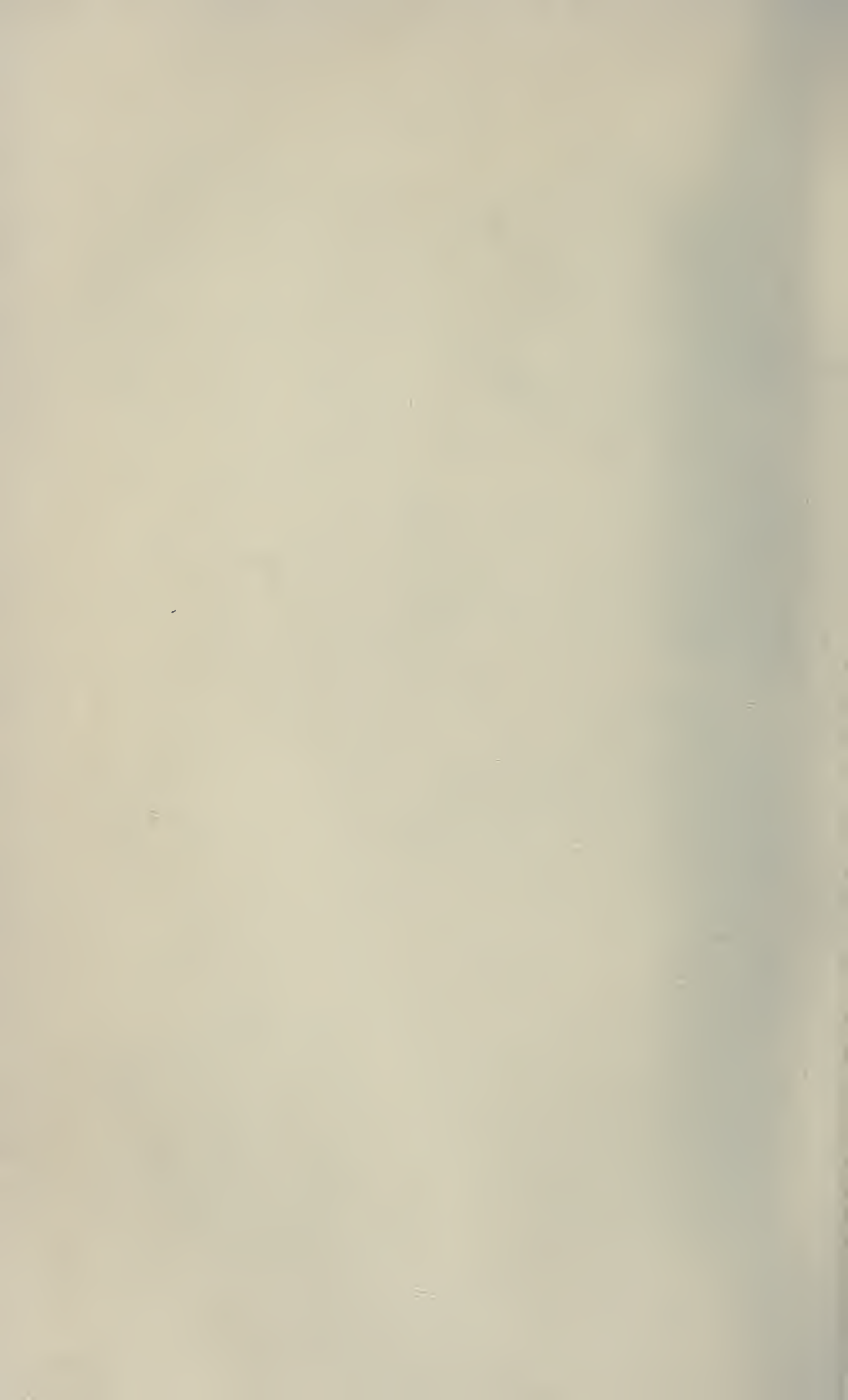
Andere Ergebnisse für die Kultur aus den vorgeschichtlichen Funden sollen erst in späteren Abschnitten zur Sprache kommen, um Wiederholungen zu vermeiden. Wir werden also noch von den Häusern, Wohnanlagen und Dörfern, vom Ackerbau, vom Götterglauben usw. der ausgehenden neolithischen Zeit zu hören bekommen. So reichhaltig aber auch die Funde sein mögen, so geben sie uns doch in der Hauptsache nur über die materielle Kultur Auskunft; sie beweisen uns etwa noch durch die abwechslungreiche Herstellung und Ausstattung der Gräber, daß es schon damals einen Unterschied zwischen arm und reich gab, und daß man an ein Fortleben nach dem Tode glaubte, da man dem Verstorbenen die Dinge, die ihm im Leben nötig waren, ins Grab mitgab. Wir können auch aus der Zahl der Wohnstätten und Siedelungen sowie derjenigen der Gräber auf eine mehr oder weniger große Dichtigkeit der Besiedlung schließen, und das Vorhandensein von umfänglichen Fluchtburgen läßt den Schluß auf größere Gau- und Stammesverbände, also staatliche Organisationen zu. Die öfter zu findenden Nachbildungen der Sonne in Form von Rädern lassen vermuten, daß ein schon uralter Sonnenkultus bestand. Doch alle diese Feststellungen gehen nicht über die gröbsten Umrisse hinaus. Alle feineren Züge können wir nur aus historischen Nachrichten oder aus sprachlichen Rückschlüssen ermitteln. Mit diesen also werden wir uns im folgenden hauptsächlich zu befassen haben.

Zum Schlusse dieses Abschnitts noch eine generelle Bemerkung. Wie aus der vorhergehenden Darstellung ersichtlich und auch schon hervorgehoben worden ist, gibt es in spätneolithischer Zeit keine unvermischten Kulturen mehr in Europa. Sind die Wohnsitze des indogermanischen Urvolks in der Tat in diesem Erdteil oder dessen unmittelbarer Nach-

Bemalte Keramik.



1. Gefäß des sog. Kamaresstils aus dem ersten Palast von Phaistos (Kreta). 2. Gefäß des sog. Palaststils aus einem Grab von Zafer Papura auf Kreta. (Diese beiden gezeichnet nach den Reproduktionen bei René Dussaud, Les civilisations préhelléniques, 1910.) 3. Gefäß aus Cucuteni (Rumänien) nach dem im Kgl. Museum für Völkerkunde in Berlin ausgestellten Original. 4. und 5. Gefäße aus Petreny (Bessarabien) nach E. von Stern, Trudy des 13. archäologischen Kongresses in Jekaterinoslaw, Tafeln 6 und 10 aus Mannus, Bd. I, Tafeln 23 und 24. 6. Gefäß der Kultur I von Anau (Transkaspien) nach Hubert Schmidt, Archeological excavations in Anau and old Merv, II, 1908, Tafel 20. — Alle Gefäße sind bedeutend verkleinert.



barschaft auf asiatischem Boden zu suchen, so dürfen wir also kaum mehr eine einheitliche Kultur bei den Indogermanen erwarten, sondern mit größerer Wahrscheinlichkeit eine Mischkultur. War die Kultur aber nicht mehr einheitlich, so wird das Stammvolk auch keine reine Rasse mehr vorgestellt haben. Das ist auch ohnedies für eine so späte Zeit anzunehmen; ist doch bereits in jungpaläolithischer Zeit, also etwa 10 000 Jahre v. Chr. Geburt, eine Rassenvermischung an vielen Stellen Europas nachzuweisen. In der Ofnethöhle im bayrischen Ries z. B. fand R. R. Schmidt zwei Schädeltypen, einen dolichokephalen (langköpfigen) und einen brachykephalen (kurzköpfigen)[1].

Aus allen Erwägungen heraus kommen wir zum Schlusse, daß sich die materielle Kultur des indogermanischen Urvolks nach den prähistorischen Funden auch dann nicht als scharf umgrenzt erweisen würde, selbst wenn uns die Lage der Ursitze genauer bekannt wäre. Vorläufig kann man nur auf die linguistische Archäologie eine Kulturgeschichte der Indogermanen aufbauen, wie ja auch der Begriff des Indogermanentums ein rein sprachlicher ist. Das hindert natürlich nicht, daß die Sprachwissenschaft sich der Ergebnisse der Vorgeschichte, der vergleichenden Völkerkunde und Volkskunde sowie anderer Hilfswissenschaften zur Stärkung und Erläuterung, gelegentlich auch zur Kontrolle oder Erweiterung ihrer Resultate bedient.

[1] R. R. Schmidt, Die vorgeschichtlichen Kulturen der Ofnet. Augsburg 1908. A. Schliz, Über die Rassezugehörigkeit der Ofnetschädel. Bericht über die paläethnologische Konferenz in Tübingen 1911, S. 2 ff.

C.

Die Kultur der Indogermanen.

VI. Individuum, Familie, Sippe, Stamm, Volk.

Der Indogermane hatte als Angehöriger einer kulturell schon nicht mehr ganz primitiven Zeit natürlich eine deutliche Vorstellung seiner individuellen Eigenart und besaß für sie auch mehrere sprachliche Ausdrücke. Im Gegensatz zu den Göttern oder den Bewohnern der Luft und des Wassers erkennt er sich als Kind der Erde [1]) (idg. **gh(z)em-* „Erde" in altind. *kšắma*, avest. *zå*, griech. *χϑών*, lat. *humus*, altbulg. *zemlja*, lit. *žẽmė̃*) und bezeichnet sich als **ĝhomōn*, **ĝhemōn*, **ĝhm̥mōn* (drei Ablautsstufen des Stammes **ĝhzem-* „Erde"), eine Benennung, die in lat. *homo*, lit. *žmũ*, got. *guma*, ahd. *gomo* „Mensch" fortlebt, in toch. A. *śomin* „Mädchen" eine Weiterbildung und einen letzten Ausläufer in nhd. *Bräuti-gam* „Mann der Braut" (d. h. ursprünglich „jungen Frau") aufweist. Zu den anderen Bewohnern der Erde stellt er sich aber in einen Gegensatz, indem er sich als den „Denkenden" erkennt; denn altind. *mánuš*, got. *manna*, altbulg. *mąžь* (eine erweiterte Form) „Mensch, Mann" mögen wohl mit der idg. Wzl. **men-* „denken" (altind. *mányatē* „denkt", *mánas* „Sinn" = gr. *μένος* „Mut", lat. *meminī* „gedenke", got. *man*, altbulg. *mьnją* „meine", altlit. *miniù* „gedenke" ebenso zusammenhängen, wie der Stamm altind. *mantắ* „Denker" = gr. *Μέντωρ* „Mentor" dazu gehört. Doch ist er sich daneben seiner Vergänglichkeit bewußt, wenn er sich

---

[1]) Homer, Odyssee, Buch VIII, Vers 479: *πᾶσι γὰρ ἀνϑρώποισιν ἐπιχϑονίοισιν* „allen irdischen Menschen".

als den „Sterblichen“ bezeichnet: altind. *mártas*, altpers. *martiya*, av. *mašyō*, *marəta-*, arm. *mard*, gr. *βροτός*, auch *μορτός* (dial.) „Mensch, Sterblicher“ zur idg. Wzl. **mer-* „sterben“ (altind. *mriyátē*, *máratē*, arm. *meṙanim*, lat. *morior*, lit. *mìrti*, altbulg. *mrěti*). Zwischen Leib und Seele weiß der Indogermane bereits zu unterscheiden; für jenen findet sich eine ursprachliche Gleichung in avest. *kərəfš*, gen. *kəhrpō*, mittelpers. *karp*, lat. *corpus*, ahd. *href* „Körper“; als „Seele“ wird wie bei allen primitiven Völkern und noch heute bei naiv denkenden Menschen der „Lebenshauch“ aufgefaßt: altind. *ātmá* „Hauch, Atem, Geist“, ahd. *ātum* „Atem“, ir. *athach* „Hauch, Wind“, oder gr. *ἄνεμος* „Wind“, toch. *āñma*, lat. *animus*, ir. *anim* „Seele“, *anāl* „Atem“ zur idg. Wzl. **an-* „atmen“ in altind. *ániti*, got. *anan*, altbulg. *ąchati* „duften“. Als die „rasch bewegliche“ wird die Seele bezeichnet, da sich got. *saiwala* „Seele“ zu griech. *αἰόλος* „rasch beweglich“ stellt; wie ein Vogel fliegt sie durch die Luft und wird daher nicht selten in Vogelgestalt in der bildlichen Darstellung wiedergegeben. Beim Tode entweicht die Seele in Gestalt eines Hauches aus dem Körper, bleibt aber nach dem Glauben aller Naturvölker in dessen Nähe und führt als Schatten ein Sonderdasein: gr. *δαίμων* „Schatten, Dämon“ stellt sich zu avest. *daēnā* (aus **daimnā*) „geistiges Ich“. (Über den Seelenglauben bei den Indogermanen s. Näheres im Abschnitt XV.)

Wenn die Existenz und das Fortleben der Seele nach dem Tode in recht realen Formen gedacht wurde, so besaß der Indogermane daneben eine auf genauester Beobachtung der äußeren und inneren Verhältnisse begründete Kenntnis seines Körpers, wie die ausgedehnte ursprachliche Terminologie beweist. Vielfach wird angenommen, daß diese Vertrautheit mit dem menschlichem Körper und seinen inneren Organen nur indirekt erworben worden sei, indem man die betreffenden Organe bei den Opfertieren oder den zur Nahrung gebrauchten Tieren kennen gelernt habe. Das ist ein Irrtum. Der primitiven wie auch der höchststehenden Kultur ist die mittelalterliche Verachtung des Körpers und ein einseitiger asketischer Kult der Seele fremd. Leib und Seele sind gleich-

berechtigte Teile des eignen Ich. Darum achtet man auf die Lebensäußerungen des Körpers und die Funktionen seiner Organe aufs sorgfältigste und scheut sich selbst nicht, zu Heilzwecken operative Eingriffe vorzunehmen. An steinzeitlichen Schädeln beobachten wir bereits Schädeloperationen (Trepanationen), die nicht etwa als tödliche Verletzungen aufzufassen sind; dagegen sprechen die deutlich wahrnehmbaren Verwachsungen, die uns beweisen, daß der Operierte noch längere Zeit gelebt hat.

Naturvölker pflegen nicht selten über ganz bedeutende medizinische Kenntnisse zu verfügen und verstehen es, recht schwierige operative Eingriffe auszuführen (Kaiserschnitt). So wird uns z. B. von den Masai, einem ostafrikanischen Steppenvolk semitischer Abkunft, berichtet, daß sie eine genaue Kenntnis der verschiedenen Krankheiten, die Mensch oder Tier befallen, besitzen und einen großen Schatz von Heilmitteln dagegen aufzuweisen haben. Ebenso sind ihnen die inneren Organe des menschlichen Körpers nebst ihren Funktionen ziemlich gut bekannt. Die Tschuktschen in Nordostsibirien öffnen die Brust des Toten, um festzustellen, an welcher Krankheit er gestorben ist[1]). Wir haben deshalb keinen Grund, dem indogermanischen Urvolk, das sich doch mindestens auf gleicher Kulturstufe wie die Masai und auf einer weit höheren wie die nomadischen Tschuktschen befunden haben wird, diese Kenntnisse abzusprechen.

Die indogermanischen Ausdrücke für die äußerlich sichtbaren Teile des menschlichen Körpers sind (mit Auswahl) folgende:

K o p f: griech. hom. *κάρ*, erweitert *κάρᾱ*, oder als *es*-Stamm in altind. *śíras*, av. *sarō*, osset. *sär*, gr. *καράρα* (aus **καρασρα*), das wie lat. *cerebrum* (aus **ceres-rom*) und ahd. *hirni* (aus **keresniom*) „Gehirn" nochmals erweitert ist. Ein anderer

---

[1]) Siehe M. M e r k e r, Die Masai. Ethnographische Monographie eines ostafrikanischen Semitenvolks, 2. Aufl. 1910, S. 161 ff. und O s k a r I d e n - Z e l l e r, Zeitschrift für Ethnographie, Bd. 43, S. 840 f.: Ethnographische Beobachtungen bei den Tschuktschen. — Beispiele von Naturvölkern, die über ansehnliche medizinische Kenntnisse verfügen, lassen sich noch viele beibringen.

Stamm liegt in lat. *caput*, altisl. *hǫfoð* „Kopf“, altind. *kapucchalam* „Schopf“ vor; vergleiche ferner altind. *kapā́lam* „Hirnschale“ und altengl. *heafola* „Kopf“.

A u g e: idg. Stämme **ok-*, **okes-*, die verschiedentlich erweitert werden, in altind. *ákši*, av. *aši*, toch. A *ak*, arm. *akn*, gr. *ὄμμα* (aus **ὄπμα*), dualis *ὄσσε* (hom.), lat. *oc-ulus*, altbulg. *oko*, lit. *akìs*. Got. *augō* = *Auge* hat wie got. *haubiþ* = *Haupt* statt des stammhaften *a* den Diphthong *au* auf bis jetzt unerklärte Weise erhalten.

O h r: av. dualis *uši* = altbulg. *uši*, gr. *οὖς*, gen. *ὠτός*, lit. *ausìs*, altbulg. *ucho*, got. *ausō*; lat. *auris* weicht auf unerklärte Weise im stammhaften Diphthong ab.

N a s e: altind. *nā́sā*, lat. *narēs*, lit. *nósis*, altbulg. *nosъ*, ahd. *nasa*.

Z a h n: altind. *dán*, *dántas*, arm. *atamn*, gr. *ὀδούς*, lat. *dens*, altir. *dēt*, got. *tunþus*, lit. *dantìs*.

S c h u l t e r: altind. *ą́sas*, toch. B *oñi*, arm. *us*, gr. *ὦμος*, lat. *umerus*, got. *ams*.

H ü f t e: altind. *śrōniš*, av. *sraoniš*, lat. *clūnis*, lit. *szlaunìs*, aisl. *hlaun*, cymr. *clūn*; gr. *κλόνις* steht weiter ab.

A r m: altind. *īrmás*, av. *arəma-*, lat. *armus*, got. *arms*, altbulg. *ramę*, altpreuß. *irmo* oder altind. *bāhúš*, toch. A *pokeṃ*, arm. *bazuk*, griech. *πῆχυς*, altengl. *bōg*, *bōh*.

F u ß: altind. *pā́t*, toch. A *pe*, arm. *otn*, griech. *πούς*, dor. *πώς*, lat. *pēs*, got. *fōtus*.

E l l e n b o g e n: altind. *aratníš*, griech. *ὠλένη*, lat. *ulna*, altir. *ule*, *uile*, got. *aleina*, altbulg. *lakъtь*, lit. *ólektis*, *ũlektis*.

Irgendein G e l e n k: altind. *kákšā* „Achselgrube“, av. *kašō* „Achsel“, ahd. *hahsa* „Kniebug des Hinterbeins“, bayr. *haxn* „Bein“, lat. *coxa* „Hüfte“ (franz. *cuisse* „Oberschenkel“), altir. *coss* „Fuß“, čech. *kosina* „Flügel“.

K n i e: altind. ved. *jā́nu*, toch. A *kanven*, griech. *γόνυ*, lat. *genu*, got. *kniu*.

K n o c h e n: altind. *ásthi*, arm. *oskr*, lat. *os*, griech. *ὀστέον*.

N a g e l: altind. *nākhás*, gr. *ὄνυξ*, lat. *unguis*, altir. *ingen*, ahd. *nagal*, lit. *nãgas*, altbulg. *nogъtь*.

Wie die vorstehende Auswahl bei genauerem Zusehen zeigt, lassen sich nicht alle Formen, die sich in den einzelnen

indogerm. Sprachen für die Benennung eines Körperteils finden, auf die gleiche Grundform zurückführen. Daraus ergibt sich, daß die idg. Grundsprache nicht das einheitliche Gebilde war, wie man es sich gern vorspiegeln möchte. Sie war offenbar schon stark dialektisch gespalten, und bei ihrer Ausbreitung über ihr späteres Gebiet wurde bald diese, bald jene dialektische Form weiterverbreitet. Doch nicht nur in der Lautgestalt der im Ursprung gleichen Formen von Benennungen der Körperteile wichen die Dialekte der idg. Grundsprache voneinander ab, sondern wir finden nicht selten Benennungen ganz verschiedenen Ursprungs für einen Körperteil in den Einzelsprachen. Als Beispiele wähle ich:

Mund: altind. *ās*, *āsyám*, toch. B *āś*, lat. *ōs*, ir. *ā*; got. *munþs* ist mit lat. *mentum* „Kinn“ verwandt; griech. *στόμα* stellt sich zu av. *staman-* „Maul“; arm. *beran* zu lit. *burnà*; altbulg. *usta*, altpreuß. *austin* (akk.) zu altind. *ṓṣṭas*, av. *aošta*, *aoštra* „Lippen“.

Hand: altind. *hástas*, avest. *zastō*, altpers. *dasta* bilden eine Gruppe; toch. A *tsar*, B *šar*, arm. *jeṙn*, griech. *χείρ*, alb. *dorɛ* bilden eine weitere Gruppe, die sich zur idg. Wzl. **ĝher-* (in altind. *hárati* „nimmt“, lit. *žeriù* „versammele“) stellt; lat. *manus* stellt sich zu altisl. *mund*, ahd. *munt* „Hand, Schutz“; got. *handus* ist, abgesehen von toch. A *kāntu* „Finger“ (?, s. oben S. 31, Anm. 1), ganz isoliert und gehört vielleicht zu got. *-hinþan* „greifen“.

Wie für die äußeren Teile des menschlichen Körpers auf dem Gebiet der indogermanischen Sprachen teils einheitliche, wenn auch lautlich differenzierte, teils auseinandergehende Bezeichnungen vorliegen, so beobachten wir die gleiche Tatsache bei den Benennungen für die inneren Teile. Ich zähle einige davon auf:

Herz: altind. *hṛd-*, *hṛdayam*, av. *zərəd-*, oss. *zärdä* weisen auf einen St. **ĝhṛd-*; arm. *sirt*, griech. *καρδία*, *κῆρ*, lat. *cor*, altir. *cride*, got. *haírtō*, altbulg. *srъdьce*, lit. *szirdìs* gehen auf einen St. **k̂erd-*, **k̂ṛd-* zurück.

Leber: altind. *yákṛt*, av. *yakarə*, griech. *ἧπαρ*, lat. *jecur*, lit. *jeknos* (plur.).

Milz: altind. *plīhā́*, av. *spərəza*, griech. *σπλήν*, lat. *lien*, ir. *selg*, altbulg. *slězena*, lit. *blužnìs*.

Niere: griech. *νεφρός*, lat. (pränest.) *nefrōnes*, ahd. *nioro*.

Darm: gr. *χορδή*, alb. *zorë*, lat. *haru-*(*spex*), altisl. *gǫrn*, lit. *žárna*: altind. *hirā́* „Ader“.

Galle: griech. *χόλος*, *χόλη*, lat. *fel*, ahd. *galla*, altbulg. *žlъtь*, *žlъčь* (eig. die „gelbliche“).

Blut: altind. *ásr̥k*, griech. *εἶαρ*, *ἔαρ*, lat. dial. *assir*, *asser*, lett. *asins* bilden eine Gruppe; eine andere stellen lat. *cruor*, mittelir. *crū*, altbulg. *krъvъ*, lit. *kraũjas* dar, die mit altind. *kravíš*, griech. *κρέας* „blutiges Fleisch“ zusammenzubringen sind.

Den Unterschied der beiden Geschlechter hob der Indogermane durch besondere Benennungen für „Mann“ und „Weib“ hervor, die in keinem etymologischen Zusammenhang stehen (ebenso wie die ältesten Benennungen für die beiden Geschlechter bei den Haustieren selbständig sind).

Mann: altind. *nā́ (nar-)*, griech. *ἀνήρ*, umbr. *nerus*, auch in altir. *ner-th*, gall. *nerto-* „Kraft“; oder altind. *vīrás*, av. *vīrō*, toch. A *wir*, lat. *vir*, got. *waír*, aisl. *ver*, lit. *výras*, altpreuß. *wūrs* (vielleicht zu altind. *váyas*, lat. *vīs* „Kraft“, gr. *ἶ-φι* „mit Kraft“ zu stellen).

Weib: altind. ved. *ganā́*, *gnā́*, av. *gənā*, *γnā* „göttliches Weib“, altind. *jániš*, *jánī*, av. *jainiš* „Weib“, griech. boeot. *βανά*, att. *γυνή*, got. *qinō*, altengl. *cwene*, altir. *ben*, altbulg. *žena*, altpreuß. *genna*, *genno*. Der Begriff „Weib“ geht häufig in denjenigen von „Ehefrau“ über, welche Bedeutung das hierhergehörige toch. A *šen*, arm. *kin*, corn. *benen*, got. *qēns*, altengl. *cwēn* (= engl. *queen*) aufweist.

Der Gatte oder Ehemann wird mit einem Wort bezeichnet, das zugleich den Hausherrn bedeutet: altind. *pátiš*, av. *paitiš*, griech. *πόσις*, lit. dial. *patis*, got. *faþs* (in *brūþfaþs* „Bräutigam“). Seine hausherrliche Gewalt über die Familienmitglieder spiegelt sich in dem zugehörigen lat. *potis* „mächtig“, lit. *pàts* „selbst“, av. *χvaē-pati-* „er selbst“ wider. Die Gattin oder die Ehefrau wird durch die Ableitung altind. *pátnī*, avest. *paþnī*, griech. *πότνια*, lit. *patì* gekennzeichnet. Verdeutlicht wird die Stellung des Gatten durch die Zusammensetzung

altind. *pátir dán, dámpatiš,* av. *dǝ̄ng paitiš,* griech. *δεσπότης* „Hausherr“ (aus **δεμς-ποτης,* vgl. lat. *dom-inus* „Herr“); dazu das Femininum griech. *δέσποινα* „Hausherrin“[1]). Die hausherrliche Gewalt erstreckt sich über alle im Hause weilenden Personen, Familienmitglieder wie Sklaven, selbst den Gast eingeschlossen (lat. *hospes* „Gastgeber“ und „Gast“, altbulg. *gospodь* „Herr“ aus idg. **ghosti-potis* „Herr des Gastes“).

Ein reichgegliedertes Familienleben bei dem indogerm. Urvolk ergibt sich aus der umfänglichen ursprachlichen Terminologie. Davon geben wir im folgenden die wichtigsten Gruppen:

V a t e r: altind. *pitā́,* av. altpers. *pitar-,* toch. A *pācar,* arm. *hair,* griech. *πατήρ,* lat. *pater,* altir. *athir,* got. *fadar.*

M u t t e r: altind. *mātā́,* av. *mātar-,* toch. A *mācar,* arm. *mair,* griech. *μήτηρ,* dor. *μάτηρ,* lat. *māter,* altisl. *mōđer,* altbulg. *mati,* lett. *māte.*

S o h n: altind. *sūnúš,* av. *hunuš,* got. *sunus,* altbulg. *synъ,* lit. *sūnùs*; mit abweichendem Suffix toch. A *se,* griech. *υἱός, υἱύς.*

T o c h t e r: altind. *duhitā́,* av. *dugedā, duγđar-,* toch. A *ckācar,* arm. *dustr,* griech. *θυγάτηρ,* got. *daúhtar,* altbulg. *dъšti,* lit. *duktė̃.*

B r u d e r: altind. *bhrā́tā,* av. altpers. *brātā,* toch. A *pracar,* arm. *eλbair,* lat. *frāter,* altir. *brāthir,* got. *brōþar,* altbulg. *bratъ, bratrъ,* lit. *broterė̃lis.* Das hierher gehörige griech. *φράτηρ, φράτωρ* ist auf die Bedeutung „Angehöriger einer Bruderschaft“ (*φρατρία*) eingeengt worden; an seine Stelle trat *ἀδελφός,* hom. *ἀδελφεός, ἀδελφειός* = altind. *sagarbhyas* „der dem gleichen Mutterleib Entsprossene“ und das etymologisch unaufgeklärte *κάσις, κασίγνητος.*

---

[1]) Die Ableitung des Femininums von dem maskulinen Stamm ist, gegenüber den gänzlich verschiedenen Benennungen von Wesen der beiden Geschlechter (z. B. Mann — Weib) in älterer Zeit, offenbar jüngeren Ursprungs. Einer älteren Periode, in der die beiden Geschlechter noch nicht so sehr differenziert waren und, wie bei allen sehr primitiven Völkern, gleichwertig nebeneinander standen, ist noch in indogerm. Urzeit die Periode der Vorherrschaft des Mannes gefolgt, die sich auch in der strengen Vaterfolge (s. weiter unten und Abschnitt XIV) kundgibt.

S c h w e s t e r: altind. *svásā*, av. *χvaŋhar-*, toch. A *šar*, arm. *khoir*, griech. dial. *ἔορ*, lat. *soror*, got. *swistar*, altir. *siur*, *fiur*, altbulg. *sestra*, lit. *sesũ*, altpreuß. *swestro*. Der indogerm. Stamm **sve-sōr* wird gedeutet als „Eigen-weib" (zum Relativstamm **sve-* „sein" und **sor-* „Weib")[1]), womit die aus demselben Blute stammende Schwester in einen Gegensatz gebracht wird zur Schwiegertochter, die wir uns, wie weiter unten ausgeführt wird, ebenfalls im Hause des Vaters wohnend zu denken haben (Großfamilie).

Auch Kosenamen, wie unser *Papa*, *Mama*, *Tata*, für die Eltern usw. treffen wir schon in der indogerm. Urzeit an, wie folgende Gleichungen zeigen:

V a t e r: altind. *tātás*, griech. *τάτα*, *τέττα*, lat. *tata*, alb. *tatε*, corn. *tat*, ahd. *toto*, nhd. dial. *tate*, russ. *tjatja*, čech. *táta*, lit. *tĕtis*, *tėtýtis*, altpreuß. *thetis* oder gr. *ἄττα*, alb. *at*, lat. *atta*, got. *atta*, mittelir. *aite*, altbulg. *otьcь*; ferner gr. *πάππα*, lat. *pappa*, *pāpa*.

M u t t e r: altind. *nanā́*, alb. *nanε*; griech. *μάμμη*, *μάμμα*, lat. *mamma*, ir. *mam*, lit. *mãma* oder ohne Reduplikation altind. *mā́*, griech. *μᾶ*, *μαίω*.

Entstanden sind diese Benennungen aus Kinderlallworten; deshalb erstrecken sie sich auch über den Kreis der indogerm. Sprachen hinaus (vgl. z. B. magy. *atya*, türk. *ata*, bask. *aita* „Vater" usw.). Ohne Zweifel sind die indog. Wörter **pətḗr* „Vater", **mā́tēr* „Mutter" aus ihnen herausgewachsen, indem man das Suffix *-ter-* (*-er-*), dessen Verwendung für diesen Zweck einen noch unaufgeklärten Ursprung hat, an die Lallsilben **pā*, **mā* anfügte. Eine gemeinsame Benennung für das E l t e r n p a a r besaß die Ursprache nicht; in den Einzelsprachen treffen wir verschiedene Ausdrücke, die entweder wie altind. *pitṛmātárāu*, toch. A *pācar mācar* „Vater und Mutter zusammen" bedeuten oder die Eltern zumeist als die „Erzeuger" benennen: griech. *γονεῖς*, *τοκῆες*, lat. *parentes*, got. *bērusjōs*, lit. *gimdýtojei*, slav. *roditeli*; daneben steht eine gotische Kollektivbildung *fadrein* n. oder *fadreins* f. eigentlich „Vaterschaft". Irgend-

[1]) R. Meringer, Indogerm. Forschungen, Bd. 16, S. 171 und E. Leumann, Zeitschrift für deutsche Wortforschung, Bd. 11, S. 60 ff.

welche Schlüsse auf das Verhältnis von Kindern zu Eltern oder das Eheleben der Indogermanen lassen sich aber aus dem Fehlen des sprachlichen Ausdrucks für „Eltern“ nicht ziehen, so wenig wie wir etwa aus dem Fehlen der Bezeichnung „Geschwister“ in den romanischen Sprachen oder im Englischen folgern dürfen, das Verhältnis zwischen Bruder und Schwester sei bei den Franzosen und Engländern weniger innig als bei den Deutschen. Gänzlich verfehlt ist es auch, wenn manche Sprachforscher auf die primitiven Formen der menschlichen Gesellschaft zurückgreifen wollen, um das Eheleben des indogerm. Stammvolks näher zu beleuchten. Das Stammvolk ist in einer relativ so jungen Zeit (zweite Hälfte des dritten Jahrtausends v. Chr.) anzusetzen, zu der an anderen Stellen der Erde (Ägypten, Zweistromland, vorderer Orient) bereits hohe und recht komplizierte Kulturen erblüht waren, daß wir auch bei ihm von Urzuständen der Menschheit nicht mehr reden dürfen. Es ist sogar als erwiesen anzusehen, daß die Indogermanen dem Einfluß der babylonischen Kultur, wie zahlreiche andere Randvölker des Orients, nicht entgangen sind (s. darüber Abschn. XX).

Die Stellung der Frau wird bei den Indogermanen keine andere gewesen sein als bei den auf ähnlicher Kulturstufe stehenden Völkern, wo der Mann dem Kriegs- und Jagdhandwerk obliegt, die Frau dagegen die Bestellung des Feldes, die Anfertigung der Hausgeräte und der Kleidung besorgt. Daß ihr auch die Sorge für den Haushalt und für die Kinder bis zu einem gewissen Alter zufiel, braucht nicht besonders hervorgehoben zu werden. Die Frau ist die Arbeiterin, der Mann pflegt, wenn er von der Jagd oder dem Kriegszug heimkehrt, der Ruhe. Das schließt nun nicht aus, daß die Frau dennoch in Ehren gehalten wird, ja sogar als Priesterin, Seherin und Ärztin hohes Ansehen genießt. Dies ist der Fall bei den Griechen und Römern und nicht minder bei den Germanen. Tacitus sagt in seiner Schrift von den alten Deutschen (Germania, Kap. 8) über die Frauen: *inesse quin etiam sanctum aliquid et providum putant, nec aut consilia earum aspernantur aut responsa neglegunt.* „Sie glauben, daß ihnen (den

Frauen) etwas Heiliges und Ahnungsvolles innewohne, sie verschmähen weder ihre Ratschläge noch lassen sie ihre Aussprüche unberücksichtigt." Zu der höheren Wertschätzung der Frau bei den genannten Völkern hat vielleicht die bei ihnen überwiegende Einehe ebenfalls beigetragen.

Über die Form der indogerm. Ehe, ob Einehe oder Vielehe, können wir aus dem sprachlichen Material nicht viel entnehmen. Ursprachliche Ausdrücke für Kebsweib (Nebenfrau) fehlen; das Armenische, Griechische und Lateinische haben ihre Wörter (arm. *harč*, gr. *πάλλαξ*, lat. *paelex*) aus einer kleinasiatischen Quelle (aus der auch hebr. *pilleges̆* „Buhle" stammt); ahd. *kebis* „Kebse" ist unbekannter Herkunft und mag aus dem Wortschatz einer europäischen Ursprache stammen. Die späteren Zustände bei den einzelnen indogerm. Völkern weichen sehr voneinander ab. Bei den Indern und Persern herrschte Polygamie, ebenso bei den alten Galliern und Preußen; die Griechen, Italiker und Germanen begnügten sich mit einer Frau, nur die Vornehmen halten sich noch Nebenweiber. So sagt Tacitus, Germania Kap. 18 von den Germanen: *nam prope soli barbarorum singulis uxoribus contenti sunt, exceptis admodum paucis, qui non libidine, sed ob nobilitatem plurimis nuptiis ambiuntur.* „Denn fast allein von allen Barbaren begnügen sie sich mit einer Frau, ausgenommen einige, die wegen ihres vornehmen Standes mehrere Ehebündnisse eingehen." Das stimmt zu sonstigen historischen Nachrichten; der Suebenführer Ariovist z. B. hat nach Cäsar, Bellum Gallicum, Buch I, Kap. 53 zwei Frauen, eine aus seinem eignen Stamm, die er aus der Heimat nach Gallien mitgebracht hatte, und eine andere aus dem Volke der Noriker, eine Königsschwester. Letztere hat er wohl aus politischen Gründen geheiratet, da sie ihm von dem Bruder gesandt wurde. Wir finden also dieselben Zustände, wie sie uns aus dem Orient aus der Zeit der Tel-Amarna-Briefe (15. Jhdt. v. Chr.) bekannt sind, wo die Töchter des Pharao an kleinasiatische oder syrische Fürsten verheiratet werden; auch König Salomo heiratet aus politischen Gründen eine ägyptische Königstochter zu seinen zahlreichen andern Frauen hinzu. Auf orientalischem

Einfluß mag es auch im wesentlichen beruhen, wenn bei den Indern und Persern in historischer Zeit die Vielweiberei herrscht; aus dem Opferritual und den Regeln für den Haushalt der ältesten indischen Zeit kann man nämlich schließen, daß der Mann in der Regel nur eine Frau oder wenigstens nur eine Hauptfrau hat. Die größere Wahrscheinlichkeit spricht also dafür, daß bei den Indogermanen die Einehe vorwiegend war. Wie überall konnten sich wohl nur die Reichen den Luxus mehrerer Frauen leisten. Denn allzu groß dürfen wir uns den Überfluß an Frauen in den alten Zeiten nicht vorstellen, sonst wären die vielen Berichte vom Frauenraub (Helena, Sabinerinnen, Gudrun usw.) nicht recht verständlich. Dieser Mangel an Frauen wurde neben der geringeren Beachtung und Pflege der weiblichen Nachkommenschaft wohl in erster Linie durch das bei allen indogerm. Völkern geübte Aussetzen der neugeborenen Töchter veranlaßt. Die Verachtung der weiblichen Nachkommenschaft findet sich bei den Indern, Griechen (Sparta!), Römern, Germanen, Slaven usw. gleichmäßig verbreitet; überall wird die Geburt einer Tochter als unerwünscht betrachtet, und nur um Söhne fleht man die Götter an. Noch heute werden bei den slavischen Völkern, bei den Litauern und Albanesen die Töchter als ein Unglück für das Haus betrachtet, und die Frau, die nur solche zur Welt bringt, mit Verachtung gestraft. Bei den russischen Bauern wird der Vater, dessen erstes Kind eine Tochter ist, zur Strafe ganz gründlich verprügelt. Im übrigen sind auch die zivilisierten Völker nicht allzuweit von diesem Standpunkt entfernt, wenn auch zumeist aus Gründen anderer Art (Frage der späteren Versorgung, Mitgift). Wir dürfen daher eine Anschauung, die bei allen Völkern mit primitiver Kulturstufe nachzuweisen ist, unbedenklich auch den Indogermanen zuschreiben; auch bei ihnen werden die Töchter als unerwünschte Vermehrung der Familie angesehen worden sein. Aus dieser geringen Wertschätzung des weiblichen Geschlechts ergibt sich aber ohne weiteres, daß eine Auffassung der Ehe, wie wir Modernen sie besitzen, den Indogermanen natürlich fremd gewesen sein muß. Es

fehlt überhaupt der indogerm. Ausdruck für „Ehe". Die indische Sprache hat dafür das Wort *patitvám* geprägt, das von *pátiš* „Herr, Gemahl" (s. oben S. 103 f.) abgeleitet ist und deutlich genug das untergeordnete Verhältnis der Frau dem Manne gegenüber widerspiegelt. Der Mann „führt" die Frau „heim" (gr. *γυναῖκα ἄγεσθαι*, lat. *uxorem* oder *in matrimoninum ducere*, russ. *ženitьsja*): dafür dient als sprachlicher Ausdruck die idg. Wzl. **wedh-* „heimführen" in altind. *vadhū́š*, av. *vađu-* „Braut, Gattin", av. *vāđayeiti* „führt", *vadəmnō* „Bräutigam", altbulg. *vedą*, lit. *vedù* „führe, heirate"; griech. *ἕδνον*, *ἔεδνον*, altbulg. *věno*, ahd. *widemo* „Kaufpreis der Braut" (s. Weiteres im Abschnitt XIV).

Die Frau geht durch die Erlegung des Kaufpreises in den Besitz des Mannes über, sie wird seine Sache. Daher kannte die Urzeit nur den Ehebruch auf seiten der Frau, nicht von seiten des Mannes. Wie man mit einer ehebrüchigen Frau verfuhr, können wir aus der übereinstimmenden Praxis bei den indogerm. Völkern erschließen. In Griechenland wird die Ehebrecherin auf einem Esel durch die Stadt geführt, zur öffentlichen Schau gestellt und mit der *ἀτιμία*, der Ehrlosigkeit oder Ächtung, bestraft; der Mann fordert den Kaufpreis, die *ἕδνα*, von der Familie der Frau zurück. Doch sind diese Strafen noch mild im Vergleich zum altrömischen Recht (Gellius X, 23): *in adulterio uxorem tuam si prehendisses, sine judicio impune necares.* „Wenn du deine Gattin beim Ehebruch ertappst, kannst du sie ohne Urteil straflos töten." Die spätere Zeit milderte diese Praxis (lex Julia de adulteriis) bei den Römern, während das westgotische und sächsische Recht noch die Todesstrafe für die Ehebrecherin kennen. Bei den albanesischen Bergstämmen kommt es noch in unserer Zeit vor, daß die ungetreue Gattin, die mit ihrem Liebhaber überrascht wird, samt diesem getötet wird, was natürlich die Blutfehde zwischen den beteiligten Sippen zur Folge hat [1]).

[1]) D. Ernesto Cozzi, La donna albanese in der Zeitschrift „Anthropos" Band VII (1912), S. 331.

Die Germanen scheinen zumeist schon als mildere Strafe für den Ehebruch die Entehrung (wie bei den Griechen) angewandt zu haben, da uns Tacitus, Germania Kap. 19 berichtet: *accisis crinibus, nudatam, coram propinquis expellit domo maritus ac per omnem vicum verbere agit.* „Mit abgeschnittenen Haaren, nackt, jagt sie der Gatte in Gegenwart der Verwandten aus dem Hause und treibt sie mit Geißelhieben durch den ganzen Ort.“ Das gleiche Vorgehen erzählt uns Bonifazius von den alten Sachsen, und nicht anders vollziehen die kleinrussischen Bauern noch heute den *vyvodъ* „die Hinausführung“ der Ehebrecherin aus dem Haus und dem Dorf.

Fraglich erscheint indes, ob man von dem indogerm. Urvolk eine besonders hohe Wertschätzung der Keuschheit erwarten darf. Wie man bei uns auf dem Lande den unverheirateten Mädchen den geschlechtlichen Verkehr mit jungen Burschen nicht allzu sehr verübelt, so wenig werden jenen bei Völkern mit primitiven Sitten Beschränkungen auferlegt. Bei den Masai z. B., dem schon erwähnten ostafrikanischen Steppenvolk semitischer Herkunft (s. oben S. 100), verkehren die jungen Krieger mit ihren Freundinnen, den geschlechtsreif gewordenen Mädchen, in ganz ungezwungener Weise in ihrem abgesonderten Kriegerkraal, und erst nach der Verheiratung hat das Weib sich auf den Verkehr mit ihrem Mann zu beschränken. Das gleiche berichtet uns Herodot von den indogerm. Thrakern (Buch V, Kap. 6). Neben der vorehelichen Ungebundenheit der jungen Mädchen bei vielen Völkern finden wir bei anderen Völkern eine strenge Behütung der Jungfräulichkeit. Wenn aber von den jungen Mädchen geschlechtliche Enthaltsamkeit verlangt wird, so liegen häufig religiöse Motive zugrunde. Die kultische Keuschheit ist, wie bei Mönchen und Nonnen, auch im Altertum weit verbreitet (Vestalinnen), während anderseits die Keuschheit der Gottheit zum Opfer gebracht wird. So erzählt uns Herodot I, 199 von den Babyloniern: *δεῖ πᾶσαν γυναῖκα ἐπιχωρίην ἱζομένην ἐς ἱρὸν Ἀφροδίτης ἅπαξ ἐν τῇ ζόῃ μιχθῆναι ἀνδρὶ ξείνῳ.* „Jedes einheimische Weib muß sich einmal im Leben in das Heiligtum der Aphrodite (d. h. der Göttin Ištar-Astarte) begeben

und mit einem fremden Manne Geschlechtsverkehr pflegen." Auch in Kleinasien (Armenien, Lydien) und Cypern bestanden ähnliche Sitten; die Tempelprostitution, sei es reiner Jungfrauen, sei es der Hierodulen (männlicher Homosexuellen), ist hier überall anzutreffen. Wir dürfen annehmen, daß diese Sitte nicht zu dem indogerm. Stammvolk gedrungen war, da sie sich bei keinem indogerm. Volk nachweisen läßt; wohl aber begegnen wir bei einzelnen (Griechen und Nordgermanen) der sog. gastlichen Prostitution, wobei ein weibliches Mitglied der Familie (Frau oder Tochter) dem Gastfreund für die Nacht überlassen wird, eine Sitte, die übrigens weitverbreitet ist. Jedenfalls ist für die Ursprache kein Ausdruck für den Begriff „keusch" nachgewiesen; erst in den Einzelsprachen entwickeln sich besondere Termini dafür (griech. *ἁγνός* = heilig, *καθαρός* = rein; lat. *castus*, das vielleicht zu *careo* „entbehren" zu stellen ist; deutsch *keusch* ist unbekannter Herkunft usw.). Aber anderseits sprechen die übereinstimmenden Zeugnisse aus dem indischen, germanischen und slavischen Kulturkreis dafür, daß man doch auf die Keuschheit der Mädchen zu achten pflegte, und zwar scheint insbesondere der Bruder dafür verantwortlich gewesen zu sein. So heißt es in einem Hymnus des Rigveda an die Morgenröte: „sie entblößt ihren Busen den Menschen wie ein Mädchen, dem der Bruder fehlt, dreister dem Manne sich ergibt". Bei den weißrussischen Bauern wird nach der Hochzeitsnacht das Brauthemd auf Blutflecken untersucht; weist es keine solchen auf, so wird dem Vater oder Bruder der Braut zur Strafe ein Halfter um den Hals gelegt, mit dem er sich zu Tisch setzen muß. Der Furcht vor dem Bruder gibt in einem weißrussischen Volksliede, das auch zu den Litauern gewandert ist, das podolische Mädchen Ausdruck, wenn es zum Ritter spricht: „Gern würde ich es (d. h. das Kränzchen als Symbol der Keuschheit) schenken, aber ich fürchte mich vor meinem Bruder" [1]).

Um ein Beispiel aus deutschen Landen zu bringen, so

---

[1]) A. Leskien, Berichte über die Verhandlungen der K. Sächs. Gesellschaft der Wissenschaften. Phil.-hist. Klasse 63 (1911), S. 183, 186.

steht Kriemhild nach dem Tode des Vaters unter der Obhut der Brüder, die sie zu pflegen hatten. Dieser Umstand deutet auf besonders innige Beziehungen zwischen den Blutsverwandten bei den Indogermanen; in dem engen Zusammenhang der Familie stimmen sie mit andern Völkern gleicher Kulturstufe überein. Die Schwester ist eben das Weib aus gleichem Blute (vgl. oben S. 105).

Die engere Familie wird erweitert durch die Verheiratung der erwachsenen Söhne, deren Frauen in die Hausgemeinschaft aufgenommen werden. Ein durch fast alle indogerm. Sprachen laufender Ausdruck findet sich für:

Schwiegertochter: altind. *snušā́*, arm. *nu*, osset. *nosthä*, griech. *νυός*, lat. *nurus*, ahd. *snur*, altbulg. *snъcha*. Ob das Wort mit idg. **sū̆nus* „Sohn" zusammenhängt, muß als zweifelhaft gelten, so nahe eine solche Beziehung auch liegen mag[1]. Für den Vater des Mannes liegt ebenfalls ein gemeinindogerm. Wort vor:

Schwiegervater: altind. *śváśuras*, av. *χvasurō*, griech. hom. *ἑκυρός*, lat. *socer*, alb. *vjehεr̄*, ahd. *swehur*, altbulg. *svekrъ* (mit auffälligem *k* statt des zu erwartenden *s*), lit. *szẽszuras;* dazu eine Femininbildung auf *ū* (oder *ā*):

Schwiegermutter: *śvaśrū́š*, arm. *skesur*, griech. *ἑκυρά*, lat. *socrus*, alb. *vjehεr̄ε*, cymr. *chwegr*, got. *swaíhrō*, ahd. *swigar*, altbulg. *svekry*.

Diese Bezeichnungen werden in älterer Zeit nur für die Eltern des Gatten gebraucht; für die Eltern der Ehefrau gibt es keine übereinstimmenden Benennungen in den indogerm. Sprachen. Im Griechischen finden wir bei Homer: *πενθερός*, *πενθερά*, die sich zu altind. *bándhuš*, „Verwandtschaft, Verwandter der Frau", lit. *beñdras* „Genosse, Geschäftsteilhaber", weiterhin zu av. *bandaiti*, got. *bindiþ* „bindet" stellen und außerdem den „Schwiegersohn", auch den „Gatten der Schwester" bedeuten können. Der ursprüngliche Sinn wird also „Verwandter" gewesen sein, was die Ableitung von der

---

[1]) Fr. Kluge, Zeitschrift für deutsche Wortforschung, Band 7, S. 164, 169 ff.; vgl. dazu Weigand-Hirt, Deutsches Wörterbuch, 5. Aufl. s. v. Schnur.

idg. Wzl. **bhendh-* „binden“ vermuten läßt. Das Litauische hat für den Vater der Gattin die Benennung *ů́szwis*, für die Mutter der Gattin *ů́szwė*, deren Zusammenstellung mit lat. *uxor* „Gattin“, altengl. *ōc* „Stiefvater“ lautlichen Schwierigkeiten begegnet; auch das Armenische hat einen besonderen Ausdruck: *zokhanč* für die „Mutter der Frau“ und das Russische für beide Eltern der Frau: *testь*, *tëšča*.

Zu erwähnen sind noch als aus indogerm. Zeit stammend folgende Ausdrücke:

Bruder des Gatten (Schwager): altind. *dēvā́*, arm. *taigr*, gr. *δαήρ*, lat. *lēvir*, ahd. *zeihhur*, altengl. *tācor*, altbulg. *děverь*, lit. *dëverìs*; das deutsche Wort *Schwager* aus ahd. *swāgur* ist eine zu *Schwäher* (Schwiegervater) gehörige Bildung mit Steigerungsstufe wie altind. *śvāśuras* „dem Schwäher gehörig“.

Schwester des Gatten (Schwägerin): griech. *γαλόως*, *γάλως*, lat. *glōs*, altbulg. *zъlъva*, russ. *zólva*, čech. *zelva*; arm. *tal* macht lautliche Schwierigkeiten (*t* für **k*).

Frauen der Brüder des Gatten (Schwägerinnen): altind. *yā̂taras*, gr. hom. *ἐ(ι)νατέρες*, lat. *janitrīces*, altbulg. *jętry*, lett. *jentere*, lit. *íntė* (sing.). Für die Brüder und Schwestern der Frau dagegen sind keine übereinstimmenden Benennungen in den Einzelsprachen vorhanden; wohl aber liegt ein unzweifelhaft indogerm. Ausdruck vor für die Männer von Schwestern: griech. *ἀέλιοι*, *αἴλιοι* (bei Hesychius), *εἰλίονες* (Pollux), das zu altnord. *svilar* zu stellen ist; auch altind. *syālás*, „Bruder der Frau“ scheint nicht allzu fern zu stehen. In der Benennung des Schwiegersohnes gehen die Einzelsprachen auseinander, wenn auch in einigen Ausdrücken ein gemeinsamer alter Kern stecken mag:

altind. *jāmātā*, av. *zāmātar-*, alb. *đąndεr*, griech. *γαμβρός*, lat. *gener*, altbulg. *zętь*, lit. *žéntas*; abseits von dieser Gruppe stehen vereinzelt arm. *hor*, got. *mēgs*, ahd. *eidam*, von denen *mēgs* zu altnord. *māgr* „Verwandter durch Heirat“ gehört, während ahd. *eidam*, mhd. *eidem* (auch „Schwiegervater“) auf Grund zahlreicher Belege aus mhd. Texten zu *eid* gestellt

wird[1]), obwohl die Endung bei dieser Zusammenstellung unerklärt bleibt.

Aus der vorangehenden Übersicht erkennen wir, daß die Verwandtschaftsgrade nach der Seite des Mannes in indogerm. Zeit weit genauer bezeichnet werden als diejenigen zu der Familie der Frau. Man schließt aus diesem Umstand zumeist, daß bei dem Urvolk eine Familienorganisation nach Art der sogenannten „Großfamilie" bestand, und zwar nach der männlichen Seite hin, d. h. die herangewachsenen Söhne führten Frauen heim und blieben mit ihnen im Hause des Vaters wohnen. Derartige Großfamilien männlicher Deszendenz finden wir in historischer Zeit bei den Indern, Armeniern und Kelten und noch heute bei den slavischen Völkern und den Albanesen erhalten. Bei den letzteren, die man von den indogerm. Illyriern abstammen läßt (s. Abschnitt XVIII), besonders bei den Ghegs, ihrem südlichen Teilstamm, wohnen oft drei, ja vier Generationen in demselben Hause, das der älteste der Bewohner in patriarchalischer Weise regiert. Auch die Serben kennen noch heute eine Hausgemeinschaft des Vaters mit den verheirateten Söhnen, die *zadruga,* an deren Spitze ein *domaćin* (Hausherr) und eine *domaćica* (Hausherrin) stehen, ganz wie wir für die indogerm. Urzeit den *δεσπότης* und die *δέσποινα* annehmen müssen. Das altrussische Bauernhaus, die *izba,* mit seinen zahlreichen Bewohnern, den Eltern, den Söhnen mit ihren Frauen und deren Kindern, bietet uns das gleiche Bild. Bei den Griechen, Römern und Germanen dagegen bildete die Großfamilie nicht die Regel. Deshalb scheint mir die Großfamilie als die alleinige indogerm. Familienorganisation nicht erwiesen zu sein. Wir finden doch auch Benennungen für die Verwandtschaftsgrade nach der weiblichen Seite hin (s. oben das zu „Eidam" Bemerkte) und ein indogerm. Ausdruck, der sich aus der Gleichung griech.

---

[1]) Durch den Eid wurde der junge Ehemann in die Sippe der Braut aufgenommen; siehe Nibelungenlied, Strophe 1681; Gudrun, Strophe 1043 und 1245; Heinrich von Freiberg, Tristan, Vers 496 ff.; vgl. auch engl. *son-in-law* „Schwiegersohn". (Friedr. Kauffmann, Braut und Gemahl, Zeitschrift für deutsche Philologie, Band 42, S. 129 ff.)

ἀέλιοι = altnord. *svilar* „Männer von Schwestern“ ergibt, wäre bei einer nur auf die männliche Verwandtschaft aufgebauten Großfamilie ganz überflüssig. Gegen die regelmäßige Form der Großfamilie spricht auch die wenig geräumige Bauart der Behausungen des indogerm. Urvolks, wovon im nächsten Abschnitt die Rede sein wird. Ferner können wir bei allen Völkern, die heute indogerm. Sprachen reden, niemals wissen, welche Sitten von dem indogerm. Urvolk und welche von dem überall vorhandenen autochthonen Element herrühren; ja sogar eine recht junge Entstehung der Großfamilie infolge sozialer und politischer Verhältnisse bei den Südslaven und Albanesen ist nicht ausgeschlossen. Endlich ist die Kultureinheit bei dem indogerm. Stammvolk, wie schon betont (S. 97 f.), nicht so groß gewesen, daß nicht neben der zweifellos wohl vorhandenen Großfamilie auch die Organisation der Einzelfamilie anzunehmen wäre, zumal die letztere sich bei vielen indogerm. Völkern als die überwiegende findet.

Die weiteren indogerm. Ausdrücke für Verwandtschaftsgrade sind folgende:

Bruder des Vaters (Onkel): altind. *pítr̥vyas*, av. *tūiryō*, griech. πάτρως, lat. *patruus*, ahd. *fetiro*, *fatureo* (dasselbe Wort wie nhd. *Vetter*, das ebenso wie arm. *yauray*, griech. πατρυός „Stiefvater“ in der Bedeutung abweicht).

Bruder der Mutter (Onkel): altind. *mātulás*, griech. μήτρως oder lat. *avunculus*, altcorn. *ewitor*, ahd. *ōheim*, lit. *avýnas*, altbulg. *ujъ*, altpreuß. *awis*; der in der letzteren Gruppe vorliegende Stamm **awo-* kann auch die Großeltern bezeichnen: arm. *haw*, lat. *avus*, aisl. *afe* „Großvater“, got. *awō* „Großmutter“ und den Enkel in altir. *aue*. Eine weitere Benennung für letzteren finden wir in altind. *nápāt*, av. altpers. *napāt-*, lat. *nepōs*, cymr. *nei*, corn. *noi*, altengl. *nefa*, lit. *nepōtis*, *nepûtis*, während das gleiche Wort in mittelir. *niæ*, gen. *niath* „Schwestersohn“ und in ahd. *nefo* „Neffe, Verwandter“ bedeutet, wie auch lat. *nepōs* in späterer Zeit. Das wohl hierher gehörige griech. ἀνεψιός „Vetter“ weicht noch weiter ab. Man sieht, daß idg. **nepōt* keine scharfumgrenzte Bedeutung hatte; aber das Wort ist uralt, wie sich unter anderem aus der übereinstimmenden

Femininbildung altind. *naptí*, lat. *neptis*, lit. *neptis* „Enkelin", altir. *necht*, altisl. *nipt* (auch „Schwiegertochter"), ahd. *nift* „Nichte" ergibt. Man nimmt gern für idg. **nepōt* die Urbedeutung „Unbeschützter, Unmündiger, Unselbständiger" an (zu idg. **ne* „nicht" und idg. Wzl. **pōi̯-* „schützen" in altind. *pā́ti* „schützt", griech. *ποιμήν* = lit. *pēmũ* „Hirt" oder zu idg. **potis* „Herr" usw.); aber dieser sehr ansprechenden Deutung stehen sprachliche Bedenken entgegen.

Auffällig ist, daß gemeinindogerm. Bezeichnungen für *Vetter*, *Cousine*, *Tante* und *Großeltern* fehlen, obwohl sich alle diese verwandtschaftlichen Beziehungen gerade bei der für die Urzeit gern vorausgesetzten „Großfamilie" besonders bemerkbar machen mußten. Den Einzelsprachen fehlen diese Benennungen nicht; teils sind sie, wie schon oben gezeigt, mit den Ausdrücken für andere Verwandtschaftsgrade identisch, teils sind sie von ihnen abgeleitet, wie arm. *mauru*=altengl. *mōdrie* „Schwester der Mutter", die mit altind. *mātulás*, griech. *μήτρως* „Mutterbruder" (s. vorige Seite) oder *μητρυιά* „Stiefmutter" zu idg. **mā́tēr* „Mutter" zu stellen sind oder ahd. *moma*, *muoma* „Muhme" (Vater- oder Mutterschwester), das zu ahd. *-moia* (in *holz-moia* „Waldweibchen"), griech. *μαῖα* „Mütterchen" gehört, und eine andere Ableitung des idg. Stammes **mă̄-* „Mutter" darstellt (vgl. *mamma* oben S. 105). Eine ähnliche Bildung wie altengl. *mōdrie* ist altengl. *fađu* „Vaterschwester" (zum idg. Stamm **pă̄-* „Vater", vgl. *pappa* oben S. 105). Auch viele Ausdrücke, die keinerlei Beziehungen zu denen der übrigen idg. Sprachen aufweisen, finden sich, wie auch bei andern Verwandtschaftsgraden, in den Einzelsprachen, worauf wir hier nicht weiter eingehen wollen.

Es ist anzunehmen, daß die Indogermanen bei ihrer Ausbreitung auf Völker stießen, die in ihrer Familienorganisation nicht mit ihnen übereinstimmten. Bei den indogerm. Völkern finden wir die sog. Vaterfolge, d. h. die Kinder wurden zur Sippe des Vaters gerechnet; aber viele der Urbewohner Europas z. B. die Iberer, Basken, Pikten, Etrusker hatten die Mutterfolge, d. h. die Kinder traten in die Familie der Mutter

ein[1]). Eine Spur dieses älteren europäischen Zustandes finden wir auch bei den Germanen noch vor, wenn Tacitus, Germania Kap. 20 uns erzählt: *sororum filiis idem apud avunculum qui ad patrem honor. quidam sanctiorem artioremque hunc nexum sanguinis arbitrantur . . . . . heredes tamen successoresque sui cuique liberi . . . . . si liberi non sunt, proximus gradus in possessione fratres patrui avunculi.* „Die Söhne der Schwestern genießen dieselbe Ehre bei dem mütterlichen Oheim wie bei dem Vater. Manche halten dieses Band des Blutes für heiliger und enger . . . . . Dennoch sind die eigenen Kinder eines jeden Erben und Nachfolger . . . . . Wenn keine Kinder da sind, so sind die Erben des nächsten Grades die Brüder und die Oheime väterlicher und mütterlicher Seite." Wir ersehen aus dieser Darstellung deutlich, wie sich das jüngere indogerm. Recht über die ältere Schicht des alteinheimischen Mutterrechts gelagert und dieses im Laufe der Zeit verdrängt hat. Dennoch hat sich das uralte Band zwischen Oheim und Neffe bei den Kelten und Germanen bis in die historische Zeit erhalten; auch bei den Indern war das Verhältnis des Mutterbruders zum Neffen ein sehr nahes, wenn auch kein rechtliches im Sinne der bei der einheimischen Bevölkerung Indiens unterfließenden Mutterfolge.

Wird die Großfamilie durch den Zuwachs neuer Mitglieder infolge von Geburten oder Heiraten zu umfänglich, um noch ein und dasselbe Haus zu bewohnen, so spaltet sie sich in verschiedene Teile, die aber immer noch einen gewissen Zusammenhang bewahren. So entsteht der größere Verband, die Sippe. Dieses Wort gehört zum Sprachschatz des Indogermanischen: altind. *sabhā́* „Versammlung", *sábhyas* „zur Versammlung der Dorfgemeinde gehörig", got. *sibja*, altengl. *sibb*, ahd. *sippea, sippa* „Verwandtschaft", altbulg. *sebrъ* „Freibauer" (Teilhaber an der Feldmark), russ. *sjebr, sjabr* „Freund". Aus dieser Zusammenstellung lassen sich mancherlei Schlüsse ziehen. Zunächst bietet sie den Beweis, daß die

[1]) Zur Orientierung über diese Fragen eignet sich das Werk von Wilh. Wundt, Elemente der Völkerpsychologie, 1912, S. 47ff., 312ff. und weitere Stellen, die aus dem Register ersichtlich sind.

Sippe nicht bloß einen verwandtschaftlichen, sondern auch einen territorialen Zusammenhang besaß, d. h. die sich von einer Familie loslösenden Glieder siedelten sich in ihrer Nähe an und blieben Teilhaber an dem gemeinsamen Bodenbesitz. Die „Sippe“ bildete auch einen Rechtsschutz; wer aus ihr verstoßen wurde, war rechtlos (got. *unsibjis* „ungesetzlich, gottlos“); wer zu ihr zurückkehrt, wird in den Frieden wieder aufgenommen (got. *gasibjōn,* altengl. *gesibbian* „versöhnen“). Die Mitglieder der Sippe üben die Rechtsgewalt aus: altind. *sabhā́* bedeutet auch „Gerichtshof“ (s. Näheres darüber im Abschnitt XIV).

In den Einzelsprachen wird die „Sippe“ in verschiedener Weise benannt: altind. *jánma* eig. „Verwandtschaft“, das sich zu altind. *jánas*, griech. *γένος*, lat. *genus* „Geschlecht“ stellt und in lat. *gens* „Geschlecht, Stamm“ eine auch dem Sinne nach verwandte Entsprechung findet. Wie dies, so geht auch got. *kuni* „Geschlecht, Stamm“, *knōþs* „Geschlecht“ auf die idg. Wzl. **ĝen-*„zeugen“ zurück und bedeutet daher die Gesamtheit einer von dem gleichen Ahnherrn abstammenden Sippe (vgl. dazu altind. *jnātiš* „Verwandter“, griech. *γνωτός* „blutsverwandt“, lat. *nātio* (aus **gn̥tiō*) „Stamm“). In Griechenland finden wir unter dem schon genannten umfassenderen Begriff *γένος* „Geschlecht“ den Begriff *φρήτρη, φρατρία* „Sippe“, eigentlich „Brüderschaft“, der sich in der Herkunft (von idg. **bhrātēr* „Bruder“) und in der Bedeutung mit dem südslav. *bratstvo* „Sippe“ eng berührt; dem griech. *γένος* oder *φῦλον* „Stamm“ entspricht das slav. *pleme* „Stamm“. Sowohl das *bhratstvo* wie das *pleme* bilden, was die Namengebung, Heiligenverehrung, Wehrordnung und den Grundbesitz betrifft, eng verbundene Einheiten. Auch bei den Albanesen z. B. waren früher die Stammesältesten zugleich die militärischen Führer und die Inhaber gewisser richterlicher Befugnisse. Die nahen verwandtschaftlichen Beziehungen veranlaßten in älterer Zeit die Mitglieder eines *bratstvo* und nicht selten eines *pleme,* ihre Frauen von außerhalb zu holen, kaum freilich aus dem Grunde, um nicht durch fortgesetzte Inzucht ihre Nachkommenschaft zu schädigen; eher waren es die Nachwirkungen von aus der Urzeit über-

nommenen totemistischen Vorstellungen, die zur Exogamie (Heirat außerhalb des Stammes) führten[1]. In rechtlicher Beziehung bilden das *bratstvo* und das *pleme* zur Blutrache verpflichtete Verbände (s. darüber Weiteres im Abschnitt XIV). Sippe und Großfamilie sind also im Ursprung identisch und durch die Blutsbande zusammengehalten; dem territorialen Verband entspricht auch ein verwandtschaftliches Verhältnis. Daher findet sich im Indischen gleichbedeutend mit dem *dámpatiš* „Hausvater" der *jâspatiš* eig. „Herr der Sippe, des *jánma*".

Es konnte nicht ausbleiben, daß mit der wachsenden Personenzahl einer Sippe auch der von ihr besiedelte Raum an Ausdehnung gewann, und eine Anzahl Sippen, die ihre gemeinsame Abstammung noch kannten oder wenigstens zu kennen vorgaben, sich zu einem größeren Stamm verbanden. Eine gemeinindogerm. Benennung für einen solchen Verband ist nicht erhalten; die Einzelsprachen verwenden in der Regel Ausdrücke, die, wie zum Teil schon oben erwähnt, sich auf die Abkunft von einem Ahnherrn beziehen (altind. *jánas*, griech. *γένος*, lat. *nātio*), oder nur allgemein das „Entstandensein" (ahd. *liut*, altbulg. *ljudъ* „Volk" zu got. *liudan* „wachsen", griech. *φῦλον* zur idg. Wzl. **bheu-* „sein, werden, wachsen") bezeichnen. Klar ist auch, daß die ursprünglich nur das Abstammungsverhältnis zum Ausdruck bringenden Benennungen mit dem Anwachsen der Zahl der Mitglieder und der Zunahme ihrer räumlichen Erstreckung eine Ausdehnung auf die territoriale Zusammengehörigkeit finden mußten. So ist av. *zantu-*, das sich etymologisch zur gleichen idg. Wzl. **ĝen-* wie altind. *jánas* „Geschlecht" stellt, zur Bedeutung „Bezirk von Dörfern, Landkreis" gekommen; so sind die griechischen Benennungen der *φρήτρη* und des *φῦλον* im Laufe der Zeit lokale Begriffe geworden, wie auch bei den Germanen nur die territoriale An-

[1] Über das bei vielen Naturvölkern, besonders solchen mit mutterrechtlicher Ordnung, streng beachtete Prinzip der Exogamie vgl. W. Wundt, Elemente der Völkerpsychologie, S. 144 ff. Eine umfängliche Materialsammlung findet man in dem großen Werke von J. G. Frazer, Totemism and Exogamy. A treatise on certain early forms of superstition and society. 4 Bände. London 1910.

wendung des Wortes *gawi* „Gau“ (= lat. *pagus*) belegt ist. Es bilden sich neue Verbände, die auf der Gemeinsamkeit der Interessen, der Kultur und der Mundart beruhen und bei denen die Blutsverwandtschaft nur eine sekundäre Rolle spielt, die Anfänge einer staatlichen Gliederung. An ihrer Spitze entwickelt sich aus dem für einen Kriegszug erwählten „Herzog“ (althd. *herizogo* „Führer des Heeres“ wie slav. *vojvodъ* zu altbulg. *voj* „Krieger“) zuweilen eine dauernde Königsherrschaft, die sich von Vater auf Sohn vererbt. Die um den König gescharten Krieger sind das „Volk“: ahd. *folc* „Volk“ auch „Kriegsvolk“ ist ins Slavische als *plъkъ*, ins Litauische als *pul̃kas* „Schar, Heer“ entlehnt worden; griech. *δῆμος* „Volk, Bezirk“ ist zu altir. *dām* „Gefolgschaft“ zu stellen und für lat. *populus* „Volk“ ist eine Grundbedeutung „Kriegsschar“ wegen der Ableitung *populari* „verheeren“ anzunehmen. Noch deutlicher tritt der Begriff der „Volksmenge“ in lat. *plēbs, plēbēs* „Volk“ zutage, da es etymologisch mit griech. *πλῆθος* „Menge“ zusammenzustellen ist. Ein weiter verbreiteter Ausdruck für „Volk“ ist nur bei der europäischen Gruppe der idg. Sprachen zu finden: osk. *touto* „civitas, populus“, sab. *touta* „Gemeinde“, lit. *tautà* „Oberland“, lett. *tauta* „fremdes Volk“, altpreuß. *tauto* „Land“, got. *þiuda* „Volk“, altir. *tūath* „Volk“. Von diesem idg. St. **teutā*, **toutā*, der vielleicht mit lat. *tōtus* „ganz“ zusammenhängt, leitet das älteste Germanische den Ausdruck für „König“ ab: got. *þiudans*, altisl. *þjōđann*, altengl. *þēoden*, altsächs. *thiodan*, ähnlich wie got. *kindins* „Statthalter“ zu lat. *gens* „Geschlecht, Volk“ und altisl. *konungr*, altengl. *cyning*, ahd. *chuning* „König“ zu got. *kuni* „Geschlecht, Stamm“ zu stellen sind. Über das ganze idg. Sprachengebiet verbreitet, wenn auch nicht in allen Sprachen belegt, ist der idg. Stamm **rēg-*: altind. *rā́jā*, lat. *rēx*, gen. *rēgis*, altirl. *rī*, gen. *rīg* „König“ (got. *reiks* „Herrscher“ ist entlehnt aus keltisch **rīg*, vgl. gallische Eigennamen wie *Dumno-rīx* „Weltherrscher“), ursprünglich der „Ordner der Scharen“ (wie hom. *κοσμήτωρ λαῶν*), der im Frieden oder in Kriegszeiten zum Führer (Herzog) des Aufgebotes von der Volksversammlung gewählt wird, wie uns das aus der ältesten indischen Zeit der Veden und aus der römischen Sagen-

geschichte bekannt ist und von Cäsar (De bello gallico VI, 23) für die Germanen direkt bezeugt wird. Wenn bei diesen und den Kelten eine Weiterbildung der idg. Wurzel **val-* „stark sein“ (in lat. *valeo* „bin stark“) zur Bezeichnung des Herrschers und seiner Tätigkeit verwandt wird: altir. *flaith* „Herrschaft“, neucymr. *guletic* „König“, got. *waldan* „herrschen“ (altbulg. *vladą* „herrsche“, *vladyka* „Herrscher“ aus dem Germanischen oder Erbgut?), so wird dieser Gebrauch jetzt durch toch. A *väl* „König“, *lānt* „König“ (aus **vlānt*, vgl. toch. A *rake* „Rede“ zu zigeun. *raker*, *vaker* „reden“ aus **vraker*) und vielleicht auch durch die phryg. Glosse *βαλην* „König“ als indogermanisch erwiesen. Auch av. *urvatat̰* „gebietend“ wird zur gleichen Wurzel gehören, so daß eine Herrschergewalt auch durch diese Gruppe für die indogerm. Zeit erwiesen wird. Ob sie erblich war, ist unbekannt; die Griechen und die Perser kennen freilich in ihrer ältesten geschichtlichen Zeit bereits ein erbliches Königtum, während die Römer ein Wahlkönigtum besitzen, die beide aber durch die Volksgemeinde stark in ihrer Machtbefugnis beschränkt sind; die „Gerusia“ der Spartaner (zu griech. *γέροντες* „die Alten“), der römische Senat, die *patres* d. h. „Väter“, stehen gleichberechtigt neben, ja sogar in Friedenszeiten über dem König.

Wir wissen nicht, ob es bei dem Urvolk schon zu einem größeren Zusammenschluß dauernder Art gekommen ist. Die Zersplitterung in kleine und kleinste Verbände, die wir im Anfang der geschichtlichen Überlieferung der meisten indogerm. Völker finden, spricht nicht dafür. Thukydides berichtet uns (Buch II, Kap. 15), daß in Attika in der ältesten Zeit die einzelnen Städte sich selbst regierten und sogar miteinander Krieg führten. Die Zersplitterung der germanischen Stämme und ihre gegenseitige Feindschaft ist genugsam bekannt. Nur in Zeiten der Gefahr schloß man sich zusammen, und wenn diese abgewendet war, brach der alte Hader von neuem los (Verbannung des Miltiades, Ermordung des Arminius). Allein bei der asiatischen Gruppe der Inder, Nordarier (s. Abschn. XVIII) und Iranier ist auf einen schon größeren prähistorischen Verband aus der Tatsache zu schließen, daß eine gemeinsame

Benennung für das ganze Volk, der Name „Arier“, bei diesen Zweigen auftritt: altind. *ấryas*, av. *airyō*, altpers. *ariya*- „Arier, arisch“ [1]). Ein solcher Zusammenschluß eines halbzivilisierten Volkes kommt in der Regel dann zustande, wenn es in engere Berührung mit einem festgefügten Kulturreich tritt. Auf solche Reiche mußten die arischen Indogermanen in Vorderasien überall stoßen: Hetiter, Mitanni, Assyrier, Babylonier und Ägypter (in Syrien). Von ihnen konnten die arischen Stämme das Muster einer staatlichen Organisation übernehmen, ebenso wie in späterer Zeit die Römer das gleiche Vorbild bei den Etruskern fanden. Die Germanen entlehnten zahlreiche Ausdrücke für öffentliche Ämter in vorgeschichtlicher Zeit von den Kelten (got. *reiks* „König“, *andbahts* „Diener“), später von den Römern (*Kaiser* aus lat. *Caesar*, inschriftlich *Caisar*). Von den Germanen wanderten die Wörter für staatliche Ämter zu den Slaven und Balten: altpreuß. *rīkis* „König“, altbulg. *kъnęgъ*, *kъnęzь* (aus germ. **kuningar*), altbulg. *cěsarь* (aus got. *kaisar*), russ. *korolь* (= *Karl*) „König“ usw. Das beweist uns die geringe Festigkeit des vorher bestehenden staatlichen Gefüges. Aus diesem Grunde finden sich gemeinsame Namen für die Völker überall erst in junger Zeit. Noch bei Homer ist kein Gesamtname für die Griechen vorhanden. Um alle Stämme, die vor Troja kämpften, zusammenzufassen, spricht er von den *παναχαιοί*; der Name des achäischen Stammes wurde also verallgemeinert. Später dient der Name einer thessalischen Landschaft, *Ἑλλάς* „Hellas“, und ihrer Bewohner, der *Ἕλληνες* „Hellenen“, zur Bezeichnung von Griechenland und der Griechen. Der Name „Germanen“ ist nach Tacitus, Germania, Kap. 2, die ältere Benennung der Tungrer, die zuerst den Rhein überschritten und die Gallier vertrieben; im ersten Jahrhundert vor Christus wurde der Name dann von dem einen Stamm auf das ganze Volk übertragen (vgl. frz. *Allemand* „Deutscher“ nach dem benachbarten Alemannenstamm). Wir dürfen daher auch nicht erwarten, daß sich

[1]) Aus dem Gen. Plur. *airyānām* (Land) „der Arier“ entstammt über die mittelpers. Form *ērān* der heutige Ländername *Iran*, der also soviel als „Arierland“ bedeutet.

das idg. Stammvolk mit einem gemeinsamen Namen von seinen Nachbarn unterschieden habe, und alles Spüren nach einem solchen wäre vergebens. Wo kein größerer Zusammenschluß, kein Gefühl der engeren Zusammengehörigkeit vorhanden ist, kann auch der sprachliche Ausdruck für die Gemeinsamkeit nicht existiert haben, so wenig wie bei den alten Hellenen, Germanen oder Slaven.

VII. Haus und Dorf.

Der Mensch der Vorzeit suchte Schutz gegen die Unbilden der Witterung zunächst in den von der Natur gebotenen Zufluchtsstätten, überhängenden Felsen und Höhlen. Einen Fortschritt bedeutete die Herstellung künstlicher Erdhöhlen oder einfacher Hütten. Von Felsen- und Erdwohnungen wissen uns die alten Schriftsteller aus verschiedenen Ländern zu berichten: Herodot IV, 183 erzählt von den Troglodyten Äthiopiens; Xenophon, Anabasis IV, 5, 25 sagt von den Armeniern: *αἱ δ᾽οἰκίαι ἦσαν κατάγειοι* „die Wohnungen waren unterirdisch". Vitruv, De architectura II, 15 kennt die Phryger; Varro, De re rustica I, 57 die Thraker und Virgil, Georgica III, 376ff. die Skythen als Höhlenbewohner; Tacitus, Germania Kap. 16 und Plinius, Historia naturalis 191, 2 berichten von den unterirdischen Wohnungen der Germanen. Noch heute hausen die Bewohner mancher Gegenden von Iran, Kaukasien und Bulgarien oder Berberstämme des Dschebel in Tripolitanien in ober- und unterirdischen Höhlen, und selbst im Herzen des zivilisierten Europa, am Bodensee, am Ufer der Seine unweit von Paris oder in Les-Eyzies (Dép. Dordogne) werden noch jetzt Höhlungen in den Felsen von den Dorfbewohnern zum Bau ihrer Häuser mitbenutzt.

Wir dürfen daher voraussetzen, daß auch das indogerm. Urvolk diese Art des Wohnens in natürlichen oder künstlich hergerichteten Höhlen und Vertiefungen im Erdboden gekannt hat. Indes bietet uns das sprachliche Material sogar einige Beweise für diese Annahme. Altind. *gr̥hás* „Haus" ist identisch mit av. *gərəđa-* „Höhle" (Wohnsitz dämonischer Wesen);

griech. *γύπη* „unterirdische Wohnung" stellt sich zu altisl. *kofe* „Hütte", altengl. *cofa* „Gemach", ahd. *chubisi* „Hütte", mhd. *kobe* „Stall, Koben", ferner zu av. *gufra-* „tief, verborgen"; griech.



Abb. 9. **Moderne Halbfelsenwohnungen in Les-Eyzies (Dordogne).** Nach „der Mensch aller Zeiten", Band I, S. 137.

θαλάμη „Höhle" bedeutet auch „Aufenthalt (eines Menschen)" wie *θάλαμος* „Lager, Gemach". Wohngruben sind uns seit der jüngeren Steinzeit bekannt. Man findet z. B. in ganz Italien sehr häufig Fundamente von Hütten der Steinzeit, die halb

unterirdisch angelegt waren; sie bestanden aus einer runden oder ovalen Vertiefung im Erdboden, über der sich eine Bedachung erhob. Eine schräge Öffnung, bisweilen ein langer Gang führte zur Wohnung hinab; er mag vielleicht auch überdeckt gewesen sein und als Vorraum gedient haben. Die Wohngruben liegen meist in großer Zahl beisammen, sie bilden also richtige Dörfer. Auch außerhalb Italiens sind solche Wohngruben in Europa anzutreffen, in Osteuropa (am Dnjepr), in ganz Mitteleuropa, Frankreich und Belgien; sie haben sich, wie es scheint, im wesentlichen unverändert bis zur Zeit der Völkerwanderung erhalten. Über diesen Gruben erhob sich die runde Hütte mit geflochtenen Wänden und einem Strohdach (s. darüber weiter unten).

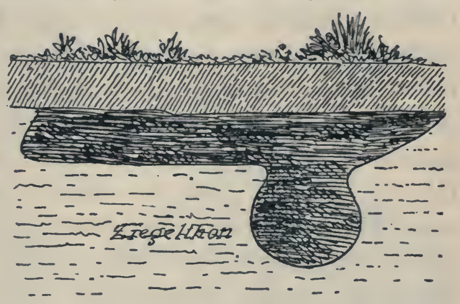


Abb. 10. **Hausgrube aus Böhmen, der jüngeren Steinzeit angehörig.**
Nach R. v. Weinzierl, Eine neolithische Ansiedlung der Übergangszeit bei Lobositz a. E. Zeitschrift für Ethnologie, Band 26, S. 104.

Die beigegebene Abbildung zeigt den Querschnitt einer Wohnmulde aus Böhmen; sie hat ovale Form, 5 m im Durchmesser, der Boden liegt mehr als einen halben Meter unter der Erde und an einem Ende findet sich die große, 1 m tiefe Herdgrube mit Aschenresten. Eine entsprechende Wohngrube aus Kiew ist etwa 40 cm tief ausgeschachtet, oval von Gestalt und mit einem eingetieften Feuerherd in der Mitte versehen[1]. In West- und Nordeuropa ist diese Wohnart ebenfalls seit dem Ende der Steinzeit bekannt[2].

In Südrußland zwischen Dnjepr und Bug findet man noch heute die sog. *zemljanka* d. h. Vertiefungen in der Erde, die mit einem Lehmbau überdeckt sind und als Wohnhäuser dienen.

---

[1]) Vgl. Gustaf Kossinna, Mannus I, S. 240.

[2]) Z. B. in der Nähe von Paris bei dem Orte Villeneuve-Saint-Georges hat A. Laville solche Wohnmulden aufgedeckt, die von der neolithischen Zeit bis zur Römerzeit benutzt wurden. (Siehe Bulletins et Mémoires de la Société d'Anthropologie de Paris, 1910, p. 455 ff. und 1911, p. 457 ff.)

Wahrscheinlich hat die Holzarmut der Gegend die Erhaltung des primitiven Wohnungsbaus veranlaßt. Ebenso treffen wir in der walachischen Ebene solche halb unterirdische Hütten, deren Dach auf dem Boden oder wenig über ihm sitzt; ein schräger Gang führt an der Giebelseite in die Hütte[1]).

Wir hörten schon, daß die steinzeitlichen Wohngruben überdeckt waren. Das war natürlich gegenüber dem Hausen in bloßen Höhlen ein gewaltiger Fortschritt. Wie diese ältesten Hütten zustande gekommen sind, lehrt uns der Brauch nomadischer Völker und sprachliche Gleichungen. Stellt man Holzstangen schräg gegeneinander und verkleidet die Zwischenräume mit einem Geflecht aus Zweigen, Rohr, Binsen und ähnlichem Material, so hat man die einfachste Form einer Hütte[2]). Wenn man die Stirn- und Rückseite auf irgendeine Weise ebenfalls verschließt, so kommen wir zu dem Urtypus des hochgiebligen Hauses. Man braucht nur die schrägen Seitenteile durch untergelegte Stützen oder eine Wand zu heben, um in verkleinerter Form das nordische bzw. niedersächsische Haus mit seinem langgestreckten und nahe an den Boden heranreichenden Dach zu erhalten. Zweifellos haben auch die Indogermanen diese Art des Hausbaus gekannt. Die Gruppe griech. *κλισία*, *κλίσιον*, got. *hleiþra* „Hütte, Zelt", altbulg. *klětь* „Haus", lit. *klě́tis* „Klete", altir. *clīath* „Hürde" (offenbar aus geneigten Hölzern, die verschränkt wurden, wie noch jetzt bei den Südslaven) beweist uns das. Diese Gruppe stellt sich zu griech. *κλιτύς* „Abhang", lat. *clīvus* „Hügel", ahd. *līta* „Bergabhang", weiterhin zu griech. *κλίνω* „neige, lehne an", lat. *clīno* „beuge, lehne", ahd. *hlinēn* „lehnen", und diese

---

1) Georg Buschan, Illustrierte Völkerkunde, Stuttgart o. J., S. 349 f.

2) Bei den nomadisierenden ostjakisch-wogulischen, syrjämischen und tscheremissischen Stämmen des nördlichen Rußlands und Sibiriens finden wir derartige „Wetterdächer" im Gebrauch; die Seitenwände werden teils aus Brettern, teils aus Rinde (am Ob) hergestellt. Der Firstbalken wird durch einen Pfosten gestützt. Auch die entwickelteren Typen von Zelten mit Seitenwand und auf Pfosten gehobenem Dach treffen wir bei diesen finnischen Stämmen an. Vgl. U. T. Sirelius, Finnisch-Ugrische Forschungen, Bd. 8, S. 7 ff. und die Fortsetzungen in den weiteren Bänden dieser Zeitschrift.

Zusammenstellung zeigt deutlich, daß die schräge, geneigte Form der Hütte auf ein indogerm. Alter zurückblicken darf. Eine Hütte oder ein Haus, das auf diesen Typus zurückzuführen ist, hat eine viereckige Form; daneben gab es auch Hütten von runder oder ovaler Form, wie die Gestalt der Erdgruben, über denen sie errichtet waren, beweist. Zudem haben wir in den sogenannten Hausurnen direkte Vorbilder für die Gestalt des urzeitlichen Hauses. In solchen Urnen wurde in der späteren Bronzezeit die Asche der verbrannten Toten in der Erde bestattet. Wie man dem Dahingeschiedenen



Abb. 11. **Hausurne von bemaltem Ton aus Skåne (Schweden).** Nach O. Montelius, Kulturgeschichte Schwedens, S. 133.



Abb. 12. **Hausurne aus Albano (Italien).** Nach O. Montelius, Mannus, Band II, S. 23.

in der Stein- und Bronzezeit die Gegenstände, die ihm im Leben nötig und lieb gewesen waren, mit in das Grab zu legen pflegte, so gaben ihm die Völker, die den Ritus der Hausurnen angenommen hatten, seine irdische Behausung mit ins Jenseits. Wir finden diesen Gebrauch in Italien, in Norddeutschland und in Skandinavien. Die Hausurnen sind meist von runder oder ovaler Gestalt; sie ahmen in Ton die Rundbauten der Germanen wieder, die wir z. B. auf der Markussäule in Rom abgebildet sehen[1]. An einer Seite haben die

[1]) An zwei Stellen werden dort germanische Häusergruppen dargestellt; drei und vier Rundhütten, die sich um einen viereckigen Bau gruppieren. Die Strohbedeckung der Hütten ist deutlich erkennbar. — Das hohe Alter des runden

Hausurnen einen Ausschnitt, in welchen die durch einen Querriegel verschließbare Tür eingesetzt ist. Das Dach ist mehr oder weniger steil, und durch eine Riefelung sollen die Spanten angedeutet werden, die die Strohbedeckung tragen.

Daneben haben wir viereckige Urnen mit zwei langen und zwei schmäleren Seiten, die ein hohes, meist abgewalmtes Dach tragen. Die Tür liegt an einer Langseite. Offenbar sind beide Haustypen, der runde wie der viereckige, uralt, ohne daß man der einen oder anderen Form den Vorzug des höheren Alters zuschreiben könnte. Bei den noch jetzt zu beobachtenden Bauten der Naturvölker finden wir ebenfalls beide Typen vertreten.

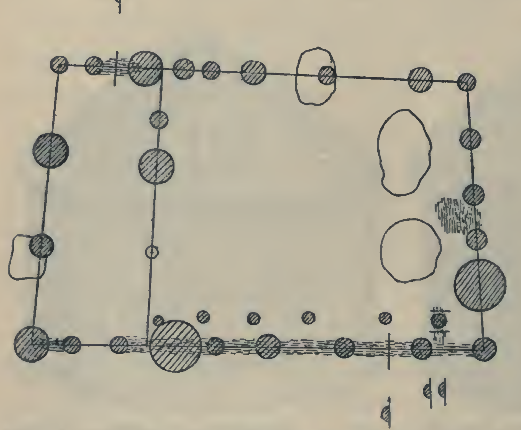


Abb. 13. **Grundriss eines Hauses aus dem bronzezeitlichen Dorf bei Buch (unweit Berlin). Mit Pfostenlöchern in den ehemaligen Wänden und parallel mit der Ostwand (Stützen für die Wand oder eine Bank?) und mit zwei Herdstellen nahe der Nordwand.**
Nach A. Kiekebusch, Prähistorische Zeitschrift, Band II, S 396.

Über die Anlage und die Dimensionen des alteuropäischen viereckigen Hauses sind wir durch sorgfältig ausgeführte Untersuchungen der Überreste von Ansiedlungen im Erdboden an vielen Stellen Europas genau unterrichtet. Danach ist der Urtypus dieses germanischen, slavischen und griechischen Hauses ein Viereck[1]) mit deutlich unterschiedener Giebel- und Langseite, der Herd steht ungefähr in der Mitte und eine offene

---

Haustypus in Nordeuropa beweist uns auch die Tatsache, daß die ältesten Kirchen auf Bornholm sog. Rundkirchen sind. Sie ahmen eine urzeitliche Bauweise ebenso nach wie der griechische Tempel das alteuropäische Vorhallenhaus (s. weiter unten). Der mächtige Mittelpfeiler der Rundkirchen Bornholms, der konstruktiv überflüssig erscheint, ahmt den Stützpfosten der Dachspitze des Rundhauses nach.

[1]) Der rechte Winkel ist der ältesten Bauweise Mittel- und Nordeuropas

(oder später geschlossene) Vorhalle von geringer Tiefe liegt vor dem Hauptgebäude.

Dieser Haustypus erstreckt sich von Norwegen durch Norddeutschland, Polen und die Karpathenländer bis nach Griechenland und Kleinasien. Die Grundrisse der altgriechischen Wohngebäude in Tiryns, Mykenä und Troja gleichen denjenigen der nordisch-germanischen Bauernhäuser bis auf Einzelheiten; ja sogar die Maßverhältnisse entsprechen sich auffallend. Die germanischen Wohnbauten aus der Bronze- und Eisenzeit, die an verschiedenen Stellen der Mark aufgedeckt worden sind, bei Buch, in der Römerschanze bei Potsdam,



Abb. 14. **Haus in Körösfö (Ungarn).** Nach Photographie.

bei Hohensalza, bei Nackel unweit Friesack, bei Hasenfelde unweit Freienwalde, bei Paulinenau im Luch usw., bilden ein Bindeglied zwischen dem Typus des nordischen Bauernhauses und den griechischen Wohnbauten der vor- und frühgeschichtlichen Zeit sowohl in örtlicher wie in zeitlicher Beziehung. Dieser ureuropäische Haustypus hat in Griechenland bis in die hellenistische Zeit fortbestanden, in Norwegen ist er noch

---

noch unbekannt; er tritt weder in den Grundrissen von Buch usw. in der Mark noch in der Burg von Dimini in Thessalien auf. Dagegen kennt ihn die mykenische Zeit und die Periode II der trojanischen Ansiedlungen. Vgl. A. Kiekebusch, Prähistorische Zeitschrift II, S. 371 ff. und IV, 160 ff.

im 17. Jahrhundert lebendig gewesen und in Ostdeutschland ist er noch vereinzelt anzutreffen [1]). Auch in der Namengebung prägt sich dieser Zustand noch in historischer Zeit aus: Vitruvius nennt in seinem um Christi Geburt verfaßten Werk über die Baukunst den eigentlichen Wohnraum: *οἶκος* „Haus", den Nebenraum: *πρόστας* „Vorhalle". Wir dürfen also annehmen, daß dieser uralte Haustypus auch dem indogerm. Stammvolk nicht unbekannt war oder jedenfalls dem europäischen Zweige früh bekannt wurde [2]).



Abb. 15. **Das sog. Schatzhaus der Athener zu Delphi** (wiederaufgebaut). Nach Photographie.

[1]) Vgl. Rob. Mielke, Ostdeutsche Haustypen in der Zeitschrift für Ethnologie, 44, S. 383 ff.

[2]) Trotz der Gleichheit des Haustypus sind die Siedlungsverhältnisse der griechischen und nordeuropäischen (germanisch-slavischen) Vorzeit dennoch grundverschiedene. In Südosteuropa ist in der neolithischen Zeit die Ansiedlung auf erhöhtem Hügel mit umgebendem Mauerring üblich, die sich in der mykenischen

Neben den Hausbauten, die auf fester Erde errichtet wurden, finden wir bereits in der Steinzeit Wasserbauten, d. h. Häuser, die auf dem Wasser, über Seen und Sümpfen, entweder auf Flößen oder auf einem Rost von Pfählen errichtet wurden. Wir kennen solche Anlagen aus den verschiedensten Teilen Europas, zumeist von den Schweizer Seen; doch auch in Nordeuropa (Mecklenburg, Masuren, Schweden) sind sie neuerdings aufgefunden worden. In tropischen Ländern sind Pfahlbauten auf Sumpfboden und auf festem Boden heute noch recht häufig anzutreffen, z. B. an der Nordküste Südamerikas; auf manchen Inseln der Südsee wird sogar ein Unterbau aus festem Mauerwerk errichtet. Selbst in Europa findet man sie im Überschwemmungsgebiet der Save noch jetzt. In vorgeschichtlicher Zeit treffen wir Pfahlbaudörfer auf festem Boden in Oberitalien und Ungarn (zwischen Donau und Theiß), die sogenannten Terramaren.

Der Zweck solcher Anlagen war vielfältig: die Entfernung vom festen Land bei den Floß- oder Pfahlbauten auf den Seen bot Schutz gegen Feinde und Raubtiere, außerdem eine erleichterte Möglichkeit der Ernährung durch den Fischfang. Bei den Pfahlbauten in der Südsee wird vorwiegend ein Schutz gegen die Springfluten bei den Taifunen erstrebt. Ein ähnlicher Zweck wird auch bei manchen Terramarenanlagen Oberitaliens obgewaltet haben, soweit sie im Überschwemmungsgebiet des Po und seiner Nebenflüsse lagen.

Wie entstand nun eine solche prähistorische Pfahlbauanlage? Nicht weit vom Ufer eines Sees wurden in dem seichten Wasser Pfähle eingerammt; auf ihnen wurde durch Querstangen eine Bohlendecke errichtet, eine Plattform, auf der sich die Hütten erhoben. Laufbrücken verbanden die einzelnen Anlagen, und ein Steg auf Pfählen führte zum Lande hinüber. Herodot gibt uns Buch V, Kap. 16 eine anschauliche Schilderung eines Pfahlbaudorfes bei den thrakischen Päoniern:

Epoche (zweites Jahrtausend v. Chr.) zu bewohnten Burgbauten erweitert. In Nordeuropa treffen wir dagegen keine befestigten Ansiedlungen, sondern offene Dörfer und unabhängig von ihnen in der Regel unbewohnte Fluchtburgen. (Siehe Verhandlungen der 51. Philologenversammlung, 1912, S. 80 ff.)

„Auf hohen Pfählen werden inmitten des Sees Gerüste angebracht, die nur einen engen Zugang vom Lande her mittels einer einzigen Brücke haben . . . . . Jeder, der sich verheiratet, holt aus dem Gebirge für jede Frau drei Pfähle und rammt sie ein; jeder heiratet mehrere Frauen. Sie wohnen in folgender Weise: jeder besitzt auf dem Pfahlrost die Hütte, in der er lebt, und eine Falltür, die durch den Rost in den See hinabführt. Die kleinen Kinder binden sie mit einem Strick an einem Fuß an, damit sie nicht hinabfallen, wenn sie erschrecken“ [1]).

Bei den Malaien der Südsee (z. B. auf Java) finden wir noch heute ganz entsprechende Hausanlagen. Ihre Pfahlbauten erreichen oft eine gewaltige Ausdehnung; die Plattform erhebt sich $^1/_2$—6 m hoch über dem Wasser. Sie dienen zur Aufnahme von einer oder mehreren Familien und selbst eines ganzen Dorfes, und ihrer Bestimmung entsprechend wechselt ihre Größe. Von kleinen, nur wenige Meter in jeder Ausdehnung messenden Hütten an finden wir Bauten in jeder Größe. Die großen Häuser auf den Mentawei-Inseln erreichen 40—60 m Länge, und auf Borneo findet man solche von über 100 m Länge. Bei diesen großen Häusern wird je nach Bedarf ein Stück angebaut, wenn die Sippe durch Verheiratung eines Mitgliedes oder andere Umstände Zuwachs erhält.

Von den prähistorischen Pfahlbaudörfern sind die Teile, die einst über das Wasser ragten, durch Feuer oder durch elementare Gewalten längst zerstört. Nur von den auf Moorgrund errichteten Bauten haben sich mancherlei Reste erhalten, wenn der Holzboden immer tiefer in den weichen Grund einsank und Torf darüber wuchs. Man hat z. B. bei Alvastra

---

[1]) *Ἰκρία ἐπὶ σταυρῶν ὑψηλῶν ἐζευγμένα ἐν μέσῃ ἕστηκε τῇ λίμνῃ, ἔσοδον ἐκ τῆς ἠπείρου στεινὴν ἔχοντα μιῇ γεφύρῃ . . . . . κομίζοντες ἐξ οὔρεος . . . . κατὰ γυναῖκα ἑκάστην ὁ γαμέων τρεῖς σταυροὺς ὑπίστησι. ἄγεται δὲ ἕκαστος συχνὰς γυναῖκας. οἰκέουσι δὲ τοιοῦτον τρόπον, κρατέων ἕκαστος ἐπὶ τῶν ἰκρίων καλύβης τε, ἐν τῇ διαιτᾶται, καὶ θύρης καταπακτῆς διὰ τῶν ἰκρίων κάτω φερούσης ἐς τὴν λίμνην. τὰ δὲ νήπια παιδία δέουσι τοῦ ποδὸς σπάρτῳ, μὴ κατακυλισθῇ δειμαίνοντες.*

am Wettersee in Schweden[1]) und im Maglemose[2]) bei Mullerup (Seeland) Reste von solchen Siedlungen aufgefunden. Diese beiden ersten Funde von Wasserbauten aus dem Norden sind auf Flössen errichtet gewesen und wahrscheinlich älter als die auf Pfahlrosten errichteten Siedlungen in Mitteleuropa, die erst in das Ende der Steinzeit fallen. Bei diesen ist außer den unter Wasser stehenden Stümpfen von Pfählen nichts von dem Bau erhalten, während im Norden der die Wohnhütte tragende Holzboden auf den Grund gesunken ist.



Abb. 16. **Pfahlhäuser auf Celebes zur Flutzeit.**
Nach Zeitschrift für Ethnologie, Band 39, S. 67.

Bei dem Fund von Alvastra wurde ein Fußboden aus Kiefern- und Birkenstämmen aufgedeckt, der teils auf Pfählen von ungefähr 10 cm Durchmesser, teils auf dem Morastboden selbst ruhte. Auch von schmalen Stegen, die zum Übergang über letzteren dienten, sind Spuren gefunden worden. Nach den Resten, die auf dem Grunde der Seen des Alpengebietes aufgefunden wurden, waren die Pfahlbauten auf dem Wasser

[1]) O. Frödin, Ein schwedischer Pfahlbau aus der Steinzeit. Mannus, Band II, S. 109 ff.

[2]) Georg F. L. Sarauw, Maglemose. Ein steinzeitlicher Wohnplatz im Moor bei Mullerup auf Seeland. Prähistorische Zeitschrift, Band III, S. 52 ff.

ganz ähnlich gestaltet; hier zeigte sich auch, daß die Wände der Hütten aus Zweigen geflochten waren, die mit Lehm gedichtet wurden. Zu bemerken ist, daß die Hütten stets viereckig, nie rund gewesen sind.

Sehen wir uns nunmehr die sprachlichen Zeugen für das Vorhandensein der geschilderten Hütten mit geflochtenen und mit Lehm beworfenen Wänden und strohbedecktem Dach in der indogerm. Vorzeit an. Got. *waddjus* „Mauer“, altisl. *veggr* „Wand“ gehören zu einer idg. Wurzel **wei-* „flechten“, die in altind. *vāyati* „flicht“, lat. *vieo* „binde, flechte“, lit. *výti*, altbulg, *viti* „drehen, winden“ vorliegt. Ableitungen von derselben Wurzel sind die Wörter für das Material, aus dem die geflochtenen Wände hergestellt wurden: altind. *vayā́* „Zweig“, av. *vaēitiš* „Weidenzweig“, lat. *vīmen* „Weide“, lat. *výtis* „Weidengerte“, altbulg. *vitь* „Binse“, ahd. *wīda* „Weide“, altir. *fē* „Rute“. Ferner deckt sich ahd. *want* „Wand“ mit got. *wandus*, altisl. *vǫndr* „Rute“, die mit altind. *vandhúram* „Wagenkorb“ wurzelgleich sind und sich zu got. ahd. *windan* „winden“ stellen. Das Altnordische kennt geradezu ein *vandahūs*, ein aus dünnen Zweigen gebautes Haus. Aus dem Gebiete der slavischen Sprachen ist zu erwähnen: russ. *plotnikъ* „Zimmermann“, *oplotъ* „Mauer“, die zu *plesti* „flechten“ gehören. Ovid, Fasti VI, 261 sagt: *paries lento vimine textus erat*, „die Wand war aus biegsamen Weiden geflochten“, wenn er vom ältesten Tempel der Vesta in Rom spricht. Auch die formelhafte Verbindung lat. *sartus textus* „ein Haus, gedeckt und geflochten (d. h. vollständig)“ weist auf die Verwendung der Flechttechnik beim Bau des Hauses hin. Von den Belgiern erzählt Strabo IV, 197: *τοὺς δ᾽οἴκους ἐκ σανίδων καὶ γέῤῥων ἔχουσι μεγάλους θολοειδεῖς ὄροφον πολὺν ἐπιβάλλοντες.* „Ihre großen kugelförmigen Häuser bauen sie aus Bohlen und Flechtwerk und decken sie reichlich mit Rohr“.

Für den Lehmbewurf der Wände in der indogerm. Vorzeit spricht folgende Wortgruppe: griech. *τεῖχος* „Mauer“, *τοῖχος* „Wand“, osk. *feíhúss* „muros“, altind. *dēhī́*, av. *-daēza-* „Aufhäufung, Wall“, die sich zu der in altind. *dḗhmi* „bestreiche“ enthaltenen indogerm. Wurzel **dheigh-* stellen; auch got. *daigs*,

ahd. *teig* „Teig“, altruss. *děža* „Teigmulde“ gehören dazu. Für ein strohgedecktes Dach spricht griech. ὀροφή, „Dach“, ὄροφος „Rohr“, ἐρέφω „bedecke“, ahd. *hirni-reba* „Schädel“ (d. h. Hirndach).

Reste solcher urzeitlicher Häuser sind an verschiedenen Stellen zutage getreten. So fand man in dem steinzeitlichen Dorf Großgartach (nicht weit von Heilbronn am Neckar) Teile des Wandbewurfs mit Eindrücken des Stangenholzes, das senkrecht in den Boden gestellt war. Weniger dicke Stangen waren zwischen ihnen hindurchgezogen, so daß ein ziemlich festes Flechtwerk entstand. Diese Wand wurde von beiden Seiten mit einer aus Lehm und Häcksel hergestellten Verputzmasse beworfen, von der das Holzgeflecht ganz bedeckt war. Der Verputz wurde zudem noch geglättet und mit einem rötlich-gelben Wasserfarbenanstrich versehen, auf den zuweilen auch Zickzackmuster in roter und weißer Farbe aufgetragen waren. Ganz gleiche Lehmstücke traf man in dem in die jüngere Bronzezeit (etwa 1000 v. Chr.) zu setzenden Dorf bei Buch nördlich von Berlin, nur ist kein Farbenanstrich aufgefunden worden. Dagegen waren die Wände an den Ecken und auch an anderen Stellen durch starke Pfosten gestützt, deren Reste sich im Boden nachweisen ließen, und nicht geflochten, sondern aus Rundhölzern hergestellt, die an den Pfosten mit Weidenruten festgebunden waren. Auch kantige Hölzer wurden zum Aufbau der Wand verwendet. Noch bei Tacitus, Germania, Kap. 16 finden wir die Bestätigung für die gleiche Bauweise der Häuser bei den Germanen nachchristlicher Zeit: *ne caementorum quidem apud illos aut tegularum usus; materia ad omnia utuntur informi et citra speciem aut delectationem. Quaedam loca diligentius illinunt terra ita pura ac splendente, ut picturam ac lineamenta colorum imitetur.* „Sie gebrauchen weder Mauersteine noch Ziegel; sie verwenden vielmehr für alle Bauten rohes Holz, ohne jeglichen Sinn für gefälliges Aussehen. Einige Stellen bestreichen sie sorgfältiger mit einer so reinen und glänzenden Erdmasse, daß sie wie Malerei oder wie Farbenmuster aussieht.“

Ähnliche Hausbauten treffen wir nach den überlieferten Schilderungen bei den meisten indogerm. Völkern in älterer

Zeit. Das indische Haus in der vedischen Periode war ein Holzbau. Die Griechen und Italiker kannten, als sie in ihre neue Heimat einzogen, keine anderen Häuser; den Steinbau lernten die Griechen erst von den Urbewohnern, die in mykenischer Zeit gewaltige Bauten (das sog. Schatzhaus des Atreus) errichtet hatten, die Italiker vielleicht von den Etruskern, die ihre Lehrmeister in der Übermittlung der von dem ägäischen Zentrum stammenden Kultur waren. Später brachten ihn die Römer den Germanen, und diese verbreiteten ihn zu den Slaven, die allerdings auch von Süden her den gleichen Einfluß erlitten. Die alten Litauer lebten in Holzhütten zusammen mit ihrem Vieh; die alten Gallier wie die Briten hatten ebenfalls nur Holzbauten, die für Mensch und Vieh dienten. Auf der Balkanhalbinsel sind Häuser mit geflochtenen Wänden, die mit Lehm ausgefüllt sind, in den ebenen Gegenden noch heute anzutreffen[1]).

Es ist also anzunehmen, daß die Häuser des indogerm. Urvolks, soweit seine Angehörigen nicht in Höhlen, Erdwohnungen und bloßen Hütten wohnten, nichts als einfache Holzbauten waren. Sehen wir uns nach den sprachlichen Beweisen für diese Annahme um: altind. *dámas,* arm. *tun,* griech. *δόμος,* lat. *domus,* altbulg. *domъ* „Haus" stellen sich zu einer Wzl. **dem-* „baue", die in griech. *δέμω* „baue" vorliegt. Von derselben Wurzel sind abgeleitet: altisl. *timbr,* altengl. *timber* „Bauholz", altsächs. *timbar* „Gebäude", ahd. *zimbar* „Bauholz, Wohnung, Zimmer", got. *timrjan* „zimmern", altir. *damnae* „Bauholz" usw. Ein anderes Wort für „Haus" ist altisl. *būđ,* mhd. *buode* „Wohnung", altir. *both* „Hütte", lit. *bùtas* „Haus" (zu got. *bauan* „wohnen"). Die Pfosten, die die Wände des urzeitlichen Hauses trugen, werden sprachlich belegt durch altind. *ā́ta* „Türrahmen", av. *ąiþyå,* arm. *(dr-)and* „Türpfosten", lat. *antae* „Pfosten", altisl. *ǫnd* „Vorzimmer"; die Pfeiler, die das Dach stützten, durch altind. *sthū́ṇā,* av. *stūna* „Pfosten", griech. *στήλη* „Säule", ahd. *stollo,* altisl. *studill* „Stütze", die alle Erweiterungen der idg. Wzl. **sthā-* stehen" sind. Das

---

1) Georg Buschan, Illustrierte Völkerkunde, Stuttgart o. J., S. 349.

Dach ist durch griech. *στέγος*, *τέγος*, lit. *stógas*, lat. *tectum*, ahd. *dah* „Dach", ir. *tech* „Haus" vertreten, die zur idg. Wzl. **(s)teg-* „bedecken" in griech. *στέγειν*, lat. *tegere*, ahd. *decken* gehören; im engl. *thatch* „Strohdach" ist zum Unterschied von *roof* „Dach" die alte Benennung erhalten geblieben. Durch das ganze indogerm. Sprachgebiet hindurch geht eine einheitliche Benennung für die Türe: altind. *dvár*, av. *dvar-*, arm. *durn*, griech. *θύρα*, alb. *derε*, lat. *fores*, altir. *dorus*, got. *daur*, altbulg. *dvьrь*, lit. *dùrys* (allerdings mit mannigfachen Variationen



Abb. 17. **Aus behauenen Steinen gebauter Herd aus dem bronzezeitlichen Dorf nahe Buch bei Berlin.** Nach Prähistorische Zeitschrift, II, Tafel 38.

in den Einzelsprachen). Die Gleichung got. *haúrds* „Tür": altind. *kátas* „Geflecht", griech. *κάρταλος* „Korb", *καρτία*, lat. *cratis* „Flechtwerk" erlaubt einen Schluß auf das Aussehen und das verwendete Material. Für den vermutlich auch vorhandenen Herd liegen indes ganz verschiedene Ausdrücke in den Einzelsprachen vor: griech. *ἑστία* stellt sich vielleicht zu lat. *Vesta* „Göttin des Herdes"[1]; lat. *āra* „Altar"[2] gehört

[1]) Siehe A. Walde, Etym. lateinisches Wörterbuch, 2. Aufl. s. v. Vesta.

[2]) Eigentlich der religiös verehrte Mittelpunkt des Hauses, wo die Hausgötter ihren Sitz haben (s. Abschnitt XV).

zu altind. *ā́sas*, got. *azgō* „Asche"; got. *aúhn*, ahd. *ofan* ist mit altind. *ukhā́*, *ukhás* „Topf"[1]), griech. *ἰπνός* „Ofen"; lat. *fornus* mit altbulg. *grъnъ* „Kessel", russ. *gornъ* „Herd" und altind. *ghṛṇás* „Glut" zusammenzubringen usw. Wir müssen aus der Verschiedenheit der Benennungen schließen, daß die indogerm. Zeit verschiedene Arten von Herden kannte: den auf ebenem Boden aus zusammengelegten Steinen errichteten flachen Herd (vgl. Abbildung 17); die in die Erde gegrabene, mit Steinen ausgefüllte und mit Lehm verschmierte Feuergrube usw.

Auch für den Vorratsraum, sei er ober- oder unterirdisch, hatte die Ursprache ein Wort: altind. *śālā* „Hütte, Gemach", griech. *καλιά* „Hütte, Scheune", lat. *cella* „Vorratskammer", altir. *cuile* „Keller", ahd. *hille* „Platz über dem Viehstall, wo Gesinde und Kinder schlafen", ahd. *halla* „Halle". Der zum Haus gehörige Hofraum hat die Gleichung lat. *forum*, altbulg. *dvorъ*, lit. *dvāras*, arm. *durn*, altpers. *duvarayā* „am Hofe", griech. *θυρών* „Vorraum" für sich; der ihn umgebende Zaun wird durch griech. *χόρτος*, lat. *cohors* „eingeschlossener Hofraum", lat. *hortus*, altir. *gort* „Garten", lit. *žardis*, altpreuß. *sardis*, altisl. *garđr* „Zaun" bezeichnet.

Alle wesentlichen Teile eines urzeitlichen Hauses lassen sich also für die indogerm. Gemeinschaftsperiode sprachlich nachweisen. Von der Bauart des europäischen, auf viereckigem Grundriß errichteten Hauses ist schon oben S. 128ff. die Rede gewesen. Doch finden wir außer dem dort erwähnten Haustypus in verschiedenen Teilen Europas neben einfacheren auch kompliziertere Anlagen. Einerseits bieten die Wohngruben der sog. Tripolje-Kultur (in der Ukraine in Südrußland) des ältesten Stils nur einzellige Bauten, während die Familiengräber des jüngeren Stils, die nach dem Muster von Wohnplätzen angelegt sind, auf mehrräumige Häuser zurückgehen, die aus Holzstämmen errichtet, mit Lehm verputzt und innen ausgemalt waren. Eine noch umfänglichere Anlage

---

[1]) Ursprünglich „Feuertopf", d. h. eine mit Lehm ausgelegte Grube in der Erde, wie eine ähnliche bei Buch gefunden wurde. Über die Beziehungen zwischen „Topf" und „Ofen" vgl. jetzt auch R. Meringer, Wörter und Sachen, Bd. III, S. 137ff.

soll der von A. Schliz aufgedeckte Grundriß eines Hauses aus Großgartach zeigen[1]). Der Boden ist 75 cm tief in die Erde eingegraben, wie die Vertikalschnitte zeigten. Neben einer Kochgrube, die mit Steinen ausgefüllt ist, enthielt der Wohnplatz einen Speiseplatz, dessen Bestimmung aus den zahlreichen Knochenresten ersichtlich ist. An das eigentliche Haus war ein kleiner Stall angebaut; er ist durch den jauchegetränkten Boden als solcher kenntlich. Neben dem Hauptgebäude steht ein besonderes Vorratshaus, das gleichfalls einen Viehstand enthielt.

Aber unweit der Großgartacher Ansiedlung, in der Nähe von Neckarsulm und oberhalb sowie unterhalb von Heilbronn an der auf dem Hochufer des Neckars verlaufenden uralten Straße finden wir Wohnmulden von teilweise recht großer Ausdehnung, bei denen sich weder ein Grundriß noch eine eigentliche Einteilung in vertikaler Richtung nachweisen ließ. Offenbar standen hier nur leichte Hütten, keine ständigen Wohnbauten. Zu erwähnen ist noch, daß Zäune, die den ganzen Besitz umschlossen, sowohl aus Großgartach wie aus der Dorfanlage bei Buch nachgewiesen sind.

Mag nun das Urvolk in Wohnmulden mit darüber errichteten leichten Hütten von runder oder viereckiger Form oder in Häusern des viereckigen europäischen Typus gewohnt haben oder mag es schon weitläufigere Wohnanlagen gehabt haben, das eine ist sicher: die Häuser der Indogermanen waren für unsere Begriffe noch recht unvollkommene und wenig behagliche Bauten. Von Hausgerät ist darin wohl außer Töpfen[2]), Holz- und Steingeräten nicht viel anzutreffen gewesen. Tische, Stühle und Betten sind weder aus dem sprachlichen noch aus dem archäologischen Material als urzeitlich zu erweisen. Der Tisch wurde durch ein irdenes Gefäß dargestellt, in dem die Speisen gereicht wurden: got. *biuþs*, ahd. *beot* bedeutet „Tisch“ und „Schüssel“; nur in der

---

[1]) A. Schliz, Das steinzeitliche Dorf Großgartach, 1901. Gegen seine Aufstellungen wendet sich Karl Koehl, Mannus IV, S. 56ff.

[2]) Dafür die Gleichung altind. *carúš*, altir. *coire*, altisl. *hverr* „Kessel, Topf“ (s. Abschnitt XI).

letzteren Bedeutung ist altbulg. *bljudo*, lit. *bliūdas* aus dem Germanischen entlehnt worden, und die Tatsache der Entlehnung in verhältnismäßig später Zeit beweist, daß die Nordeuropäer ihre Mahlzeiten auf noch primitivere Weise eingenommen haben. Zum Schlafen legte man sich auf ein Streulager, das zuweilen in eine Grube in der Erde eingebettet war. Zum Beweise hierfür mögen die folgenden Gleichungen dienen: altind. *barhíš* „Opferstreu", av. *barəziš* „Kissen", slov. serb. *blazina* „Kissen, Federbett, Polster", altpreuß. *pro-balso* „Pfühl" und got. *badi* „Bett", aisl. *beðr* „Kissen": lat. *fodio* „grabe", cymr. *bedd* „Grab". Oder man benutzte wohl auch auf dem Boden ausgebreitete Felle oder Matten; für den Hausherrn oder die Hausfrau mag die erhöhte Bank an einer Wand, die sich z. B. in den Häusern des steinzeitlichen Dorfes von Großgartach nachweisen läßt und noch heute in dem russischen Bauernhaus, der *izbá*, angetroffen wird, gedient haben. „Die Kelten", erzählt Strabo an der oben genannten Stelle, „schlafen auf dem Erdboden und speisen zumeist, indem sie auf Matten sitzen."

Um die Bewohner der Hütte gegen die Kälte zu schützen und um Licht während der Dunkelheit zu spenden, diente das Feuer des Herdes; der von ihm aufsteigende Rauch zog durch ein Loch in der Decke ab, das wir bei einer der S. 127 abgebildeten Hausurnen sehen können. Fenster gab es natürlich noch nicht; das Tageslicht fiel durch die Türe oder das Loch im Dach in das Haus. Es ist nicht unmöglich, daß man bereits Späne aus Kienholz zur Beleuchtung bei Nacht verwendete; altertümliche Bildungen wie griech. *λύχνος*, lat. *lucerna*, got. *liuhaþ* „Leuchte, Lampe" scheinen dafür zu sprechen.

Nicht sehr verschieden von dem für die indogerm. Urzeit vorauszusetzenden Hausbau sehen noch heute manche nordische oder ostdeutsche Bauernhäuser aus. Ein viereckiger Blockbau wird durch eine Wand an der Giebelseite in die Vorhalle und den annähernd quadratischen Wohnraum geteilt. In den eigentlichen Wohnraum führt die Tür durch die Vorhalle. In der Mitte des bis zu dem Dache ungeteilten Hauptraumes findet sich auf dem lehmgestampften Fußboden der

Herd, dessen Rauch durch eine Öffnung im Dache, die auch zum Einlaß des Lichtes dient, entweicht. Das russische Bauernhaus, die *izbá,* besitzt an Stelle des einfachen Herdes den aus Backsteinen gemauerten großen Ofen, ist aber im übrigen auf der Stufe des einräumigen Baus, dessen verschiedene Winkel und Ecken ganz bestimmten Zwecken dienen, stehen geblieben. Auch das armenische Bauernhaus bewahrt den ursprünglichen Typus mit großer Treue. Einen Fortschritt, der meist recht spät gemacht wird, obwohl sich die Ansätze dazu schon in neolithischer Zeit finden, bedeutet es, wenn neben dem Herdraum auch ein besonderer Ofenraum, der nur Wohnzwecken dient, geschaffen wird. Das geschieht in den germanischen Ländern wohl unter dem Einfluß der römischen Kultur. Aber noch heute finden wir Reste des urzeitlichen Zustandes sogar im Herzen von Deutschland. So ergab eine Untersuchung der Wohnungsverhältnisse in den Dörfern des Kreises Hümmling (Regierungsbezirk Osnabrück) im Jahre 1910[1]), „daß es in sehr vielen Bauernhäusern überhaupt keine Schlafkammern gab; das gesamte Leben der Familie spielt sich in dem einen Raum ab, der gleichzeitig als Wohn- und Schlafkammer, Küche und Diele dient. In mehreren Häusern fristeten vier bis acht Menschen zusammen mit Hunden und Katzen, Rindvieh, Hühnern und Ziegen in ein und demselben Raum ihr Dasein. Die Häuser liegen vielfach tief, haben keinen festen Fußboden und sind im Innern, besonders zur Winterszeit, feucht. Der Herd wird mit Torf geheizt, dessen die Atmungsorgane angreifender Rauch den Raum erfüllt. Sind Schlafräume vorhanden, so sind es meist sog. Butzen, eine Art in die Wand eingebauter und nicht zu lüftender Schränke. Die Lagerstatt ist meist ein Holzverschlag oder eingemauert, mit einer Strohschüttung, die selten erneuert, nur gelegentlich mit der Heugabel aufgelockert wird, mit den Spuren der Benutzung durch noch nicht stubenreine Kinder und des Besuchs von Hühnern und Tauben".

---

[1]) Prof. Dr. P. Jacob, Die Tuberkulose und die hygienischen Mißstände auf dem Lande. Berlin 1911.

Halten wir uns die primitive Art der Behausung des indogerm. Urvolks vor Augen, wie sie sich aus den sprachlichen Zeugnissen und aus historischen Nachrichten über die einzelnen Völker indogerm. Sprache ergibt, so werden wir zur Überzeugung kommen, daß in solchen engen Hütten keine Großfamilie wie bei den Südslaven zusammen wohnen konnte. Es mögen wohl vielleicht noch die Frauen der Söhne Platz gefunden haben; sobald sich aber mehr Kinder einstellten, wird sich auch das Bedürfnis nach größerem Raum geltend gemacht und die junge Familie sich ein neues Heim gebaut haben. Das kann ja auch kaum besondere Schwierigkeiten geboten haben, weder was den Platz noch was das Baumaterial betraf. Auf diese Art kann man sich aus den Einzelgehöften größere Ansiedlungen entstanden denken, wenigstens bei den seßhaften Teilen des Urvolks. Bei den wandernden Stämmen schließen sich die einzelnen Familien ohnehin enger zusammen, da die zufällige Niederlassung an einem Platz ja von dem Führer oder von der Gesamtheit ausgewählt und in der Regel durch irgendeine Befestigung (Dornenhecke z. B.) gegen plötzliche Überfälle geschützt wird. Das tut z. B. das Wandervolk der Masai in der ostafrikanischen Steppe, von dem schon verschiedentlich die Rede war.

Wir haben einen sprachlichen Beleg dafür, daß in der indogerm. Urzeit schon Gruppen von Einzelbehausungen, Dörfer bestanden, in den Gleichungen: altind. *viś*, *vēśás*, *vḗśman-* „Wohnsitz, Haus", av. *vīs*, altpers. *viþ-* „Haus, Dorf" (auch „Stamm"), av. *vaēsma-* „Haus", griech. *ϝοῖκος* „Haus", alb. *vise* „Orte", lat. *vīcus*, „Häusergruppe, Dorf, Stadtviertel", got. *weihs* „Dorf", altbulg. *vьsь* „Dorf"; und altind. *vā́stu* „Haus", altpers. *ā-vahanam* „Aufenthaltsort", toch. A *wašt̠*, B *ošt̠* „Haus", griech. *ἄστυ* „Stadt", ir. *foss*, altisl. *vist* „Aufenthalt", die Ableitungen einer Wzl. **wes-* (**awes-?*) „wohnen" in altind. *vásati*, av. *vaŋhaiti*, got. *wisan* „wohnen" und griech. *ἰαύω* „ruhen" sind. Der indogerm. Stamm **wiḱ-*, **weiḱos* und die Wzl. **(a)wes-* werden die dauernde Ansiedlung bedeutet haben; ein Ausdruck für die vorübergehende Niederlassung scheint in griech. *κώμη*, got. *haims*, lit. *kẽ̃mas*, *kaimas*, preuß. *caymis* „Dorf" fortzuleben; man ver-

gleiche altbulg. *po-kojь* „Ruhe“, altisl. (*þing-)heimr* „die (bei der Volksversammlung anwesende) Menge“, griech. *κῶμος* „Gelage, Schwarm“, die uns zeigen, daß man bei diesem Terminus ursprünglich nicht vom Ort, sondern von der Schar ausging. Ebenso scheint deutsch *Dorf* = got. *þaúrp* „Acker, Feld“, altisl. *þorp* „Wohnplatz, der aus mehreren Gehöften besteht“, ursprünglich die „Schar“ bedeutet zu haben; so heißt es noch heute im Schweizerdeutsch „*einen Dorf* (= Zusammenkunft) *halten*“. Auch die Etymologie weist auf diesen Ursprung hin: griech. *τύρβη* „Verwirrung, Getümmel“, lat. *turba* „Schar“, altisl. *þyrpast* „sich drängen“. Ähnlich hat auch altind. *grắmas* ursprünglich die Bedeutung „Schar“, später dann „Dorf“.

Daß die Ansiedlungen befestigt waren, geht aus verschiedenen sprachlichen Belegen hervor. Zunächst ist an die oben S. 138 mitgeteilte Gleichung griech. *χόρτος*, lat. *hortus* usw. zu erinnern, zu der sich auch got. *gards* „Haus“ stellt. In das Slavische ist der germ. Stamm als altbulg. *gradъ*, russ. *gorodъ* „Stadt“ entlehnt worden; davon ist russ. *goroditь* „umzäunen“ abgeleitet. Andrerseits ist gall. *-dūnum* in Städtenamen (*Lugdūnum* = *Lyon*), altir. *dūn* „Burg, befestigte Stadt“ wohl in das Germanische entlehnt als altengl. *tūn* „eingefriedigter Ort“ = engl. *town* „Stadt“, ahd. *zūn* „Zaun“; eine Ableitung altengl. *tȳnan* = dial. engl. *tine* bedeutet „einzäunen“. Noch in historischer Zeit hat die Einfriedigung einer Stadt mit einem Zaun stattgefunden, wie in der altenglischen Chronik zum Jahre 547 bei der Gründung der Stadt *Banborough* erwähnt wird: *sēo wæs ærost mid hegge betȳned and þær æfter mid wealle* „sie wurde zuerst mit einer Hecke (vgl. ahd. *hac* „Hecke“ und „Stadt“)[1]) umzäunt und später mit einem Wall“. Die Grundbedeutung von lat. *oppidum* „Landstadt“ ist „Einfriedigung“, denn es bedeutet auch „Schranke eines Zirkus“ und ist etymologisch wohl mit ir. *īadaim* (aus **peidōmi*) „verschließe, begrenze“ und ahd. *fizza* „Gebinde“ zu verbinden. Auch lat. *urbs* „Stadt“ mag zu lit. *vir̃bas* „Reis, Gerte“ zu stellen sein. Die Ansiedlungen (Dörfer) des indogerm. Urvolks waren demnach durch einen

---

[1]) Man denke an die Stadt *Hagen* und die vielen Ortsnamen auf *-hag*.

Zaun aus Flechtwerk gegen plötzliche Überfälle, wohl auch gegen Raubtiere geschützt.

Das Regiment des Dorfes (**wik̂*) führte der „Herr des Dorfes": altind. *viśpátiš* „Gemeindehaupt", av. *vīspaitiš* „Clanoberhaupt", lit. *vė̄szpatis* „Herr"; im altpreuß. Akkusativ *waispattin* „Hausfrau" ist nur das Femininum (in abweichender Bedeutung) erhalten. Damit bekommen wir die folgende Abstufung in der Leitung der Familie oder Sippe, der Ansiedlung und des Stammes bei dem Urvolk: im Hause herrscht der **demspotis* (Herr des Hauses), im Dorfe der **wik̂potis* (Herr des Dorfes), über den Stamm herrscht der **rēks* (König). Diese Termini sind sämtlich als ursprachlich nachgewiesen, wie wir z. T. bereits im Abschnitt VI gezeigt haben.

Wenn es nun, wie wir ebenfalls an der genannten Stelle erwiesen zu haben glauben, schon größere Verbände bei dem Stammvolke gab, so dürfen wir erwarten, daß diese auch ihre befestigten Orte hatten, wohin sie sich und ihre Habe in Zeiten der Not in Sicherheit brachten. Solche Fliehburgen sind in vielen Teilen Süd- und Mitteleuropas aus neolithischer Zeit nachgewiesen (vgl. oben S. 63f.), und wir dürfen annehmen, daß auch die Indogermanen derartige Bauten besessen haben. Ein sprachlicher Beweis dafür liegt in der Gleichung: altind. *pūr, puram, puriš,* „feste Stadt", griech. *πόλις* „Burg, Stadt", lit. *pilìs,* lett. *pils,* altpreuß. *pil* „Schloß" vor; das griechische Kompositum *ἀκρό-πολις* „Burg" zeigt die ursprüngliche Bedeutung des Wortes ebenfalls noch deutlich[1]). Cäsar, Bellum Gallicum V, 21 berichtet von den britischen Kelten: *Oppidum* (d. h. *-dūnum* auf gallisch, wie wir oben gesehen haben) *autem Britanni vocant, cum silvas impeditas vallo atque fossa munierunt, quo incursionis hostium vitandae causa convenire consuerunt.* „Die Britannen nennen es *dūnum,* wenn sie schwer zugängliche Wälder mit Wall und Graben befestigt haben, wo sie sich, um gegen einen Einfall der Feinde geschützt zu sein, zu versammeln pflegten."

---

[1]) Vgl. dazu Thukydides II, 15: *καλεῖται διὰ τὴν παλαιὰν ταύτῃ κατοίκησιν καὶ ἡ ἀκρόπολις μέχρι τοῦδε ἔτι ὑπ' Ἀθηναίων πόλις.* Die beiden Ausdrücke *πόλις* und *ἀκρόπολις* sind also synonym.

Diese Fluchtburg war zudem noch nach Cäsars Angabe durch Sümpfe geschützt. Von den Slaven wissen wir gleichfalls, daß sie solche Burgen errichteten; die sog. Römerschanze bei Nedlitz unweit Potsdam ist eine slavische Burg gewesen, die freilich schon in germanischer Zeit angelegt worden war. Sie lag auf einer Halbinsel, die in die Havel vorspringt; der Zugang vom Lande her war durch Sümpfe geschützt. Eine andere ausgedehnte slavische Burg und zugleich der heilige Bezirk des Gottes Svantevit ist der sog. Jaromirswall auf Arkona, der Nordspitze Rügens[1]).

Bewohnt waren die Fliehburgen zumeist nicht; deshalb sind auch die Funde in ihrem Innern sehr dürftig. Die Ansiedlungen lagen in ihrem Umkreis, sind aber in der Regel nicht der Burg wegen errichtet, wie sich in römischer und frühmittelalterlicher Zeit die bürgerliche Ansiedlung um das planmäßig angelegte Kastell oder das Kloster gruppierte, sondern früher vorhanden gewesen. Die Erbauung einer Fluchtburg setzt eben eine starke Besiedlung der Gegend und eine gewisse Höhe der Kultur voraus; nomadisierende Völker und Stämme ohne wertvollen Besitz (Viehherden) brauchen eine solche überhaupt nicht. Da die Indogermanen, zum Teil wenigstens, ohne Zweifel seßhaft waren und, wie wir im nächsten Abschnitt sehen werden, einen reichen Viehbesitz aufzuweisen hatten, so waren feste Zufluchtsstätten für sie eine Notwendigkeit. Der sprachliche Beweis dafür, daß die Indogermanen Befestigungswerke kannten, liegt in der übereinstimmenden Verwendung der Wurzel **dhei̯ĝh-* für derartige Bauten in fast allen Sprachen: altind. *dēhī́* „Wall", av. *pairi-daēza-*, „Umfriedigung" (woher griech. *παράδεισος* „Park", deutsch *Paradies* stammen), altpers. *didā*, pers. *diz* „Festung", griech. *τεῖχος* „Mauer", osk. *feíhúss* „muros", dazu die thrakischen

[1]) C. Schuchhardt, Die Römerschanze bei Potsdam nach den Ausgrabungen 1908 und 1909. Prähistorische Zeitschrift, Band I, S. 209 ff. Hans Lehner, Der Festungsbau der jüngeren Steinzeit, ebenda, Band II, S. 1 ff. R. Agahd und C. Schuchhardt, Zwei altgermanische Burgen an der Oder, ebenda, Band III, S. 308 ff. J. O. v. d. Hagen, Der Fergitzer Burgwall. Mannus Band III, S. 75 ff.

Namen auf *-dizos*, *-diza* „Stadt, Dorf" d. h. „die befestigte Ansiedlung". Der idg. St. **dheiĝhos*, **dhoiĝhos* bedeutete „Werk" (wir sprechen ja auch noch jetzt von „Erdwerken", „Befestigungswerken"), wie got. *ga-digis* „Werk, Gebilde" zeigt; daß das „Werk" aus Erde, Lehm usw. hergestellt war, geht aus der weiteren Verwendung der Wurzel **dheiĝh-* hervor (lat. *fingo* „bilde", s. auch oben S. 134). Auch das bei noch nicht oder nicht dauernd seßhaften Stämmen übliche Verfahren, die Niederlassung durch eine Dornenhecke anstatt eines festen Walles zu schützen, wurde bei den indogermanischen Völkern noch in historischer Zeit geübt.

Nach Herodot VII, 142 war die Burg (Akropolis) von Athen in alter Zeit mit einer Dornenhecke umzäunt. Durch einen solchen lebenden Zaun wurde oft auch ein größerer Komplex geschützt. So berichtet Cäsar, Bellum Gallicum II 17, daß die Nervier ihr Gebiet durch eine Hecke von biegsamen Bäumen, die ineinander geflochten und mit Dornen und Brombeersträuchern durchsetzt waren, wirksam schützten. Auf dieselbe Art war das sog. „Gebück" im Taunus angelegt, das sich stellenweise bis ins 18. Jahrhundert erhalten hatte. Eine andere Methode, das Gebiet gegen feindliche Einfälle zu schützen, bestand in der Schaffung eines Ödlandes um dasselbe. Cäsar erzählt uns (IV, 3) von den Germanen: *Publice maximam putant esse laudem, quam latissime a suis finibus vacare agros . . . Itaque una ex parte a Suebis circiter milia sescenta agri vacare dicuntur.* „Sie halten es für den größten Ruhm eines Staates, wenn die Äcker in einem möglichst breiten Gürtel um seine Grenzen brach liegen . . . Daher sollen bei den Sueben auf einer Seite die Felder etwa 600 Meilen weit brach liegen." (Ähnlich lautet der in Buch VI, Kap. 23 enthaltene Bericht Cäsars.)

Ob auch das idg. Urvolk die beiden letzterwähnten Arten des Landschutzes, durch einen Verhau und durch Schaffung eines Ödlandes an den Grenzen, schon geübt hat, entzieht sich unserer Kenntnis.

VIII. Haustiere, Kulturpflanzen und Ackerbau.

Der Reichtum seßhafter wie nomadischer Völker bestand in alter Zeit im wesentlichen in ihren Viehherden[1]. Der Bestand an Herden setzte sich ursprünglich und in erster Linie zusammen aus den in der Heimat eines Volkes auch wild vorkommenden Tieren, die der Bequemlichkeit halber eingefangen und gehegt wurden. So hatte man nicht mehr nötig, wenn man ein Tier brauchte, jedesmal auf die Jagd zu gehen und es zu erbeuten[2]. Außerdem lernte man auch das Tier zu andern Zwecken als nur zur Nahrung zu verwenden; es wird Last-, Zug- oder Reittier. In dieser Weise verwerten die Eskimos und Lappen das am Fuße des ewigen Eises grasende Ren, die Indianer der amerikanischen Prärien den Büffel, die Beduinen der Wüste das Kamel. Durch eine unendlich lange Gewöhnung an den Menschen und infolge der teils unbeabsichtigten, teils zweckvollen Auslese durch ihn werden die Herdentiere ihren Lebensgewohnheiten in der Freiheit entfremdet und in ihrer äußeren Erscheinung vielfach verändert. Es entstehen die gezähmten Tierrassen, die wir schon in der neolithischen Zeit überall antreffen. Es sind im wesentlichen dieselben Tiere, die wir noch heute züchten: das Schaf, das schon damals in verschiedenen Rassen als Torfschaf, Pfahlbauschaf, mykenisches Schaf usw. vertreten war; die Ziege, die in prähistorischen Zeiten sogar eine größere wirtschaftliche Bedeutung als das Schaf besaß; das Schwein, das in zwei Varietäten als Torfschwein und als gezähmtes Wildschwein (Hausschwein) auftritt; endlich das wichtigste aller Haustiere, das Rind. Auch dieses ist schon in neolithischer Zeit in mehreren Rassen vorhanden, als Torfrind und Kurzhornrind, die beide kleiner gebaut sind, und als eine große

---

[1] Das „Geld“ der Urzeit ist das „Vieh“: lat. *pecunia* „Geld“ ist von *pecus* „Vieh“ abgeleitet; got. *skatts* „Geldstück“ stellt sich zu altbulg. *skotъ* „Vieh, Geld“; griech. *κειμήλιον* „Besitz“ (*κειμήλιά τε πρόβασις* „Herdenvieh“, Odyssee II, 75) vielleicht zu toch. A *śemäl* „Kleinvieh“.

[2] Ob die Züchtung der Haustiere vornehmlich aus religiösen Motiven erfolgte, wie Ed. Hahn in den Werken: Die Haustiere usw. 1896, Die Entstehung der Pflugkultur 1909 und anderen annimmt, kann hier dahingestellt bleiben.

Rasse, die wohl vom Ur (Bos primigenius) abstammt. Wie noch heute, so war das Rind bereits in alten Zeiten das dem Ackerbauer unentbehrliche Tier. Gleichwie das Rind, so wurde auch das Pferd schon am Ende der neolithischen Zeit vor den Pflug und den Wagen gespannt; das zeigen uns die Felsenzeichnungen in Schweden (Bohuslän), die Abbildungen auf ägyptischen Särgen und den Wänden der Gräber usw. sowie die Funde von Zaumgestängen aus Tierknochen. Das heutige zahme Pferd in Europa ist entweder ein Abkömmling des hier früher einheimischen Wildpferdes (Equus caballus occidentalis), das grob gebaut ist und eine verlängerte fleischige Maulpartie aufweist, oder der südlichen Rasse (Equus caballus orientalis), die schlanker gebaut ist und eine kleine Maulpartie neben breiter Stirn besitzt. Weitere Rassen wurden im wilden Zustand in Transkaspien von dem amerikanischen Forscher Raphael Pumpelly (Equus caballus Pumpellii) und in den Wüsten zwischen dem Altai und dem Tianschan von dem russischen Reisenden Przewalski entdeckt (Equus caballus Przewalskii, s. oben S. 35). Eines dieser Wildpferde ist wohl der Stammvater des gezähmten europäischen Rosses. In der paläolithischen Steppenzeit war das Wildpferd auch in Europa zu finden; es ist aber eine strittige Frage, ob seine Nachkömmlinge in den spärlichen neolithischen Resten von Pferden aus Europa (in Schweden, am Dnjepr, in Mähren, Böhmen, Südwestdeutschland, den Pfahlbauten usw.) wieder zu erkennen sind. Überhaupt läßt sich das Pferd während der Steinzeit nicht in ganz Europa nachweisen; es fehlt bis jetzt in Österreich, in Bosnien und Schlesien. Dagegen sind Reste des Pferdes in Westeuropa schon auf paläolithischen Fundplätzen sehr häufig anzutreffen; Pferdebilder enthalten auch die Felsenzeichnungen in mehreren Höhlen der Dordogne, besonders in der Grotte Les Combarelles bei Les Eyzies. Vermutlich handelt es sich um wilde oder halbwilde Tiere, die hier abgebildet wurden. Auch in paläolithischen Elfenbein- und Geweihschnitzereien aus derselben Gegend ist das Pferd vertreten[1]). Stets scheint das Pferd also in West- und Mittel-

[1]) F. Birkner, Der diluviale Mensch in Europa, 1910, S. 20. H. Ober-

europa einheimisch gewesen zu sein, wenn es auch auf vielen neolithischen Fundplätzen noch nicht nachgewiesen ist. Das mag daran liegen, daß es in größerer Freiheit gehalten wurde wie die anderen Haustiere und wegen seines Wertes vielleicht nicht als regelmäßige Nahrung diente.

Endlich ist noch der Hund zu erwähnen, der in ältester Zeit bereits angetroffen wird. Die dänischen Muschelhaufen bergen die Reste des schon damals unzertrennlichen Begleiters des Menschen, einer kleingewachsenen Art, des sog. Torfhundes. Diese kleine Rasse lebt auch später noch fort; doch treten größere Varietäten neben sie, die in der Bronzezeit schon eine ziemliche Mannigfaltigkeit aufweisen. Überall, wo Reste menschlicher Ansiedlungen gefunden werden, ist auch der Hund anzutreffen.

Haben die Indogermanen nun ebenfalls die genannten Tiere gekannt und gezähmt? Prüfen wir das sprachliche Material in dieser Hinsicht, so ergibt sich, daß für alle die genannten Tiere über das ganze Sprachgebiet sich erstreckende Gleichungen vorhanden sind, nämlich die folgenden:

Schaf: altind. *ávïš*, griech. *ὄϊς*, lat. *ovis*, *altir. ōi*, ahd. *ouwi*, lit. *avìs*, altbulg. *ovьca* oder altind. *úrā*, *úraṇas*, arm. *gaṙn*, griech. *ἀρήν*, gen. *ἀρνός* (aus **Ϝρην*, vgl. hom. *πολύ-ρρην* „reich an Schafen"), idg. Gdf. **vrā*, **vṛnós*, wozu noch lat. *vervex* „Hammel" gehört.

Lamm: griech. *ἀμνός*, lat. *agnus*, altir. *ūan*, altbulg. *agnę*, *jagnę* (einst auch im Germanischen vertreten, wie die Ableitung altengl. *ēanian* „lammen" beweist) oder arm. *oroj*, griech. *ἔριφος*, lit. *ëras*, *ėrýtis*, lett. *jērs*; lat. *aries* bedeutet „Widder". Das hierhergehörige altir. *heirp* „Ziege" hat aber eine andere Bedeutung erhalten, ebenso got. *lamb* „Lamm", wenn es zu griech. *ἔλαφος* „Hirsch" gehört und dann ursprünglich die Bedeutung „kleines Horntier" hatte.

Die reichliche ursprachliche Terminologie, die sich für die Spezies „Schaf" ergibt, ist ein Beweis für die Bedeutung

---

maier, Die jüngere Paläolithzeit Westeuropas in „Der Mensch aller Zeiten", Band I, S. 204 ff.

der Schafzucht bei dem Urvolk. Daß es nicht wilde, sondern gezähmte Schafe, also Haustiere waren, ergibt sich aus dem ursprachlichen Ausdruck für:

Wolle: altind. *ū́rṇā, ūrṇam*, griech. *λῆνος*, dor. *λᾶνος*, lat. *lāna*, ir. *olan*, got. *wulla*, altbulg. *vlьna*, lit. *vìlna*; dazu griech. *οὖλος* „kraus" (das wilde Schaf hat keine Wolle, die ein Produkt der Züchtung ist). Ja, man kann sogar weiter gehen und behaupten, daß das Schaf in frühester vorhistorischer Zeit das wichtigste Herdentier des idg. Urvolks war. Zu der Gleichung für „Herde, Vieh": altind. *páśu*, av. *pasu-*, lat. *pecus*, ahd. *fihu* stellt sich osset. *fus*, *fys* „Schaf" und griech. *πέκος* „Fließ". Das Schaf wurde also in erster Linie der Wolle wegen gezüchtet; das ergibt sich auch aus dem nahen Zusammenhang des Wortstammes **peku* mit griech. *πέκτω*, lat. *pecto* „kämmen", griech. *πέκω*, *πέκτω* „schere", lit. *pèszti* „rupfen", arm. *asr* „Schafwolle", neupers. *pašm* „Wolle", ahd. *fahs* „Haar" usw. So stellt sich die obige ursprachliche Gleichung für „Wolle" zu lat. *vellus* „Fliess" und *vello* „zupfe", arm. *gelmn* „Wolle, Filz".

Die hervorragende Rolle als Haustier, die das Schaf in einer weiter zurückliegenden Epoche der indogerm. Vorzeit spielte, hatte es aber in der letzten Periode der Urgemeinschaft und in der ältesten historischen Zeit der Einzelvölker an ein anderes Haustier abgeben müssen, an das Rind. Für diese Gattung liegt ebenfalls eine Anzahl sprachlicher Gleichungen vor.

Stier: altind. *ukšā́*, av. *uxšam-*, toch. B *okso*, got. *aúhsa*, cymr. *ych* (dieser Wortstamm gehört wahrscheinlich zu altind. *ukšáti* „besprengt") oder griech. *ταῦρος*, lat. *taurus*, got. *stiur*, altisl. *þjōrr*, altbulg. *turъ*[1]). Lit. *tauras, tauris* bedeutet „Auerochs", altpreuß. *tauris* „Wisent". Eine etwas abweichende Bedeutung weist av. *staora-* „Großvieh" auf. Für das Indische wird der Stamm durch zigeunerisch *šturno* belegt; im Keltischen *tarvos*, ir. *tarb* liegt eine Umbildung desselben vor. Endlich ist

[1]) Über die Verbreitung des gleichen Wortstammes in semitischen Sprachen vgl. das im Abschnitt XVII Bemerkte.

ahd. *farro* „Farre“ zu erwähnen, das mit deutsch *Färse* zu griech. *πόρις*, *πόρτις* „Kalb, junge Kuh“ gehört.

Rind, Kuh: altind. *gāúš*, av. *gəuš*, arm. *kov*, griech. *βοῦς*, dor. *βῶς*, lat. *bōs*, altir. *bō*, ahd. *chuo*, lett. *gůws*, altbulg. *govędь*, oder altind. *vaśā*, lat. *vacca* „Kuh“.

Das Rind wurde ebenfalls schon gezähmt und als Zugtier verwendet; das ergibt sich aus der ursprachlichen Gleichung für:

Joch: altind. *yugám*, griech. *ζυγόν*, lat. *jugum*, cymr. *iau*, corn. *iou*, got. *juk*, altbulg. *igo*, lit. *jùngas* (*n* nach *jùngiu*, lat. *jungo* „verbinde, spanne ins Joch“). Arm. *luc* „Joch“ hat auf unerklärte Weise ein anlautendes *l*, ebenso toch. A *muk* ein anlautendes *m* (*muk kelkān āreñ* = altind. *yuga-lāñgalam*).

Die Bedeutung des Rindes im Haushalt des Indogermanen muß sehr groß gewesen sein. Das beweisen uns die zahlreichen Komposita mit dem Wortstamm von *gāúš* im Altindischen, die eine übertragene Bedeutung aufweisen und daher einen Rückschluß auf ältere Zustände erlauben. So bedeutet altind. *gṓpatiš* (eig. „Rinderherr“) „Herr“, *gáviṣṭis* eig. „Streben nach Rindern“, überhaupt „Kampf“, *gōpā́* (eig. Rinderhüter) „Wächter“; griech. *βουκόλος* „Rinderhirt“ wird übertragen auf *ἱππο-βουκόλος* „Pferdehirt“; lat. *vitulus* eig. „Jährling“ wie griech. koisch *ἔτελον*, äoloisch *ἔταλον* und alb. *vjetɛ* (zu altind. *vatsás* „Jahr“, lat. *vetus* „alt“) hat die Bedeutung „Kalb“ angenommen, während got. *wiþrus*, das zum gleichen Stamm gehört, den älteren Kulturstand des idg. Urvolks widerspiegelt, wenn es die Bedeutung „jähriges Lamm“ aufweist (ahd. *widar* „Widder“ hat diese Bedeutung erweitert, während ir. *feis* „Sau“ wieder ganz abweicht). In zahlreichen Hymnen des Rigveda, der ältesten Dichtung der Inder wie der Indogermanen überhaupt, werden die Götter um Beute an Rindern angefleht; häufig sind darin die Vergleiche, die sich mit dieser Tiergattung befassen. Bei Homer werden Rinder als Kaufpreis für die Braut gegeben, wie das Rind überhaupt als Wertmesser dient. Diese Verhältnisse erinnern uns lebhaft an die ganz gleichartigen bei den Masai, dem kriegerischen Steppenvolk in Ostafrika. Auch bei ihnen gelten die Kriegszüge gegen

die benachbarten seßhaften Negerstämme in erster Linie der Erbeutung von Rindern, die überhaupt ihren ganzen Reichtum ausmachen. Der Kaufpreis für das Mädchen wird in Rindern entrichtet, ganz wie bei den alten Griechen, Indern, Germanen (Tacitus, Kap. 18; bei den Germanen wird auch mit Pferden und Waffen bezahlt) und den heutigen albanesischen Bergstämmen[1]). Wenn das Kind bei den Masai unter feierlichen Zeremonien seinen ersten Namen erhält, so ertönt im Kreise der Verwandten und Freunde der Wunsch: *dabarišori ṅ gišu n daré* „erwirb Rinder und Kleinvieh".

An Bedeutung für die Wirtschaft der Indogermanen tritt gegenüber dem Rind das Schwein ganz erheblich zurück. Es ist auch nur bei den europäischen Indogermanen anzutreffen; der arische Zweig (Inder und Iranier) züchtete es nicht, wie uns Ktesias berichtet, obgleich die idg. Benennung des Schweines auch hier vertreten ist. Der Grund dafür ist wohl darin zu suchen, daß in ihrem Gebiet große Eichen- und Buchenwaldungen und damit die Hauptnahrung des Schweins, die Eicheln und Eckern, fehlten. Vielleicht mag auch das im Orient weit verbreitete religiöse Vorurteil gegen dieses Tier, das auf ursemitische Tabuverbote zurückgeht, mit eingewirkt haben. Eine allgemein indogerm. Gleichung ist die folgende:

Schwein: altind. *sū-karás* „wilder Eber", av. *hū-* „Eber", toch. B *suwo*, griech. *ὗς, σῦς*, lat. *sūs*, alb. *pi*, ahd. *sū* und (mit dem Suffix *-īno-*) *swīn* wie altbulg. *svini-ja*, cymr. *hucc* (mit k-Suffix wie altind. *sū-karás*, lat. *sucula*). Mit idg. **sūs* wurde zweifelsohne zunächst das Wildschwein bezeichnet; für das gezähmte Schwein liegt eine nur europäische Gleichung vor: in griech. *πόρκος*, lat. *porcus*, ir. *porc*, ahd. *farh*, lit. *paršzas*, altbulg. *prasę*.

Bemerkenswert ist, daß auch die Skythen das Schwein nicht züchteten, wie uns Herodot IV, 63 erzählt: *ὑσὶ δὲ οὗτοι οὐδὲν νομίζουσιν, οὐδὲ τρέφειν ἐν τῇ χώρῃ τὸ παράπαν ἐθέλουσιν.* „Die Schweine verwenden diese nicht (zum Opfer) noch pflegen

[1]) D. Ernesto Cozzi, La donna albanese in der Zeitschrift „Anthropos", Band VII (1912), S. 321f.

sie sie in ihrem Lande überhaupt zu züchten.“ Die Abneigung gegen das Schwein haben die aus Asien vorgedrungenen Skythen also auch nach dem östlichen Europa übertragen. Es läßt sich daher nicht feststellen, ob das Schwein zu den Haustieren der Indogermanen gehörte; möglicherweise haben sie es nur in wildem Zustand gekannt. Denn nur in den Ländern, in die die Indogermanen nachweislich erst später eingerückt sind, Nord-, Mittel- und Südeuropa, ist die Schweinezucht in alter Zeit anzutreffen (vgl. den „göttlichen Sauhirt“ Eumaios bei Homer).

Eine größere wirtschaftliche Bedeutung für den Menschen hat ein anderes Haustier, die Ziege, nur in den südlichen Teilen Europas. Das ist leicht erklärlich. Ursprünglich nur im Gebirge zu Hause — die Heimat der vermutlichen Stammart, der Bezoarziege, ist der Kaukasus und die Gebirge Kleinasiens und Persiens — und in älterer Zeit nur Mittel- und Südasien und die Länder um das Mittelmeer bewohnend, wurde sie offenbar zunächst von Gebirgsvölkern gezähmt und erst allmählich in die nordeuropäischen Ebenen eingeführt. Noch heute spielt sie bei den Südeuropäern eine weit größere Rolle als bei uns. Da sie im Verhältnis zu ihrer Körpergröße doppelt soviel Milch wie die Kuh liefert und zudem sehr genügsam ist, so wäre ihre Züchtung für das indogerm. Urvolk naheliegend gewesen. Es läßt sich aber aus den sprachlichen Belegen der Beweis dafür nicht erbringen, da wir keine Benennung für die Ziege haben, die sich über das ganze Sprachgebiet erstreckt. Vielmehr liegen nur folgende partiellen Gleichungen vor:

Ziege (Bock): altind. *ajás, ajā́*, lit. *ožỹs* (vgl. altind. *ajínam* „Fell“ = altbulg. *jažino* „abgezogenes Fell“); arm. *aic*, griech. *αἶξ* (av. *izaēnəm* „aus Leder“); lat. *haedus*, got. *gaits*; av. *būza-*, neupers. *buz*, ahd. *boc*, ir. *bocc* (arm. *buc* bedeutet „Lamm“); lat. *caper, capra*, altisl. *hafr*, altengl. *hæfer, heafor* (griech. *κάπρος* bedeutet „Eber“, cymr. *ceara* „Schaf“; auch deutsch *Bock* bezeichnet noch andere männliche Tiere: *Rehbock* usw.). Alb. *δī* und deutsch *Ziege, Zicke* stehen ganz isoliert da; letzteres scheint ursprünglich nieder- und mitteldeutsch gewesen zu sein.

Ein Sprachforscher[1]) wollte aus der Mannigfaltigkeit der sprachlichen Ausdrücke für die Ziege den Schluß auf eine ganz besondere Bedeutung der Ziegenzucht bei den Indogermanen ziehen. In dieser Ansicht würde ein Kern von Berechtigung stecken, wenn die Hausziege in einer großen Zahl von Varietäten aufträte, für deren jede das Urvolk einen eigenen Namen gehabt hätte[2]). Doch ist dies für die ältere Zeit nicht erwiesen. Die verschiedenen idg. Stämme werden also die Hausziege wohl erst beim Einzug in ihre historischen Sitze schon gezüchtet kennen gelernt und einheimische oder in ihrer eignen Sprache schon vorhandene Namen für andere Tiere (s. oben) auf sie übertragen haben. Ob sie das wilde Stammtier (die Bezoarziege) gekannt haben, läßt sich nicht entscheiden, so lange wir nicht wissen, wo die Ursitze lagen.

Es kommt noch ein Umstand hinzu, der gegen eine Züchtung der Ziege bei den Indogermanen spricht. Der Hauptwert, den sie für den Haushalt besitzt, ist zweifelsohne ihre große Ertragsfähigkeit an Milch. Nun scheint dieses Nahrungsmittel bei den Indogermanen, nach den sprachlichen Zeugnissen zu schließen — andere stehen hier nicht zu Gebote —, nicht die Rolle gespielt zu haben, die wir eigentlich bei einem viehzüchtendem Volke voraussetzen sollten. Denn kein einheitlicher Ausdruck geht durch alle Sprachen. Das könnte freilich auch daran liegen, daß man für Kuh-, Ziegen-, Schaf- und Stutenmilch oder für die Umwandlungsprodukte der Milch (Sahne, Quark, Molken usw.) verschiedene Wörter hatte, von denen eines in dieser, ein anderes in jener Sprache fortlebt. Aber auch für „melken" schwanken die Ausdrücke in den Einzelsprachen. Ein Überblick wird das zeigen:

Milch: altind. *páyas*, av. *páyąh* ist zwar verwandt mit lit. *pë̃nas*, beide bedeuten aber ursprünglich nur „Trank"; griech. *γάλα*, hom. *γλάγος* gehört wohl zu lat. *lac*, gen. *lactis*; altind.

---

[1]) H. Hirt, Die Indogermanen, Band I, S. 288 und Band II, S. 657.

[2]) Allerdings findet man bei viehbesitzenden primitiven Völkern oft eine reiche Nomenklatur für die Tiere (z. B. bei den Masai); doch würden wir, wenn dies auch bei den Indogermanen der Fall gewesen wäre, das gleiche für andere Herdentiere erwarten dürfen, was nicht der Fall ist.

dádhi „Molken“ ist zu altpreuß. *dadan* „Milch“, altind. *ghṛtám* „Rahm, Butter“ zu ir. *gert* „Milch“ zu stellen; got. *miluks*, air. *melg* „Milch“ gehören zu altbulg. *mlěze* „Biestmilch“, während altbulg. *mlěko* „Milch“ wohl nicht dem Germanischen entlehnt ist, sondern nur zufällig an germ. *miluks* anklingt und ursprünglich „Feuchtigkeit“ bedeutet (vgl. slav. *molka*, südslav. *mlaka* „Nässe“)[1]. Ganz isoliert steht arm. *kathn* (wie *kthem* „melke“). Toch. B *malkwer̥* „Milch‘, nähert sich wie das germ. und kelt. Wort der jetzt zu erwähnenden Wurzel für

melken: griech. *ἀμέλγω*, alb. *miel'*, lat. *mulgeo*, ir. *bligim*, ahd. *milchu*, lit. *mélžu*, altbulg. *mlъzą*. Diese Wurzel **melĝ-* beschränkt sich auf die europäischen Sprachen in der Bedeutung „melken“ und bedeutet „streichen“ in altind. *mṛjámi*, av. *marəzāimi*; die asiatischen Sprachen haben andere Ausdrücke für „melken“: arm. *kthem*, altind. *dóhmi*.

Bei dem Mangel an Übereinstimmung in den Ausdrücken für „Milch“ und „melken“ können wir keine einheitliche ursprachliche Benennung ermitteln und müssen aus diesem Umstand den Schluß ziehen, daß die Milch kein regelmäßiges Nahrungsmittel des Urvolks war. Das könnte auf den ersten Blick befremdlich erscheinen bei einem Volk, dessen Hauptreichtum seine Rinderherden waren. Aber wir haben ethnologische Parallelen für diese Annahme. In ganz Ostasien spielt die Milch als Nahrungsmittel nur eine untergeordnete Rolle. Die Wandorobo, ein Zweig der Masai, deren Hauptnahrung das Fleisch ist und die nur ausnahmsweise Vegetabilien essen, verwenden die Milch nicht gern zur Nahrung, ja viele haben sogar einen ausgesprochenen Widerwillen dagegen[2]. Die Butterbereitung geschieht bei den Masai durch Schütteln des Rahmes in einer Flasche nur in sehr primitiver Weise. Käse stellen sie überhaupt nicht her. Auch die Indogermanen

---

[1]) Nach A. Brückner, Zeitschrift für vergleichende Sprachforschung, Band 45, S. 101 ff.

[2]) Möglich ist, daß bei der Enthaltung vom Milchgenuß auch religiöse Motive mitsprechen. So ist den Masai (gleichwie den Juden) der gleichzeitige Genuß von Fleisch und Milch verboten (s. Verf., Revue de linguistique et de philologie comparée 45, p. 195 ff.).

scheinen die Butter als Nahrungsmittel in ihrer Gemeinschaftsexistenz noch nicht gekannt und den Käse nur in flüssiger, noch nicht in fester Form bereitet zu haben. Die sprachlichen Ausdrücke gehen ganz auseinander und ihre Bedeutungen schwanken, wie der folgende Überblick zeigt.

B u t t e r: altind. *añjiš*, ahd. *ancho*, altir. *imb*, altpreuß. *anctan*, während lat. *unguentum* „Salbe“ bedeutet; daneben altind. *sarpíš*, toch. B *šalype*, *šalywe*, griech. kypr. *ἔλφος*, alb. *gálpε*, *gálf*, während das zugehörige ahd. *salba* „Salbe“ bedeutet. Im Ablaut dazu griech. *ὄλπη*, *ὄλπις* „Ölflasche“; auch ein dialektisches *ἔλπος* „Öl“ wird uns bei Hesych überliefert. Es scheint, daß beiden Gruppen ein ursprachlicher Wortstamm zugrunde liegt, der „Öl, Salbe“ bedeutete (vgl. altind. *anákti*, lat. *unguit* „salbt“). Eine andere ursprachliche Gruppe ist: av. *raojnəm*, neupers. *rōγan* „Butter“, aisl. *rjōme*, altengl. *rēam*, mhd. *roum* „Rahm“.

K ä s e: griech. *τυρός*, av. *tūiriną m*, altbulg. *tvarogъ* „geronnene Milch“; lat. *caseus*, altbulg. *kvasъ* „Hefe“ (auch prākrit. *chāsī* „Buttermilch“?); griech. *ὀρός*, lat. *serum* „Molke“ (zu altind. *sarás* „flüssig“). Der Käse, der in seiner heutigen festen Form (lat. *formaticum* = franz. *fromage*) ein sehr junges Kulturprodukt ist, war den Indogermanen offenbar nur als „geronnene Milch“ (Weichkäse, Quark) bekannt (vgl. zu der Frage, ob Milch und Käse Hauptnahrungsmittel des Urvolks gewesen sind, auch das im Abschnitt XII Bemerkte).

Nach dieser Abschweifung auf das Gebiet der Ernährung wollen wir zum Ausgangspunkt zurückkehren. Wo die Milch und die aus ihr gewonnenen Produkte kein regelmäßiges Nahrungsmittel bilden, hat die Zucht der Ziege keinen Wert, und so dürfen wir sie wohl aus der Zahl der Herdentiere der Indogermanen streichen. Ein für das indogerm. Urvolk höchst wichtiges Tier ist dagegen das

P f e r d: altind. *áśvas*, av. *aspō*, altpers. *aspa-*, toch. A *yuk*, B *yakwe*, griech. *ἵππος*, lat. *equus*, altir. *ech*, gall. *epo-* (in Eigennamen wie *Epo-redo-rīx*), got. *aíhwa-* (?, in *aíhwatundi* „Dornstrauch“?), altisl. *jōr*, altengl. *eoh*, altsächs. *ehu* (*-scalc* „Pferdeknecht“). Daneben findet sich ein Name für die

S t u t e: altind. *áśvā*, av. *aspā*, lit. *aszvà*, lat. *equa*, der eine Femininbildung desselben Wortstammes ist.

Außer den nachher zu besprechenden historischen Tatsachen zeigt uns die Unterscheidung der beiden Geschlechter beim Pferd durch ein geläufiges Suffix der idg. Ursprache — bei wildlebenden Tieren werden in der Regel die männlichen und weiblichen Tiere mit verschiedenen Wortstämmen benannt oder gar nicht auseinandergehalten —, daß die Indogermanen es nicht nur in wildem Zustand kannten, sondern auch schon züchteten [1]). Einen weiteren Beweis bildet ein allerdings nur teilweise erhaltener Name für das junge Tier, das

F ü l l e n: griech. *πῶλος*, got. *fula;* lat. *pullus* bedeutet „junges Tier"; stammverwandt ist ir. *lāir*, gen. *lārach* (aus **plārek-*), alb. *pel'ε* „Stute". Die lautlichen Verhältnisse sind schwierig; die Grundbedeutung scheint „junges Tier" gewesen zu sein.

Die Pferde wurden in besonderen „Gestüten" (zu „stehen" gehörig, also ursprünglich die „stehende Einfriedigung" bedeutend) gehalten: althochdeutsch *stuot*, altengl. *stōd;* altbulg. *stado*, lit. *stodas* „Herde von Zuchtpferden"; altisl. *stōđ* bedeutet „Stuten mit Hengst"; ahd. *stute*, schwed. *sto* weist die spezialisierte Bedeutung „Stute", altengl. *stēda*, engl. *steed* diejenige von „Zuchthengst" auf.

Für die Bekanntschaft und Vertrautheit des idg. Urvolks mit dem Pferde spricht weiterhin der Umstand, daß sich in fast allen Sprachen, in denen die altindogerm. Bildungsweise fortlebt, mit dem Stamm **eḱvo-* zusammengesetzte Eigennamen finden. So im Indischen: *Aśva-cakras, Aśva-sūktiš, Aśva-sēnas*; im Altpersischen: *Aspa-čana* „Aspathines", *Višt-āspa* „Hystaspes" (Vater des Darius); im Skythischen: *Βαιόϱ-ασπος, Ἄσπ-ουϱγος*; im Griechischen: *Leuk-ippos, Hippo-medon*; im Gallischen: *Epo-redorīx* usw.

---

[1]) Allerdings spricht der Umstand, daß das Wort für „Stute" vom Maskulinum durch ein offenbar junges Bildungsmittel (feminine Endung *ā*) abgeleitet ist, für eine relativ späte Bekanntschaft des Urvolks mit dem Pferde. Das stimmt merkwürdig zu derselben Erscheinung, die wir im Abschnitt XI für den Gebrauch des Wagens beobachten werden.

Das indische Götterpaar, das den griechischen Dioskuren entspricht, trägt den Namen *Aśvināu*; man stellte sie sich in Pferdegestalt vor. Die Gallier kannten eine Pferdegöttin *Epona* (kelt. *epo* = altir. *ech* „Pferd", s. o.). Das vornehmste Opfer, das den Göttern bei den Indern (s. Rigveda I, 162), Iraniern, Slaven, Preußen und Germanen dargebracht werden konnte, ist das Pferdeopfer; Herodot I, 216 erzählt, daß auch die skythischen Massageten dem Sonnengott Pferde als Opfer darbrachten. Durch die iranischen Völker werden die Semiten des Orients erst mit dem Pferde vertraut; bis zum Beginn des zweiten Jahrtausends war es diesen wie auch den Ägyptern unbekannt. Die Rolle, die das Pferd bei den Indogermanen spielte, vertritt bei den Semiten der Esel, der erst durch diese oder kleinasiatische Völker den idg. Stämmen bekannt wurde, wie seine Namen in ihren Sprachen beweisen: arm. *ēš* (vgl. sumerisch *anšu*, *anši*, turko-tatarisch *ešek*, auch hebr. *ātōn* „Eselin" ?), griech. *ὄνος* aus **osnos*, daraus lat. *asinus*. Das Lateinische hat den Namen an die Kelten und Germanen, diese haben ihn an die Slaven weitergegeben. Der Gesetzeskodex des babylonischen Königs Chammurabi (etwa 1958—1916 v. Chr.) nennt bei den Bestimmungen über den Besitz und denjenigen für den Tierarzt zwar Rinder, Esel, Schafe und Schweine, aber noch keine Pferde. Das Pferd (babyl. *sisū* = aram. *susjā*, hebr. *sūs*) wird daher bei den Babyloniern in der ideographischen Wiedergabe als „Esel des Berglandes" bezeichnet[1]. Wir können aus dem sprachlichen Material nicht entnehmen, ob das Pferd in idg. Zeit zum Reiten diente, oder ob es, wie das in späterer Zeit der Fall war (altind. *aśva-ratḥas* „der mit Rossen bespannte Wagen", griech. *ἱππό-μαχος* „zu Roß d. h. Wagen kämpfend"), vor den Wagen gespannt wurde. Vielleicht war beides schon der Fall. Der Wagen ist sicher in der Urzeit bekannt gewesen; die Gleichung: altind. *ráthas*, av. *raþa-* „Wagen, Streitwagen", lat. *rota*, altir. *roth*, ahd. *rad*, lit. *rātas*

---

[1]) Ed. Meyer, Geschichte des Altertums, Band I, 2, 2. Aufl., S. 579. Fritz Hommel, Grundriß der Geschichte und Geographie des alten Orients, 2. Aufl., S. 14.

„Rad“ geht vielleicht nicht in die idg. Zeit zurück, sondern die Wörter sind einzelsprachliche Bildungen von der ursprachlichen Wurzel **reth-* „laufen“ (altir. *rethim* „ich laufe“, lit. *ritù* „ich rolle“); aber wir haben idg. Wörter für „Achse“ usw. (s. Abschnitt XI), was das Vorhandensein des Wagens in der Urzeit beweist. Als Zugtier diente wohl überwiegend das Rind, das im ganzen Altertum, wie zahlreiche Aussagen von Schriftstellern beweisen, dazu verwandt wurde. Selbst ein Reitervolk, wie die Skythen es waren, fuhr mit ochsenbespannten Wagen; die europäischen Völker treten mit demselben Beförderungsmittel in das Licht der Geschichte. Bei religiösen Festen der Germanen und Gallier wird der Wagen von Kühen gezogen; die merowingischen Könige fahren mit Ochsen in die Volksversammlung. Wir können also vermuten, daß bei dem idg. Urvolk das Rind ebenfalls zum Ziehen des Wagens (und des Pfluges) diente. Die Rolle des Pferdes läßt sich nicht mit gleicher Sicherheit ermitteln; es mag eine ähnliche Bedeutung für die Indogermanen gehabt haben wie das Ren für die unsteten Völker des nördlichen Europas und Asiens, bei denen diese Tiere in großen Herden gehalten werden und den Reichtum des Besitzers darstellen, ohne im Verhältnis zu ihrer Zahl bedeutenden Nutzen zu gewähren. Doch das eine ist sicher: das Pferd war ein dem Urvolk vertrautes Tier. Die Entscheidung, zu welcher Rasse das Pferd des indogermanischen Urvolks gehörte, hängt natürlich von der Lokalisierung der Ursitze ab (s. Abschn. XX) und muß so lange unentschieden bleiben, als wir ihre genaue Lage nicht kennen (s. oben S. 35 und S. 148 f.).

In historischer Zeit bemerken wir häufig, daß der ältere Name des Pferdes durch eine neue Benennung verdrängt wird; so verschwindet lat. *equus* aus den romanischen Sprachen und wird durch jüngeres *caballus* (aus Nordosteuropa stammend?; vgl. altbulg. *kobyla* „Stute“) ersetzt. Ins Deutsche dringt gall. *para-veredus* als *Pferd* ein (die Kelten waren berühmte Rossezüchter und vortreffliche Reiter), obwohl das einheimische Wort *Roß* = engl. *horse* weiterlebt. Aus dem Keltischen stammt auch ahd. *marah*, fem. *mer(i)ha*, nhd. *Mähre*: altir. *marc*

„Pferd". Die neue Benennung tritt mit dem Bekanntwerden einer neuen Rasse auf; aus der Einheitlichkeit des idg. Ausdrucks für das Pferd, die bei keinem anderen Haustier in gleicher Weise vorliegt, dürfen wir also auch auf die Einheitlichkeit der Pferderasse bei dem Urvolk schließen, deren nähere Bestimmung, wie gesagt, vorerst freilich noch nicht mit Sicherheit erfolgen kann.

Wie das Pferd, so ist auch ein anderes Haustier uralter indogerm. Besitz, nämlich der

H u n d : altind. *śvā*, gen. *śúnas*, av. *spā*, gen. *sūnō*, med. *σπάκα*[1]), toch. B *ku*, arm. *šun*, griech. *κύων*, gen. *κυνός*, lat. *canis*, altir. *cū*, gen. *con*, got. *hunds*, lit. *szũ*, gen. *szuñs*. Im Russischen und Polnischen findet sich ein zum gleichen Wortstamm gehöriges *suka* „Hündin", während das Slavische im übrigen den Hund abweichend benennt: altbulg. *pьsъ*, russ. *pësъ*, daneben auch *sobaka*, das an das medische Wort erinnert. Auffallenderweise wird die Hündin in der Regel nicht durch ein besonderes Wort oder eine Femininbildung vom männlichen Tiere unterschieden, während dies doch bei den meisten Haustieren der Fall ist. Der Grund dafür ist offenbar darin zu suchen, daß dem Hund kein Wert beigelegt wurde. Er ist zwar der unzertrennliche Begleiter des Menschen, aber ein Schmarotzer, der eigentlich keine Gegendienste leistet. Denn es ist fraglich, ob ihn die Indogermanen schon als Wächter der Herden verwandt haben, und für ihre primitiven Behausungen brauchten sie keinen Hofhund. Der Hund war vielmehr ein Gegenstand der Verachtung bei dem Urvolk. Deshalb wurde ein schlechter Wurf beim Würfelspiel als „Hund" (griech. *κύων*, lat. *canis*) bezeichnet; wer ihn zu vermeiden versteht, der „Falschspieler", heißt daher im Indischen „Hundetöter" (*śva-ghnín-*)[2]).

Ein anderes Haustier unserer Zeit, das sich in der Tat ganz an das Haus, weniger an eine Person wie der Hund

---

[1]) Bei Herodot I, 110: *τὴν γὰρ κύνα καλέουσι ‚σπάκα' Μῆδοι* (Eigenname *Σπακώ* = griech. *Κυνώ*).

[2]) Vgl. W. Schulze, Zeitschrift für vergleichende Sprachforschung, Bd. 27, S. 60 f.

anschließt, die Katze, ist dem Urvolk nicht bekannt gewesen. Das Stammtier wurde bereits in prähistorischer Zeit in Äthiopien gezähmt und etwa 2000 v. Chr. nach Ägypten eingeführt, wo es Herodot kennen lernt (II, 66 ff.). Von Ägypten aus dringt die gezähmte Katze nach Griechenland; hier wird sie vom fünften Jahrhundert v. Chr. ab von den Schriftstellern erwähnt. Die Römer lernen sie erst viel später kennen; gegen das Ende des ersten Jahrhunderts n. Chr. scheint sie auch in Italien als Haustier eingebürgert zu sein. Das lat. Wort *cattus* ist vom 4. Jahrhundert n. Chr. an belegt [1]); aus dem Vulgärlateinischen stammt wohl die nordeurop. Sippe ir. *catt,* ahd. *kazza,* altbulg. *kotelъ*, lit. *katẽ* usw. Möglicherweise liegt auch ein mittel- oder nordeuropäisches Urwort für die wilde Katze zugrunde, da sowohl das Germanische wie das Keltische manche altertümliche Bildungen aufweist.

Von dem Geflügel, das in historischer Zeit gezüchtet wird, lassen sich folgende Tiere durch sprachliche Gleichungen als den Indogermanen bekannt erweisen:

Gans: altind. *hąsas, hąsī́*, griech. *χήν*, *dor. χᾱ́ν*, lat. *(h)anser*, ahd. *gans*, lit. *žąsìs*, altpreuß. *sansy*; ir. *geis* bedeutet „Schwan".

Ente: altind. *ātíš* (falls nicht zu altisl. *ǣþr* „Eidergans"), griech. *νῆσσα*, dor. *νᾶσσα*, lat. *anas*, ahd. *anut*, lit. *ántis*, altbulg. *ąty*, serb. *ȕtva*.

Es ist aber zweifelhaft, ob sich diese Benennungen auf die gezähmten Tiere bezogen; eher sind die Wildente und Wildgans darunter zu verstehen. Denn in den ältesten Dichtungen der indogerm. Völker, dem Rigveda, Avesta und der Ilias, werden die beiden als Haustiere nicht erwähnt; erst in der jüngeren Odysee wird die Gänseherde der Penelope genannt. Sicher ist, daß das zahme Huhn erst sehr spät vom Orient als gezüchtetes Haustier nach Europa eingeführt wurde; seine Heimat ist Indien, von wo es sich zunächst in dem vorderen Orient verbreitet hat [2]). Im 6. Jahrhundert v. Chr.

[1]) R. Blankenhorn, Zur Geschichte des Wortes „Katze". Zeitschrift für deutsche Wortforschung, Band 11, S. 312 ff.

[2]) Viktor Hehn, Kulturpflanzen und Haustiere. 8. Aufl., besorgt von O. Schrader, 1911, S. 326 ff. Über die sprachliche Seite vgl. auch die Nachträge S. 610 ff.

hat es Griechenland erreicht. Eine sehr altertümliche Bildung zeigt die germ. Wortsippe: got. *hana*, ahd. *hano* „Hahn", ahd. *henna* (aus **hanjō*) „Henne", mit Ablaut altsächs. *hōn* „Huhn", altisl. plur. *hōns* (aus **honiz*, das auf einen *es*-Stamm weist). Diese Sippe stellt man zu lat. *cano* „singe", wie auch griech. *ἠι-κανός* „Hahn" (eig. „Frühsänger"), da die meisten Benennungen des Hahnes in den indogerm. Sprachen auf seine Stimme Bezug nehmen: lit. *gaidȳs* zu *gẽdóti* „singen", altbulg. *pětlъ* zu *pěti* „singen", ir. *cailech*: lat. *calo* „rufe" usw. Aber trotzdem ist an die Bekanntschaft mit dem gezähmten Huhn bei den Urgermanen nicht zu denken. Die Ausdrücke mögen von einer wilden Hühnerart (Rebhuhn) auf die zahme Art übertragen sein [1]). Auch die zahme T a u b e ist nach der sprachlichen Terminologie wie nach den historischen Nachrichten erst spät aus dem Orient nach Europa verbreitet worden; im Haushalt des Urvolks war sie sicher so wenig anzutreffen wie das Huhn.

Aus den bisherigen Ausführungen können wir uns ein einigermaßen klares Bild vom Haustierbestand des indogerm. Urvolks machen. Es gehörten dazu: das S c h a f, das R i n d, das P f e r d und der H u n d, kaum aber die Z i e g e. Ein sicherer Beweis für die Züchtung des S c h w e i n e s liegt nicht vor; die europäischen Völker haben es dagegen seit undenklichen Zeiten als Haustier gehalten. Es kann aber nur von wirklich seßhaften Völkern gezüchtet werden und es ist fraglich, ob das gesamte Urvolk oder erst einzelne seiner Teilstämme schon zur vollen Seßhaftigkeit gelangt waren. Nur bei den Völkern, die an der gemeinsamen Terminologie des Ackerbaus teilnehmen (s. weiter unten), liegt auch der besondere

---

[1]) Dieser Ansicht ist sowohl O. S c h r a d e r a. a. O. wie auch R. G u t m a n n, Revue de linguistique et de philologie comparée 45, S. 90 ff., der ebenfalls an finn. *kana*, lapp. *kanj* „Henne", magy. *kanja* „Geier", ostjak.-samoj. *hanj* „Auerhahn", bask. *kania* „Henne" usw. erinnert. Was die Unbestimmtheit der Bedeutung des Wortstammes **kan* betrifft, so vergleiche man lat. *cicōnia* „Storch", frz. *cane* „Ente", die auch davon abgeleitet sind. Ein ureuropäisches Wort enthält offenbar auch die Sippe frz. *coq*, altengl. *cocc*, estnisch *kukko, kuk* „Hahn", altengl. *cycen*, niederd. *Küken* „Küchlein" usw. (vgl. oben S. 25, Anm. 1).

Ausdruck für das gezüchtete Schwein vor. Geflügel hat das Urvolk sicher nicht gezüchtet, da dessen Haltung erst aus der späteren historischen Zeit nachzuweisen ist.

Schwieriger als die bisher behandelte Frage, welche Haustiere die Indogermanen gekannt haben, gestaltet sich die Untersuchung, ob sie auch schon Kulturpflanzen besaßen und, falls wir diese Frage bejahen, welche der heute gebräuchlichen Arten es waren. Überblicken wir zunächst die Ergebnisse, die sich für Europa (Asien ist noch zu wenig durchforscht)[1]) aus den vorgeschichtlichen Funden ergeben.

Naturgemäß sind von organischen Stoffen keine bedeutenden Überreste in den Gräbern oder sonst in der Erde erhalten, da sie in der Regel dem Verwesungsprozeß zum Opfer fielen. Hier und da finden wir ein paar Getreidekörner, sei es in verkohltem Zustand in einer Urne, sei es, daß sie in den Ton der Gefäße oder in den Lehm der Wände durch einen Zufall hineingeraten sind. Zuweilen treffen wir auch Abdrücke von Körnern oder von Ähren an der Oberfläche von Gefäßen. Reichlicher sind die Funde an den Pfahlbaustationen des Alpengebiets, wo sich in dem Schlamm der Seen getrocknete Baumfrüchte und ihre Kerne, Körner von verschiedenen Getreidearten, die beim Brand der Hütten verkohlt waren, Reste von Hülsenfrüchten (Bohnen, Linsen, Erbsen), Rübenpflanzen (Möhre, Pastinak) und Mohnsamen erhalten haben[2]). Neuerdings hat man aus der Kulturschicht des ersten in Skandinavien aufgefundenen Pfahlbaus bei Alvastra am Wettersee verkohlte Äpfelstücke, Gerstenkörner und Haselnußschalen gehoben, die sich in dem konservierenden Kalkmoor gut erhalten haben[3]). Auch in Südrußland haben sich in den oben (S. 125) genannten Wohngruben Reste von Stroh,

---

[1]) In dem nördlichen Kurgan bei Anau (Transkaspien) fand man bereits in den tiefsten rein neolithischen Schichten Weizen- und Gerstenkörner sowie Flintlamellen, die Raph. Pumpelly für Sicheln ansieht (Explorations in Turkestan, Expedition of 1904, Prehistoric civilisations of Anau, Band II, 1908). Vgl. Hubert Schmidt, Prähistorische Zeitschrift, Band II, S. 414.

[2]) Oswald Heer, Die Pflanzen der Pfahlbauten, 1865.

[3]) O. Frödin, Ein schwedischer Pfahlbau der Steinzeit. Mannus, II, S. 141 ff.

Weizen-, Hirse- und Gerstenkörner gefunden. In Europa und dem angrenzenden Teile von Asien (Transkaspien) wurde also in der neolithischen Periode überall bereits ein, wenn auch wohl noch primitiver Ackerbau betrieben. Betrachten wir nun die Getreidearten, die damals angepflanzt wurden, etwas näher. Die beifolgende Abbildung, welche uns die Ähren der in den Schweizer Pfahlbauten anzutreffenden Pflanzen vorführt, veranschaulicht den Umfang des steinzeitlichen Ackerbaus. Es sind folgende Pflanzen vertreten (von rechts nach links): Rispenhirse, Emmer (eine Weizenart, auch Zweikorn genannt), ägyptischer Weizen, kleine sechszeilige Gerste, dichte sechszeilige Gerste, kleiner Pfahlbauweizen, Kolbenhirse. Es fehlen also zwei für unsere Jetztzeit höchst wichtige Getreidearten: Roggen und Hafer. Ersterer ist erst spät, in der jüngsten Bronzezeit, also frühestens in der ersten Hälfte des letzten Jahrtausends vor Christus durch Funde zu belegen. Etwas früher tritt der Hafer in Funden auf. Beide Pflanzen sind vornehmlich im Norden Europas heimisch; im Süden unseres Erdteils werden sie nicht angebaut. Der Spelz ist aus prähistorischen Funden bis jetzt noch nicht sicher nachgewiesen. Von sonstigen Nutzpflanzen ist besonders der Flachs zu nennen,



Abb. 18. Nach Oswald Heer, **Die Pflanzen der Pfahlbauten**, S. 5.

der ebenfalls schon in den steinzeitlichen Pfahlbaufunden anzutreffen ist. In Osteuropa tritt an seine Stelle der Hanf, der sich erst später als Kulturpflanze nach Westen verbreitet hat[1]).

Prüfen wir nunmehr, welche Handhaben uns die Sprache gibt, um die genannten Getreidearten und sonstigen Nutzpflanzen als dem indogerm. Urvolk bekannt zu erweisen. Eine weit verbreitete Gleichung liegt vor in:

altind. *yávas* „Korn, Gerste", av. *yava-* „Getreide", neupers. *ǰav* „Gerste", griech. *ζειαί* „Spelzweizen", hom. *ζεί-δωρος* (d. i. **ζεϜε-) ἄρουρα* „die getreidespendende Erde", ir. *eorna* „Gerste", lit. *javas* „Same", *javaĩ* plur. „Getreide".

Welche Getreideart verstanden die Indogermanen nun unter **jewos*? Oder war es eine allgemeine Benennung wie unser deutsches „Korn", das je nach der Gegend und ihrer einheimischen Brotfrucht Roggen, Spelz oder Hafer bedeutet? Wir können darüber nichts mit Sicherheit ermitteln[2]). Wahrscheinlich war die Gerste das älteste Getreidekorn der Indogermanen (wie der Ägypter), da sie allen indogerm. Völkern von frühester Zeit an bekannt ist und ihre Hauptfrucht darstellt; *ἄλφιτα, μυελὸν ἀνδρῶν* „Gerste, das Mark der Männer" nennt sie Homer an verschiedenen Stellen. Mit

---

[1]) Siehe G. Buschan, Vorgeschichtliche Botanik, S. 115f. — Griech. *κάνναβις, κάνναβος* „Hanf" unbekannter Herkunft ist das Stammwort von lat. *cannabis*; altind. *śanás* „eine Art Hanf", osset. *san* „Wein" (d. h. urspr. berauschendes Getränk aus Hanfsamen; auch die Skythen verwandten Hanfkörner als Betäubungsmittel), stimmen im wurzelhaften Bestandteil damit überein, während sich altbulg. *konoplja* (Stammwort für lit. *kanãpės*, altpreuß. *knapios*) im anlautenden Guttural nicht mit dem altind. Wort vereinigen läßt. Altengl. *hœnep*, ahd. *hanaf* nähert sich mehr dem griech. Wort. Weitere Beziehungen dieser Wandersippe zu finnisch-ugrischen Mundarten sucht O. Schrader bei V. Hehn, Kulturpflanzen und Haustiere, 8. Aufl., S. 192f. nachzuweisen (*keńe-piš* „Hanfnessel").

[2]) Rob. Gradmann, Der Getreidebau im römischen und deutschen Altertum, 1909, S. 37, glaubt freilich (mit Joh. Hoops, Waldbäume und Kulturpflanzen im germ. Altertum, 1905, S. 426) den Emmer (eine Weizenart, Triticum dicoccum) darunter verstehen zu sollen. Aber diese Kornfrucht ist nach der eigenen Angabe des Verfassers in alter Zeit nur in Ägypten, Palästina, Mitteleuropa (Alpenvorland, oberrheinische Tiefebene, Böhmen) und Dänemark in neolithischen Ansiedlungen neben anderen Getreideresten zu finden, war also keineswegs überall verbreitet.

Gerstenmehl läßt er das Fleisch zum Opfer oder Schmaus bestreut werden. Das Gerstenkorn wird als kleinstes Maß und Gewicht bei allen indogerm. Völkern verwendet; noch heute ist es als solches in den Vereinigten Staaten von Nordamerika in Gebrauch. *Gerstenkorn*, lat. *hordeolum*, griech. *κριθή* ist die Benennung für eine kleine Geschwulst (Entzündung einer Haarbalgdrüse) am Augenlid.

Noch eine zweite verbreitete sprachliche Gleichung bedeutet G e r s t e: griech. *κρῑθή* (aus **ghr̥zdā?*), lat. *hordeum*, ahd. *gersta*, wozu wohl auch arm. *gari* „Gerste“ und pehlewī *džurt-āk* „Getreide“ zu stellen sind. Doch nur das germanische und lateinische Wort lassen sich auf eine gemeinsame Grundform mit altem Ablaut zurückführen; bei allen anderen Ausdrücken bestehen dagegen nicht zu beseitigende lautliche Bedenken. Vielleicht ist bei dieser Gruppe auch uralte Entlehnung Spiel.

Andere Wortgleichungen, die sich über mehrere Sprachen erstrecken, sind die folgenden:

G e t r e i d e: altind. *sasyám*, av. *hahya-* „Getreide“, cymr. *haidd*, bret. *heiz* „Gerste“, gall. (oder ligurisch) *sasia* „Roggen“.

W e i z e n: griech. hom. *πῡρός*, dial. *σπυρός*, lit. *pûrai* (plur.) „Winterweizen“; altbulg. *pyro* bedeutet „Spelt“. Altindisch *pūras* „Kuchen“ könnte hierher gehören, wenn wir uns das Verhältnis von altind. *dhānās* plur. „Getreidekörner“, av. *dānav-* „Getreidekorn“: lit. *dũna* „Brot“ vor Augen halten.

H i r s e (teils Kolben-, teils Rispenhirse): griech. *μελίνη*, lat. *milium*, lit. *malnos* (plur).

H a f e r: lat. *avēna*, altbulg. *ovьsъ*, lit. *avižà*, lett. *ausas*, altpreuß. *wyse*.

S p e l z: lat. *far*, altisl. *barr* „Getreide“; mit abweichender Bedeutung altengl. *bere*, russ. *borъ* „Gerste“; altbulg. *bъrъ* „Hirse“, cymr. *bara* „Brot“.

R o g g e n: altbulg. *rъžь*, lit. *rugỹs*, altengl. *ryge*, ahd. *rocco*; dazu wohl thrak. *βρίζα* „Roggen“.

Wie man sieht, geht keine dieser Gruppen über das ganze indogerm. Sprachgebiet; zudem wechselt die Bedeutung einer Wortsippe oft von einer Sprache zur andern. Auch die lautliche Gestalt der Wörter einer Gruppe läßt sich zumeist schwer

auf eine gemeinsame Grundform zurückführen. Über eine allgemeine Bedeutung oft recht unbestimmter Art kommen wir nicht hinaus, wenn wir eine solche für die vorauszusetzende Grundform ermitteln wollen. Man betrachte z. B. noch die folgende verwandte Sippe: altind. *dū́rvā* „eine Art Hirse“: lit. *dirvà* „Acker, Saatfeld“, niederl. *tarwe* „Weizen“, engl. *tare* „Wicke, taube Ähre“. Es ist ganz unmöglich, für sie eine andere Urbedeutung wie etwa die unbestimmte: „Saatfrucht“ zu geben (vgl. lat. *ador* „Spelt“: got. *atisks* „Saatfeld“).



Abb. 19. **Mahlstein mit zugehörigem Handstein aus Mangstrop bei Hadersleben.** Nach dem Original im Kgl. Museum für Völkerkunde in Berlin (stark verkleinert).

Nicht unberechtigt ist daher die Frage, ob die Indogermanen überhaupt einen regelmäßigen Ackerbau gekannt haben. Das ist indessen doch wahrscheinlich der Fall gewesen. Dafür spricht zunächst eine durch eine ganze Reihe idg. Sprachen hindurchgehende Gleichung für:

„Korn“: lat. *grānum*, altir. *grān*, got. *kaúrn*, altbulg. *zrъno*, altpreuß. *syrna* (lit. *žirnis* bedeutet „Erbse“), das sich der Form nach mit altind. *jīrṇás* „zerrieben“ deckt. Das Urvolk hat also Körner zerrieben d. h. gemahlen. Ein wohl ursprachlicher Beleg für „mahlen“ ist: griech. *ἀλέω*: arm. *alam*; dazu griech. *ἄλευρον*, arm. *aleur* „Mehl“ und altind. *áṇuš* (aus **al-nus*) „dünn“. Eine andere idg. Wzl. **mel-* ist allerdings auf die europ.-arm. Gruppe und das Tocharische beschränkt (s. weiter unten). Wir

wissen auch, wie die vorgeschichtlichen Mühlsteine aussahen; sie weisen an fast allen Stellen der Erde die gleiche Form auf. Die beigegebene Abbildung zeigt uns eine Handmühle von Stein, in der mit dem danebenstehenden Mahlstein die Körner zerquetscht wurden; dieselbe Zubereitung des Mehls sehen wir noch heute vielfach bei primitiven Völkern in Übung. Eine indogerm. Gleichung für eine solche steinerne Kornmühle liegt in folgender Wortsippe vor: altind. *grâvā* „Stein zum Somapressen", arm. *erkan* „Mühlstein", altbulg. *žrъny* „Mühle", lit. *gìrna* „Mühlstein", plur. *girnos* „Handmühle", altir. *brō* „Mühlstein", got. *qaírnus* „Mühlstein".

Natürlich kann man mit einem so primitiven Werkzeug kein feines Mehl erzeugen, es kommt nur eine Art Grütze zustande. Aus solcher grobgemahlenen Gerste bestehen die prähistorischen Brötchen, die man in Östergotland in Schweden aufgefunden hat. Die Südslaven, Rumänen und Polen bereiten noch heute Kuchen (*pirogi*) in dreieckiger Form aus solcher Grütze. Eine ähnliche Art der Mehlbereitung in einem Mörser mit Stössel aus hartem Holz ist noch jetzt bei den rumänischen Bauern in Übung[1]). Diese Herstellung des Mehles kannte auch das indogermanische Urvolk; das Korn konnte anstatt zerrieben auch zerstampft werden. Die folgende weitverbreitete Gleichung beweist uns das: altind. *pináṣ̌ṭi* „zerreibt", av. *pišant-* „zerstampfend, mahlend" griech. *πτίσσω* „stampfe, schrote", lat. *pinso* „zerstoße", altbulg. *pьchati* „stoße", lit. *paisýti* (Gerste) „abklopfen"; zu derselben Verbalwurzel gehört altind. *piṣ̌ṭám*, av. *pištra-* „Mehl", griech. *πτισάνη* „enthülste Hirse", ahd. *fesa* „Hülse des Getreides", altbulg. *pьšeno* „Mehl", *pьšenica* „Weizen". Ableitungen derselben idg. Wurzel sind: lat. *pīla*, *pīsō*, mittelndd. *vīsel* „Mörser" und altind. *pēṣ̌ṭā* „Zerreiber", lat. *pistor* „Müller, Bäcker".

Man könnte einwenden, daß das Zerreiben oder Zerstampfen des Kornes ebensogut bei wild wachsenden und eingesammelten Getreidekörnern erfolgen konnte; aber das Vorhandensein einer so ausgeprägten und umfänglichen Terminologie (die noch

---

[1]) Emil Fischer, Korrespondenzblatt der deutschen Gesellschaft für Anthropologie usw. 1911, S. 31 ff.

durch nur europäisch-armenisch-tocharische Gleichungen erweitert wird) läßt diese Annahme als unwahrscheinlich gelten. Denn die wild wachsenden, eingesammelten Körner wird man ungemahlen verzehrt haben, wie wir dies noch heute mit dem Reis und den Hülsenfrüchten in der Regel tun und wie es sicher in der ältesten Zeit auch bei dem Getreide geschah. Die Tatsache, daß man es zu einem groben Mehl zerrieb oder zerstampfte, setzt eine schon fortgeschrittene Kultur voraus. Zudem haben wir einen unzweifelhaft indogerm. Ausdruck für

Spreu: altind. *palåvas*, lat. *palea*, altbulg. *plěva*, lit. *pelaĩ*, altpreuß. *pelwo*, lett. *pelus*, *pelawas* (plur.). Desgleichen liegt ein indogerm. Wort vor für das Werkzeug zum Schneiden des auf dem Feld stehenden Getreides, die

Sichel: altind. *lavíš*, *lavítram*: griech. *λαῖον*, altisl. *lē*. (Wie eine steinzeitliche Sichel beschaffen war, zeigt uns die beigegebene Abbildung eines Fundes aus Dänemark.) Eine andere Gleichung für dasselbe Werkzeug, die sich zwar nur in zwei europäischen Sprachen findet: lat. *fax*, gen. *falcis* „Sichel, Sense“: lit. *dalgis*, lett. *dalgs* „Sense“ muß einstmals auch eine Entsprechung in der arischen Gruppe gehabt haben, denn nur daher kann das der ugro-finnischen Sprachgruppe (s. Abschnitt XVIII) angehörige mordwinische Wort *tarvas* „Sichel“ entlehnt sein (Grundform **dhargas*, mit arischem *r* gegenüber europäischem *l*)[1]).

Abb. 20. **Sichel aus Feuerstein.** Nach O. Montelius. Kulturgeschichte Schwedens, S. 14.

Über das ganze idg. Sprachgebiet erstreckt sich ebenfalls die Gruppe: altind. *matyám* „Egge, Kolben usw.“, lat. *mateola* „Werkzeug zum Einschlagen in die Erde“, altbulg. *motyka* „Hacke“, ahd. *medela* „Pflug“ (Glosse).

Aber von diesen vereinzelten Ausnahmen abgesehen sind weitaus die meisten sprachlichen Gleichungen, die sich auf den

---

[1]) H. Paasonen, Finnisch-ugrische Forschungen, Band VIII, S. 72 f.

Ackerbau und die damit zusammenhängenden Tätigkeiten beziehen, auf die europäische Sprachgruppe beschränkt; einzelne greifen auch auf das Armenische und Tocharische über. Die hauptsächlichsten dieser Wortsippen sind die folgenden:

pflüge: griech. *ἀρόω*, lat. *aro*, ir. *airim*, got. *arja*, altbulg. *orją*, lit. *ariù*; steckt dieselbe Wurzel auch in toch. A *muk kelkān āreñ* (= altind. *yugalāṅgalam*), worin *muk* „Joch" und *kelkān* „gehend" bedeutet?

Pflug: arm. *araur*, griech. *ἄροτρον*, lat. *arātrum*, altir. *arathar*, altisl. *arđr*, altbulg. *ralo* (= mhd. *arl*), lit. *árklas* (aus **artlas*).

säe: lat. *sero* (aus **sesō*), got. *saia*, altbulg. *sěją*, lit. *sė́ju*, lett. *sēju*; griech. *ἵημι* „werfe" (falls aus **sisēmi*); toch. A *saseryu* „gesät habend" steht vielleicht nur scheinbar dieser Wzl. **sē-* nahe, denn die toch. Form setzt eine Wzl. **ser-* voraus.

Same: lat. *sēmen*, ahd. *sāmo*, altbulg. *sěmę*, lit. plur. *sė́mens*, altpreuß. *semen*; altir. *sīl* (mit anderem Suffix.).

Saat: got. *sēþs*, ahd. *sāt*, cymr. *hād*. Toch. A *śäktālyi* „Saat" gehört nicht zur idg. Wzl. **sē-*.

Acker: griech. *ἀγρός*, lat. *ager*, got. *akrs* (altind. *ájras* bedeutet „Ebene").

mahle: lat. *molo*, got. *mala*, lit. *malù*, altir. *melim*; griech. *μύλλω*, altbulg. *melją*, sind abweichend gebildet; arm. *malem* bedeutet „zerstoße", ebenso das vielleicht verwandte toch. B *melyeṃ* „sie treten mit Füßen".

Egge: griech. *ὀξίνη*, lat. *occa*, cymr. *ocet*, ahd. *egida*, *ecken*, lit. *akė́tės*, *akė̃czios*, altpreuß. *aketes*.

Pflugschar: griech. *ὀφνίς* (= *ὕννις*, *ἄροτρον* bei Hesych.), lat. *vōmer*, *vōmis*, ahd. *waganso*; altpreuß. *wagnis* „Pflugmesser, Sech".

Sichel: griech. *ἅρπη*, altbulg. *srъpъ*, lett. *sirpe*, ahd. *sarf*, ir. *serr*: lat. *sarpo, sarpio* „beschneide". Ein anderer Stamm liegt vor in altind. *lavíš*, griech. *λαῖον*: altisl. *lē* (s. o.) zu altind. *lunā́ti* „schneidet".

Furche: lat. *porca*, ir. *rech*, ahd. *furuh*; arm. *herk* „frisch geackertes Brachfeld".

Ähre, Granne: lat. *agna, acus*, got. *ahs*, lit. *akū̃tas*; griech. *ἄχνη*, *ἄχυρον* „Spreu", *ἀκοστή* „Gerste" (eig. das „Spitzige").

F r u c h t: griech. *καρπός*: lat. *carpo* „pflücke ab", ir. *cerbaim* „schneide", lit. *kerpù* „schneide", ahd. *herbist* „Herbst" (Zeit der Ernte).

Auf andere vereinzelte Beziehungen (z. B. griech. *ἀμητός* „Ernte": ahd. *mād* „Mahd"; griech. *νειός* „Brachland": russ. *niva* „Flur, Feld"; griech. *ἅλως, ἀλωή*: altschwed. *lō* „Tenne"; lat. *līra* „Furche: altbulg. *lěcha*, lit. *lýsė*, altpreuß. *lyso* „Beet", got. *laists* „Spur" usw.) wollen wir hier nicht weiter eingehen.

Es ergibt sich aus den angeführten Gleichungen, die zum Teil auch nach Asien und bis zur arischen Sprachgruppe reichen, daß das Urvolk wohl eine Feldbestellung kannte. Die Sippe (serb. *zadruga*, russ. *mirъ* usw.) bebaute ihre „Hufe" (griech. *κῆκος*, dor. *κᾶπος* „Garten": ahd. *huoba* „Hufe"; gr. *ὁμό-καπος* „Hofgenosse"), die sie zuvor urbar (nhd. *roden*: av. *raođya-, raoiđya-* „urbar zu machen") gemacht hatte. Eine richtige Seßhaftigkeit braucht mit einem solchen Ackerbau nicht notwendig verbunden gewesen zu sein; man verließ, wenn sich bessere Wohnsitze boten, oder wenn die Not dazu zwang, die Ansiedlung und baute den Boden an der neuen Stelle. Thukydides, Buch I, Kap. 2 erzählt uns aus der ältesten Zeit Griechenlands[1]): „Das Land, das wir jetzt Hellas nennen, scheint in alter Zeit nicht fest besiedelt gewesen zu sein, sondern es fanden früher Umsiedlungen statt, und jede Sippe verließ leicht ihren Besitz, wenn sie von einer zahlreicheren verdrängt wurde. Da jede Sippe ihr Land nur soweit bebaute, als zum Leben nötig war, und keinen Überfluß an Besitz hatte noch Baumpflanzungen anlegte, da es ferner unsicher war, ob nicht ein anderer Stamm käme und

---

[1]) *Φαίνεται γὰρ ἡ νῦν Ἑλλὰς καλουμένη οὐ πάλαι βεβαίως οἰκουμένη, ἀλλὰ μεταναστάσεις τε οὖσαι τὰ πρότερα καὶ ῥαδίως ἕκαστοι τὴν ἑαυτῶν ἀπολείποντες, βιαζόμενοι ὑπό τινων ἀεὶ πλειόνων . . . νεμόμενοί τε τὰ αὑτῶν ἕκαστοι ὅσον ἀποζῆν καὶ περιουσίαν χρημάτων οὐκ ἔχοντες οὐδὲ γῆν φυτεύοντες, ἄδηλον ὂν ὁπότε τις ἐπελθὼν καὶ ἀτειχίστων ἅμα ὄντων ἄλλος ἀφαιρήσεται, τῆς τε καθ᾽ ἡμέραν ἀναγκαίου τροφῆς πανταχοῦ ἂν ἡγούμενοι ἐπικρατεῖν, οὐ χαλεπῶς ἀπανίσταντο.*

ihr aus der unbeschützten Ansiedlung alles raubte, und da man endlich glaubte, überall den täglichen Verbrauch an Nahrung decken zu können, so siedelte man unschwer um.“

Ganz ähnliche Verhältnisse müssen in manchen Teilen des alten Germaniens geherrscht haben, wenn wir uns auf die Zeugnisse klassischer Schriftsteller wie Caesar, Tacitus, Strabo usw. verlassen dürfen. Letzterer erzählt (Buch VII, 1, 3, S. 291) mit ähnlichen Worten wie Thukydides[1]: „Gemeinsam ist allen dort (d. h. in Norddeutschland) Wohnenden die Leichtigkeit der Umsiedlungen wegen der Dürftigkeit ihres Lebens und weil sie keinen Ackerbau treiben und keine Vorräte sammeln, sondern in Hütten wohnen und nur ihren täglichen Bedarf besitzen; ihre meiste Nahrung nehmen sie von den Zugtieren wie die Nomaden, und in Nachahmung derselben laden sie ihren Hausvorrat auf ihre Wagen und wenden sich mit ihren Herden, wohin sie Lust haben.“ Ganz so wanderlustig treten uns die germanischen Stämme bei ihrem ersten Zusammentreffen mit der klassischen Welt entgegen, und noch zu Caesars Zeit verlassen die doch schon kultivierteren keltischen Helvetier ohne große Bedenken ihre Stammsitze in der höchst ungewissen Erwartung, in der Ferne eine bessere Ernährungsmöglichkeit zu finden.

Indessen widersprechen die archäologischen Befunde doch dem Bilde, das uns die alten Schriftsteller von den Zuständen des nördlichen Europas entwerfen. Wie wir gesehen haben (S. 63f. und S. 142ff.), gab es schon in der Steinzeit dauernde Ansiedlungen und feste Häuser an immer wieder bebauten Stellen. In dem bronzezeitlichen Dorf unweit Buch bei Berlin können wir aus der Überschneidung alter durch jüngere Hausgrundrisse eine wiederholte Bebauung derselben Stelle kon-

---

[1]) *Κοινὸν δ᾽ ἐστὶν ἅπασι τοῖς ταύτῃ τὸ περὶ τὰς μεταναστάσεις εὐμαρὲς διὰ τὴν λιτότητα τοῦ βίου καὶ διὰ τὸ μὴ γεωργεῖν μηδὲ θησαυρίζειν, ἀλλ᾽ ἐν καλυβίοις οἰκεῖν ἐφήμερον ἔχουσι παρασκευήν. τροφὴ δ᾽ ἀπὸ τῶν θρεμμάτων ἡ πλείστη καθάπερ τοῖς νομάσιν, ὥστ᾽ ἐκείνους μιμούμενοι τὰ οἰκεῖα ταῖς ἁρμαμάξαις ἐπάραντες ὅπῃ ἂν δόξῃ τρέπονται μετὰ τῶν βοσκημάτων.*

statieren. Doch lassen sich die archäologisch festgestellten Tatsachen andauernder Besiedlung und die unanfechtbaren, weil immer wiederkehrenden Zeugnisse der klassischen Schriftsteller von der Wanderlust der mittel- und nordeuropäischen Völker vielleicht vereinigen. Schon in der neolithischen Periode können wir in Süd- und Südwestdeutschland zwei Bevölkerungselemente unterscheiden, die wohl auch der Rasse nach auseinander zu halten sind: ein seßhaftes, ackerbautreibendes Element, das sich im Lößgebiet der Flüsse ansiedelt und ein fluktuierendes Element, das die Höhen der Berge bevorzugt und sich von der Jagd nährt [1]). So mögen sich auch in Mittel- und Nordeuropa immer wieder unstete, wanderlustige Stämme zwischen die bereits ansässigen Bewohner eingeschoben und auch diese häufig in Unruhe versetzt haben. Solche Vorgänge beobachten wir ja wiederholt im Licht der Geschichte. Den Anstoß zur Völkerwanderung z. B. gaben die aus Zentralasien kommenden Scharen der Hunnen [2]), deren Einbruch in Osteuropa mit seinen Folgen fast sämtliche germanischen Stämme nach und nach aus ihren Sitzen aufscheuchte und jahrhundertelange Unrast unter sie brachte. Später rufen die Einfälle der Avaren, Ungarn, Mongolen und Türken ähnliche Wirkungen hervor, die freilich zuletzt an den schon fester gefügten westeuropäischen Staatenbildungen scheitern. Können die Staaten durch ihre militärische Kraft dem Einbruch der nomadischen Völker einen unüberwindlichen Damm entgegensetzen, wie einst die babylonischen und assyrischen Reiche in Asien und das römische Reich in Europa und Vorderasien, dann prallen die Angriffe der

---

[1]) A. Schliz, Prähistorische Zeitschrift, Band II, S. 107, Band IV, S. 43 und an vielen Stellen seiner sonstigen Arbeiten; R. Schumacher, Mainzer Zeitschrift, Band VI, S. 9.

[2]) Die Hiug-nu der chinesischen Annalen sind vermutlich identisch mit ihnen; vgl. O. Franke, Zur Kenntnis der Türkvölker und Skythen Zentralasiens in den Abhandlungen der Berliner Akademie. Philos.-histor. Klasse, 1904, I, S. 1 ff. Vom Altertum an bis zum 6. Jahrh. n. Chr. werden die Hiug-nu (d. h. Sklaven des Hiung) erwähnt, ind. *Hūṇās*, griech. *Χουνοι*. Vgl. auch das im Abschnitt XIX über die Zusammenstöße der Hunnen mit zentralasiatischen idg. Scharen (den Yüe-tschi) Bemerkte.

Nomaden ab; wenn die Staatsgewalt erlahmt, vermag sie dem Andringen der wilden Horden keinen Riegel mehr vorzuschieben und ihr Strom ergießt sich über das ganze Kulturland. Größere staatliche Vereinigungen bestanden aber im mittleren und nördlichen Europa in vorhistorischer Zeit nicht, und daher mögen die ansässigen Stämme immer wieder von unsteten Elementen beunruhigt worden sein. Dazu kommt noch der Umstand, daß aus uns unbekannten Gründen seit der Mitte des letzten vorchristlichen Jahrtausends eine große Unruhe über die nord- und mitteleuropäischen Völker gekommen ist, die sich in den Kelten- und Germanenzügen kundgibt und ihre Wellen bis nach Kleinasien hin wirft. Seit dieser Zeit scheint keine dauernde Ruhe mehr bei ihnen eingekehrt zu sein; immer wieder drängen sie gegen das Kulturland an, und den Reflex dieser Bewegungen finden wir eben bei den klassischen Schriftstellern wieder, ohne daß aus ihren Nachrichten Schlüsse auf eine ältere Periode zu ziehen wären. Nicht selten aber treffen wir in alter Zeit bei ein und demselben Volk neben seßhaften Elementen auch nomadisierende Stämme an, eine Erscheinung, die sich auch heute noch bei afrikanischen Völkern beobachten läßt. Herodot (Buch IV, Kap. 18 und 19) erzählt von den *Σκύθαι ἀροτῆρες* oder *γεωργοὶ* (pflügende und ackerbautreibende Skythen) am Dnjepr; östlich von ihnen wohnen die *Σκύθαι νομάδες οὔτε τι σπείροντες οὐδὲν οὔτε ἀροῦντες*, die nomadischen Skythen, die weder säen noch pflügen und in der Steppe umherziehen. Derselbe Schriftsteller berichtet Buch I, Kap. 125 von der gleichen Zweiteilung bei den Persern. Um ein modernes Beispiel herauszugreifen, so ist der durch Kriege und Viehseuchen verarmte Teil der Masai in der Steppe am Fuße des Kilima-Ndscharo in Deutsch-Ostafrika und einige bereits früher eingewanderte Stämme derselben zum Ackerbau übergegangen, während die jüngere Schicht, die eigentlichen Masai, noch reine Nomaden und ausschließlich Viehzüchter sind.

So mögen auch bei dem idg. Urvolk neben ansässigen Stämmen nomadisierende Teile vorhanden gewesen sein. Es ist sogar nicht einmal ausgeschlossen, daß auch die letzteren

an ihrem jeweiligen Aufenthalt den primitiven Ackerbau ausgeübt haben, den wir allein bei den Indogermanen voraussetzen dürfen. Dies Verfahren wird uns von klassischen Schriftstellern für die wandernden Germanenscharen bestätigt. Die Kimbern z. B. haben auf ihren Wanderungen oft längere Zeit an ein und derselben Stelle verweilt, Häuser gebaut und Korn gesät. Unter den Friedensbedingungen, die sie und die Teutonen den Römern stellten, ist häufig die Lieferung von Saatkorn zu finden[1]).



Abb. 21. **Felsenzeichnung bei Tegneby in Bohuslän (Südschweden): zwei Rinder unter Doppeljoch ziehen einen Schaufel-Spatenpflug. Ein Pflüger mit dem gehobenen Stachel (?) leitet ihn.**

(Nach S. Müller, Charrue, joug et mors, 1902, S. 39.)

Die Bestellung des Feldes geschah in ältester Zeit mit dem sogenannten Hakenpflug, einem hakenförmig gebogenen Ast oder einer Baumwurzel, einem Handgerät; später wurden auch bereits kompliziertere Holzpflüge hergestellt, die von Tieren (vielleicht auch von Menschen) gezogen wurden. Die beigegebene Abbildung, eine Felsenzeichnung aus Bohuslän in Schweden, veranschaulicht eine primitive Art der Bodenbestellung mit einem allerdings schon entwickelteren Pflug[2]).

---

[1]) Vgl. Ludwig Schmidt, Geschichte der deutschen Stämme bis zum Ausgange der Völkerwanderung II, Heft 1, 1911, S. 7 Anm.

[2]) Die primitive Art der Bodenbestellung, die uns die bronzezeitliche Felsenzeichnung veranschaulicht, ist noch vielerorts anzutreffen, nicht nur in außer-

Sprachliche Belege für die Verwendung des Hakenpfluges sind die folgenden: altir. *cecht*, got. *hōha*, ahd. *huohili* „Pflug“: altind. *śākhā*, lit. *szakà* „Ast, Zweig“, lett. *sakas* „Kummet, Mistgabel“; russ. *socha* „Hakenpflug“, poln. *socha* „Pflugsech“ bedeutet ursprünglich „Knüppel“; lat. *būra, būris*, griech. *γύης* „Krummholz am Pfluge“ stellen sich zu westfäl. *kūse* „Keule“; griech. *ὀφνίς* (bei Hesych.), lat. *vōmer*, ahd. *waganso* „Pflugschar“, altpreuß. *wagnis* „Pflugmesser“ zu ahd. *weggi, wekki*, lit. *vagis* „Keil“. Prähistorische Holzpflüge, die freilich erst aus der Bronzezeit stammen oder noch jünger sind, wurden an verschiedenen Stellen aufgefunden (bei Papau nahe Thorn in Westpreußen, bei Döstrup in Jütland usw.).



Abb. 22. **Prähistorischer Pflug aus Holz von Döstrup.**
Original im Kopenhagener Nationalmuseum (nach S. Müller, Charrue, joug et mors, 1902, S. 20).

Eine jüngere Erfindung ist der Räderpflug, die Plinius (Hist. nat. 18, 172) den rätischen Galliern zuschreibt. Es liegt kein Grund vor, an dieser Angabe zu zweifeln. Vielmehr bietet uns die Sprache geradezu eine Handhabe, um die nichtindogermanische Herkunft des „Pfluges“ (urgerm. **plōgaz* im Gegensatz zum „Arl“, urgerm. **arþaz*, dem alten Holzpflug) zu erweisen. Germ. *p* entspricht nach dem Gesetz der Lautverschiebung (s. oben S. 48) einem indogerm. *b*; dies war aber ein höchst seltener Laut in der Ursprache und ist

---

europäischen Erdteilen, sondern selbst im Herzen Europas. So gibt G. Courty, Bulletins et Mémoires de la Société d'Anthropologie de Paris, 1911, S. 386 die Photographie eines Pflügers hinter einem von Ochsen gezogenen noch ganz prähistorischen Pflug aus Le Quercy (Dép. Lot), deren genaue Kopie die obige Felsenzeichnung zu sein scheint, nur hält der Pflüger den Stachel wagrecht. Der Südwesten Frankreichs, das Baskenland, zeichnet sich überhaupt durch die Erhaltung primitiver Bräuche und Geräte aus (vgl. Abschnitt XVI).

in idg. Erbwörtern, die ins Germanische übergingen, bis jetzt nicht nachgewiesen. Germ. **plōgaz* „Pflug" ist also ein Lehnwort, und nichts hindert uns daran, es in einer Sippe mit lat. *plōstrum* (oder *plaustrum*) „Frachtwagen", *plōxemum* „Wagenkasten" zu vereinigen und ein kelto-romanisches (rätisches) **plōvus* „Räderpflug" als Stammwort für unser *Pflug* vorauszusetzen (vgl. rätisch *plaumoratus* „Pflug" bei Plinius). Wie die Germanen, so mag auch die arische Gruppe, die zumeist ihre besonderen Termini für den Ackerbau hat, die alten idg. Ausdrücke fallen gelassen haben, als sie in den altkultivierten Teilen Asiens mit einer höheren Ackerbautechnik vertraut wurde[1]). Solche besonderen arischen Wortsippen sind:

Altind. *kr̥šāmi* „pflüge", *karšakas* „Pflüger", av. *karšya-* „pflügbar", *karša-* „Furche", oder altind. *dātrám*: neupers. *dāš* „Sichel" usw.

Welchem von beiden Geschlechtern in der Urzeit der Indogermanen die Bestellung des Ackers zufiel, können wir natürlich aus dem sprachlichen Material nicht ermitteln. Doch treffen wir bei vielen indogerm. Völkern auf die Anschauung, daß die „Feldarbeit" des freien Mannes unwürdig sei. Herodot V, 6 sagt von den Thrakern: *γῆς δὲ ἐργάτην ἀτιμότατον· τὸ ζώειν ἀπὸ πολέμου καὶ ληιστύος κάλλιστον* „die Bearbeitung der Erde ist das Schimpflichste, das Leben von Krieg und Plünderung das Schönste". Beinah dieselben Gedanken äußert Tacitus, Germania, Kap. 14/15 über die Germanen: „Man kann sie weniger leicht dazu überreden, die Erde zu pflügen und die Ernte zu erwarten, als den Feind herauszufordern und Wunden zu erlangen. Für schimpflich und feig gilt, durch Schweiß zu erwerben, was man sich mit Blut verschaffen kann. Gerade der Tapferste und Kriegerischste tut nichts, sondern überläßt die Sorge für das Haus, die Hausgötter und die Äcker den Frauen,

---

[1]) Was Richard Braungart, Die Urheimat der Landwirtschaft aller indogerm. Völker, 1912 in seinem umfänglichen Werke beibringt, ist als Materialsammlung zum Teil von außerordentlichem Wert. Die Schlüsse des Verfassers auf den Ackerbau des indogerm. Urvolks können aber vor der linguistischen und ethnologischen Kritik nicht bestehen.

den Greisen und gerade den Schwächsten in der Familie"[1]). Auch von den Epiroten, einem griechischen Stamme, wird uns berichtet, daß die Frauen den Acker bestellten und die Männer als Hirten in die Berge zogen. Doch selbst ohne diese Zeugnisse der Schriftsteller dürfen wir annehmen, daß bei dem idg. Urvolk die Bestellung des Ackers der Frau zufiel, denn der Ackerbau dieser Zeit war, wie wir gesehen haben, ein Hackbau, wie er noch heute bei den primitiven Völkern Afrikas erhalten ist. Hier ist er aber Sache der Weiber; dem männlichen Neger liegt der Ackerbau überhaupt nicht, und das ist einer der Hauptgründe, weshalb ihn der europäische Kolonist als faul ansieht. Er vergißt, daß der Neger noch auf einem Kulturniveau steht, das der Nordeuropäer seit 1500 Jahren etwa überwunden hat. Gehen wir noch eine Stufe tiefer in der Völkerleiter Afrikas zu den Buschmännern der Kalahari in Südafrika, so sehen wir den Mann mit Pfeil und Bogen das Wild jagen; das Weib zieht mit dem Grabstock aus, um eßbare Wurzeln in der Erde zu finden. Erst die richtige Seßhaftigkeit, die der Frau die Sorge für das Hauswesen neben dem Vieh aufbürdet, und die Notwendigkeit einer intensiveren Bodenbewirtschaftung zwingen den Mann, die Feldbestellung zu übernehmen und die früher verhaßte und als unwürdig betrachtete Arbeit selbst zu leisten.

Die bei den noch auf einer primitiven Kulturstufe stehenden indogerm. Völkern in alter Zeit herrschende Ansicht, die „Arbeit“ sei des freien Mannes unwürdig, wird gestützt durch die Etymologie des deutschen Wortes *Arbeit*. Es hängt zusammen mit altisl. *erfiðr*, altengl. *earfoþ* „schwer“, altbulg. *rabъ*, *robъ* „Knecht“, *rabota* „Knechtesarbeit“, arm. *arbaneak* „Diener, Gehilfe“ (also auch diese auf den Ackerbau bezügliche Gleichung reicht zum Armenischen hinüber), und hat

[1]) *Nec arare terram aut exspectare annum tam facile persuaseris quam vocare hostem et vulnera mereri: pigrum quin immo et iners videtur sudore adquirere, quod possis sanguine parare. Fortissimus quisque ac bellicosissimus nihil agens, delegata domus et penatium et agrorum cura feminis senibusque et infirmissimo cuique ex familia.*

einen weiteren Vertreter in unserer Sprache durch das aus dem Slavischen entlehnte bayr.-österr. *Robot* „Frohnarbeit". Wir dürfen diese Anschauung unbedenklich auch auf das indogerm. Urvolk übertragen; sie erhält eine weitere Bestätigung durch den niedrigen Rang, den die Kaste der Ackerbauer, der *Vāiśyās*, bei den Indern einnimmt, wobei freilich der Umstand zu berücksichtigen ist, daß weder die Brahmanen noch die Krieger (*kšatriyās*) sich damit befaßten, sondern ihn der eingeborenen Bevölkerung überließen. Die Verachtung des Ackerbauers herrscht auch bei den noch nomadischen Masai gegenüber ihren bereits fest angesiedelten und das Feld bestellenden Volksgenossen. Für die bei dem indogerm. Urvolk vorauszusetzenden Zustände ist ferner der Umstand lehrreich, daß die seßhaften Masai nicht selten infolge der steten Beunruhigungen und Plünderungen durch die nomadischen Masai und auch durch wiederholte Mißerfolge bewogen ihre Ansiedlungen wieder aufgaben und als Nomaden von der Jagd lebten. Auch bei den Indogermanen haben wir ja nur einen geringen Grad der Seßhaftigkeit und einen nur primitiven Ackerbau angenommen. Sie befanden sich offenbar zum Teil im Übergang zur Ackerbaustufe, zum Teil lebten sie noch als reine Viehzüchter, als uns unbekannte Ursachen ihre Einheit zersprengten und ihre Ausbreitung über das zu Beginn der historischen Zeit von ihnen besetzte Gebiet veranlaßten.

IX. Tier- und Pflanzenwelt. Die Waldbäume.

Im vorhergegangenen Abschnitt haben wir die Tiere kennen gelernt, die der Indogermane in seine häusliche Pflege genommen hatte, und wir haben ferner zu ermitteln versucht, ob er auch schon bestimmte Getreidearten anzubauen begonnen hatte. Selbstverständlich ist mit den erwähnten die Zahl der dem Urvolk bekannten Tiere und Pflanzen nicht erschöpft. Vielmehr lehren uns eine Reihe verbreiteter Gleichungen, daß das Stammvolk eine ganze Anzahl auch

uns vertrauter, nicht gezähmter Tiere und Vögel gekannt hat. Von den Schmarotzern der menschlichen Ansiedlungen seien genannt:

Maus: altind. *mūš*, arm. *mukn*, griech. *μῦς*, lat. *mūs*, ahd. *mūs*, altbulg. *myšъ*.

Floh: griech. *ψύλλος*, *ψύλλα*, lat. *pulex*, altbulg. *blъcha*, lit. *blusà*; dazu wohl arm. *lu* (falls nicht zu alb. *plešt*), afghan. *vraža* (aus uriran. **bruša*) und ahd. *flōh*.

Laus: griech. *κονίς*, alban. *ϑenī*, ahd. *hniz*, ir. *sned* „Niss, Lausei".

Fliege: griech. *μυῖα*, alb. *mizε*, lat. *musca*, ahd. *mucca*, altbulg. *mucha*, *mъšica*, lit. *musė̃*, altpreuß. *muso*; auch arm. *mun* „Stechmücke"?

Von andern Insekten erwähnen wir die

Ameise (plattdeutsch *Miere*): av. *maoiriš*, arm. *mrǰimn*, *mrǰiun*, griech. *μύρμηξ*, lat. *formīca* (*f* dissimiliert aus *m*), ir. *moirb*, altisl. *maurr*, altengl. *mȳre*, altbulg. *mravijь*, russ. *muravej*.

Biene: lat. *fūcus* (aus **bhoi-kos*), altir. *bech*, ahd. *bini*, altbulg. *bъcela*, altpreuß. *bitte*, lit. *bitìs* (Grundelement **bhei-*, **bhoi-*)[1]). Die Bekanntschaft der Indogermanen mit der Biene wird auch dadurch erwiesen, daß für den Honig zwei Gleichungen vorliegen: altind. *mádhu*, av. *mađu-*, altbulg. *medъ*, lit. *medùs*: griech. *μέϑυ* „Rauschtrank", ir. *mid*, ahd. *meto* „Met" und arm. *melr*, griech. *μέλι*, alb. *mjalʼ*, lat. *mel*, ir. *mil*, got. *miliþ* (vgl. dazu die Abschnitte XII und XVII).

Drohne: griech. lak. *ϑρώναξ*: altsächs. altengl. *drān*.

Wespe: lat. *vespa*, ahd. *wefsa*, lit. *vapsà*, altbulg. *vosa*, altbret. *guohi* (wohl zu griech. *ὑφαίνω*: ahd. *wibu* „webe" wie av. *vawžaka-*, altind. (*ūrṇa-*)*vābhiš* „Spinne").

Von den Vierfüßlern des Feldes und Waldes lassen sich die folgenden als den Indogermanen bekannt erweisen:

Hase: altind. *śaśás*, ahd. *haso*, norw. schwed. dial. *jase* (aus **hesan*), altpreuß. *sasins*, cymr. *ceinach* (aus **kasi-nakos*).

---

1) Über die Benennung der Biene handelt: R. Gauthiot, Les noms de l'abeille et de la ruche en indo-européen et en finno-ougrois. Mémoires de la Société de Linguistique, Band 16, 264—279.

O t t e r: altind. *udrá-*, ahd. *ottar*, lit. *ūdra*, altbulg. *vydra*: griech. *ὕδρος*, *ὕδρα*˙ „Wasserschlange“ (zu altind. *udán-*, griech. *ὕδωρ* „Wasser“ gehörig).

B i b e r: av. *bawra-*, lat. *feber*, *fiber*, corn. *befer*, ahd. *bibar*, altbulg. *bebrъ*, lit. *bebrus* (wohl zu altind. *babhrúš*, ahd. *brūn* „braun“ als reduplizierte Bildung **bhebhrus*, **bhibhrus*).

I g e l: arm. *ozni*, griech. *ἐχῖνος*, ahd. *igil*, altbulg. *ježь*, lit. *ežỹs*.

W o l f: altind. *vŕ̥kas*, av. *vehrkō*, arm. *gail*, griech. *λύκος*, lat. *lūpus* (sabinisch), alb. *ul'k*, got. *wulfs*, altbulg. *vlъkъ*, lit. *vilkas*. Dazu eine Femininbildung: altind. *vr̥kī́*, altisl. *ylgr*, ahd. *wulpa*, lit. *vìlkė*[1]).

L u c h s: arm. *lusanunkh* (plur.), griech. *λύγξ*, ir. *lug*, ahd. *luhs*, lit. *lúszis*, altbulg. *rysъ* (woher *r* im Anlaut?)

B ä r: altind. *ŕ̥kšas*, av. *arša-*, arm. *arǰ*, griech. *ἄρκτος*, alb. *arí*, lat. *ursus*, ir. *arth*, oder altind. *bhallas*, *bhallakas*, ahd. *bero* (zu lit. *bė́ras*, lett. *bērs* „braun“).

E b e r: lat. *aper*, ahd. *ebur*, altbulg. *v-eprъ*.

Auffällig ist, daß der F u c h s in keiner sicher ursprachlichen Gleichung vertreten ist; es finden sich nur Beziehungen wie altind. *lōpāśás*, arm. *alnēs* (aus **alo-peku-*), griech. *ἀλώπηξ*, bret. *louarn* (aus kelt. **lupernos*), die stark der Entlehnung aus unbekannter Quelle verdächtig sind (altind. *ō* kann nicht griech. *ω* entsprechen). Lat. *volpēs* könnte zu lit. *vilpiszỹs* „Wildkatze“ gehören; got. *fauhō* klingt an altind. *púcchas* „Schwanz“ an. Dagegen liegt eine schon ursprachliche Sippe vor bei dem

H i r s c h: arm. *eln*, griech. hom. *ἐλλός*, cymr. *elain*, altbulg. *jelenь*, lit. *élnis*; dazu gehört auch altind. *ŕ̥śyas* „Antilopenbock“, ahd. *elho*, russ. *losь* „Elch“, pāmirdial. *rus* „wildes Bergschaf“, sowie got. *lambs* (vgl. gr. *ἔλαφος* „Hirsch“ aus idg. **elm̥bhos*) „Lamm“. Der idg. Stamm **elen-* bezeichnete also ein Horntier, wie lat. *cervus*, ahd. *hiruz*, cymr. *carw* „Hirsch“ zu altind. *śŕ̥ñgam*, gr. *κέρας* „Horn“ gehören; auch griech. *κάρνος* „Schaf“ (bei Hesych.) ist so zu deuten. Nur auf europäischem Sprachgebiet zu belegen ist ein verbreiteteres Wort für das

[1]) Die indogerm. Femininbildung **wl̥kī*, **wl̥kā*, die relativ jungen Datums sein muß, läßt den Schluß auf eine genaue Bekanntschaft des Urvolks mit dem Wolf zu, vermutlich wegen seiner Häufigkeit in der Urheimat.

E i c h h ö r n c h e n: altbulg. *věverica*, lit. *voverẽ*, lett. *wāweris*, altpreuß. *weware*, cymr. *gwywer*. Der nicht reduplizierte Stamm **wer-* mag in altengl. *āc-wern*, ahd. *eihh-orn*, deren erster Bestandteil *Eiche* ist, vorliegen.

Es sind also die auch uns (bis auf den zumeist ausgerotteten Wolf und Bären) vertrauten, in unserem Erdteil und natürlich auch im angrenzenden Asien vertretenen Tiere, die im Gesichtskreis des indogerm. Urvolks lagen. Es fehlen dagegen in der ursprachlichen Terminologie z. B. die Ausdrücke für das Kamel, den Löwen und den Tiger. Ersteres wird in der arischen Sprachgruppe mit altind. *úṣṭras*, av. *uštrō*, neupers. *uštur* bezeichnet; das Griechische hat ein semitisches Lehnwort *κάμηλος* (nach hebr. *gāmāl*, arab. *dzamal*), das ins Lateinische (*camēlus*) und von da ins Deutsche drang. Die älteren germanischen Mundarten besaßen ein irgendwie mit lat. *elephas* „Elefant" zusammenhängendes Wort: got. *ulbandus*. Aus dem Germanischen wiederum stammt altbulg. *velьbądъ, velьblądъ*. Der L ö w e heißt altind. *siṃhás*, toch. A heißt er *śiśäk*; die europäischen Sprachen haben sämtlich das griech. *λέων* durch Vermittlung des Lateinischen *leo* übernommen. Neben griech. *λέων* findet sich die Form *λῖς* und eine altertümliche Femininbildung *λέαινα* (aus idg. **lewn̥jā*); doch läßt sich über die Herkunft der griechischen Gruppe nichts Bestimmtes aussagen (s. indes weiter unten). Der T i g e r zeigt mit seiner Benennung seinen Ursprung an: gr. *τίγρις* ist identisch mit av. *tigriš* „Pfeil"; er ist nach seinem pfeilschnellen Sprung benannt. Vorder- und Hinterindien ist das Hauptverbreitungsgebiet des Tigers; durch die Vermittlung der Perser haben ihn die europäischen Völker erst kennen gelernt. Auch das arm. *vagr* „Tiger" stammt aus altind. *vyāghrás* „Tiger"; dunklen Ursprungs ist toch. B *mewijo*.

Die drei letztgenannten Bewohner der wärmeren Zonen sind also im Wortschatz des Indogermanischen nicht vertreten. Wir müssen daher annehmen, daß sie das Stammvolk in den Ursitzen nicht gekannt hat. Auch die Iranier erwähnen den Löwen in den Liedern des Awesta noch nicht, ebensowenig die Inder in den Hymnen des Rigveda den Tiger. Bei den europäischen Völkern wissen wir durch geschichtliche Zeug-

nisse, daß die Griechen den letzteren zuerst um 300 v. Chr. zu Athen erblickten und erst viel später kam er den Römern zu Gesicht. Der römische Schriftsteller Varro erwähnt ihn als erster Autor seines Volkes im 1. Jahrhundert v. Chr. und sagt, daß sein Name aus Asien stamme. Ein älterer Bekannter der Griechen dagegen ist der Löwe; doch den übrigen europäischen Indogermanen ist er erst spät vertraut geworden. Nicht ausgeschlossen ist, daß die Balkanhalbinsel beim Einzug der Griechen noch Reste des diluvialen Höhlenlöwen in ihren Bergen bewahrt hatte, wofür uns z. B. Herodot VII, 125 ein Zeugnis beibringt, wenn er das Heer des Xerxes bei seinem Zuge durch Makedonien auf Löwen stoßen läßt und dabei bemerkt: *εἰσὶ δὲ κατὰ ταῦτα τὰ χωρία καὶ λέοντες πολλοὶ* „es gibt in diesen Gegenden auch viele Löwen". Daher mögen die Griechen einheimische Wörter für den Löwen übernommen haben (*λέων*, *λῖς*), die dann zu den andern europäischen Völkern wanderten.

Von Vertretern der Vogelwelt haben wir bereits die Wildente und Wildgans (s. oben S. 161) kennen gelernt Auch das Rebhuhn ist bereits erwähnt worden (S. 162); hier ist noch ein indogermanischer Ausdruck nachzutragen, für den

H a h n: altind. *kṛka-vākuš*, av. *kahr-kāsō*, neupers. *kerk*, osset. *kharkh*, griech. *κέρκος*, *κέρκνος*, *κέρκαξ* (bei Hesych.); altir. *cerc* bedeutet „Henne". Dazu altind. *karkaras* „Rebhuhn", altpreuß. *kerko* „Taucher", lat. *querquēdula* „Kriekente". Die Sippe ist offenbar auf lautnachahmender Grundlage entstanden (vgl. unser *Kikeriki* oder franz. *coquerico*). Eine Hühnerart ist auch in der folgenden ursprachlichen Sippe vertreten: altind. *tittiri* „Rebhuhn", neupers. *tađarv* „Fasan", griech. *τετράων* „Auerhahn", *τατύρας* „Fasan", altisl. *þidurr* „Auerhahn", altbulg. *tetrěvъ* „Fasan", lit. *teterva*, altpreuß. *tatarwis* „Birkhahn". Dazu arm. *tatrak*, lat. *turtur* „Turteltaube". Auch hier ist onomatopoëtischer Ursprung anzunehmen. Als ursprachlich lassen sich noch nachweisen Ausdrücke für die

W a c h t e l: altind. *vártikā*, *vartakas*, griech. *ὄρτυξ* (*γόρτυξ* bei Hesych.; $\gamma = F$); ferner für den

H ä h e r: altind. *kiki-diviš*, griech. *κίσσα*, *κίττα* (aus **kikjā*), ahd. *hehara*, altengl. *higora* (aus **kikros*); für die

E u l e: altind. *úlūkas* = lat. *ulucus*, ferner lat. *ulula*, ahd. *ūfo*, *ūwila*, lit. *ývas* oder arm. *bu*, *buēč*, griech. *βύας*, *βῦζα*, lat. *būbo*.

K u c k u c k: altind. *kōkilás*, griech. *κόκκυξ*, lat. *cucūlus*, altir. *cūach*, altbulg. *kukavica*; lit. *kukůti* „kuckuck rufen“.

Offenkundig ist auch bei den obigen Wortgruppen der lautnachahmende Ursprung; so erklärt sich das Fehlen der Lautverschiebung im Armenischen und Deutschen.

K r ä h e: griech. *κορώνη*, alb. *sorɛ*, lat. *cornix*, ahd. *hruoh*, altisl. *hrōkr*, lit. *krauklỹs*; altind. *kāravas* ist unbelegt und findet sich nur in Wörterbüchern.

K r a n i c h: arm. *krunk*, griech. *γέρανος*, cymr. *garan*, ahd. *cranuh*, lit. *gérvė*, altbulg. *žeravь*; auch lat. *grūs* und ahd. *kreia*?

Andere Gleichungen beschränken sich auf die europäische Sprachgruppe, so für

A d l e r: got. *ara*, corn. *er*, altbulg. *orьlъ*, lit. *erēlis*; griech. *ὄρνις*, das den gleichen Stamm aufweist, bedeutet allgemein „Vogel“.

R a b e: gr. *κόραξ*, lat. *corvus*, ir. *crū*, ahd. *hraban*, altbulg. *krukъ*. Von demselben lautmalenden Element **kor-* abgeleitet wie die Gruppe „Krähe“ (s. o.).

S t a r: griech. *ψᾶρ*, altsächs. *sprā* oder lat. *sturnus*, ahd. *stāra*, griech. *ἄστραλον* (bei Hesych.).

M e i s e: lat. *merula* (vermutlich aus **mĭsula*), cymr. *mwyalch*, bret. *moualch*, ahd. *meisa*; weniger empfehlenswert ist eine andere Zusammenstellung, nämlich die von lat. *merula* mit ahd. *amsala* „Amsel“ (Grundform **ames-*?).

D r o s s e l: lat. *turdus*, lit. *strãzdas*, serb. *drozd*, ir. *truid*, mhd. *drostel* (Diminutivuffix wie bei lat. *turdēla*).

B l ä ß h u h n: griech. *φαλᾱρίς*, lat. *fulica*, ahd. *belihha* „Belche“.

Solcher Teilgleichungen lassen sich noch eine ganze Anzahl aufstellen. Eine Betrachtung, die wir an vielen Namen von Vierfüßlern (s. oben S. 149 ff.) machen konnten, drängt sich uns auch bei den Vogelnamen auf: die Ausdrücke gehen häufig in den verschiedenen Sprachen von einer Art auf eine

andere über. So entspricht vielleicht lat. *pīcus* dem ahd. *speh* „Specht“, daneben aber bedeutet lat. *pīca* „Elster“ und das zugehörige altind. *pikas* „indischer Kuckuck“. Wir müssen annehmen, daß die Tier- und Vogelnamen ursprünglich eine allgemeinere Bedeutung hatten, die von irgendeiner auffallenden Eigentümlichkeit des Tieres ausging. So bedeutet sowohl „Hirsch“ wie „Lamm“ ursprünglich das „gehörnte“ Tier, der „Ochse“ war der „Befruchter“, der „Hahn“ vermutlich der „Sänger“ usw. Bei der Unbestimmtheit solcher Benennungen ist es begreiflich, daß man ganz verschiedenartige Tiere damit belegen konnte. Ähnlich liegt der Fall bei denjenigen Vogelnamen, die nach dem Geschrei des betreffenden Tieres lautnachahmend gebildet sind, wie bei dem Raben, der Krähe, dem Häher usw. Bei der Ähnlichkeit vieler Vogelstimmen sind die Benennungen dieser Art fließend, ohne feste Umgrenzung. Noch ein anderer Umstand macht das Schwanken der Sprachen in der Verwendung der Tiernamen begreiflich. Dem primitiven Menschen liegt eine Individualisierung bei Sachen, die außerhalb seiner Interessensphäre liegen, fern. Er wird seine Haustiere ganz genau unterscheiden, das Männchen vom Weibchen, das junge Tier vom alten. Aber bei den wilden Arten, die nur zufällig in seinen Gesichtskreis treten, genügt ihm eine allgemeine Charakterisierung; er ist überhaupt nicht befähigt, scharfe Unterscheidungen zu machen und begnügt sich mit dem allgemeinen Eindruck. So kommt es, daß primitive Völker vielfach verschiedene Benennungen für ein und dieselbe Sache haben, die von ihren am meisten in die Augen fallenden Eigentümlichkeiten hergenommen wird; andererseits wenden sie denselben Ausdruck für ganz verschiedene Dinge an, wenn sie zufällig ein oder das andere Merkmal gemeinsam haben. Von den mehrfachen Benennungen derselben Sache lebt die eine in dieser, die andere in jener Sprache fort; derselbe Ausdruck hinwiederum kann in verschiedenen Sprachen ganz andere Dinge bezeichnen. So erklärt sich die bunte Mannigfaltigkeit der Bedeutungen bei den Tiernamen aus dem Erbgut aus indogerm. Zeit. Neben diesen stehen die viel zahlreicheren Entlehnungen aus den

Sprachen der vorindogerm. Bevölkerungen in die indogerm. Sprachen, die natürlich ohne etymologische Beziehungen in den Schwestersprachen sind und sich nur zuweilen in einer benachbarten Sprache wiederfinden, wohin sie aus derselben Quelle gedrungen sind. Sie machen die Hauptmenge der Namen für Tiere und Pflanzen aus. Besonders deutlich tritt dies bei den Namen der Fische hervor, denen wir jetzt noch eine kurze Betrachtung widmen wollen.

Daß die Indogermanen Fische gekannt haben, bedarf keines Beweises; eine andere Frage ist freilich, ob sie sie gegessen haben[1]). Wir haben zwei Gleichungen für „Fisch", die sich über mehrere Sprachen erstrecken: arm. *ǰukn*, griech. ἰχθύς, lit. *žuvìs*, altpreuß. *zukans* und lat. *piscis*, altir. *īasc*, got. *fisks*. Dazu kommt ein Ausdruck für „Lachs", der in ahd. *lahs*, russ. *lososъ*, lit. *lašiša*, altpreuß. *lasasso* vorliegt und jetzt in dem neuentdeckten Tocharischen als toch. B *lakṣal* (= altind. *mátsyas*) mit der allgemeinen Bedeutung „Fisch" aufgetaucht ist. Die letztere ist wahrscheinlich die ältere und bei den nordeuropäischen Völkern auf den größten ihrer Flußfische eingeengt. Die mittel- und süddeutschen Mundarten kennen den Ausdruck „Lachs" für den lebenden Fisch nicht; sie besitzen dafür das Wort „Salm", das keltischen oder vorkeltischen Ursprungs sein mag.

Fischnamen, die über eine Sprache hinaus reichen, sind etwa:

F o r e l l e: griech. πέρκη „Barsch", altir. *erc* „Forelle", *orc* „Lachs", ahd. *forh-ana*, nhd. *Felchen* (ein Fisch des Bodensees, mit alem. *l* für *r* wie alem. *Kilche* = hd. *Kirche*). Das Wort bedeutet „gesprenkelt" (vgl. altind *pṛ́śniš* „bunt, gesprenkelt", griech. πέρκος, πέρκνος „schwarzblau", altir. *erc* „rot, bunt"), spiegelt also die charakteristische Färbung des Fisches mit roten Punkten wider.

---

[1]) Es braucht dies nicht durchaus der Fall gewesen zu sein, was z. B. auch daraus hervorgeht, daß Herodot, Buch I, 216 von den Massageten, einem skythischen Volksstamm, besonders hervorhebt, sie lebten von Fleisch, Milch und F i s c h e n. Ihr Name mag daher mit av. *masyō* „Fisch" zusammenhängen (J. M a r q u a r t, Eranšahr, S. 156) und „Fischesser" bedeuten; ihren Nachbarn fiel es also auf, daß sie Fische aßen. Noch bei uns kann man häufig beobachten, daß die Binnenbevölkerung eine Abneigung gegen den Fischgenuß hat.

Schlei: griech. λινεύς „Meerfisch", lit. *linas*, altpreuß. *linis*, ahd. *slīo* „Schlei".

Elritze: griech. μαίνη „kleiner Meerfisch", ahd. *munewa*, altengl. *myne*; russ. *menь* „Aalraupe", lit. *menkė*, lett. *menca* „Dorsch".

Hai: altisl. *hār*: altind. *śañkuš* „ein bestimmtes Wassertier" (?).

Übereinstimmungen zwischen zwei Sprachgruppen, etwa Germanisch und Baltisch, finden sich häufiger; doch hier liegt zweifellos Entlehnung aus der Sprache der vorindogerm. Bewohner Nordeuropas vor. Über den engsten Kreis geht vielleicht noch der Name des Aales hinaus, falls lat. *anguilla* und griech. ἔγχελυς urverwandt sind und der erste Teil **angui-*: gr. *ἐγχ- zu lat. *anguis*, altbulg. *ązъ*, lit. *angìs* „Schlange" zu stellen ist; vgl. dazu ir. *esc-ung* „Aal" („Sumpfschlange", *esc* „Sumpf"), das denselben Bestandteil an zweiter Stelle aufweist. Der zweite Bestandteil von lat. *anguilla* und griech. ἔγχελυς wäre dann ein ursprachliches **elus*, **elos*, das mit germ. **ēlaz* (ahd. *āl* „Aal") und vielleicht noch weiter mit griech. ἔλαιον „Öl" (der Aal ist der „Glatte", man denke an „aalglatt") zusammenhinge[1]. Ich erwähne diese unsichere Kombination deshalb, weil aus ihr gewisse Schlüsse auf die Lage der Ursitze gezogen werden (vgl. Abschnitt XX). Eine gleiche Rolle spielt der Name der Schildkröte: griech. χέλῡς, χελώνη: altbulg. *žьly*, *zelъvъ*. Doch liegt hier die Annahme nahe, daß das Wort von der Farbe (altbulg. *zelenъ* „grün": ahd. *gelo* „gelb") abgeleitet oder wenigstens beeinflußt ist, wenn ein vorindogerm. Wort (etwa der Balkanvölker) zugrunde liegt. Eine Bekanntschaft des Urvolks mit der Schildkröte läßt sich aus dieser partiellen Gleichung nicht folgern; weder für dieses Tier noch für den Aal haben wir also einwandfreie ursprachliche Gleichungen.

Hiermit können wir die Ermittelungen über die den Indogermanen vertraute Tierwelt als abgeschlossen betrachten und wenden uns nunmehr zur Betrachtung der ihnen bekannten Pflanzen. Wir haben bereits erwähnt, daß die Indogermanen

---

[1]) R. Loewe, Deutsches Wörterbuch, 1910 s. v. Aal; anders N. van Wijk in Francks Etymologisch Woordenboek der nederlandsche taal, 2. Aufl., s. v. I *aal*, der an Verwandtschaft mit altind. *āli-* „Linie, Reihe" denkt.

den Anbau von Kulturpflanzen betrieben haben, obwohl sich nicht mit voller Sicherheit sagen läßt, welche Arten es waren, da die urverwandten Bezeichnungen in ihren Bedeutungen gewöhnlich in den Einzelsprachen schwanken. Hinzuzufügen ist dem oben Gesagten, daß wenigstens die europäischen Indogermanen auch schon eine Gespinstpflanze kannten, den

L e i n: griech. *λίνον*, altbulg. *lьnъ*, lit. *l̃inas, linaĩ* mit idg. *ĭ*; lat. *līnum* (altir. *līn*, ahd. *līn*, alb. *l'jini* sind daraus entlehnt) mit idg. *ī*. Eine andere Gleichung dagegen beruht sicher auf einzelsprachlicher Entlehnung, nämlich die für den

H a n f: arm. *kanaph*, neupers. *kanab*, griech. *κάνναβις*, lat. *cannabis*, altbulg. *konoplja*, ahd. *hanaf*, altengl. *hænep*, Ein ähnliches Wort findet sich in einem ugrofinnischen Dialekt, dem Tscheremissischen *keňe, kiňe*. Anklänge zeigen altind. *śaṇás* (aus **kalnas*) und *bhañgas, bhañьgā*, russ. *penka*, poln. *pienka* (mit Umstellung der *k*- und *p*-Laute). Die Pflanze ist seit alters im Osten Europas heimisch und hat von da aus ihre Wanderung nach Westeuropa und Asien angetreten. Herodot begegnet dem Hanf im Lande der Skythen, wo er wildwachsend und angebaut vorkomme; die Thraker, erzählt er weiter (Buch IV, Kap. 74), verstünden daraus Gewänder anzufertigen, die ganz wie linnene aussähen (vgl. das auf S. 165 Bemerkte). Diese Pflanze scheidet also aus dem Kreise der dem Urvolk bekannten aus, da keine idg. Benennung für sie zu ermitteln ist. Das gleiche ist der Fall bei den Hülsenfrüchten:

B o h n e: lat. *faba*, alb. *baϑε*, altbulg. *bobъ*, altpreuß. *babo*. Unklar ist das Verhältnis von germ. **bauna-* (altengl. *bēan*, ahd. *bōna*) zu diesem offenbar reduplizierten Stamme; vielleicht ist **bauna-* mit got. *bauljan* „schwellen" zu verbinden, wie gr. *κύαμος* „Bohne" mit *κυέω* „schwanger werden" und lit. *pupà* „Bohne" zu lett. *paupt* „schwellen". Im Arischen finden wir altind. *māša-*, neupers. *māš* „Bohne". Unter den Resten der Schweizer Pfahlbauten findet sich eine jetzt ausgestorbene Bohnensorte, die (wie Erbse und Linse) mit der südeuropäischen Art verwandt ist[1]).

[1]) Oswald Heer, Die Pflanzen der Pfahlbauten, 1865, S. 22.

E r b s e: arm. *sisern*, lat. *cicer* „Kichererbse" sind reduplizierte Formen; der einfache Stamm liegt im griech. *κριός* dass. vor. Altpreuß. *keckers* „Erbse" weicht im Guttural ab und stellt sich zu lit. *kekẽ*, lett. *kekkars* „Traube". Ein altind. Wort *śiśna-* „Erbse" ist zweifelhaft. Daneben finden wir eine weitere Gleichung in griech. *ὄροβος*, *ἐρέβινϑος*, lat. *ervum*, ahd. *araweiz*. Beide Sippen sind vermutlich aus unbekannter, ureuropäischer Quelle früh entlehnt[1]).

L i n s e: lat. *lens*; ahd. *linsi*, altbulg. *lęšta*, lit. *leñszis* können auf Entlehnung aus unbekannter Quelle zurückgehen oder auch direkt oder indirekt aus dem Lateinischen stammen. Gr. *φακός* „Linse" klingt an lat. *faba* „Bohne" (s. o.) an.

Von Erdgewächsen (Zwiebel- und Wurzelfrüchten) sind in europäischen Gleichungen vertreten:

R ü b e: griech. *ῥάπυς*, *ῥάφυς*, lat. *rāpa*, *rāpum*, ahd. *rāba*, *ruoba*, altbulg. *rěpa*, lit. *ropė*. Auch hier sind wohl Entlehnungen im Spiel (ein idg. Ablaut *ā*, *ē*, *ō* ist unbekannt), trotzdem die übereinstimmende Bildung von lat. *rāpīna*: lit. *ropënà* „Rübenfeld" auf einen uralten Zusammenhang hinzuweisen scheint.

Z w i e b e l: griech. *κρόμυον*: altengl. *hromsan* „Lauch", lit. *kermùszė*, russ. *čeremša*, ir. *creamh* „wilder Knoblauch".

Unter den Benennungen von Baumfrüchten reicht nur eine über ein weiteres Gebiet, die der

E i c h e l: arm. *kalin*, griech. *βάλανος*, lat. *glans*, altbulg. *žlěza*, lit. *gìlė*. Die Eicheln dienten in prähistorischer Zeit auch dem Menschen zur Nahrung; sie finden sich geröstet in den Resten der Pfahlbauten und ebenso auf Feuerstellen des bronzezeitlichen Dorfes bei Buch nahe Berlin[2]). Von den Namen der von uns genossenen Baumfrüchte kann keiner ein in die idg. Urzeit zurückreichendes Alter aufweisen. Der

A p f e l heißt auf griech. *μῆλον*, dor. *μᾶλον*, ein Wort, das ins Lateinische (*mālum*) entlehnt wurde. Auf nordeuropäischem

---

[1]) Die gleiche Ansicht äußert jetzt auch A. M e i l l e t, De quelques emprunts probables en grec et en latin. Mémoires de la Société de Linguistique, Band XV, S. 161 ff.

[2]) Siehe die Abbildung 17 (S. 137) und vergleiche das im Abschnitt XII Bemerkte.

Gebiete ist eine zusammengehörige Sippe vorhanden: altengl. *appel*, ahd. *apfel*, altir. *aball*, *uball*, lit. *óbůlas*, altpreuß. *woble*, lett. *ābols*, altbulg. *ablъko*, *jablъko*. Ob dieses europäische Urwort **ăbăl* (oder ähnlich) mit dem Namen der italischen Stadt *Abella*, die bei Virgil, Aeneis VII, 740 den Beinamen *malifera* „apfelreich" führt, etwas zu tun hat, muß dahingestellt bleiben. Das genannte *ăbăl* mag ein ureuropäisches Wort für den Holzapfel gewesen sein, der erst später durch die vom Orient eingeführten edleren Arten verdrängt wurde[1]. Auch für die Birne liegt kein idg. Erbwort vor; gr. *ἄπιος*, *ἄπιον* kann mit lat. *pirum*, dem Stammwort der nordeuropäischen Namen dieser Frucht, lautlich schwer vereinigt werden (Grf. **a-piso-* ??). Der Name der Kirsche ist aus griech. *κέρασος* über lat. *cerasum* nach Nordeuropa gekommen und das gleiche ist bei den anderen uns bekannten Obstgattungen der Fall. Wohl mögen die Indogermanen wie die nordeuropäischen Völker Holzäpfel, Holzbirnen, Weichselkirschen und andere wilde Früchte gekannt und genossen haben; der idg. Name für sie ist uns aber nicht überliefert, da das Vordringen der kultivierten asiatischen Obstgattungen überall die wilden Sorten in den Hintergrund drängte. Für die Nuß d. h. die Haselnuß findet sich eine nordeuropäische Wortsippe: lat. *nux*, gen. *nucis*, ir. *cnū*, altengl. *hnutu*, ahd. (*h*)*nuz*; ebenso eine südeuropäische: griech. *ἄρυα* plur. (bei Hesych.), alb. *arɛ*, altbulg. *orěchъ*. Eine dritte Sippe: lit. *lazdà*, altpreuß. *laxde* beschränkt sich auf die baltische Gruppe. Die schwer zu vereinbarenden Lautformen der Sippe lat. *nux* usw. zeigen, daß dieser Name, wie der des Apfels, auf ein europäisches Urwort zurückgeht; bei der südeuropäischen Sippe weist uns der griechische Lexikograph Hesychius auf den pontischen Ursprung hin, während Plinius, Hist. nat. XV, 22 die italienische Nuß aus Persien stammen läßt.

---

[1] Das ist deshalb nicht unwahrscheinlich, weil derselbe Stamm (mit Adj.-Suffix) in vulgärlat.-romanisch *abellana (nux)*, *abellania* (ital. *avellana*, frz. *aveline* usw.) die Bedeutung „Haselnuß" hat (W. Meyer-Lübke, Romanisches etymologisches Wörterbuch s. v. *abellana*). Die Grundbedeutung mag also „wildwachsende Baumfrucht" gewesen sein, ähnlich wie bei got. *akran*, deutsch *Ecker* (s. w. unten).

Einige Wortgleichungen für die wildwachsenden Beerenfrüchte sind die folgenden:

Beere: arm. *aigi* „Weinstock“, griech. *ὄα*, *οἴη* „Vogelbeerbaum“, lat. *ūva* „Traube“; altind. *drākšā* „Weinbeere“: ir. *derc* „Beere“; lit. *ůga*, altbulg. *jagoda* „Beere“, ir. *airne* „Schlehe“: got. *akran* „Frucht“ (auch des Weinstocks), ahd. *ecker* „Ecker“ (ursprünglich: „wilde Baumfrucht“?); griech. *ῥᾶξ*, *ῥᾱγός*: lat. *racēmus* „Traube“ und noch andere.

Von eßbaren Waldpflanzen sei noch der Sauerampfer erwähnt, der seinen Namen von dem säuerlichen Geschmack hat: altind. *amlás*, *amblás* „sauer, Sauerklee“: lat. *amārus* „bitter“, ndl. *amper* „scharf, bitter“, ahd. *ampfaro* „Ampfer“.

Noch weniger also wie die Namen für die Tiere tragen die als indogerm. nachzuweisenden Namen für die Pflanzen irgendein charakteristisches Gepräge, das uns einen Schluß auf die Lage der Ursitze der Indogermanen gestattete. Das geringe Material, das sich uns aus den sprachlichen Gleichungen ergibt, paßt für jede Gegend innerhalb der gemäßigten Zone. Holzäpfel, Holzbirnen, Haselnüsse, Eicheln, Eckern, Beeren, Wurzeln (Möhre) usw. wachsen da überall wild und wurden von jeher vom Menschen zur Nahrung benutzt. Wohl aber hat man ganz sichere Schlüsse auf die Lage der Urheimat aus den Namen der Waldbäume ziehen zu können geglaubt, und deshalb müssen wir uns am Ende dieses Abschnittes etwas eingehender mit ihnen befassen.

Ein über das ganze indogerm. Sprachgebiet verbreiteter Wortstamm für den allgemeinen Begriff Baum gilt in einigen Sprachen für die

Eiche: griech. *δρῦς*, maked. *δάρυλλος*, altir. *daur*, *dair*; sonst altind. *dāru*, *dru-*, av. *dāuru-*, *dru-*, griech. *δόρυ*, alb. *dru*, got. *triu*, altbulg. *drěvo* „Baum, Holz“; auch für andere Bäume gebraucht in altisl. *tyrr* „Föhre“, lat. *lārix* „Lärche“; vergleiche noch lit. *dervà* mit altisl. *tyrve* „Kienholz“. Ein anderes Wort für Eiche liegt in lat. *quercus*, ahd. *fereh-eih*, vielleicht auch in neuind. *pargāi* vor, während derselbe Stamm in ahd. *forha* die „Föhre“, in altind. *parkaṭī* (falls es hierher gehört) eine Art „Feigenbaum“ bedeutet. Das deutsche Wort *Eiche* ist verwandt

mit griech. *αἰγίλωψ*, lat. *aesculus* „Bergeiche". Wir haben also drei ursprachliche Stämme, die für „Eiche" gebraucht werden: **deru-*, **perkvo-*, **aig-*. Die beiden ersteren können aber auch noch andere, grundverschiedene Bäume (Nadelhölzer) bezeichnen, und der Stamm **deru-* hat vielfach die allgemeine Bedeutung „Holz, Baum". Auch ahd. *tanna* bedeutet sowohl „Tanne" wie „Eiche" und das wohl zugehörige altind. *dhánva* „Bogen" setzt eine weitere Bedeutung voraus, da weder das Tannen- noch das Eichenholz sich für einen Bogen eignet[1]). Mhd. *tan* „Tanne" bezeichnet auch allgemein den „Wald". Das aus dem Germanischen entlehnte frz. *tan* „Lohe", *tanner* „gerben" setzt aber eine Bedeutung „Eiche" voraus, die in dem gleichfalls entlehnten bretonischen *tann* „Eiche, Lohe" vorliegt. So erhalten wir zu den drei oben genannten idg. Stämmen **deru-*, **perkvo-*, **aig-* einen vierten idg. Stamm **dhanvo-* mit der Bedeutung „Eiche". Ebensoweit wie der Stamm **deru-* reicht durch fast alle idg. Sprachen ein Name für die

B i r k e: altind. *bhūrjas*, osses. *bärz*, altbulg. *brěza*, russ. *berëza*, lit. *béržas*, altpreuß. *berse*, altisl. *bjǫrk*, ahd. *bircha*, *birihha*. Die zugehörigen Wörter altbulg. *brěstъ*, russ. *berest* bedeuten „Ulme", lat. *fraxinus*, *farnus* „Esche". Der Name der „Birke" ist etymologisch durchsichtig; er hängt zusammen mit niederd. *barke* „Borke, Rinde" und bedeutet „glänzender, weißer" Baum (nach der hellen Rinde): altind. *bhrájatē* „strahlt, funkelt", griech. *φορκόν* (bei Hesych.), alb. *barϑ*, got. *baírhts*, cymr. *berth* „weiß, glänzend" usw.

F i c h t e: altind. *pītu-dāru*, pamīrdial. *pit*, griech. *πίτυς*, lat. *pīnus* (aus **pītsnos*?). Der Name bedeutet „Saftbaum"; vgl. altind. *pitúš* „Saft", lat. *pītuīta* „zähe Flüssigkeit". Eine andere Benennung für denselben Baum ist: griech. *πεύκη*, ir. *ochtach*, ahd. *fiuhta*, lit. *pušìs*, preuß. *peuse*. Dieser Name hängt entweder mit ahd. *fūhti*, mhd. *viuhte* „feucht" zusammen und bedeutet

[1]) Möglich ist die Beziehung von griech. *τόξον* „Bogen" zu lat. *taxus* „Eibe" wie die von altisl. *elmr* zu ahd. *elm* „Ulme"; weitere derartige Beziehungen siehe unten bei „Espe". Aber griech. *τόξον* kann auch mit lat. *texere* „flechten" zusammenhängen; vgl. Homer, Ilias, IV, 110, wo der Verfertiger des Bogens *τέκτων κεραοξόος* „hornglättender Künstler" genannt wird.

ebenfalls den harzausschwitzenden Baum, oder man stellt ihn zu griech. ἐχε-πευκής „spitzig" (vom Pfeil), so daß er von den spitzen Nadeln abgeleitet ist. Eine weitere Sippe ist lat. *abies*, griech. ἄβις (bei Hesych.), die wohl eine ureuropäische Benennung des Baumes darstellt, denn idg. *b* ist ein höchst seltener Laut; vergleiche auch den griech. Namen Ἀβική für das südrussische Waldland. Endlich ist noch das deutsche *Tanne* (: altind. *dhánva* „Bogen") zu erwähnen (s. oben), und slav. *borъ* „Kiefer, Fichte": poln. *bor*, altisl. *bǫrr*, altengl. *bearo* „Wald".

W e i d e: av. *vaēitiš*, griech. ἰτέα, lat. *vitex*, ahd. *wīda*, lit. *výtis*, lett. *vitols*. Die Sippe bedeutet die „Rankende" und ist mit lat. *vieo*, got. *windan* „binden, winden" verwandt.

Die Namen für die bisher behandelten vier Baumarten, die Eiche, Birke, Fichte und Weide reichen von Europa nach Asien hinüber. Das ist bei den übrigen Baumnamen, die hier noch zur Besprechung kommen sollen, nicht der Fall. Zwar wird von manchen Forschern angenommen, daß noch eine weitere Benennung und zwar gerade diejenige, der von diesen Gelehrten eine große Rolle bei der Bestimmung der Ursitze zugedacht wird, auch in einer asiatischen Sprache eine Entsprechung finde, nämlich die der

B u c h e: lat. *fāgus*, altisl. *bōk*, ahd. *buohha* (den älteren idg. ā-Laut bewahrt die von Caesar, Bell. Gall. VI, 10, 5 genannte *silva Bācenis* „Buchenwald" mit fast demselben Suffix wie lat. *fāginus* „büchen"). Im Griechischen φηγός, dor. φᾱγός bedeutet derselbe Wortstamm eine Art „Eiche". Was sonst noch zu dieser Sippe gestellt wird, kann nicht als sicherer Vergleich bezeichnet werden: russ. *bozъ*, *buzina* „Holunder", kurd. *būz* „Ulme". Sollten diese beiden aber wirklich mit dem europäischen **bhāgos* zusammengehören, so kämen wir für diesen Wortstamm über eine allgemeine Bedeutung „Baum" nicht hinaus; je nach dem vorherrschenden Baum einer Gegend wurde er auf die Buche, Eiche, Ulme usw. spezialisiert. Darüber wird im Abschnitt XX noch eingehender zu sprechen sein. Hier wollen wir noch eine Anzahl zumeist europäischer Gleichungen für verbreitete Waldbäume aufzählen. Schon oben erwähnt wurde die

W e i d e. Ein weiterer Name für sie ist lat. *salix*, ir. *sail*, gen. *sailech*, ahd. *salaha*.

L i n d e: ahd. *linta*, russ. *lutĭe* „junge Linden", dazu vielleicht noch griech. *ἐλάτη* „Fichte". Ein anderes Wort ist lat. *tilia*: ir. *teile*.

A h o r n: griech. *ἄκαστος* (Hesych.), lat. *acer*, ahd. *ahorn* oder russ. *klenъ*, altisl. *hlynr*, ahd. *lenne*, lit. *klĕvas*, griech. -maked. *κλινό-τροχος*.

E s p e: ahd. *aspa*, lett. *apsa*, russ. *osina*, vielleicht auch griech. *ἀσπίς* „Schild" (aus Espenholz, wie *αἰγίς* „Schild" zu ahd. *eih*).

E s c h e: arm. *haci*, lat. *ornus*, altir. *huinnius*, cymr. *onnen*, ahd. *ask*, lit. *ůsis*, lett. *ůsis*, preuß. *woasis*, altbulg. *jasenъ*, *jasika*. Hierzu auch griech. *ἀχερ-ωίς* „Weißpappel"; vielleicht auch griech. *ὀξύη*, alb. *ah* „Buche".

E i b e: ir. *ēo*, ahd. *īwa*, preuß. *iuwis*; slav. *iva* „Weide", lit. *jevà* „Faulbaum".

E r l e: lat. *alnus*, ahd. *elira*, lit. *elksnis*, altbulg. *jelьcha* oder griech. *κλήθρη*: nhd. dial. (Alpengebiet) *Ludere* (gemeinsame idg. Grundform **klādhrā*).

H a s e l: lat. *corulus*, altir. *coll*, ahd. *hasal*; dazu vielleicht lit. *kasulas* „Jägerspieß".

U l m e: lat. *ulmus*, ir. *lem*, ahd. *elm*, altisl. *ālmr* oder alb. *viϑ*, russ. *vjazъ*, altengl. *wīce*.

Außer den hier angeführten Baumnamen, die sich über eine Reihe von Sprachen erstrecken, gibt es noch eine Anzahl Gleichungen zwischen zwei indogerm. Sprachen, deren Aufzählung die gegebene Liste nur verlängern würde, ohne für die Frage, die uns jetzt beschäftigen soll, von Bedeutung zu sein. Hat das indogermanische Urvolk den Wald gekannt oder war es ein Steppenvolk? Eine entscheidende Antwort läßt sich nicht geben. Wohl reichen einige Baumnamen, wie wir gesehen haben, über das ganze idg. Sprachgebiet; doch das sind Ausnahmen. Sehr viele Benennungen für die Waldbäume haben die indogerm. Stämme offenbar aus dem Wortschatz der vorindogerman. Sprachen Europas übernommen. Dafür spricht die Lautgestalt der einzelnen Namen, die sich selten auf eine gemeinsame Grundform zurückführen lassen

und oft nur den Stamm gemeinsam haben (s. Ahorn, Esche, Erle usw.). Zudem läßt sich nur für einen Baumnamen eine einigermaßen feststehende Bedeutung ermitteln, für die Birke, die sich östlich von der Weichsel in größeren Beständen findet. Die andern Namen bezeichnen oft schon in zwei benachbarten Sprachen nicht mehr denselben Baum. Was wir oben (S. 185 f.) von den Tiernamen gesagt haben, kann man auch auf die Benennungen der Bäume anwenden. Wenn z. B. die „Weide“ als die „biegsame“ (s. oben) bezeichnet wird, so ist es klar, daß ein solches Charakteristikum auch für zahlreiche andere Pflanzen verwendbar ist. In der Tat wird das zugehörige lat. *vītis* für die „Weinrebe“ gebraucht. Dieser Umstand erklärt uns zum Teil das Schwanken der Bedeutungen bei den Namen der Bäume; zum anderen Teil wird es wiederum auf das geringe Unterscheidungsbedürfnis bei den primitiven Völkern zurückzuführen sein.

Denn dem Menschen der Vorzeit war der Wald nicht etwa ein Jagdgrund oder eine Erholungsstätte, noch weniger unser romantisch angehauchtes Sinnbild der Treue usw. Der Urwald ist ihm ein Ort des Grausens; hier treiben die Geister, die Unholde ihr Wesen, hier weilen die Seelen der Abgeschiedenen. Es gibt keine idg. Benennung für den Wald, kaum einen über zwei Sprachen sich erstreckenden Ausdruck für ihn: griech. *ὕλη* und lat. *silva* sind ohne sichere Etymologie; altbulg *lěsъ* pflegt man mit griech. *ἄλσος* „Hain“ zu verbinden, doch wird dieses auch zu got. *alhs* „Tempel“ unter einer Grundbedeutung „(heilige) Umzäunung“ gestellt. Lat. *lūcus* „freier Raum, Hain“ bedeutet eigentlich „Lichtung“ (*lūceo* „leuchte“) und gehört zu altind. *lōkás*, lit. *laũkas* „Feld“, ahd. *lōh* „bewachsene Lichtung“. Ob unser deutsches *Wald* zu altind. *vāṭas* (aus **valtas*) „Einzäunung, Bezirk“ gehört, muß als unsicher gelten. Bemerkenswert erscheint, daß die Wörter für „Wald“ und „Grenze“ öfter identisch sind: altisl. *mǫrk* „Wald“ ist gleich got. *marka* „Mark, Grenze“, av. *mərəzu-* „Grenze“, lat. *margo* „Rand“ usw.; russ. dial. *kraj* bedeutet „Grenze“ und „Wald“; zu lat. *medius*, got. *midjis* „mitten“, altbulg. *mežda* „Grenze“ gehört vielleicht altpreuß. *median*, lett. *meschs* „Wald“, lit. *medis*

„Baum"; das slavische *granica*, das Stammwort unserer *Grenze*, bezeichnet auf Rügen einen Wald, die Granitz. In der Tat waren die Urwälder der Vorzeit wegen ihrer Unwegsamkeit zumeist Völkergrenzen und auch unsere Wälder spielen oft noch diese Rolle. So schied die Silva Hercynia, der Hercynische Urwald, nach Caesar Bell. Gall. VI, 24 in einer vor seiner Zeit liegenden Epoche Kelten und Germanen. Der Hagenauer Forst bildete in historischer Zeit und ist noch bis heute die Stammesgrenze zwischen Franken und Alemannen, wie der Thüringer Wald die Hessen und Thüringer scheidet. Aus diesen Tatsachen ergibt sich, daß wir bei den Völkern der Vorzeit keineswegs eine Vertrautheit mit dem Wald und seiner Vegetation voraussetzen dürfen, da sie ihm ja möglichst aus dem Wege gingen. Aus den in den indogerm. Sprachen vorliegenden Namen für die Waldbäume können wir, wie oben bemerkt, keine nähere Bekanntschaft der Indogermanen mit dem Wald entnehmen, da nur sehr wenige Ausdrücke in die indogerm. Zeit zurückreichen und diese paar Namen keine feststehenden Bedeutungen aufweisen. Freilich brauchen die Ursitze nicht durchaus waldlos gewesen zu sein; aber irgendwelche, mehr als ganz allgemeine Schlüsse auf ihre floristische Eigenart gestatten die als indogerm. ermittelten Pflanzennamen nicht.

X. Die Metalle.

Man pflegt bekanntlich die Perioden der prähistorischen Kultur nach dem hauptsächlichsten Material, das zu den Geräten und Waffen verwandt wurde, zu benennen. So spricht man von einem Steinzeitalter, einem Bronzezeitalter, einem Eisenzeitalter. Man könnte noch von einer Holz- oder Knochenzeit sprechen, da auch diese beiden Stoffe von manchen Völkern oder zu bestimmten Zeiten fast ausschließlich als Werkzeugmaterial verarbeitet wurden. Der Übergang von der Steinkultur zur Metallverwertung ist wohl der wichtigste Abschnitt, der in der Geschichte der Menschheit zu verzeichnen

ist. Er fand nicht überall zur gleichen Zeit statt. Von den für unsere europäische Kultur in Betracht kommenden Gegenden sind es Vorderasien, Ägypten und Südosteuropa, die zuerst aus der reinen Steinzeit heraustreten. Das geschah hier nach der landläufigen Annahme zu Beginn des dritten Jahrtausends vor Christus, während Mitteleuropa erst im Beginn des zweiten vorchristlichen Jahrtausends und Nordeuropa wiederum ein halbes Jahrtausend später zur Metallkultur übergegangen sein sollen. Doch ist man neuerdings zur Überzeugung gelangt, daß diese Daten zu niedrig angesetzt sind und daß der Gebrauch des Kupfers und später der Bronze in ein höheres Alter zurückreicht. Die Ausgrabungen in Cucuteni in Rumänien, von denen schon oben S. 87 die Rede war, lassen die begründete Vermutung zu, daß schon um die Mitte des dritten vorchristlichen Jahrtausends die Verwendung des Metalls den Völkern Mitteleuropas nicht mehr unbekannt war. Diese Feststellung ist aber von großer Wichtigkeit für unsere Zwecke, die Ermittlung des Kulturzustandes des indogerm. Stammvolks. Ob es nun seine Ursitze in Mittel- oder Osteuropa oder in Zentralasien gehabt hat, ist für diese Frage gleichgiltig. Aus Gründen kulturhistorischer Art dürfen wir vermuten (vgl. darüber Abschnitt XX), daß sich die Urheimat in der näheren Außenzone des vorderasiatisch-südeuropäischen Kulturzentrums befand, von dem aus die Einflüsse auf die umgebenden Länder sich nach allen Himmelsrichtungen hin gleichmäßig ausbreiteten. Wir müssen also annehmen, daß die Kenntnis der Verwendung des Metalls zu Geräten und Werkzeugen auch zu dem indogerm. Stammvolk schon um die Mitte des dritten Jahrtausends vor Christus gedrungen ist und daß es vermutlich schon in seinen Stammsitzen aus dem Stadium der reinen Steinkultur herausgetreten war. Denn wir haben im Abschnitt IV als Zeit der Auflösung der alten Einheit und der Ausbreitung über Europa und Asien die Zeit zwischen 2500 und 2000 v. Chr. angesetzt (S. 69f.). In demselben Abschnitt (S. 71f.) haben wir bereits ausgeführt, daß dem indogerm. Stammvolk aus sprachlichen Gründen die Kenntnis des Metalls zugeschrieben werden muß, da sich ein

gemeinsamer idg. Name sächlichen Geschlechts dafür nachweisen läßt: idg. **ajos* = altind. *áyas*, av. *ayō*, lat. *aes*, got. *aiz* „Erz". Eine adjektivische Ableitung von diesem Wortstamm scheint ebenso noch in die idg. Urzeit zurückzureichen: av. *ayąhaēnō*, umbr. *ahesnes*, lat. *aēnus*, ahd. *ērīn* „ehern". Was verstand man unter dem ursprachlichen **ajos?* Untersuchen wir die Bedeutungen der Abkömmlinge dieses Stammes in den Einzelsprachen, so finden wir zunächst bei altind. *áyas* neben der allgemeinen Bedeutung „Metall, Erz" hauptsächlich die Bedeutung „Eisen" vertreten. Letzteres wird auch als *śyāmám áyas* „dunkles Erz" oder nur als *śyāmám*, ferner als *kālāyasám* „dunkelblaues Erz" oder *kṛṣṇāyas* „schwarzes Erz" bezeichnet. Die Bedeutung „Bronze" läßt sich nur mühsam in einige Stellen der älteren indischen Literatur hinein interpretieren. Das Awestische *ayō* ist gleichfalls mit „Metall, Eisen" zu übersetzen. Lat. *aes* bedeutet „Erz", überhaupt jedes aus der Erde gegrabene Metall (außer Gold und Silber), dann als *aes cyprium* „Kupfer", ferner „Bronze". Got. *aiz* ist die Übersetzung von griech. *χαλκός* „Kupfermünze", altisl. *eir* bedeutet „Metall, Mischmetall," altengl. *ār* „Eisen", ahd. *ēr* „Erz, Eisen". Aus den Bedeutungen in den einzelnen indogerm. Sprachen läßt sich also die Anwendung des Wertes **ajos* auf ein bestimmtes Metall in der Ursprache nicht erweisen. Wenn wir dennoch annehmen, daß die Indogermanen damit das Kupfer oder die Bronze bezeichneten, so geschieht dies aus rein archäologischen Gründen, entsprechend der gebräuchlichen Voraussetzung, daß diese beiden als Nutzmetalle vor dem Eisen bei den prähistorischen Völkern Europas verwandt wurden. Doch wie neuerdings die Bekanntschaft mit dem Kupfer in eine frühere Zeit zurückverlegt wird, so ist es auch möglich, daß das Eisen schon länger bekannt war, als man gemeinhin annimmt. Man darf nämlich nicht vergessen, daß das letztere Metall schneller vergänglich ist und daher weniger Spuren hinterläßt als die Bronze, die sich in der Erde weit besser erhält. Während man in der Regel annimmt, daß das Eisen etwa 500 v. Chr. in Nordeuropa in den allgemeinen Gebrauch kam, finden wir doch schon in dem sog. Königsgrab bei Seddin in der Mark

Brandenburg, das aus der jüngeren Bronzezeit (etwa 1000 bis 800 v. Chr.) stammt, eine Nähnadel und ein zweites unbestimmbares Gerät aus verrostetem Eisen vor und auch sonst sind eiserne Messer in Norddeutschland (Brandenburg, Mecklenburg, Schleswig-Holstein) um diese Zeit vielfach anzutreffen, wenn auch noch keine einheimischen Eisenwaffen[1]).

Wenn also in den indogerm. Einzelsprachen die Abkömmlinge des Urworts **ajos* vielfach mit der Bedeutung „Eisen" auftreten, so muß sie nicht durchaus sekundär sein, d. h. erst durch die spätere Anwendung des Wortes für das neue Nutzmetall hervorgerufen worden sein. Wir können auf sprachlichen Tatsachen gestützt, nicht behaupten, daß dem indogerm. Urvolk das Eisen noch unbekannt war. Im Gegenteil! Es spricht vielmehr ein Umstand dafür, daß das Kupfer als etwas Besonderes in den Gesichtskreis des Urvolks getreten ist. Neben **ajos* findet sich nämlich noch eine zweite ursprachliche Reihe, bei der man mit größerer Bestimmtheit eine Urbedeutung „Kupfer" annehmen darf. Es ist dies die Gruppe: altind. *lōhás*, „rötliches Metall, Kupfer, Eisen", neupers. *rōi*, pehl. *rōd* „Kupfer", lat. *raudus*, *rōdus*, *rūdus* „ein formloses Erzstück als Münze", altbulg. *ruda* „Erz, Metall", altisl. *rauđe* „rotes Eisenerz". Diese Sippe hat einerseits Anklänge an indogerm. Wortstämme wie altind. *rudhirás*, griech. *ἐρυθρός*, lat. *ruber*, got. *rauþs* usw. „rot", ferner an lat. *rudis* „roh" (vgl. *aes rude*) oder an ahd. *aruzzi*, *erizzi* „Erz"; daneben bestehen aber merkwürdige Beziehungen zu dem sumerischen *urudu* und dem baskischen *urraida* „Kupfer". Es scheint also in dieser indogerm. Sippe der Reflex eines Wanderwortes vorzuliegen, das sich mit der Sache (dem Kupfer) in vorhistorischer Zeit von Volk zu Volk über weite Strecken Landes verbreitete. Wäre das Wort aber in der Tat im Sumerischen uralt, wie manche Gelehrte behaupten, so hätten wir im Zweistromland Vorderasiens einen der Ausstrahlungspunkte der Kupferkultur anzu-

---

[1]) Gustaf Kossinna in Mannus, Zeitschrift für Vorgeschichte, Band II, S. 239. — Über das noch frühere Auftreten des Eisens in Südostitalien (etwa 1200 v. Chr.) s. O. Montelius, Das erste Auftreten des Eisens in Italien. Korrespondenzblatt der deutschen Gesellschaft für Anthropologie usw. Bd. 42 (1911), S. 153.

nehmen. Dabei ist nicht weiter auffällig, daß das urindogerm. Lehnwort **roudo-* „Kupfer" anderen Wortstämmen wie denen von „rot" oder „roh" angeglichen wurde, da die sinnfälligen Eigenschaften dieses Metalls eine solche Anknüpfung erleichterten.

Verfolgen wir die weiteren Benennungen des Kupfers und Eisens in den indogerm. Sprachen, so tritt uns eine wohl zusammengehörige Wortgruppe im Griechischen und in den slavisch-baltischen Sprachen entgegen: griech. *χαλκός* „Kupfer", altslav. *želězo*, lit. *geležìs*, lett. *dsélsis*, altpreuß. *gelso* „Eisen". Urverwandt werden diese Wörter aber wohl nicht sein, da griech. *κ* nicht slav.-balt. *z* bzw. *ž* entsprechen kann; auch fehlt eine Anknüpfung an einen anderen indogerm. Wortstamm. (Griech. *χάλκη*, *χάλχη*, *κάλχη* „Purpurschnecke", das man herangezogen hat, weist schon durch seine wechselnde Lautform auf Entlehnung, kann aber natürlich aus derselben Quelle wie *χαλκός* kommen.) Es ist völlig unbekannt, woher die Sippe stammt, und das Gleiche ist bei dem griech. *σίδηρος* (dor. *σίδᾱρος*) „Eisen" der Fall. Letzteres scheint ein jüngeres Lehnwort zu sein, da es sich bei Homer noch nicht in Zusammensetzungen findet wie *χαλκός*. Das würde ja zu der allgemein herrschenden Ansicht über die Reihenfolge des Bekanntwerdens der Metalle stimmen. Ein Anklang des griech. *σίδηρος* an kaukasisch (udisch) *zido* „Eisen" bringt uns auch nicht viel weiter; letzteres wird ein Lehnwort aus dem Griechischen sein[1]). Die Überlieferung der Griechen über die Herkunft des Eisens weist nach Kleinasien, was mit nachher zu erwähnenden Tatsachen übereinstimmt. Doch erst, wenn die noch ganz dunkle Frage nach dem Ursprung der Eisenbereitung einmal gelöst werden sollte, dürften wir vielleicht auch eine Aufklärung über die Herkunft der Bezeichnungen für Eisen in den indogerm. Sprachen erwarten. Man hat die Philister als die Erfinder der Eisentechnik angesehen, ohne

---

[1]) Schiefner, Versuch über die Sprache der Uden in Mémoires de l'Academie impériale de St-Pétersbourg, Série VIIe, Tome VI, 8, p. 8, Note 1. Das Udische hat ebenso griech. *λέβης* „Kessel" als *lewet* entlehnt.

daß diese Hypothese viel Zustimmung gefunden hätte[1]). Viel ansprechender ist die Annahme, das Eisen sei dem vorderasiatisch-südosteuropäischen Kulturkreis von Ägypten aus bekannt geworden. Hier ist es schon im alten Reich verbreitet gewesen (also etwa um die Mitte des 3. vorchristlichen Jahrtausends). Freilich als weiches Eisen, das in Afrika weithin vorkommt, aber zur Bearbeitung des Steines nicht geeignet ist. Dazu verwendeten die Ägypter des alten und mittleren Reiches (bis etwa 1650 v. Chr.) Kupferbeile, die sie zu härten verstanden. Woher den Ägyptern die Bekanntschaft mit dem Eisen kam, kann nicht zweifelhaft sein: aus dem Süden und von ihren dunkelfarbigen Nachbarn. Denn in Zentralafrika bestand von alters her und besteht noch teilweise heute eine eigenartige Technik der Eisengewinnung, die hier autochthon zu sein scheint[2]). Aus dem vorderen Orient, aus Assyrien und Babylonien, kann das Eisen nicht nach Ägypten gekommen sein, da es hier frühestens 1000 v. Chr. als Gebrauchsmetall auftritt. Wir kennen auf asiatischem Boden nur zwei Völker, die durch relativ frühe Fertigkeit in der Bearbeitung des Eisens hervortreten: die schon genannten Philister und die vorarmenischen Chalder in Kleinasien, die Chalyber der Griechen. Die Eisentechnik dieser beiden Völker stammt aber wohl aus einer gemeinsamen Wurzel, vielleicht der kretisch-mykenischen Kultursphäre, zu der diese Kunstfertigkeit von Ägypten gekommen ist. Von den Chalybern ist die Härtung des Eisens zu Stahl geübt worden; darauf weist deutlich das griechische Wort *χάλυψ*, gen. *χάλυβος* „Stahl", das identisch ist mit dem Völkernamen *Χάλυβες*.

Eine weitere indogerm. Wortsippe für „Eisen" liegt in lat. *ferrum*: altengl. *braes* „Erz" vor. Man läßt sie aus sum. *barzal*, assyr. *parzilla*, hebr. *barezel* entlehnt sein, eine Annahme, der nach dem oben Gesagten kulturhistorische Bedenken nicht

[1]) W. Belck, Zeitschrift für Ethnologie, Band 39, S. 334ff.; vgl. ferner Otto Olshausen, Eisengewinnung in vorgeschichtlicher Zeit, ebenda, Band 41, S. 60ff. und die Diskussion über diesen Vortrag S. 86ff.

[2]) F. von Luschan, Eisentechnik in Afrika. Zeitschrift für Ethnologie, Band 41, S. 22ff. und 104ff.

entgegenstehn. Vielleicht dürfen wir die Phönizier als Verbreiter der Sache und des Wortes ansehen.

Ohne jegliche Beziehung zu anderen idg. Sprachen ist das kelt. **umajo-* „Erz, Kupfer" in ir. *umae*, altcymr. *emid*, während ir. *mēin*, *mianach*, altcymr. *mwyn* „Erz", altbulg. *mědь* „Erz, Kupfer" (wovon altbulg. *mědarь* = χαλκεύς „Schmied" abgeleitet ist) mit got. *-smiþa* „Schmied", griech. σμίλη „Schnitzmesser", σμινύη „Karst, Harke" zusammenhängen können. Die baltischen Sprachen haben wiederum eine andere Benennung des Kupfers: lit. *vãrias*, altpreuß. *war(g)ien*, lett. *warš*, *warra*, die Anklänge an finnische Wörter (tscheremissisch *vörǵene*) aufweist. Offenbar ist das Kupfer hierher von einem Zentrum der Gewinnung aus gedrungen, das im Ural gelegen sein mag. Denn auch das im Kaukasus beheimatete Ossetische weist einen ähnlichen Namen des Kupfers auf (*arχī*, *arχvī*).

Die im Vorhergehenden erwähnten sprachlichen Tatsachen stimmen aufs Beste zu der neueren Annahme der Prähistoriker, daß wir für den Gebrauch des Kupfers als Nutzmetall und die Erfindung der Bronze (durch Zinnzusatz gehärtetes Kupfer) nicht ein einziges Ursprungsgebiet, sondern mehrfache Verbreitungszentren anzunehmen haben, nämlich überall da, wo natürliche Lager dieses Erzes seine bergmännische Gewinnung ermöglichten. Auch die einzelnen Teile des indogerm. Urvolks mögen das Kupfer und die Bronze sowie später das Eisen von verschiedenen Seiten her kennen gelernt haben, oder dessen Bekanntschaft kann bereits zu den vorindogerm. Bevölkerungen Europas und Asiens gedrungen und später von den einziehenden indogerm. Stämmen übernommen worden sein. So erklärt sich am einfachsten die Mannigfaltigkeit der Namen für Kupfer (Bronze) uud Eisen (Stahl) in den indogerm. Sprachen. Die obige Annahme schließt nicht aus, daß das Urvolk bereits Metall (**ajos*) oder Kupfer (**roudo-*) in seiner Gemeinschaftsperiode gekannt hat, denn der Import einer Ware aus einer bisher unbekannten Quelle oder ihre neuartige Herstellung bringt nicht selten eine neue Benennung mit. Dafür gibt es zahllose Beispiele aus alter und neuer Zeit. Häufig auch wird der alte Name beibehalten und auf den neu

bekannt gewordenen, oft ganz andersartigen Gegenstand übertragen. Wenn die Indogermanen ein Erz kannten, das sie **ajos* nannten, so wird dieser Name einerseits auf das Kupfer oder die Bronze (vielleicht noch in der Urzeit) spezialisiert (lat. *aes*, got. *aiz*), andrerseits aber auch für das jüngere Eisen verwandt (altind. *áyas*, av. *ayō*, altengl. *ār*, ahd. *ēr*), als es in den Gesichtskreis der betreffenden Völker tritt. Ein in Nordeuropa weit verbreiteter Name für das Eisen stammt aus dem keltischen **īsarno-* (vgl. gall. *Isarno-dori* „ferrei ostii, Eisentore"): altir. *īarn*, got. *eisarn*, altisl., altengl., altsächs., ahd. *īsarn* „Eisen". Die Kelten waren nämlich die Lehrmeister der Germanen in einer neuen Eisentechnik, die während der sog. La-Tène-Periode, in der 2. Hälfte des letzten vorchristlichen Jahrtausends von jenen geübt wurde. Erst diese Kultur verbreitet den Gebrauch des Eisens zur Herstellung von Geräten und Waffen über Westeuropa und später über Nordeuropa. Wir haben zwar oben (S. 199) gehört, daß das Eisen schon um das Jahr 1000—800 v. Chr. in Norddeutschland nicht mehr unbekannt war; doch seine regelmäßige Verwertung als Nutzmetall beginnt erst viel später unter dem auch auf anderen Gebieten merklichen keltischen Kultureinfluß. Mit diesem kommt der neue Name für das wahrscheinlich auch schon früher irgendwie benannte Eisen in Gebrauch, der sich bis heute in allen germanischen Sprachen erhalten hat.

Doch die Verwendung des Eisens in Nordeuropa fällt weit später als die Zeit der indogerm. Gemeinschaftsexistenz und damit eigentlich außerhalb des Rahmens unserer Betrachtungen. Kehren wir zu jener frühen Periode zurück, so erhebt sich die weitere Frage, ob das indogerm. Stammvolk auch die Edelmetalle Gold und Silber bereits gekannt hat. Um diese Frage beantworten zu können, müssen wir etwas weiter ausgreifen und dem ersten Auftreten dieser beiden Metalle bei den Kulturvölkern nachzuspüren versuchen.

Im alten Reich der Ägypter kommen schon vereinzelte Schmucksachen aus Gold vor; später unter den Thiniten (3300—2900 v. Chr.) ist das Gold auch im Privatbesitz weit verbreitet und wird bereits als das wertvollste Objekt an-

gesehen. Es stammt aus den Minen Nubiens und seine Einfuhr ist staatlich geregelt und besteuert[1]). Das Silber dagegen ist noch sehr selten zu jener Zeit. Während des mittleren Reiches gelangen die Goldbergwerke Nubiens durch die Feldzüge Sesostris I. (2000—1981 v. Chr.) in ägyptischen Besitz. So verstehen wir, wenn kleinasiatische und syrische Fürsten den ägyptischen König zur Zeit der Amarnabriefe (etwa 1400 v. Chr.) um Sendungen oder Geschenke von Gold bitten; Ägypten war eben durch seine nubischen Minen ein goldreiches Land. Auch in Sinear (Babylonien) ist goldener Schmuck und Silber schon in der ältesten Zeit nachweisbar, und die Edelmetalle dienten bereits im Anfang des 3. Jahrtausends v. Chr. als Wertmesser. Man bezog Gold vermutlich aus den benachbarten Gebirgsländern; die Herkunft des Silbers ist bis jetzt nicht aufgeklärt. Als Wertmesser dient das Silber, das in einem festen Verhältnis von $13\,^1/_8 : 1$ zum Gold steht. In der Kultur der sog. zweiten trojanischen Stadt, einer Mischung von Stein- und Metallzeit, finden wir Schmucksachen, auch Waffen und Prunkgefäße aus Gold und Silber. Ersteres Metall wurde in der Landschaft selbst in dem Bergwerk von Astyra bei Abydos gewonnen, wird aber auch eingeführt worden sein; woher das Silber kam, ist auch hier noch aufzuklären. Wenden wir unsere Blicke nach Südosteuropa in die Welt des ägäischen Kulturkreises, so treten uns die Edelmetalle schon in der älteren minoischen Zeit (2500 v. Chr.) auf Kreta entgegen, zusammen mit dem ersten Aufkommen der Bronze. Bei den nahen Beziehungen zu Ägypten und der Abhängigkeit der südosteuropäischen Kultur von der des Nillandes ist dies nicht anders zu erwarten. Auf Cypern, dessen Kupferlager schon öfter erwähnt wurden, da sie den Reichtum der Insel ausmachten, erscheint ein unreines Silber schon im ersten Bronzezeitalter (vor 2000 v. Chr.); goldne Schmucksachen etwas später, zur mykenischen Zeit. Über den ganzen vorderen Orient ist schon sehr früh auch eine

---

[1]) Vgl. zum Folgenden: Eduard Meyer, Geschichte des Altertums, Band I, 2, 2. Aufl., S. 58 ff., 150 ff., 415 ff., 517 f. und andere Stellen.

Mischung der beiden Metalle, das sog. Elektron, verbreitet. Selbst in Griechenland, das schon weiter vom ägyptischen Kultureinfluß entfernt ist, trifft man bereits in der prämykenischen Zeit Gegenstände aus Silber, das man ja im Lande selbst gewinnen konnte; das Gold tritt in der mykenischen Zeit in solcher Fülle und in so vollendeter Verarbeitung zu Gefäßen, Schmucksachen und zur Ornamentierung auf, daß diese Technik auf eine längere Übung schließen läßt[1]. Auch die Goldlager Siebenbürgens und der östlichen Alpenländer wurden schon in der frühen Bronzezeit ausgebeutet, und mit den Goldspiralen wurde ein schwunghafter Handel nach Nordeuropa betrieben[2]. Der Goldreichtum der Nordküste des schwarzen Meeres ist den klassischen Schriftstellern bekannt und wird durch die Sage vom goldnen Vlies und den Argonautenzug auch für die ältere Zeit bezeugt.

Im ganzen vorderasiatisch-südosteuropäisch-ägyptischen Kulturkreis treten das Gold und das Silber also zugleich mit dem Kupfer oder der Bronze auf, und es liegt kein Grund für die Annahme vor, die Völker der Außenzone hätten die Edelmetalle nicht auch zu gleicher Zeit wie das Kupfer oder die Bronze kennen gelernt. Die Häufigkeit ihres Vorkommens bei den „Barbaren" hing natürlich von zwei Umständen ab: entweder davon, ob Gold und Silber in ihrem Lande zu finden war, oder ob man sie im Wege des Tauschverkehrs gegen begehrte Artikel einhandeln konnte. Wir wissen, daß z. B. der Bernstein ein solches Handelsobjekt war, das den Reichtum an Bronze der Länder an der Nordsee und Ostsee erklärt. Vermutlich wurde auch Gold und Silber dagegen verlangt; freilich wohl seltener als jenes unentbehrliche Nutzmetall. Es liegt also a priori kein Grund vor, dem indogerm. Stammvolk die Bekanntschaft mit den Edelmetallen abzusprechen, da ja die Bronze schon bei ihm Eingang gefunden hatte, und das Gold in fast allen Kulturkreisen zugleich mit diesem Nutzmetall auftritt.

---

[1]) Sophus Müller, Urgeschichte Europas, S. 80.

[2]) Ebenda, S. 153.

In der Tat besitzen die arischen Sprachen, das Germanische und die baltisch-slavische Gruppe wurzelverwandte Ausdrücke, neutrale Bildungen, die wir uns als ursprünglich appositionelle Bestimmungen zum Urwort **ajos* „Erz, Metall“ zu denken haben: altind. *híraṇyam*, av. *zaranya-*, lett. *zelts*, altbulg. *zlato*, got. *gulþ*, altengl. althd. *gold*. Das Geschlecht ist durchweg sächlich (abgesehen vom Lettischen) wie bei idg. **ajos*. Für das Arische haben wir eine Grundform **ĝhḷlonjom* anzusetzen, für das Lettische **ĝhelto-*, für das Slavische **ĝholtom*, für das Germanische **ĝhḷtom*. Der Stamm enthält also die gleiche, in verschiedenen Ablautsstufen (s. Abschnitt III, S. 43 f.) auftretende Wurzel **ĝhel-*, deren Bedeutung genau bekannt ist. Sie findet sich nämlich auch in einer weitverbreiteten Sippe, die „gelb“ oder „grünlich“ bedeutet, vor: altind. *háriš*, av. *zairiš*, griech. χλωρός, lat. *helvus*, ahd. *gelo* „gelb“, altbulg. *zelenъ*, lit. *žãlias* „grün“. Eine Bestätigung dieser Etymologie gibt uns der von dem griechischen Lexikographen Hesychius überlieferte phrygische Namen des Goldes: γλουρος, der wie griech. ἄργυρος „Silber“ (s. weiter unten) gebildet ist und sich mit dem schon genannten griech. χλωρός „gelb“ deckt. Die Phrygier sind ein indogermanischer, den Thrakern nächstverwandter Stamm gewesen, der von Europa nach Kleinasien eingewandert war (s. darüber Abschnitt XVIII). Das indogerm. Urvolk hat also das Gold gekannt und es als **ĝholtom ajos* (oder ähnlich) „gelbes Erz“ bezeichnet.

Eine weitere idg. Benennung des Goldes, die ebenfalls in die Urzeit zurückreicht, stellt die Gruppe toch. A *väs*, lat. *aurum*, sabinisch *ausom*, altpreuß. *ausis*, lit. *áuksas* dar. Vermutlich sind die Wörter urverwandt mit der Sippe von lat. *aurōra*, griech. ἕως, aeolisch αὔως, lit. *auszrà*, altind. *ušā́s* „Morgenröte“ (idg. Wzl. **awes-* „leuchten“), indem das Gold als das „leuchtende“ Erz benannt wurde. Wegen des neu aufgefundenen tocharischen Wortes ist eine Entlehnung der baltischen Wörter aus einem italischen Dialekt nicht mehr annehmbar, obwohl schon im zweiten vorchristlichen Jahrtausend Handelsbeziehungen zwischen den Küsten der Adria und der Ostsee bestanden, wie die Funde an Bronzegegenständen italischer Herkunft im Norden und

versprengte nordische Stücke in Mitteleuropa beweisen. Die Südländer kamen nach den Küsten der Ostsee, um den vielbegehrten Bernstein einzuhandeln. Den Etsch und dann das Tal der Eisack hinauf über den Brennerpaß, an der Sill und der Ill entlang zogen sie zur Donau, dann entweder längs der Saale oder der Moldau zur Elbe. Zahlreiche Funde italischer Bronzearbeiten an den genannten Straßen kennzeichnen deutlich den Weg, den die italischen Händler nahmen, wenn sie die Waren aus ihrer Heimat zu den Nordleuten brachten. Gegen eine Wanderung des italischen Wortes **ausom* „Gold" zu den Balten spricht auch der Umstand, daß der Handelsweg anfangs über das heutige Brandenburg und Mecklenburg zur Ostsee ging; erst von der Mitte des letzten vorchristlichen Jahrtausends an führte die Handelsstraße zur unteren Weichsel, also zu der Stelle, wo noch heute das Hauptfundgebiet des Bernsteins ist[1]. (Vgl. auch Abschnitt XIII.)

Die griechischen Stämme bewahren keine Erinnerung an einen idg. Ausdruck, was uns aus den oben geschilderten Zuständen in ihrer neuen Heimat begreiflich erscheint. Sie kamen in ein Land, das zwar nicht mehr auf der ehemaligen Höhe der mykenischen Glanzzeit war, dessen Kultur aber immer noch turmhoch über der dürftigen Lebenshaltung der Eroberer stand. Im damaligen Griechenland war Gold in Menge vorhanden, und es kann kein Zweifel über seine Herkunft obwalten: es kam entweder über Kreta oder über Syrien aus Ägypten. Die Phönizier brachten den Mykenern die Sache und das Wort (phön. *ḫārūz* auf der Inschrift von Gebâl); die Griechen übernahmen die vorhandene Benennung, denn griech. *χρυσός* „Gold" geht zurück auf phönizisch-hebräisch *ḫārūz* = assyr. *ḫurāšu.* Bezeichnenderweise kommt das semitische Wort (gleichwie idg. „Gold") von einer Wurzel, die „gelb" bedeutet (aramäisch *haraʿ* „gelb"). Auch auf dem Festland und den Inseln Griechenlands gruben die bergbaukundigen Phönizier nach Gold; Herodot, Buch VI, Kap. 47 z. B. berichtet uns von

[1]) O. Montelius, Der Handel in der Vorzeit. Prähistorische Zeitschrift, Band 2, S. 249 ff.

phönizischen Goldminen auf der Insel Thasos, die er selbst noch gesehen hat. Noch in der späteren Zeit wußten die griechischen Sagen von dem Reichtum an Gold, den die mythischen Königsgestalten Tantalus, Aeëtes, Kadmus, Priamus, Midas und andere besaßen, zu erzählen, als Griechenland und Kleinasien längst goldarme Länder geworden waren.

Bei den übrigen idg. Völkern sind keine älteren Namen für „Gold" erhalten. Die keltischen Mundarten haben das lateinische *aurum* entlehnt (altir. *ōr*, cymr. *awr*), obgleich sie zweifelsohne auch einen einheimischen Namen für dieses Edelmetall einmal besaßen. Denn die Gallier hatten Überfluß an Gold, und Cäsar soll nach der Schlacht bei Alesia und der endgültigen Unterwerfung Galliens (52 v. Chr.) ganze Säcke goldner Halsringe (*torques*), die er den gefallenen gallischen Rittern abgenommen hatte, nach Rom geschickt haben. Doch der gallische Name für „Gold" ist uns nicht erhalten geblieben. Auch ins Albanesische ist lat. *aurum* als *ār* gedrungen.

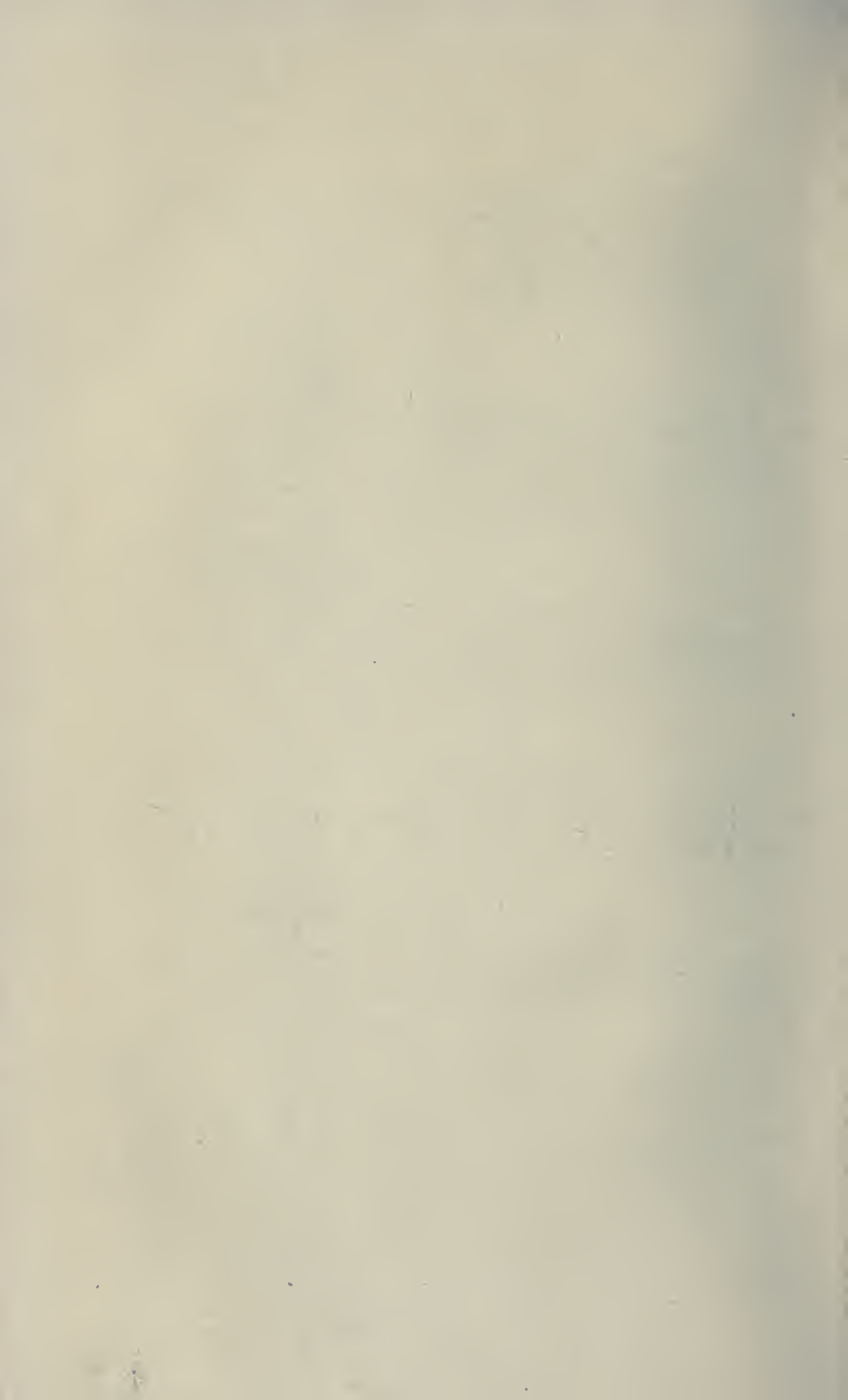
Wie das Gold ist das Silber schon zur beginnenden Metallzeit überall anzutreffen. Es findet sich in Ägypten, in prämykenischen Gräbern, in der zweiten Stadt Trojas, wo in dem sog. Schatz des Priamos ganze silberne Barren gefunden worden sind. Die Phönizier gewannen es in ungeheuren Mengen aus ihren Silberbergwerken in Spanien, und auch in Armenien und in den südlichen Küstenländern des schwarzen Meeres wurde es massenhaft gegraben. Es wäre daher auffällig, wenn die Indogermanen dieses Metall nicht gekannt haben sollten, wie manche Forscher annehmen. Es gibt zudem eine ganz einwandfreie Gleichung, die sich von Indien bis Gallien erstreckt: altind. *rajatám*, av. *ərəzata-*, toch. A *ārkyant*, arm. *arcath*, griech. *ἄργυρος*, lat. *argentum*, gall. *Argento-(rātum* „Silberburg", jetzt Straßburg), altir. *argat*, corn. *argant*. Es sind dies Ableitungen mittels verschiedener Suffixe von einer Wurzel, die „weiß sein, hell glänzen" bedeutet: altind. *árjunas*, toch. A *arkvi*, griech. *ἀργής* „licht", lat. *argūtus* „hell, im Denken scharfsinnig", got. *-aírkns* „rein". Wie das Gold als das „gelbe", so

Tafel III. Werkzeuge (und Waffen) der Steinzeit. Die verschiedenen Beiltypen.



a. Durchlochtes Steinbeil aus Schleswig-Holstein, b. breitnackiges Beil aus Rügen, c. spitznackiges Beil aus Röstofta (Frosta Hd.), d. dicknackiges Beil aus Jütland, e. Säge aus Jütland, f. Messer aus Dithmarschen, g. Meissel aus Zechlin (Reg.-Bez. Potsdam), h. Hacke aus Hirschhorn aus Dänemark, i. schuhleistenförmiges Beil aus Freiroda (Reg.-Bez. Merseburg).

Nach den Originalstücken im Kgl. Museum für Völkerkunde in Berlin.



wurde das Silber in der Ursprache als das „lichte" Metall bezeichnet[1]).

Eine zweite Reihe von Namen für das Silber liegt im Germanischen und Baltisch-Slavischen vor: got. *silubr*, altengl. *seolubr*, ahd. *silabar*, altpreuß. *siraplis*, lett. *sidrabs, sudrabs,* lit. *sidābras*, altbulg. *sьrebrъ*. Die Wörter lassen sich auf keine gemeinsame Grundform zurückführen und zeigen somit, daß wir es mit einem Wanderwort zu tun haben. Ob es aus einer nordeuropäischen vorindogerm. Sprache stammt oder durch den prähistorischen Handel nach Nordeuropa gebracht wurde, ist nicht zu entscheiden. An den Namen der pontischen Stadt *Ἀλύβη* (für **Σαλύβη*?, wo nach Homer, Ilias II, Vers 857 *ἀργύρου ἐστὶ γενέθλη* die Heimat des Silbers ist) oder an ass. *šarpu* „Silber" besteht wohl ein Anklang, doch wissen wir nichts über einen etwaigen Zusammenhang zu sagen. Möglich ist, daß wir es bei diesem pontisch-nordeuropäischen Ausdruck mit einem Wort zu tun haben, das durch wandernde Metallschmiede — man denke an unsere kesselflickenden Zigeuner — verbreitet wurde. Die kaukasich-zagrischen Völker standen bei den Alten im Ruf großer Geschicklichkeit in der Metallbearbeitung, wie schon oben bemerkt wurde (Chalyber). Von ihnen aus mag noch manches Wort der Metalltechnik durch die wandernden, kastenartig abgeschlossenen Schmiede weithin fortgetragen worden sein.

Was die Vertrautheit des Urvolks mit sonstigen Metallen betrifft, so ist ihm das Zinn, das bekanntlich als Zusatz zum Kupfer verwandt wird, um die Bronze herzustellen, als solches wohl nicht bekannt gewesen. Jedenfalls fehlt jede Übereinstimmung bei seiner Benennung in den einzelnen indogerm. Sprachen, und die vorhandenen Namen sind sämtlich etymologisch unaufgeklärt. Wir schließen daraus, daß das idg. Urvolk, falls ihm die Bronze bekannt war, — woran zu zweifeln kein Grund vorliegt — sie als fertige Importware bezog, wie

[1]) Wenn manche Forscher (z. B. P. v. Bradke, Über Methode und Ergebnisse der arischen Altertumswissenschaft, S. 110) in der Bezeichnung des Silbers ein prähistorisches Wanderwort erblicken, so kommt das für unsere Zwecke auf das Gleiche hinaus, als ob das Wort eine ursprachliche Bildung ist.

das auch später noch bei vielen Völkern der Fall ist. Auch ist die Herkunft des Zinnes in der frühen Bronzezeit noch völlig dunkel. Die Namen für „Blei", die nicht selten auch „Zinn" bedeuten (z. B. altbulg. *olovo*, altpreuß. *alwis* „Blei", lit. *alvas* „Zinn"), wechseln gleichfalls von Sprache zu Sprache und sind ebensowenig etymologisch zu deuten wie die für Zinn. Vielleicht gehören lat. *plumbum* und griech. *μόλιβος*, epidaurisch *βόλιμος* „Blei" oder altengl. *lēad* und kelt. *luaide* „Blei" näher zusammen, freilich nur insofern, als sie einer gemeinsamen, uns im übrigen unbekannten Quelle entstammen[1]).

Ziehen wir das Ergebnis aus der vorstehenden Untersuchung über die Metalle bei den Indogermanen, so hat sich uns folgendes ergeben: Das Urvolk kannte von den Metallen das Kupfer, die Bronze, das Gold und das Silber und stellt sich damit in eine Reihe mit den andern Völkern der beginnenden Bronzezeit. Ob es noch weitere Metalle gekannt hat, entzieht sich unserer Entscheidung.

XI. Geräte, Werkzeuge und Waffen. Technik.

Wenn wir zu ermitteln versuchen, welche Geräte, Werkzeuge und Waffen das indogerm. Urvolk benutzte, so stehen einer solchen Untersuchung mannigfache Schwierigkeiten im Wege. Betrachten wir zunächst die prähistorischen Funde, so können sie uns nur mangelhafte Aufklärung geben. Von dem gesamten Kulturinventar der Vorzeit kann doch nur ein Teil erhalten sein: die mit dem Verstorbenen in das Grab versenkten Beigaben oder zufällig (als sog. Dépôts, bei der Zerstörung von Wohnstätten oder durch Verlieren) sonstwie

---

[1]) A. Meillet, De quelques emprunts probables en grec et en latin, Mémoires de la Société de Linguistique, Band XV, 161 ff. denkt bei griech. *μόλιβος*, lat. *plumbum* an Entlehnung aus der Sprache der Urbewohner des Mittelmeergebiets (aber welcher?). — In dem nördlichen Kurgan bei Anau (Transkaspien) fand sich Blei, teils rein und zu Schmuckgegenständen verarbeitet, teils mit Kupfer legiert, bereits in den ältesten Schichten (s. Hub. Schmidt, Archeological Excavations in old Anau and old Merv, 1908, S. 157).

in die Erde, in Moore, in Seen usw. geratene Gegenstände. Von diesen sind in der Regel auch nur diejenigen noch anzutreffen, die aus unvergänglichem oder wenigstens schwer zerstörbarem Material (Stein, Knochen oder Metall) bestehen. Aber selbst hiervon ist uns in der Regel nicht das ganze Gerät erhalten, da die Holzteile, die Verschnürungen, die Lederbezüge und dergleichen mehr zumeist vergangen sind. Höchst selten sind organische Stoffe (wollene oder lederne Teile der Scheide, Holzgefäße usw.) erhalten geblieben, wenn sie durch den konservierenden Einfluß des Moores oder der etwa im Boden vorhandenen Gerbsäure geschützt wurden.

Die nur lückenhaften Ergebnisse der Vorgeschichte ergänzen wir durch die sprachlichen Zeugnisse. Doch auch diese stehen uns zumeist nur in zerrüttetem Zustand zur Verfügung. Für viele bei dem indogerm. Urvolk zweifellos vorhandenen Geräte können wir den ursprachlichen Ausdruck nicht mit Sicherheit ermitteln, da die einzelnen idg. Sprachen in ihrer Benennung häufig ganz verschiedene Wege gehen. Offenbar hatten schon die Dialekte der Grundsprache (s. Abschnitt XIX) oft keinen einheitlichen Ausdruck für denselben Gegenstand, was wir bei den Mundarten lebender Sprachen ebenfalls häufig beobachten können. Ferner kann infolge der Bekanntschaft mit einer verbesserten oder neuartigen Herstellung der Ware der alte Name durch einen jüngeren ersetzt werden. Endlich ist gewiß in vielen Fällen beim Einzug der indogerm. Stämme in ihre neue Heimat der idg. Name eines Gerätes, Werkzeugs oder einer Waffe durch die vorgefundene Benennung der autochthonen Bevölkerung ersetzt worden. Das erklärt sich aus dem Umstand, daß die Herstellung eines Gerätes aus einem besonderen Material oder in eigenartiger Form zumeist an eine bestimmte Gegend gebunden ist. Dieses Material ist nun nicht überall das gleiche; der Feuerstein z. B. findet sich nicht in allen Ländern, der Lehm für Tongefäße oder die Holzarten wechseln von Ort zu Ort usw. Die Sprachvergleichung allein vermag uns also häufig auch keine sichere Auskunft über die Bekanntschaft des Urvolks mit einem Gerät, einem Werkzeug oder einer Waffe zu geben.

Als nützliche Hilfswissenschaft erweist sich in vielen Fällen der Teil der Ethnologie, der die Ergologie (d. h. die Kenntnis der technischen Fertigkeiten und deren Erzeugnisse) der Naturvölker behandelt. Die Eingeborenenstämme von Zentralaustralien z. B. leben noch in einer reinen Steinzeit. Die Messer, Lanzenspitzen, Hacken, Bohrer usw. werden von ihnen genau so aus dem Feuersteinknollen geschlagen, geglättet und geschäftet, wie es in prähistorischen Zeiten in Europa und Asien geschah[1]). Mancher Überrest eines vorzeitlichen Gerätes wird uns in seiner Anwendung erst verständlich, wenn wir das gleiche Werkzeug noch heute bei einem Naturvolk im Gebrauch sehen. So treffen wir häufig in prähistorischen Funden auf runde Steine mit Spuren der Benutzung, die sog. Klopfhämmer oder Mahlsteine. Genau dieselben Steine sehen wir bei den Ja-Luo, einem Negerstamme am Viktoria-Nyanza (Ostafrika), als Keulenköpfe mit einem etwa einen halben Meter langen stabförmigen Griff verwendet[2]). Da das Material des Stieles und die Befestigung des Steines vergänglich ist, so konnten diese nicht erhalten bleiben, und wir wüßten ohne die genannte ethnographische Parallele nicht, daß wohl auch in der europäischen Vorzeit solche Keulen mit Steinköpfen verwendet worden sind. Holzkeulen, deren Verwendung wir bei dem indogerm. Urvolk ohne weiteres voraussetzen dürfen und auch nachweisen können — die alten Litauer, die Aestii des Tacitus, gebrauchten sie noch — sind gelegentlich unter den Resten der Pfahlbauten erhalten geblieben. Am Kongo, bei den Ja-Luo, in der Südsee[3]) und an vielen anderen Stellen sind sie in wechselnden Formen (Wurfkeulen, Sichelkeulen, Bumerangs) noch im Gebrauch, sterben freilich infolge der Einfuhr europäischen Eisens schnell

---

[1]) Die Herstellung der Werkzeuge und Waffen des Warramunga-Stammes wird bei Baldwin Spencer und J. F. Gillen, Across Australia, London 1912, Band II, S. 368 ff. vortrefflich dargestellt und durch ausgezeichnete photographische Aufnahmen illustriert.

[2]) L. Rütimeyer, Zeitschrift für Ethnologie, Band 43, S. 250 ff.

[3]) Siehe z. B. L. Rutimeyer, a. a. O., S. 244f. oder R. Thurnwald, ebenda Band 42, S. 127.

aus. Die Reibehölzer zum Anzünden des Feuers verwendeten die Indogermanen selbstverständlich auch, — im Rigveda ist häufig von der Bereitung des Feuers die Rede — doch wir kennen sie nur durch die entsprechenden Geräte afrikanischer, indonesischer und zentralaustralischer primitiver Völker; weder die Prähistorie noch die Sprache vermag uns über das Aussehen dieser für den Urmenschen höchst wichtigen Vorrichtung Auskunft zu geben[1]). Es ließe sich eine lange Liste primitiver Waffen, Werkzeuge, Geräte, Maschinen, Kleidungsstücke usw. aufstellen, von denen wir nur durch die Ethnographie eine Anschauung bekommen können. Denn nicht wenige Geräte, selbst in verhältnismäßig zivilisierten Gegenden reichen in ununterbrochener Kette bis in das Steinzeitalter der Menschheit zurück: Steinstößel, die noch heute in der Oase Figuig in Marokko gebraucht werden, oder steinerne Mühlsteine im Zentralplateau des Nigerbogens[2]). Diese Überbleibsel längst vergangener Kulturen zeigen uns, wie eng der Zusammenhang zwischen Ethnographie und Urgeschichte ist. Selbst in Europa sind bei Völkern mit altertümlichen Sitten (Südslaven z. B.) Geräte in primitiver Ausführung im Gebrauch, die wir für die Urzeit gleichfalls voraussetzen dürfen (z. B. Reibehölzer zum Anzünden des Feuers). So müssen wir das Bild der indogerm. Ergologie aus den verschiedensten Gebieten der Wissenschaft zusammenzutragen versuchen.

Was die Steinzeit an Geräten und Waffen besaß, ist bereits oben S. 90ff. dargelegt worden. Hier soll es nun unsere Aufgabe sein, durch sprachliche Belege die Bekanntschaft der Indogermanen mit den genannten Utensilien nachzuweisen. Von manchen ist schon in anderem Zusammenhang die Rede gewesen, z. B. von den Ackerbaugeräten im Abschnitt VIII. Für diese sei also auf das bereits S. S. 169, 175ff. Gesagte verwiesen. Im Folgenden wollen wir noch weitere wichtige Geräte und Werkzeuge betrachten.

---

[1]) In dem Werke von Spencer und Gillen, Across Australia, Band I, S. 233 f. sind die verschiedenen Methoden der Feuerbereitung durch Reiben von Hölzern bei dem Urabunna- und Arunta-Stamme beschrieben und illustriert.

[2]) L. Rütimeyer a. a. O. S. 255ff.

B e i l oder A x t. Für dieses über die ganze Erde verbreitete Werkzeug, das die Indogermanen besessen haben müssen, ist dennoch kein einheitlicher sprachlicher Ausdruck vorhanden. Das braucht uns indes nicht sehr zu verwundern. Betrachten wir die auf Tafel III abgebildeten Beile, so sehen wir, daß schon die steinzeitlichen Menschen recht verschiedene Typen im Gebrauch hatten: spitz-, breit-, dick-, dünnackige, schuhleistenförmige, durchlochte Beile und Doppelbeile. Wir können nicht wissen, wie viele und welche von diesen Formen bei dem indogermanischen Stammvolk im Gebrauch waren; möglich ist, daß den verschiedenen Typen verschiedene Ausdrücke entsprechen, von denen der eine in dieser, der andere in jener indogerm. Sprache fortlebt.

Mehrere Wortgruppen lassen sich nachweisen: altind. *paraśúš*, *parśuš*, griech. *πέλεκυς* „Beil", *πέλεκκον* (aus **πελεκϝον*) „Beilstiel", an die toch. A *porat* „Beil" anklingt; nur in den europäischen Sprachen: griech. *ἀξίνη*, lat. *ascia*, got. *aqizi*, ahd. *acchus*; ferner lat. *secūris*, altbulg. *sěkyra* „Axt"; endlich altbulg. *tesla*, ahd. *dehsa*, *dehsala*, altir. *tāl*. (Eine Ähnlichkeit zwischen altind. *svádhitiš* und lit. *vedegà*, altpreuß. *wedigo* kann man kaum aus Urverwandtschaft deuten.)

Die Gruppe altind. *paraśúš* usw. leitet man aus assyr.-babyl. *pilakku*, sumerisch *balag* her; sie hat in der Tat keine Beziehung zu sonstigem idg. Sprachgut, und es ist schon oben (S. 71) die Vermutung ausgesprochen worden, daß mit idg. **pelek̑us* die Bronzeaxt im Gegensatz zur alten Steinaxt bezeichnet wurde. Das assyr.-babylonische Wort braucht nicht das direkte Vorbild des idg. Wortes gewesen zu sein; beide können aus einer gemeinsamen, uns unbekannten Quelle, einem Zentrum der Bronzegewinnung oder des Bronzehandels, herkommen. Die drei anderen idg. Gruppen haben dagegen eine sichere Anknüpfung an indogerm. Wurzeln (lat. *seco* „schneide", *acuo* „schärfe", altind. *tákšati* „verfertigt") und dürfen daher als älteres Sprachgut angesehen werden. Desgleichen geht das isolierte ahd. *bīhal* „Beil" (aus **bīþal*, vgl. altisl. *bīlda*, *bīldr* aus **bīđla-*) auf die gleiche Wurzel wie lat. *findo* „spalte" zurück. Ein anderer germ. Ausdruck ahd. *barta*, altsächs. *barda* ist als

altbulg. *brady*, slovenisch *brâdva* ins Slavische gewandert und hat das alte Wort ganz verdrängt, ein Beweis für unsere Behauptung vom Wandern neuer Ausdrücke mit einer andersartigen Herstellung einer Ware (Bartbeil).

Hammer. Lat. *malleus* und *marcus* „großer Schmiedehammer" können mit altbulg. *mlatъ*, russ. *molotъ* „Hammer", altisl. *miollner* „Thors Hammer" irgendwie im Stamme zusammenhängen; ahd. *hamar* ist mit altind. *áśmā* „Stein, Steinwaffe", griech. *ἄκμων* „Amboß", altbulg. *kamy, kamenь*, lit. *akmuõ* „Stein" usw. verwandt (s. oben S. 70). Dagegen besteht zwischen av. *čakuš* „Wurfhammer" und slav. *čakanъ, čekanъ* „Hammer, Streitaxt" kein Zusammenhang; die slav. Worte stammen wohl aus dem Türkischen (*čakan* „Streitaxt") und sind in das Magyarische weitergewandert.

Messer. Altind. *kšurás*, griech. *ξυρός, ξυρόν* „Scheermesser" stellen sich zu lit. *skutù*, griech. *ξέω* „schabe, glätte"; altisl. *sax* „Messer, kurzes Schwert", ahd. *mezzi-sahs* (*mezzi-rahs*), altengl. *mete-seax* „Messer" sind entweder mit lat. *saxum* „Fels" oder lat. *seco* „schneide" zu vergleichen; lit. *ašmuõ*, plur. *ãšmens* „Schneide des Messers" gehört zur gleichen Sippe wie deutsch „Hammer" (s. oben).

Säge. Ahd. *saga, sega* stellt sich zu lat. *seco* „schneide". Lat. *serra* „Säge", griech. *ῥίνη* „Feile" sind etymologisch unaufgeklärt und gehören kaum zusammen.

Bohrer. Griech. *τέρετρον* „Bohrer", *τόρος* „Meißel", lat. *terebra*, altir. *tarathar* „Bohrer" stellen sich zu einer weitverbreiteten idg. Wzl. **ter-* „bohren" (lat. *tero*, griech. *τείρω*, altbulg. *tьrą*, lit. *trinù* „reibe" usw.).

Wie man sieht, ist die für die Werkzeuge zu ermittelnde ursprachliche Terminologie mehr als dürftig und Ausdrücke, die sich auf unzweifelhaft indogerm. Wurzeln zurückführen lassen, sind nicht allzu häufig. Den Grund für diese Erscheinung haben wir schon angegeben. Er trifft nicht in dem gleichen Maße für die Waffen zu, an denen wandernde Stämme zäher festhalten als an den ihnen weniger wichtigen und leichter zu ersetzenden Werkzeugen. Dennoch gibt es nur wenige Termini für Waffen, deren indogerm. Alter feststeht, oder wenn dieses

auch der Fall ist, so läßt sich die Grundbedeutung nicht immer mit Sicherheit ermitteln. Man vergleiche die folgende Liste:

Schwert: altind. *asíš*, av. *ąhū-* „Schwert, Schlachtmesser": lat. *ensis* „Schwert" oder got. *hairus* „Schwert": altind. *śáruš* „Geschoß, Pfeil, Speer", altir. *coire* (acc. plur.) „Schwerter", die wohl zur indogerm. Wurzel **k̑er-* „schneiden" (griech. *κείρω*) gehören. Griech. *ἄορ*, arm. *sur* (aus **n̥sor*?) sind ohne Anknüpfung. — Diese Gleichungen sagen uns auch nichts darüber, ob das Urvolk neben den Steinmessern und -dolchen auch bereits Schwerter, wie sie seit der Bronzezeit aufkommen, beseßen hat. Noch weniger läßt sich daraus irgend ein Anhaltspunkt für den bei den Indogermanen gebräuchlichen Typus des Bronzeschwertes entnehmen (s. zwei europäische Typen in den nebenstehenden Abbildungen).

Abb. 24. Schwert des südeuropäischen Typus aus Kreta (nach A. J. Evans, Prehistoric Tombs of Knossos, 1906, S. 106, Fig. 110a). Die Klinge ist ergänzt.

Abb. 23. Schwert des mitteleuropäischen Typus, gefunden in Mykenä. (nach J. Naue, Vorrömische Schwerter, Album, Tafel VI, Nr. 3).

Lanze, Speer. In der Urzeit scheint diese Waffe nur ein zugespitztes Holz gewesen zu sein, das durch Anbrennen gehärtet wurde. Herodot Buch VII, Kap. 71 und 74 weiß uns diese Art der Bewaffnung von den Libyern und Mysiern (in Kleinasien) zu melden, wenn er von der Zusammensetzung des persischen Heeres unter Xerxes spricht. Noch heute finden wir vielfach Holzschwerter und hölzerne Lanzen bei primitiven Völkern, z. B. bei den Issenghe der oberen Maringa im Kongostaat, da ihr Land sehr arm an Eisen ist. Auch die Kassai, denen das Eisen bekannt ist, besitzen prachtvoll geschnitzte Holzmesser; Waffen aus Holz gehören überhaupt zum Bestand der

ältesten nigritischen Kultur. Es ist nach der Ansicht erfahrener Afrikakenner anzunehmen, daß in steinarmen Gegenden die Holzwaffe als Vorläufer der späteren Eisenwaffe anzusehen ist[1]). Auch bei dem indogerm. Urvolk muß dies der Fall gewesen sein; das beweisen verschiedene Gleichungen: griech. *δόρυ* „Speer": altind. *dā́ru* „Holz", av. *dāuru* „Holz, Speer", altbulg. *drěvo* (aus **dervo-*) „Holz" oder lat. *hasta* „Stange, Schaft, Speer": ir. *gas, gat* „Rute", got. *gazds* „Stachel"; ferner lat. *veru*, umbr. *berus*, altir. *bir* „Spieß": got. *qaíru* „Stachel", av. *grava-* „Stock, Rohrstab". Besonders charakteristisch ist der homerische Ausdruck *αἰχμή* „Spitze der Lanze" (: lit. *ẽszmas*, lett. *ẽsms* „Bratspieß", altpreuß. *aysmis* „Spieß"), dessen ständiges Attribut *χαλκείη* „ehern" eine ältere Herstellung ohne Metall voraussetzt. Andere vereinzelte Gleichungen sind nichtssagend, wie ahd. *spero* „Speer": lat. *sparus, sparum* „Bauernlanze" (aus Holz?). Einen direkten sprachlichen Beweis, daß das Urvolk bereits Lanzen mit Stein- oder gar metallenen Spitzen benutzte, vermögen wir also nicht zu erbringen. Freilich ist wenigstens der Gebrauch steinerner Lanzenspitzen (s. Tafel IV) aus kulturhistorischen Gründen anzunehmen.

Bogen: griech. *βιός*: altind. *jiyā́, jyā́*, av. *jyā* „Sehne" (idg. Grf. **gʷjā*); cymr. *gi*, altbulg. *žica* „Sehne", lit. *gijà* „Faden" sind wohl damit verwandt. Wir haben also bei griech. *βιός* mit einer übertragenen Bedeutung zu rechnen. Ursprünglich dürfte sie bei lat. *arcus* „Bogen" sein, von dessen Stamm got. *arƕazna*, altengl. *earh*, altisl. *ǫr* „Pfeil" abgeleitet sind. Häufig ist der Name des Bogens von dem Material hergenommen, aus dem er hergestellt wurde: griech. *τόξον*: lat. *taxus* „Eibe"; altind. *dhánva*: ahd. *tanna* „Tanne", mhd. *tann* „Eichwald"; altisl. *ȳr*, mhd. *īwe* „Eibe" und „Bogen" (doch s. die Anm. auf S. 192). — Holzbogen sind in steinzeitlichen Pfahlbauten (Robenhausen, Mondsee) vereinzelt gefunden worden; auf schwedischen Felszeichnungen der Bronzezeit sehen wir Darstellungen von Bogenschützen.

Sehne: altind. *snávan-*, av. *snāvarə*, griech. *νεῦρον, νευρά*, lat. *nervus*. Als Wzl. ist **snē-* „weben, spinnen" anzusetzen:

[1]) L. Rütimeyer, Zeitschrift für Ethnologie, Band 43, S. 245ff.

griech. *νέω*, lat. *neo* „spinne“, ahd. *nājan* „nähen“; die „Sehne“ ist also die „Zusammengedrehte“.

Pfeil: altind. *íšuš*, av. *išu-*, griech. *ἰός* (aus **ἰσϜος*) oder altind. *śalyám*, griech. *κῆλον* (dessen Zusammenhang mit griech. *κάλαμος* „Rohr“ nicht zu erweisen ist). Altind. *śáryas* „Pfeil“ ist mit altind. *śáruš* „Geschoß“ (s. bei „Schwert“) verwandt.

Das wäre so ziemlich alles, was sich an ursprachlichen Ausdrücken für Waffen ermitteln läßt. Weitere Beziehungen einzelner idg. Sprachen sind zu unsicher, um hier aufgeführt zu werden, so z. B. altind. *khaḍgás*, cymr. *clediff* „Schwert“ (: lat. *clādes* „Verletzung, Schaden, Niederlage“, altbulg. *kladivo* „Hammer“ usw.) und althochd. *helza* „Schwertgriff“, während lat. *gladius* „Schwert“ sicher aus dem Keltischen entlehnt ist (die Eisenschwerter der Kelten waren den römischen Schwertern überlegen und wurden von den Römern übernommen). Für die Keule, die unzweifelhaft bei dem Urvolk gebraucht wurde (s. oben), ist der indogerm. Name nicht zu ermitteln. Doch das arische Wort: altind. *vájras*, av. *vazrō* gehört zu einer idg. Wzl. **veĝ-* „stark sein“, die in altind. *vājas* „Kraft“, lat. *vegeo* „bin munter“, ahd. *wackar* „wacker“ vorliegt, und wird daher alt sein. Auch spielt die Keule in der Mythologie der idg. Völker eine große Rolle (Indra, Mitra, Herkules, Theseus und andere Götter und Heroen führen sie), sodaß wir in ihr ohne Bedenken eine alte Waffe erblicken dürfen. Daß der idg. Name nicht erhalten ist, darf uns nicht wundern. In dem Einzelleben der idg. Stämme müssen wir, wie schon oft erwähnt, damit rechnen, daß sie von den autochthonen Kulturvölkern ihrer neuen Heimatländer ihnen bisher unbekannte Formen der Bewaffnung kennen und gebrauchen lernten. Mit der Sache übernahmen sie das Wort, das die alte Benennung verdrängte und als Lehnwort d. h. fremdes Glied in die Sprache aufgenommen wurde. Ferner ist die Keule in geschichtlicher Zeit eine Waffe zweiten Ranges geworden, die nur mehr von in der Kultur zurückgebliebenen Völkern geführt wurde. Auch so erklärt sich der Verlust des alten Namens.

Ob das Urvolk neben den Angriffswaffen auch Schutzwaffen besaß, ist mit den Mitteln der Sprachvergleichung

kaum zu erweisen. Der Schild wird verschieden benannt: lat. *scūtum* kann mit griech. *σκῦτος* „Leder“ verbunden werden; dann wäre er als der „deckende“ (altind. *skunā́ti* „deckt“) oder auch als der „lederne“ aufzufassen. Durchsichtiger ist die germ. Benennung: got. *skildus* „Schild“, die zu lit. *skìltis* „Scheibe“, gleichwie altir. *scīath*, altbulg. *štitъ*, altpreuß. *scaytan* „Schild“ zu ahd. *scīt* „Scheit“ zu stellen ist; der Schild ist also das „gespaltene“ (lit. *skeliù*, altir. *scoillim* „spalte“) Holz. Das entspricht der primitiven Herstellung dieser Schutzwaffe in der Form des Stockschildes, eines länglichen Holzes mit einem Knauf zum Anfassen in der Mitte. Am oberen Nil und in Westaustralien sind diese uralten Schutzwaffen noch aufgefunden worden[1]; der Schild der Römer, das *ancile*, hat eine ähnliche Form. Aus ihr hat sich der spätere Langschild entwickelt. Die Heimat des Rundschildes ist Asien, von wo er sich zu den östlichen europäischen Völkern verbreitete. Bei den Germanen finden wir sowohl Holzschilde wie aus Weiden geflochtene Schilde, die mit Leder überzogen wurden. Auch die Perser führten trotz ihrer sonst vorzüglichen Bewaffnung solche Weidenschilde. Dafür gibt es auch einen sprachlichen Beleg: griech. *ἴτυς*, aeol. *βίτυς* (zur Sippe von ahd. *wīda* „Weide“ s. oben S. 193) „Schildrand, Weide“.

Von sonstigen Schutzwaffen der Indogermanen können wir nichts aussagen. Ob das idg. Urvolk etwa Daumen- bzw. Armschutzplatten beim Bogenschießen (s. die Abbildung auf Tafel IV) oder schon linnene oder lederne Panzer verwendete, läßt sich aus dem sprachlichen Material nicht entnehmen, ebensowenig, ob der Helm schon bekannt war (die Gleichung got. *hilms*: altind. *śárma* z. B. ist zu unsicher, um als beweiskräftig zu gelten; sie bedeutet einfach „Schutz“ [des Kopfes], was für jede Kopfbedeckung passen würde; vgl. den folg. Abschnitt, S. 239).

Unsere Kenntnis von der Bewaffnung des idg. Urvolks ist also notwendigerweise lückenhaft. Nur eines können wir mit ziemlicher Sicherheit behaupten: Metallwaffen hatten sie,

[1]) Vgl. L. Rütimeyer a. a. O. S. 254 f.

nach den fehlenden sprachlichen Zeugnissen zu schließen, wohl noch nicht oder doch nur vereinzelt. Ihre Waffen waren aus Stein, Knochen oder gehärtetem Holz, wie bei allen primitiven Völkern. Selbst bei den Germanen zu Tacitus' Zeit waren eiserne Schwerter selten. Die Waffen des gewöhnlichen Mannes waren in der Regel aus dem von der Natur gebotenen Material, besonders bei den östlichen Stämmen, die von den südlichen Kultureinflüssen weniger berührt wurden. Primitive Waffen führen an der schon genannten Stelle bei Herodot viele der zahlreichen Hilfsvölker des persischen Heeres: Speere mit einer Spitze aus Antilopenhorn, die wir noch heute bei den Schilluk am oberen Nil antreffen[1]), und Pfeile mit Steinspitzen die Araber; Holzkeulen (die freilich mit Eisen beschlagen waren) die Assyrer; im Feuer gehärtete, hölzerne Wurfspeere die Libyer usw. Anders werden wir uns die Bewaffnung des idg. Stammvolks auch nicht vorstellen dürfen. Erst bei ihrem Einzug in die höher kultivierten Länder lernten die Indogermanen Metallwaffen kennen, und darum gibt es nur so wenig ursprachliche Benennungen mehr in historischer Zeit, da die primitiven Waffen außer Gebrauch gekommen waren.

Die Tatsache, daß sich das Urvolk über so weite Ländergebiete ausdehnte, läßt uns eine noch geringe Seßhaftigkeit der einzelnen Stämme vermuten, wie schon öfter erwähnt worden ist. Auf diese leichte Beweglichkeit des Urvolks führt auch die reiche ursprachliche Terminologie, die für den Wagen und seine Bestandteile vorhanden ist. Fast sämtliche Einzelsprachen gebrauchen Ableitungen von der idg. Wzl. **weĝh-* „fahren" (altind. *váhati*, av. *vazaiti*, lat. *veho*, altbulg. *vezą*, lit. *vežù*, ahd. *wegan*) zur Benennung des

W a g e n s: altind. *váhanam*, *vahítram* = lat. *vehiculum*, griech. *ὄχος*, ahd. *wagan*, altbulg. *vozъ*, lit. *vežìmas*, altir. *fēn*.

Eine andere idg. Wzl. **reth-* „laufen, rollen" (altir. *rethim* „laufe", lit. *ritù* „rolle") dient im Arischen, um einen Namen für den Wagen zu bilden: altind. *ráthas*, av. *raþō*, während das

---

[1]) Vgl. L. Rütimeyer, a. a. O., S. 243 ff.

Tocharische die Wzl. **kʷel-* (s. u.) dafür verwendet: toch. A *kukäl* „Wagen“, B *kokaletse* „Wagenführer“ (vgl. altbulg. *kola* plur. Wagen).

Rad: lat. *rota*, altir. *roth*, ahd. *rad*, lit. *rãtas*. Zur Bildung eines anderen Namens wird teils in reduplizierter Form: altind. *cakrám*, av. *caχra-*, griech. *κύκλος*, altengl. *hweohl*, teils einfach: altisl. *hvel*, altbulg. *kolo*, altpreuß. *kelan*, eine idg. Wzl. **kʷel-* gebraucht, die in altind. *cárati* „läuft“, auch in griech. *ἀμφίπολος*, lat. *an-culus* „Diener“, d. h. der Herumlaufende, vorliegt. Von der gleichbedeutenden Wzl. **dhregh-* „laufen“ (griech. *τρέχω*) ist griech. *τροχός*, altir. *droch* „Rad“ abgeleitet.

Wagen wie Rad wurden also in der Ursprache mit Hilfe verschiedener Wurzeln benannt, die „laufen, sich drehen“ (**reth-*, **kʷel-*, **dhregh-*) oder nur „sich bewegen“ (**weĝh-*) bedeuteten. Einheitlich ist dagegen ein anderer Teil des Wagens benannt, nämlich die

Achse: *ákšas*, av. *aša-*, griech. *ἄξων*, lat. *axis*, cymr. *echel* (aus **aksi-la*), ahd. *ahsa*, altpreuß. *assis*, lett. *ass*, lit. *ašzìs*, altbulg. *osь*. Auch hierbei haben wir von der Grundanschauung „drehen“ auszugehen; lat. *axilla*, ahd. *ahsala* „Achselhöhe“, lat. *āla* „Flügel“ und daneben ahd. *uochisa*, ndl. *oksel* „Achsel“, av. *ašayå* „die beiden Achseln“ gehören zur gleichen Sippe wie „Achse“ und hängen wohl mit der idg. Wzl. **aĝ-* „führen“ (griech. *ἄγω*, lat. *ago*) zusammen. Zu nennen sind noch als alte Namen:

Nabe: altind. *nā́bhiš*, *nábhyam*, ahd. *naba*, altpreuß. *nabis*. Nahe verwandt damit ist der Ausdruck für „Nabel“ (am menschlichen Körper): griech. *ὀμφαλός*, lat. *umbilicus*, altir. *imbliu*, ahd. *nabala*, lett. *naba*. Lat. *umbo* „Schildbuckel“ zeigt, daß von einer Grundbedeutung „runde Erhöhung“ auszugehen ist.

Deichsel: lat. *tēmo* (aus **tenksmō*), altpreuß. *teansis*, ahd. *dīhsala* (aus idg. **tenkslo-*) zur idg. Wzl. **teng-* „ziehen“ in av. *þanj-*, altbulg. *tęgnąti*.

Lünse (Achsnagel vor dem Rade): altind. *aṇíš* (aus **alnis*), ahd. *lun*, *luna*, altsächs. *lunisa*. Vielleicht zu einer Wurzel, die „lösen“ bedeutete (vgl. altengl. *ā-lynnan* „befreien“).

Aus der reichhaltigen Liste ursprachlicher Namen für die Terminologie des Wagenbaus dürfen wir den Schluß ziehen, daß der Wagen ein dem Urvolk vertrautes Gerät war.

Aber wir entnehmen den ermittelten ursprachlichen Ausdrücken noch mehr. Da sie ausnahmlos etymologisch durchsichtig und in ihrer Entstehung zu verfolgen sind, so gehören sie wohl zu der jüngeren Schicht des idg. Sprachguts. Das Urvolk wird also noch nicht lange vor seiner Auflösung mit der Technik des Wagenbaus bekannt geworden sein. Der Besitz eines so wichtigen Transportgerätes mußte ihm aber eine außerordentliche Bewegungsfähigkeit und Ausdehnungsmöglichkeit geben. Denn auch das Zugtier fehlte nicht[1]), da das Urvolk ja das Rind besaß und auch mit dem Pferd vertraut war (vgl. Abschnitt VIII, S. S. 150 f., 156 ff.). Bemerkenswert erscheint, daß auch dieses letztere eine jüngere Erwerbung des Urvolks gewesen zu sein scheint (s. S. 157, Anm. 1).

Die Indogermanen kannten nach Ausweis der Sprache auch bereits gebahnte W e g e: altind. *pánthās*, av. *pantå*, *paþā*, *paþī*, arm. *hun*, griech. *πάτος*, altbulg. *pątь*, altpreuß. *pintis* „Weg, Pfad“, lat. *pons* „Brücke“ eig. Knüppelweg (wie russ. *mostъ* „Brücke“ zu *mostki* „Fußweg“, *mostovaja* „Pflaster“). Über die Flüsse zogen sie auf F u r t e n: av. *pərətuš*, *pəšuš* „Furt“, lat. *portus* „Hafen“, *porta* „Tor“, ahd. *furt*, gall. *ritu-* (in *Ritu-magus*), altcymr. *rit* „Furt“. Eine idg. Wurzel für „reisen“ liegt dem Wort „Furt“ zugrunde: altind. *píparti*, griech. *περάω*, *πορεύομαι*, got. *faran* usw.

Wie der Wagen des Urvolks beschaffen war, ob einachsig oder mehrachsig, ob die Räder Speichen hatten oder Scheiben waren, können wir aus dem sprachlichen Material nicht entnehmen. Ein einheitlicher Ausdruck für „Speiche“ findet sich nicht; doch ist deshalb nicht gesagt, daß das Speichenrad in idg. Zeit unbekannt war, da wir es schon bei ganz primitiven Kulturen finden. Auf schwedischen Felszeichnungen aus der älteren Bronzezeit (1. Hälfte des 2. Jahrtausends v. Chr.) finden wir bereits Wagen mit 2 und 4 Rädern, die 4 Speichen aufweisen. Der zweirädrige Schlachtwagen

[1]) Ein Beweis dafür ist die Gleichung: altind. *śámyā*, mittelengl. *hāme*, engl. *hame* „Kummet“, griech. *κημός* „Maulkorb für Pferde“. Die Sippe ist von einer idg. Wzl. **kam-* „bedecken“ abgeleitet, die in altisl. *hamr*, ahd. *-hamo* „Hülle“ (in *lîh-hamo* „Leib, Leichnam“) vorliegt.

der Gallier (*covinnus, essedum*) ist mit vierspeichigen Rädern versehen [1]).

Die Terminologie des Wagens hat im Einzelleben der Sprachen eine ganz wesentliche Bereicherung erfahren (griech. *ἅμαξα*, lat. *currus, plaustrum* usw.); besonders scheinen sich die Kelten im Wagenbau hervorgetan zu haben, wie die zahlreichen aus dem Gallischen stammenden Lehnworte des Lateinischen zeigen: *carrus, petoritum, essedum, esseda* (zweirädriger Wagen), *reda, raeda* (gall. *Epo-redo-rīx* Eigenname = König des Pferdewagens), *sarracum* und noch andere.

Ein weiteres Beförderungsmittel der Urzeit, das Schiff, ist den Indogermanen ebenfalls bekannt gewesen. Eine der ältesten Formen, der sog. Einbaum, d. h. ein mit Beil und Feuer ausgehöhlter Baumstamm, ist aus zahlreichen neolithischen Funden, die besonders häufig in vermoorten Seen anzutreffen sind, bekannt [2]) (vgl. die Abbildung des Einbaums auf S. 37). Daß die Indogermanen über eine primitive Stufe der Schiffahrt schon weit hinausgekommen waren, ist nicht anzunehmen. Sehen wir zunächst, welches Material uns die Sprache an die Hand gibt.

Zum Beweis dafür, daß das Urvolk Baumstämme zur Herstellung von Schiffen verwandte, dient z. B. das germ. Wort für

N a c h e n: altisl. *nǫkkve*, altengl. *naca*, ahd. *nacho*, falls es zu altind. *nágas* „Baum" zu stellen ist; andere Forscher verbinden es mit dem weitverbreiteten Ausdruck für

S c h i f f: altind. *nâuš*, altpers. *nāviyā* (plur.), arm. *nav*, griech. *ναῦς*, lat. *nāvis*, altisl. *nōr*. Gleichfalls über mehrere Sprachen erstreckt sich ein Wortstamm für

---

[1]) Siehe R. N e h e r, Der Anonymus de rebus bellicis, Tübingen 1911, S. 29f. Abbildungen findet man z. B. bei R. S c h u m a c h e r, Gallierdarstellungen (Katalog 3 des Röm.-germ. Zentralmuseums zu Mainz), S. 28.

[2]) Über den Einbaum, genähte Boote und andere wohl noch ältere Schiffstypen (aus Rinde, Schilf, Leder, tierischen Blasen) vgl. Ed. H a h n, Über Entstehung und Bau der ältesten Seeschiffe in der Zeitschrift für Ethnologie, Band 39, S. 42 f.; ferner H. F a l k, Wörter und Sachen, Band 4, S. 85; W. V o g e l, Von den Anfängen deutscher Schiffahrt, Prähistorische Zeitschrift, Band 4, S. 1ff.

Ruder: altind. *arítram*, griech. *ἐρετμός*, lit. *írklas* und mit anderer Wurzelstufe und anderem Suffix: lat. *rēmus*, ahd. *ruodar*, ir. *rām* zur idg. Wzl. *erē-* (altisl. *rōa*, lit. *írti*) „rudern".

Weitere über das ganze Sprachgebiet sich erstreckende Gleichungen gibt es nicht, nur noch partielle, wie lat. *mālus* (aus **mādos*, **mazdos*): ahd. *mast* „Mast", was ursprünglich nur „Holzstange" bedeutete (vgl. neuir. *maide* „Stock", altir. *matan* „Keule"); ahd. *kiol* „Schiff, Kiel": griech. *γαῦλος* „Kauffahrteischiff" (eig. „rundes Gefäß" wie *γαυλός* „Milcheimer, Bienenkorb", altind. *gōlas* „Halbkugel", also vielleicht ursprünglich das aus Leder hergestellte Schiff); altengl. *ār* „Ruder": lett. *airis*, *aire*, lit. *vaĩras*, *vaĩra* „Ruder". Nicht selten wird das Schiff in den Einzelsprachen nach dem Material benannt, aus dem es angefertigt wurde, dem Baumstamm: altind. *dā́ru* „Holz, Kahn"; altisl. *askr* „Esche, Schiff"; altisl. *beit* „Bord": arm. *phait* „Baum"; altisl. *eikja* „Nachen": *eik* „Eiche"; lat. *linter* „Kahn": ahd. *linta* „Linde" usw. Auch die Form des Schiffes bedingt häufig seinen Namen; so hängt altisl. *kœ̄na*, ndl. *kaan*, nhd. *Kahn*, altfranz. *cane* mit nfrz. *cane* „Ente" zusammen (Schiff mit Entenschnabel); oder got. *skip*, ahd. *scif*, *scef* „Schiff, Boot, Kahn" bedeutet in ahd. *scif* auch „Gefäß", wie ahd. *scaph*. Diese Sippe geht vielleicht auf griech.-lat. *scyphus* „Becher", *scapha* „Boot, Nachen" zurück; das Schiff ist in diesem Fall als „Gefäß" aufgefaßt[1]).

Die für die Ursprache zu ermittelnde Terminologie der Schiffahrt ist also nur spärlich. Ein anderes Ergebnis ist übrigens von vornherein nicht zu erwarten. Die Indogermanen haben, soweit wir dies den sprachlichen Zeugnissen entnehmen, nur eine sehr primitive Art der Schiffahrt in Booten, die mit Rudern fortbewegt wurden, gekannt. Erst als die Stämme, die an die Meeresküsten zogen, von den Ureinwohnern ihrer neuen Heimat eine vollendetere Stufe der Seefahrt kennen lernten, konnten sie sich zu den seefahrenden Völkern ausbilden, die

---

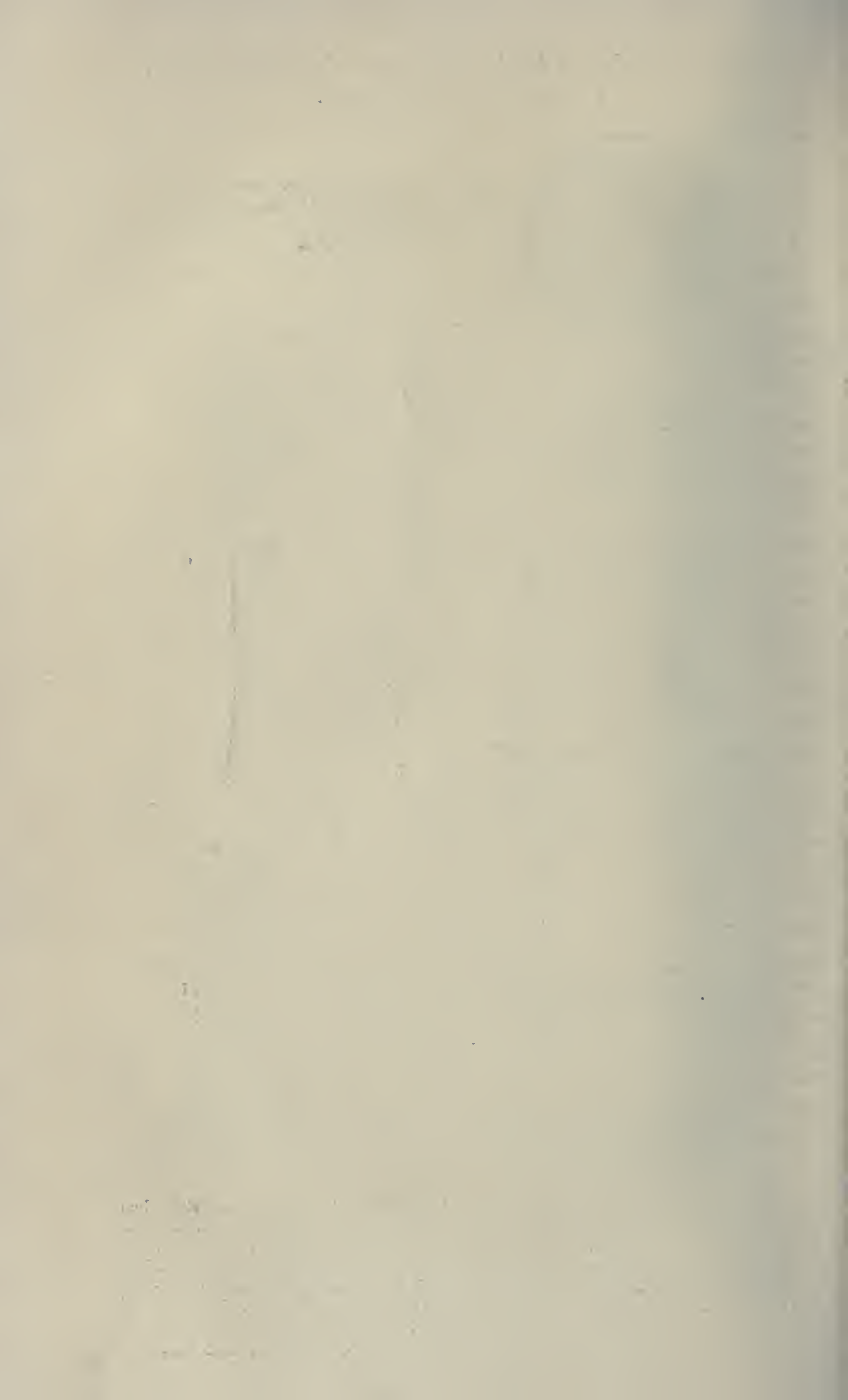
[1]) Die Ansicht, daß germ. **skip* ein Lehnwort aus vulgärlat. *scyphus* (sprich **skipo*) „Gefäß, Becher" sei, vertritt H. Schuchardt, Zeitschrift für romanische Philologie, Band 33, S. 653 ff.

Tafel IV. Waffen (und Werkzeuge) der ausgehenden Steinzeit und Kupferzeit.



a. Steinerner Keulenkopf aus Rössen, b. Daumenschutzplatte aus Rottleben (Schwarzburg-Rudolstadt), c. fazettiertes Steinbeil aus dem Kreis Bitterfeld, d. Steinmesser aus Dithmarschen, e. Knochendolch aus dem Attersee, f. Steindolch aus Putlitz (Reg.-Bez. Potsdam), g. steinerne Lanzenspitze aus Sonderburg, h. Pfeilspitzen aus Angeln, i. durchlochtes Doppelbeil aus Stein aus Schönow (Reg.-Bez. Frankfurt a. O.), k. durchlochte Kupferaxt aus Mohácz (Ungarn), l. Kupferbeil aus Ungarn.

Nach den Originalstücken im Kgl. Museum für Völkerkunde in Berlin.



wir aus der Geschichte kennen, den Griechen oder Illyriern. Wo große Handels- und Kolonisationsinteressen fehlten, beschränkte sich die Schiffahrt in der Regel nur auf Raub- und Eroberungszüge nach nahen Küsten, wie bei den Galliern und Germanen[1]). Die Römer konnten sich erst unter dem Druck der karthagischen Seeherrschaft zum Bau von Flotten entschließen und haben sich nie zu einer Seemacht entwickelt.

Wie die Art der Schiffahrt und ihre Termini in einer bestimmten Gegend beheimatet sind, zeigt die Geschichte mancher Wanderwörter. So geht das dem Wortschatz des Mittelmeerkreises angehörige und hier besonders verbreitete lat. *barca* (*barica*), *bāris* „Nachen" über griech. *βᾶρις* auf koptisch *barī* „Nachen" zurück; aus den romanischen Sprachen ist das Wort zwar auch in die germanischen Mundarten und ins Deutsche gedrungen *(Barke)*, doch hier nie volkstümlich geworden. Ein großer Teil des echt germanischen Sprachguts, das sich auf Schiffahrt und Seewesen bezieht, ist etymologisch unaufgeklärt, d. h. er hat keine sicheren Beziehungen zum indogerm. Wortschatz. Dahin gehören Ausdrücke wie *Segel, Rahe, See, Strand, Klippe, Geest, Düne* usw. Der Schluß, den wir aus diesem Umstand ziehen, ist folgender: Es bestand (wie auch anderwärts) an den Ufern der Ost- und Nordsee eine einheimische Schiffahrt, deren Ausdrücke beim Wechsel der Sprache zum Teil erhalten blieben und in die idg. Mundart, das Germanische, übernommen wurden. Diese Beobachtung wird uns in einem späteren Abschnitt (XX. Die Urheimat) noch beschäftigen. Es trifft eben auch beim Schiffsbau eine schon verschiedentlich festgestellte Tatsache zu, daß nämlich eine Kunstfertigkeit in der Regel an eine bestimmte Gegend gebunden ist, weil sie durch deren Eigenart, sei es in klimatischer Hinsicht, sei es im Hinblick auf das dort anzutreffende Material, hervorgerufen und erhalten wird. Der sprachliche Ausdruck ist aber eng mit dem eigenartigen Produkt ver-

[1]) Die Fahrten der Nordleute nach Grönland fallen in eine geschichtlich späte Zeit und haben keine dauernden Erfolge gezeitigt. Vgl. übrigens die Zusammenstellungen von W. Vogel, Prähistorische Zeitschrift, Bd. 4, S. 10f. über die geringe Bedeutung der Schiffahrt der Nordseegermanen.

bunden und läßt sich nicht leicht durch eine andere Benennung, die ein fremdes Volk mitbringt, verdrängen. Diese Beobachtung können wir noch auf einem anderen Gebiet der Technik machen, das seit der Urzeit und bis heute von besonderer Wichtigkeit für den Menschen ist, nämlich bei der Keramik.

Unzweifelhaft haben die Indogermanen ebensogut wie andere Völker der Vorzeit Gefäße aus Holz und Leder, aus Bestandteilen von Pflanzen und aus Ton (Lehm) hergestellt. Sehen wir uns aber nach den für die Ursprache anzusetzenden Ausdrücken um, so werden wir nur wenige ermitteln können, was sich aus dem eben Gesagten erklärt[1]); es sind folgende für

Topf: altind. *carúš* „Kessel", russ. *čara* „Schale", altisl. *hverr* „Schlüssel", mittelir. *coire*, cymr. *pair* „Kessel", idg. Stamm **kʷer-*, **kʷor-*. Unsicher ist, ob auch lat. *cortina* „rundes Gefäß, Kessel" hierher gehört. Got. *ƕaírnei* „Hirnschale" zeigt die auch sonst (z. B. von frz. *tête* „Kopf" aus lat. *testa* „Schale") bekannte Übertragung. Weitere Gleichungen bestehen zwischen av. *tašta-* „Schale, Tasse" und lat. *testa* „Schale, Krug, Scherbe", die sich zu lat. *texo*, arm. *thekhem* „flechte" usw. stellen, und altind. *ukhás*, *ukhā́* „Kochtopf", lat. *aulla*, *auxilla* „Topf", got. *aúhns*, altnorw. *ogn*, ahd. *ovan* „Ofen" (= Feuertopf; ob griech. ἰπνός „Ofen" auch dazu zu stellen ist, kann nicht mit Sicherheit behauptet werden).

Neben diesem geringfügigem Erbgut aus idg. Zeit gibt es in allen Sprachen eine Anzahl augenscheinlicher Wanderwörter, die nur vereinzelte, lautlich schwer zu vereinbarende Beziehungen untereinander und auch zu nichtidg. Sprachen haben. Einige Beispiele greifen wir heraus: got. *kas*, altisl. *ker*, ahd. *char* „Gefäß, Krug" klingt an lat. *vās, vāsum, vāsus*, umbr. *veskla*

---

[1]) Das indogerm. Stammvolk mag vielleicht in einer fern liegenden Vorzeit einmal eine einheitliche Keramik besessen haben; aber seine einzelnen Stämme werden vermutlich doch manche Verschiedenheiten in ihrer Herstellung aufzuweisen gehabt und eine eigentümliche Verzierung der Tongefäße ausgeübt haben. Nach ihren späteren weiten Wanderungen haben sie dieselbe indes jedenfalls zugunsten der in den neu besetzten Ländern geübten Technik aufgegeben. So erklärt sich am einfachsten die dürftige ursprachliche Terminologie für die keramischen Erzeugnisse.

(plur.) „Gefäß“ und weiterhin an arab. aram. *kās*, hebr. *kōs*, assyr. *kāsu* „Becher“ an; ahd. *kruog*, altengl. *croc, crog, cruce, crocca*, niederd. *krūke*, niederländ. *kruik* „Krug, Kruke“ erinnern an griech. *κρωσσός* (aus **krōkjos*) „Krug“, altbulg. *krugla* „Becher“, alb. *kaȓoḱe* „Krug“; lat. *urceus* „Krug“ und griech. *ὕρχη* „irdenes Gefäß“ könnten mit aram. *'araq, 'arqa'* „Erde“ zusammenhängen; altengl. *cup* „Tasse“ (= deutsch *Kopf*) und finn. *kuppi* „Schale, Tasse“, bask. *kopor* „Terrine“ sind offenbar gleichen Ursprungs[1]). Es kann kein Zweifel obwalten, daß derartige Wortsippen von einem bestimmten Punkte ausgingen, wo die Heimat des damit benannten keramischen Fabrikats zu suchen ist; es ist uns aber vorerst noch unmöglich, Näheres über die Wanderungen von Sache und Wort auszusagen.

Klarer liegen die Verhältnisse, wenn wir uns den historischen Zeiten nähern und bemerken, daß sich die gleichen Vorgänge wie im Dunkel der Vorzeit wiederholen. So wenn die römische Terminologie für Gefäße mit der Einfuhr der Waren nach Germanien vordringt: lat. *amphora* (gesprochen *ampora*) aus griech. *ἀμφορεύς* ergibt ahd. *ambar*, das volksetymologisch zu *eimbar* „Eimer“ umgedeutet wird (an einem Griff zu tragendes Gefäß). Aus den Funden kennen wir die so benannten römischen Bronzeeimer, die schon in vorhistorischer Zeit nach dem Norden importiert wurden. Zu den Slaven drang das Wort als altbulg. *ąborъkъ*, poln. *węborek*, serb. *uborak*, auch zu den Balten als altpreuß. *wumbaris* „Eimer“. Lat. *urceus* „Krug“ ist in got. *aúrkeis*, altengl. altsächs. *ork* wieder zu treffen, das Deminutiv lat. *urceolus, urcellus* in ahd. *urceol, urzel* „Becher“; vulgärlat. *scaphus* ist die Quelle für altsächs. *scap*, ahd. *scaph* „Schaff“. Gemeingermanisch ist auch die Entlehnung von lat. *catīnus* „Napf“

---

[1]) R. Gutmann, Zeitschrift für vergleichende Sprachforschung, Band 44, S. 136 ff. denkt an ein europ. Urwort; dagegen H. Schuchardt, ebenda, S. 366 ff. und Zeitschrift für romanische Philologie, Band 33, S. 641 ff., der lat. *cup(p)a* „Becher“ (frz. *coupe*, prov. span. port. *copa* dass.; nordital. *coppa* „Hinterkopf“, ital. *coppo* „Krug“; s. die reiche Verzweigung der Sippe bei W. Meyer-Lübke, Romanisches etymologisches Wörterbuch s. v. *cuppa*) als Quelle der nordeurop. Sippe ansieht. An uridg. Verwandtschaft denkt wiederum P. Persson, Beiträge zur idg. Wortforschung, Uppsala, 1912, S. 102 ff.

mit volksetymologischer Umgestaltung des Suffixes und Zurückziehung des Akzents auf die erste Silbe nach germanischer Weise in der Form **katilaz* = got. *katils*, altisl. *ketell*, altsächs. *ketil*, ahd. *chezzil*. Die Germanen gaben die Ware und das Wort weiter zu den Slaven und Balten: altbulg. *kotьlъ*, lit. *kãtilas*, altpreuß. *katils*; ja sogar zu den Finnen drang der Name: finn. *kattila*. Auch in vorhistorischer Zeit ist es nicht anders gewesen; Sachentlehnung und Wortentlehnung gingen Hand in Hand. Doch nur selten können wir diesen Vorgängen noch nachspüren. In uralte Zeiten und zugleich in den modernsten Betrieb der Weltstadt Berlin führt uns eine Wortsippe, die unter anderem vertreten ist in vulgärlat. *tīna* „Bütte" (= franz. *tine*, ital. *tina*), lit. *týnė*, lett. *tīne* „Wanne", finn. *tünü* „Waschfaß", estnisch *tīn* „Zuber" und in niederd. *tīne*[1]). Noch jetzt wird das Obst in Berlin nach „Tinen" (= 5 alte Metzen, etwas über 17 Liter) gemessen, wenn die Werderschen Kirschen und Erdbeeren auf Kähnen am Spreeufer verkauft werden. Dieses europäische Urwort *tine* gehörte vermutlich zur Holzindustrie, wie das gleichfalls uralte Wanderwort mitteld. *kump*, oberd. *kumpf*: altind. *kumbhás*, av. *χumbō*, neupers. *χumb* „Topf", griech. *κύμβος* „Gefäß, Becher", *κύμβη* „Gefäß, Nachen", altir. *cum* „Gefäß" wohl zur Keramik. An Urverwandtschaft ist wegen der mangelnden Lautverschiebung nicht zu denken, die freilich in dem erst spät auftretenden nhd. *Humpen* vorzuliegen scheint[2]). Daß man in Europa, gleichwie in Ägypten und Vorderasien auch Steingefäße herstellte, dafür kann altengl. *stǣna* „Krug" vielleicht ein Beweis sein, da es mit altengl. *stān*, ahd. *stein* „Stein" zu verbinden ist.

Die Anfertigung der Töpferware geschah bei den Indogermanen in Anbetracht der für die Sprachgemeinschaft anzusetzenden Zeit (3. Jahrtausend v. Chr.) natürlich noch ohne

[1]) Über die weite Verzweigung dieses nordeuropäischen Urworts vgl. R. Gutmann, Revue de linguistique et de philologie comparée, Band 41, S. 267 ff.

[2]) Eine etymologische Anknüpfung an die idg. Wzl. **kup-*, **kub-*, **kubh-* sucht P. Persson a. a. O. S. 104, Anm. 4 aufs Neue zu verteidigen. Aber die mannigfachen Lautformen dieser Wurzel (auch **gup-* usw.) lassen unter dem urverwandten Sprachgut auch fremde Eindringlinge vermuten.

Anwendung der Drehscheibe. Die einzelnen Lehmwülste wurden aufeinandergelegt und erst das Härten durch das Brennen bewirkte die enge Verbindung zwischen den einzelnen Teilen des Topfes wie auch mit den aufgesetzten Henkeln, Ösen usw. Die zu religiösen Zwecken gebrauchten Töpfe mußten in Indien wie in Rom ohne Anwendung der Töpferscheibe verfertigt werden, was offenbar einem durch die altertümliche Übung geheiligten Brauch entsprach. Trotz der verhältnismäßig reichen Formengebung und Dekoration der Tonware (vgl. darüber Abschnitt V) war die Technik ihrer Herstellung in neolithischer Zeit in Europa wie in Vorderasien immer noch höchst primitiv. Eine idg. Wurzel, die sich auf die Technik der Tongefäße bezieht, haben wir bereits in lat. *texo* „flechte“: altind. *tákšati* „verfertigt kunstvoll“, av. *taš-* „zimmern“ kennen gelernt (s. oben S. 78); von ihr sind av. *tašta-* „Schale“, lat. *testa* „Topf, Urne, Scherbe“ abgeleitet. Eine andere liegt vor in lat. *fingo* „bilde, forme“, *figulus* „Töpfer“, got. *digan* „bilden, formen“, *daigs* „Teig“, altind. *dẽhmi* „streiche“, altruss. *dě̌ža* „Teigmulde“, altisl. *digull*, ahd. *tegal* „Tiegel“ usw.

Beide Wurzeln sind freilich nicht auf die Technik der Tongefäße beschränkt, sondern haben eine mannigfache Verwendung auf viele Seiten des handwerksmäßigen Betriebs gefunden („zimmern, hauen, brechen“ bei der idg. Wzl. **teks-*; „formen, streichen, häufen, kneten“ bei der idg. Wzl. **dheiĝh-*).

Wie weit es die Indogermanen überhaupt in den technischen Fertigkeiten gebracht hatten, geht aus dem sprachlichen Material mit ziemlicher Deutlichkeit hervor. Es gibt ursprachliche Ausdrücke für das:

F l e c h t e n: griech. *πλέκω*, lat. *plecto*, ahd. *flehtan*, altbulg. *pletą*; altind. *práśnas* „Geflecht, geflochtener Korb“. Andere idg. Wurzeln für dieselbe Tätigkeit stecken in altind. *kṛnátti* „dreht, spinnt“, gr. *κάρταλος* „Korb“, lat. *crātis* „Flechtwerk“, got. *haúrds* „Tür“, ahd. *hurt* „Flechtwerk“, nhd. *Hürde*, altbulg. *krętnąti* „drehen“, altpreuß. *korto* „Gehege“ oder in altind. *rájjuš* „Strick, Seil“, lat. *restis* „Seil“, altbulg. *rozga* „Zweig, Rute“, lit. *rezgù* „flechte“, *rẽzgis* „Korb“.

Aus dieser Zusammenstellung ergibt sich auch, mit welchem Material das Urvolk die Kunst des Flechtens betrieb; es ist dasselbe gewesen, das noch heute bei der Korbflechterei verwendet wird: dünne Zweige, Gerten, Binsen, abgezogene Rinde, in wärmeren Gegenden Palmblätter, Bast, Bambuszweige usw. Eine aus der primitiven Technik des Flechtens abgeleitete höhere, viel kompliziertere Kunstfertigkeit ist das

W e b e n: idg. Wzl. **webh-* in neupers. *bāfad,* griech. *ὑφαίνω*, alb. *veń*, ahd. *weban*; altind. *ūrṇa-vābhiš*, av. *vawžaka-*, altisl. (*kǫngur*)*wāfa* „Spinne" oder eine idg. Wzl. **wēi-* in altind. *váyati* „webt", lat. *vieo* „binde, flechte", lit. *vejù*, altbulg. *vьją* „flechte, drehe". Die letztere Sippe zeigt auch durch sprachliche Belege, daß die Kunst des Webens vom Flechten abgeleitet ist; man vergleiche die zur selben Wurzel gehörigen Ableitungen av. *vaēitiš*, griech. *ἴτυς* (aeol. *βίτυς*), *ἰτέα*, ahd. *wīda,* cymr. *gwden*, lit. *výtis*, altpreuß. *witwan* „Weide". Andere Wurzeln mit der Bedeutung „weben" stecken in altind. *átkas*, av. *adka-,* „Gewand", griech. *ἄττομαι* „webe", alb. *ent, int* „weben", vielleicht gehört auch altir. *ētim* „kleide", *ētach* „Gewand" hierher (idg. Wzl. **ent-* „weben"); ferner in griech. *κρέκω* „webe", altbulg. *krosno* „Webstuhl", oder in altind. *ū́mā* „Flachs", lit. *aúdmi* „webe" usw.

Auch für den Webstuhl und seine Technik läßt sich eine schon ursprachliche Terminologie vermuten, wenn den dahingehörigen Wortbildungen in den verschiedenen Sprachen die gleiche idg. Wzl. **sthā-* „stehen" zugrunde liegt: gr. *ἱστός*, lit. *stãklės* „Webstuhl", altind. *stháviš*, altisl. *vef-stađr* „Weber", lat. *stamen* „Weberzettel, Aufzug". Offenbar stand der Webstuhl der Alten aufrecht (vgl. griech. hom. *ἱστὸν ἐποίχεσϑαι* „am Webstuhl hin- und hergehen"), so daß man stehend an ihm arbeiten mußte. Ob der Übergang vom stehenden (vertikalen) zum liegenden (horizontalen) Webstuhl mit dem Beginn der Metallzeit zusammenfällt, wie manche Forscher annehmen, kann hier dahingestellt bleiben; jedenfalls stimmen die Prähistoriker darin überein, daß jener der ältere ist, und die sprach-

lichen Zeugnisse bestätigen diese Annahme auch für das indogerm. Urvolk[1]).

Die hohe Bedeutung, die die Weberei bereits in indogerm. Zeit besessen haben muß, geht auch aus dem Umstand hervor, daß in mehreren Sprachen die schon öfter erwähnte idg. Wzl. **teks-* „kunstvoll gestalten“ (in altind. *tákšati* „zimmert“, *tákšā*, av. *táša*, griech. *τέκτων* „Zimmermann“, *τέχνη* „Kunst“, ahd. *dehsa*, altbulg. *tesla*, altir. *tāl* „Beil, Axt“) auf das Weben und Flechten spezialisiert ist: lat. *texo* „webe, flechte“, selten „baue“, ahd. *dehsen* „Flachs brechen“, osset. *taxun* „weben“, arm. *thekhem* „drehe, flechte“. Ganz ähnlich ist unser deutsches *wirken*, das ursprünglich „herstellen“ bedeutet, besonders in der Partizipialform *gewirkt*, heute auf die Technik des Flechtwerks beschränkt.

Für eine sorgfältige Ausführung der Gewebe aus Wolle, Hanf oder Flachs ist die natürliche Voraussetzung, daß man einen richtigen Faden herzustellen verstand, also spinnen konnte. Auch diese Fertigkeit läßt sich bis in die idg. Urzeit verfolgen:

Spinnen: altind. *tarkúš*, griech. *ἄτρακτος* „Spindel“, alb. *tjer̃* „spinne“, lat. *torqueo* „drehe“, altbulg. *trakъ* „Band, Gurt“ altpreuß. *tarkue* „Binderiemen“ oder got. *spinnan* „spinnen“, altbulg. *pęti* „spannen“, lit. *pìnti* „flechten“; doch ist diese idg. Wzl. **spen-* nur in den nordeuropäischen Sprachen vertreten. Gleichartig benannt ist auch der zum Spinnen dienende

Wirtel: altind. *vartulā*, lat. *verticillus* (auch **vertellum* nach prov. *vertèl*), cymr. *gwerthyd*, altbulg. *vrěteno*, mhd. *wirtil* zu einer idg. Wzl. **wert-* „drehen“ (lat. *verto*)[2]).

---

[1]) Vgl. das wertvolle Material bei M. von Kimakowicz-Winnicki, Spinn- und Webewerkzeuge. Entwicklung und Anwendung in vorgeschichtlicher Zeit Europas. 1911.

[2]) Freilich liegt auch die Möglichkeit vor, daß wir es bei dieser Sippe mit einem Wanderwort zu tun haben. H. Schuchardt, Zeitschrift für deutsche Wortforschung, Band I, S. 67 sieht z. B. mhd. *wirtil* als Entlehnung aus prov. *vertèl* an, dessen lat. Vorbild aber nicht überliefert ist. Nach Sophus Müller, Urgeschichte Europas, S. 148 und O. Montelius, Kulturgeschichte Schwedens, S. 19 ist der Wirtel schon in der Steinzeit in Mitteleuropa anzutreffen, fehlt aber noch in der Bronzezeit in Nordeuropa, wohin er erst durch die Römer kam

Eine weitere ursprachliche Sippe für das Spinnen berührt sich mit den Termini für Flechten und geht endlich über in den Begriff für

Nähen: gr. *νέω*, lat. *neo* „spinne" = ahd. *nājan* „nähen", got. *nēþla* „Nadel" zu einer idg. Wzl. **snēi-*, **nēi-*, die auch in altind. *snāva* „Band", arm. *neard* „Fiber", griech. *νῆμα* „Faden", lat. *nēmen* „Gewebe", altir. *snāth* „Faden", ahd. *nāt* „Naht" vorliegt.

Eine andere idg. Wurzel, die den gleichen Bedeutungsübergang zeigt, ist griech. *ῥάπτω* „nähe zusammen", *ῥαφή* „Naht", *ῥαφίς*, dor. *ῥαπίς* „Nadel": lit. *verpiù* „spinne", *varpstẽ* „Spindel" (für das Nähen der Lederkleidung war ein anderer Ausdruck üblich; s. den folg. Abschnitt, S. 242).

Was die Metalltechnik betrifft, so ist ihre Kenntnis für die Indogermanen nicht erwiesen. Es finden sich z. B. keine übereinstimmenden Ausdrücke in den einzelnen Sprachen für den Schmied, wenn auch die Benennungen für ihn offenbar auf ein hohes Alter zurückblicken dürfen. „Schmieden" ist häufig identisch mit „Hauen": lat. *cūdo*, altbulg. *kovą*, lit. *káuju* „schmiede" zu ahd. *houwan* „hauen", mittelir. *cuad* „schlagen, kämpfen". Der Amboß ist von der gleichen Vorstellung ausgehend benannt: ahd. *anapôz* zu *pôzan* „schlagen", lat. *incus* zu *cudere*, altbulg. *nakovalo* zu *kovati* „schlagen", oder er wird einfach der „Stein" genannt: griech. *ἄκμων* stellt sich im Stamm zu *ἀκόνη* „Wetzstein", altind. *áśmā* „Felsblock"; das deutsche *Hammer* gehört zur gleichen Sippe, wie wir oben S. 70 sahen. Aus dem Fehlen einer ursprachlichen Terminologie für die Metallbearbeitung können wir entnehmen, daß sie dem idg. Stammvolk noch nicht vertraut war, wenn es auch schon verschiedene Metalle kannte, wie wir im Abschnitt X gesehen haben.

(S. 167). Steinzeitliche Funde von Spinnwirteln auf deutschem Boden sind auch nur vereinzelt, z. B. im neolithischen Dorf mit bandkeramischen Brandgräbern bei Diemarden unweit Göttingen (s. Korrespondenzblatt der deutschen Gesellschaft für Anthropologie usw., 1911, S. 50). Offenbar überwog damals noch die Fell- oder Wollekleidung — Spinnwirtel braucht man bei der Herstellung des Wollfadens nicht — im nördlichen Europa (s. weiter unten S. 238 ff).

Die idg. Ausdrücke für die Technik des Hausbaus und der Ackerbestellung haben wir bereits in den Abschnitten VII und VIII kennen gelernt, und mit denjenigen für die Bekleidung werden wir uns im folgenden Abschnitt noch weiter zu beschäftigen haben. Daß das Bild, das wir uns von den technischen Fertigkeiten des idg. Urvolks machen, nur unvollkommen sein kann, bedarf nach dem im Anfang dieses Abschnitts Bemerkten keiner näheren Begründung. In vielen Punkten bleiben wir auf bloße Mutmaßungen angewiesen, bei anderen erreichen wir eine ziemliche Sicherheit; eine absolute Gewißheit haben wir nur für die Zweige der Technik, die wir a priori bei den Indogermanen voraussetzen konnten, da sie keinem Volk fehlen, das eine selbst nur primitive Kultur entwickelt hat.

XII. Kleidung und Nahrung.

Es braucht nicht besonders betont zu werden, daß das idg. Stammvolk sich bekleidet hat. In der zweiten Hälfte des dritten vorchristlichen Jahrtausends gab es selbst im Außenkreis der mittelländisch-vorderasiatischen Kultur keine Völker, die nicht irgend eine Art von Kleidung getragen hätten. Das bestätigen uns vorgeschichtliche Funde und bildliche Darstellungen fremder Völker auf ägyptischen oder asiatischen Denkmälern. Nur eine Ausnahme dürfen wir vielleicht auch für die prähistorische Zeit voraussetzen: bei manchen Völkern war es nach den Berichten klassischer Schriftsteller Sitte, unbekleidet in den Kampf zu ziehen, z. B. bei den Bewohnern der Balearen, bei den Herulern und Langobarden. Doch schon die Erwähnung der Tatsache, daß sie entweder der leichteren Beweglichkeit halber oder auch infolge religiöser Vorstellungen die Kleidung in der Schlacht ablegten, ist ein Beweis für die Regelmäßigkeit der Bekleidung. Den Körper zu bedecken (lat. *toga* „Bekleidung“ zu *tego* „decke“), zwang außerdem das während des größten Teiles des Jahres kalte oder kühle Klima der gemäßigten Zone. Für die Annahme,

daß die Indogermanen sich bekleideten, liegen zum Überfluß evidente sprachliche Beweise vor. Es gibt zunächst eine durch fast alle indogerm. Sprachen hindurchgehende und reich verzweigte idg. Wurzel **wes-* für

kleiden, sich bekleiden: altind. *vástē*, av. *vaŋhaiti*, arm. *z-genum*, griech. ἕννυμι (aus **wes-numi*), alb. *veš*, *višem*, lat. *ves-tio*, got. *wasjan* (= altind. *vāsáyati*).

Kleid: altind. *vásanam*, *vástram*, av. *vastrəm*, toch. A *wsāl*, B *wästsi*, arm. *z-gest*, griech. εἷμα (aus **wesmn̥*, vgl. äol. ϝέμμα, dor. ϝῆμα), γέστρα (d. h. *ϝεστρα) bei Hesych., lat. *vestis*, got. *wasti*.

Neben der idg. Wzl. **wes-* liegt noch eine Wurzelform **ew-*, **ow-* vor in arm. *ag-anim* „ziehe an", lat. *ex-uo* (aus **ex-evo*) „ziehe aus", altbulg. *ob-uja* „ziehe an", lett. *aut* „anziehen", die in mehreren Sprachen auf die Fußbekleidung eingeengt erscheint: av. *aoþrəm* „Schuh", lit. *aviù*, *aunù* „trage Fußbekleidung", altbulg. *iz-uti* „die Fußbekleidung ablegen".

Ein indirekter Beweis für die Regelmäßigkeit der Bekleidung bei dem idg. Urvolk liegt noch darin, daß wir einen weitverbreiteten Wortstamm besitzen für

nackt: altind. *nagnás*, lat. *nūdus* (aus **nogʷedos*), altir. *nocht*, got. *naqaþs*, altbulg. *nagъ*, lit. *nǘgas*. In av. *maγna-* und griech. γυμνός erscheint der Wortstamm durch irgendeine analogische oder lautliche Beeinflussung umgestaltet.

Mit der Feststellung der bloßen Tatsache, daß die Indogermanen bereits bekleidet waren, ist uns aber nicht gedient; wir werden versuchen müssen, über die Art und das Material ihrer Kleidung etwas zu ermitteln. Es kann kein Zweifel darüber bestehen, daß der noch heute bei den meisten Völkern mit primitiver Kultur anzutreffende Lendenschurz auch beim idg. Urvolk den Ausgangspunkt für eine entwickeltere Form der Bekleidung bildete[1]. Weitverbreitet ist nämlich in den idg. Sprachen ein einheitlicher Stamm für

---

[1]) Als Odysseus seine übrige Kleidung (χλαῖνα s. weiter unten) den frierenden Gefährten überlassen hat, bleibt ihm nur ζῶμα φαεινόν „ein schimmernder Lendenschurz" (Odyssee, XIV, Vers 482).

gürten: av. *yāsta-* = griech. ζωστός „gegürtet"; griech. ζωστήρ, hom. ζῶστρον, lit. *jűsta*, altbulg. *po-jasъ* „Gürtel"; griech. ζώννυμι (aus *ζωσνυμι), alb. *n-g'es* „gürte".

Der Lendenschurz ist nach zwei Richtungen hin weitergebildet worden: er hat nach unten verlängert sich zur Hose entwickelt oder nach oben vergrößert sich zum Leibrock ausgebildet. Bei vielen Völkern, besonders solchen mit indogerm. Sprache, und zumeist in rauheren Klimaten, treffen wir auf die Hosentracht. Sie tritt in doppelter Form auf, als kürzere Kniehose und als lange Hose. Letztere ist die Tracht der Germanen und Gallier[1]) — Gallia bracata „hosentragendes Gallien" nannten die Römer einen Teil ihres Landes, vgl. Pomponius Mela II, 5, 74 — sowie der osteuropäischen Daken,



Abb. 25. Knieender Germane, die Arme um Schutz ausstreckend, mit Mantel (*sagum*) und enganliegender Hose bekleidet. Das krause Haar zeigt über dem rechten Ohr den Haarschopf.

Bronzefigürchen in der Bibliothèque nationale zu Paris.

Sarmaten und Skythen, ferner der Meder und Perser in Asien. Darstellungen von gefangenen Barbaren auf römischen Siegesdenkmälern (Mark-Aurel-Säule, Trajanssäule, Monument von Adamklissi), auf griechischen Bildwerken (Alexanderschlacht in der Kopie von Pompeji) oder Kunstarbeiten (Silber-

[1]) Die überlieferten Germanendarstellungen sowie charakteristische Gallierdarstellungen findet man jetzt handlich vereinigt in den Katalogen Nr. 1 und 3 des Römisch-Germanischen Zentralmuseums zu Mainz herausgeg. von K. Schumacher. Auf vielen Abbildungen sieht man die lange Hosentracht.

vase von Tschertomlitsk mit Skythen) usw. zeigen uns neben einer Bluse oder einem Leibrock die Hose, welche am unteren Ende zusammengeschnürt war, wenn sie bis auf die Fußknöchel herabreichte. Der germanisch-keltische Name für die Hose ist uns erhalten: altisl. altengl. *brōk*, ahd. *bruoh*, gall. *brāca* (Diodorus Siculus V, 30: *ἀναξυρίσιν, ἃς ἐκεῖνοι βράκας προσαγορεύουσιν*); die Slaven haben das Wort von den Germanen entlehnt: russ. *brjuki* fem. plur. „Hosen". Das Wort stellt sich zu altengl. *brēc* „Steiß" wie franz. *culotte* „Hose" zu *cul* „Hinterer", hat aber keine weiteren Beziehungen zum idg. Wortschatz — lat. *suf-frāgines* „Hinterbug der Tiere" kann dazu gehören — und deshalb läßt sich über seine Geschichte nicht viel sagen. Die Entlehnung ins Slavische ist erklärlich, wenn wir den Bericht des Prokopius beachten, demzufolge die Slaven ursprünglich einen Schurz trugen.

Der Lendenschurz war auch in der ältesten griechischen und römischen Zeit (*subligaculum* „Lendenschurz") und im minoischen sowie mykenischen Zeitalter gebräuchlich. In klassischer römischer und griechischer Zeit ist der altererbte Lendenschurz freilich verdrängt durch ein auch bei den hosentragenden Völkern anzutreffendes Kleidungsstück, den Leibrock: griech. *χιτών*, lat. *tūnica*. Der Name des bis zu den Knien reichenden Gewandes stammt aus dem Orient; es ist die auch bei den semitischen Völkern übliche Tracht. Das Wort ist von den Griechen wegen des fremden Stoffes entlehnt: hebr. *kəthōnet*, aram. *kiththānā* „Leibrock", assyr. *kitunnu* „Leinwand". Von den Griechen übernahmen später die Römer Sache und Wort (wie sie die Toga praetexta von den Etruskern entlehnten), wenn beide nicht direkt oder durch etruskische Vermittlung von den Phöniziern stammen (urlat. Form **ctūnica* oder Umstellung des semitischen Wortes?).

Neben der Hose oder dem Leibrock finden wir überall noch eine Art Mantel, d. h. ein rechteckiges oder viereckiges Stück Zeug, das den Oberkörper oder den ganzen Körper deckt und verschieden benannt wird: griech. *πέπλος, χλαῖνα*, lat. *toga* (zu *tego* „decke"), germ.-lat. *sagum* (dieses nach Tacitus, Germania Kap. 17 das Hauptkleidungsstück der

Germanen)[1]. Zusammengehalten wurde der Mantel in älterer Zeit durch einen Dorn (lat. *spīna* „Dorn", lit. *spitnà* „Dorn in der Schnalle"), später durch eine Fibel, die uns aus zahllosen Fundstücken in ihren wechselnden Formen von der ersten Bronzezeit an bekannt ist.

Neben den Nachrichten und Abbildungen aus dem Altertum kommen für die Frage nach der Art der Kleidung des idg. Urvolks noch die prähistorischen Funde an Resten von Gewändern in Betracht. Sie sind, wie schon gesagt, nur spärlich, was sich aus der Vergänglichkeit des Materials erklärt, und nur aus Nordeuropa bekannt. Dabei ist ein Umstand beachtenswert: während die Nachrichten der Alten überwiegend von der Hosentracht bei den Nordvölkern sprechen — nur Tacitus erwähnt an der obengenannten Stelle die Hose nicht — haben die ältesten Funde bis jetzt noch keine Reste eines solchen Kleidungsstückes zutage gebracht. Das früheste Beispiel einer Hose stammt von einer in einem vermoorten See zwischen Damendorf und Eckernförde in Schleswig-Holstein gefundenen Leiche und wird in das 3. Jahrhundert n. Christus zu setzen sein; auch an anderen Moorleichen, z. B. aus der Provinz Hannover, sind Kniehosen gefunden worden[2]. Wir müssen also annehmen, daß die Hose erst verhältnismäßig spät nach Nordeuropa eingeführt wurde, wahrscheinlich von Osten her, von wo sie auch die Meder und Perser nach Iran brachten.

Eine vermutlich ureuropäische Tracht ist uns in zwei entlegenen Ausläufern sogar noch heute erhalten; in der Kleidung der Albanesen und Griechen sowie der Hochlandschotten.

---

[1]) Auf Germanendarstellungen ist der Mantel öfter zu sehen; meist ist er recht klein und deckt kaum mehr als Schultern und Oberarme. Siehe z. B. die Abbildung 25 und bei K. Schumacher, Germanendarstellungen S. 43. Die Stelle bei Tacitus lautet: *Tegumen omnibus sagum fibula aut si desit spina consertum.* „Allen gemeinsam ist der Mantel als Kleidungsstück, der mit einer Fibel oder, wenn sie fehlt, mit einem Dorn zusammengehalten wird".

[2]) G. Steinhausen, Germanische Kultur in der Urzeit, S. 108f.; H. Hahne, Die Moorleichen der Provinz Hannover, II. Ergänzungsband zum Mannus, 1911, S. 18ff.

Ihnen allen ist ein kurzer, von den Hüften bis zu den Knien reichender Rock gemeinsam. Den Oberkörper deckt eine kurze Jacke, die bei den Schotten in alter Zeit mit dem Rocke aus einem Stück bestand. Sicher gehören die Schotten, die mit den Pikten von den Kelten in die Berge zurückgedrängt wurden, zur Urbevölkerung Europas. Ihre Tracht, der kurze, faltige Rock (*kilt* genannt = Fustanella der Albanesen), über den die ganz altertümliche, an die Urkultur der Menschheit erinnernde Tasche mit Haarbüschel, *sporran* oder *spleuchan* genannt, fällt, der aus karriertem Tartan bestehende Mantel (*plaid*), der Stoffgürtel, die eigenartige Mütze, die Stutzen um die Unterschenkel usw. — alle diese Stücke dürfen wir als Nachkömmlinge einer im übrigen Europa verschwundenen Kleidung ansehen. Denn sie hat mancherlei Ähnlichkeit mit der Tracht, die uns in den Funden aus der älteren Bronzezeit in Nordeuropa entgegentritt.



Abb. 26. Grieche in Nationaltracht.

Diese Tracht ist nämlich ganz verschieden von dem Bild, das uns die oben genannten Denkmäler und die historischen Quellen geben. In Jütland und Schleswig-Holstein fand man mehrfach in Eichensärgen Reste von Kleidungsstücken an Leichen. Bei einer männlichen Leiche fand man einen ärmellosen Rock, der den Oberkörper bis zum halben Schenkel deckte und unter den Schultern von einem Gürtel aus Wollstoff mit lang herabfallenden Quasten zusammengehalten wurde. Darüber lag ein Mantel aus grobem Wollenzeug mit einem kleinen Ausschnitt für den Hals; an der Innenseite hingen

eine Menge Wollfäden herab, die offenbar eine Nachbildung der Haare eines Felles sein sollten. Auf das gleiche Vorbild ist eine dicke wollene Mütze mit hervorstehenden Wollfäden auf der Außenseite zurückzuführen, die den Kopf bedeckte. Auch eine Art Schal mit Fransen lag in dem Sarg nebst einer zweiten Mütze und Resten von Wollenzeug, das vielleicht einmal die Unterschenkel bekleidete, sowie Teile von Leder. Ganz anders war die Frauenkleidung beschaffen. Sie unterschied sich gar nicht sehr von der heutigen ländlichen Tracht. Eine Art Miederrock, der um die Taille mit einem wollenen Gürtel zusammengehalten wurde, und eine kurze Ärmeljacke, die sich auch in der ältesten griech. Frauentracht findet, bildeten die Toilette der bronzezeitlichen Frau. Sie wurde durch einen großen Mantel aus grober Wolle und Rinderhaaren und ein wollenes Haarnetz vervollständigt.



Abb. 27. Bronzezeitliche männliche Tracht in Nordeuropa.

Wenn wir nun alle Nachrichten aus alter Zeit, die Abbildungen und die prähistorischen Funde zusammenfassend betrachten, so ergibt sich uns, daß neben dem Lendenschurz ein Kleidungsstück überall vorhanden war, der Mantel, den wir deshalb zum uralten Bestand rechnen dürfen. Sprachliche Beweise für sein Vorhandensein bei den Indogermanen sind etwa: altind. *drapíś* „Mantel“: lit. *drapanà* „Kleid“; altbulg. *platьno* „Leinwand“: altisl. *faldr* „Mantel“ und andere. Der Mantel war die älteste Tracht der Griechen, für Männer wie für Frauen. Bei den im Kulturfortschritt etwas zurück-

gebliebenen Dorern ist er noch für die historische Zeit bezeugt (ἐσθής Δωρίς „dorisches Gewand"), ebenso wie der urzeitliche Gürtel (ζώνη). Bei den übrigen Griechen sind diese beiden auf die Frauenkleidung beschränkt worden.



Abb. 28. **Bronzezeitliche weibliche Tracht in Nordeuropa.**

Es geht aus dem oben besprochenen Funde eines bronzezeitlichen Gewandes hervor, daß der Mantel in seiner ältesten Form eine Nachahmung des Tierfells war. Denn offenbar sollten, wie schon bemerkt, die nach innen herabfallenden Wollfäden die Haare des Fells vertreten. Noch heute ist das Tierfell in vielen Gegenden als Kleidungsstück erhalten: der russische Bauer trägt eine Jacke aus Schaffell (*ovčina*), ebenso verwendet es der griechische und albanesische Hirt oder der slovenische Bauer. Weit verbreitet ist die Felltracht noch im griechischen Altertum: die mythischen Helden Herakles und Theseus, die homerischen Krieger und griechische Stämme in entlegenen Teilen von Hellas tragen Felle als Kleidung. Aber auch im Norden fehlte sie nicht. In der Steinzeit hat die bandkeramische Kultur der Lößgebiete der Donau und des Rheins bis jetzt kaum noch Spinnwirtel geliefert, dagegen viele Knochengeräte die zur Bearbeitung von Fellen dienten. Offenbar wurden also wenig Leinwand- und mehr Wollgewebe, vorwiegend aber Ledergewänder getragen[1]). Noch Cäsar trifft sie bei Briten

[1]) A. Schliz, Prähistorische Zeitschrift, Band III, S. 248. Vgl. auch die Nachricht Caesars, Bell. Gall. Buch 4, Kap. 1 und Buch 6, Kap. 21, wo von der Kleidung der Sueben, die nur aus kleinen Tierfellen bestehen soll, die

und Germanen; die Goten lieben sie über alles und legen sie beim Verlassen des römischen Hofes sofort wieder an. Bei den sog. Moorleichen in Nordeuropa finden wir auch Röcke aus Fell neben anderen Kleidungsstücken.

Wir werden daher in der Annahme nicht fehlgehen, daß auch die Indogermanen Tierfelle zur Kleidung verwendeten. Einen sprachlichen Beweis dafür dürfen wir wohl in der Gruppe: griech. *βαίτη* „Ziegenfell, Lederrock, Hirtenmantel", alb. *petkε* „Gewand", got. *paida*, altsächs. *pēda*, ahd. *pfeit* „Rock" erblicken. Das griechische Wort soll freilich aus Kleinasien stammen und thrakischen Ursprungs sein. Daneben besaß das Urvolk aber auch wollene Kleidung, da sich ein über das ganze Sprachgebiet verbreitetes Wort für Wolle findet: altind. *úrṇā*, *ūrṇam*, arm. *gelmn*, griech. *λῆνος*, dor. *λᾶνος*, lat. *lāna* (aus **vlāna*), ir. *olan*, got. *wulla*, altbulg. *vlъna*, lit. *vìlna*. Dafür daß die Kleidung gewebt wurde, spricht die Verwandtschaft von altisl. *vād*, altengl. *wǣd*, ahd. *wāt* „Gewand" mit dem oben S. 230 genannten lit. *áudmi* „weben".

Auch linnene Gewänder wird das idg. Stammvolk schon gekannt haben, zumal ihre Verwendung durch steinzeitliche Funde von Leinengeweben (z. B. unter den Pfahlbauresten) nachgewiesen ist. Ein sprachlicher Beweis dafür ist das Vorhandensein des gemein-europ. Wortes „Leinen" (s. oben S. 188). Möglicherweise wurde auch der Hanf von dem Urvolk als Gespinnstpflanze verwendet, wenn die Stammsitze mehr im Osten lagern, wo der Hanf alteinheimisch ist (s. die Anm. auf S. 165). Dagegen können wir Gleichungen wie lat. *pannus* „Lappen", got. *fana* „Stück Zeug", altbulg. *ponjava* „Umhang, Kleid" oder griech. *λώπη* „Gewand", lit. *lõpas* „Stück Tuch" (Lehnwort?) nicht ohne weiteres als urzeitlich ansehen und sie würden, selbst wenn dies der Fall wäre, nichts über das Material aussagen. Aber auch aus dem Umstand, daß es Spinnwirtel gab (s. S. 231 f.) und der reichen

---

Rede ist. Nur mit Tierfellen bekleidete Germanen und Gallier sind öfter auf Denkmälern aus klassischer Zeit dargestellt (z. B. auf dem Triumphbogen von Carpentras).

Terminologie für „spinnen“, können wir den Schluß auf die Herstellung linnener Stoffe ziehen.

Neben dem Mantel aus Fell oder gewebtem Zeug dürfen wir den Schurz als Kleidungsstück des idg. Urvolks voraussetzen, da sich eine weitverbreitete Wurzel für „gürten“ (s. oben) als zum Wortschatz des Indogermanischen gehörig nachweisen läßt. Über die Form des Schurzes, ob Rock oder Hose, können wir nichts Genaueres ermitteln. Eine Kopfbedeckung aus Leder oder Wolle hat das Urvolk wohl verwendet; den Beweis finden wir in den Gleichungen: got. *hilms*, ahd. *helm* „Helm“ (d. h. Kopfbedeckung): altind. *śárma* „Schutz“ zu einer idg. Wzl. **k̂el-* „schützen, decken“ (lat. *celo*, ahd. *helan*); ferner in av. *χaodō*, altpers. *χauda-* „Helm“, pamirdial. *skīd* „hohe Mütze aus Schaffell“: lat. *cūdo* „Helm von Fell“; endlich lat. *cassis* „Helm“: altisl. *hǫttr*, altengl. *hat*, ahd. *huot* „Hut“. Für die Verwendung von Fellen als Kopfbedeckung spricht (außer den obigen Beispielen) auch die Übereinstimmung von lat. *galea* „Helm aus Leder“ mit griech. *γαλέη*, *γαλῆ* „Wiesel, Marder“ oder griech. *κυνέη* „Hundsfell, Sturmhaube“ (*κυνέη ταυρείη* „Haube aus Rindsleder“ bei Homer, Ilias X, Vers 257, *κτιδέη* „aus Wieselfell“ X, Vers 335, *αἰγείη* „aus Ziegenfell“ Odyssee XXIV, Vers 231). Mützen aus Fell tragen auch einige der Moorleichen, die in Norddeutschland, Jütland usw. gefunden wurden. Auch eine Fußbekleidung kannte das Urvolk bereits; wir haben S. 234 eine ursprachliche Wurzel kennen gelernt, die speziell für die Fußbekleidung diente. Außerdem besitzen wir ein gemein-europäisches Wort für

S c h u h: griech. *κρηπίς*, lit. *kúrpė*, lett. *kurpe*, poln. *kierpce*, cech. *krpec*; dazu altir. *cairem* „Schuhmacher“ und lat. *carpisculum* „eine Art Schuhwerk“; ferner für

f l i c k e n, S c h u s t e r usw.: griech. *κασσύω* „flicke“, *κάσσυμα* „Leder, Schusterwerk“, lat. *sūtor* „Schuster“, altbulg. *šilo*, ahd. *siula* „Ahle“. Die zugrunde liegende idg. Wzl. **sejew-* hatte die Bedeutung „(Leder) zusammennähen“ und findet sich außerdem in altind. *sívyāmi*, lat. *suo*, altbulg. *šiją*, lit. *siuvù*, got. *siuja* „nähe“.

Ein indirekter Beweis für das Vorhandensein einer Fußbekleidung in idg. Zeit ist ein Ausdruck für

b a r f u ß , n a c k t : arm. *bok* (aus **bos-kos*) „nackt", altbulg. *bosъ*, lit. *bãsas* „barfüßig", ahd. *bar*, altisl. *berr* „nackt".

Um das Tierfell zu Kleidungsstücken zu verarbeiten, mußte man bereits in alter Zeit die Kunst des Gerbens verstehen. Das ist in der Tat der Fall gewesen; sowohl die in der Erde gefundenen Lederreste wie auch Nachrichten bei klassischen Schriftstellern beweisen es uns. Die Art des Gerbens war verschieden; man machte das Leder entweder mit Alaun (Kochsalz) oder mit Öl geschmeidig. Für die Behandlung mit Öl findet sich bei Homer, Ilias XVII, 389 ff. eine sehr anschauliche Schilderung:

Wie wenn ein Mann die Haut des gewaltigen Stiers von der Herde
Auszudehnen den Seinigen gab, mit Fette getränket;
Sie nun nehmen die Haut und ziehn, auseinander sich stellend,
Rings, daß bald die Nässe verschwand, und die Fettigkeit eindringt,
Wann so viel' ausrecken, und ganz umher sie gedehnt wird.

Außer dem Leder und gewebten Stoffen wurden auch gefilzte Wollenstoffe (d. h. gepreßte und gewalzte Wollenschichten) verwendet, wie die Gleichung griech. *πῖλος*, lat. *pilleus*, altbulg. *plъstъ*, altengl. *felt*, ahd. *filz* „Filz" zeigt.

Daß man in Ermangelung von Fellen oder künstlich hergestellten Stoffen auch das von der Natur gebotene Material (Rinde, Bast) zur Herstellung des Gewandes nicht verschmähte, zeigen Ausdrücke wie: griech. *φορμός* „Binsengeflecht", das uns als Tracht der Schiffer und Fischer von verschiedenen griechischen Schriftstellern genannt wird, oder der Zusammenhang von altisl. *lindi* „Gürtel" mit *lind* „Linde". Der Geograph Pomponius Mela (40 n. Chr.) erzählt von den Germanen (Chorographia III, 3, 26): *nudi agunt antequam puberes sint . . . viri sagis velantur aut libris arborum* „Sie treiben sich nackt herum, bevor sie mannbar sind; die Männer bekleiden sich mit dem Mantel (*sagum* s. oben) oder mit der Rinde der Bäume".

Kunstvolle Geflechte aus Rinde herzustellen, verstehen z. B. die Indianerstämme in dem südamerikanischen Staate Bolivia. Doch brauchen wir nicht einmal so weit zu gehen, um die Verwendung der Baumrinde zu Geweben noch heute zu finden: Lindenbast und -rinde wird am Mittellauf der Wolga seit ältester Zeit von Russen, Ugriern und Türken (Tschuwassen) verarbeitet und noch immer ist diese Kunst nicht ausgestorben.

Ob das Urvolk die künstlichen Gewebe zu färben verstand, läßt sich aus dem sprachlichen Material nicht mit absoluter Sicherheit erweisen. Indes findet sich eine Übereinstimmung zwischen griech. *ῥέζω* „färbe" (aus **regjō*), *ῥηγεύς* „Färber" und altind. *rájyati* „ist rot, färbt sich". Die Gleichung griech. *ἰσάτις*: lat. *vitrum*, got. *wizdila*, ahd. *weit* „Waid" (blaufärbende Pflanze) scheint dagegen auf uralte Entlehnung zurückzugehen, da die Lautgestalt der Wörter sich nicht auf eine gemeinsame Grundform zurückführen läßt und die Gruppe sich zudem auf den europäischen Zweig beschränkt. Von römischen Schriftstellern werden gefärbte Gewänder bei den Germanen erwähnt (z. B. von Tacitus, Germania, Kap. 17 von den germanischen Frauen), und den klassischen Völkern sind solche schon in alter Zeit bekannt (*toga praetexta* der Römer, die sie freilich den Etruskern entlehnt haben).

Farben zum Bemalen oder Tätowieren des Körpers werden bei allen Völkern mit primitiver Kultur verwendet und sind als Schminke zum Rotfärben der Wangen noch heute selbst bei hochkultivierten Nationen im Gebrauch. Büchschen für Salben oder Rötel finden sich nicht selten als Grabbeigaben in vorgeschichtlicher Zeit[1]), und an den Skeletten lassen sich

---

[1]) Sophus Müller, Urgeschichte Europas, S. 33 (schon aus prämykenischer Zeit) oder Max Verworn, Korrespondenzblatt der deutschen Gesellschaft für Anthropologie, 42 (1911), S. 49, der in dem steinzeitlichen Dorf bei Diemarden unweit Göttingen Palette und Farbstoff fast in jedem Wohnhaus gefunden hat. Als Farbstoff dient gewöhnlich roter oder brauner Roteisenstein oder eine knetbare Masse aus fettem, tiefrotem Ton. Die Paletten lassen noch deutlich in ihren Poren den roten Farbstoff erkennen. Rötelstücke fanden sich auch in den südrussischen Kurganen (s. u.).

zuweilen noch die Spuren der Körperbemalung nachweisen (Hockerskelette in Südrußland, falls die Rötelschicht nicht erst bei der Bestattung auf die Leiche gestreut ward)[1]. Die Gallier und Germanen verwandten Färbemittel für die Haare, um sie grellrot erscheinen zu lassen, und die römischen Frauen ahmten diese Sitte nach. Das gallisch-germanische Wort für das feste oder flüssige Färbemittel war *sapo*; es war eine gallische Erfindung nach Plinius, Historia naturalis 28, 51. Eine Hauptfabrikationsstätte dafür war im Gebiet der Mattiaker (*aquae Mattiacae* das heutige Wiesbaden); es wird daher auch *Chattica spuma* („Hessischer Schaum") bei Martial (VIII, 14, 26—27) genannt[2].

Wir dürfen daher annehmen, daß auch die Indogermanen gleich anderen Völkern von primitiver Kulturstufe Teile ihres Körpers und die Haare gefärbt haben, obwohl sich kein Beweis aus der Sprache erbringen läßt. Ebensowenig wissen wir, ob sie sich tätowiert haben; wir können es aber vermuten, da diese Sitte einst über die ganze Erde verbreitet war und noch heute in gewissen Kreisen (Schiffer, Seeleute, Artisten usw.) selbst bei zivilisierten Völkern üblich ist.

Wenn wir im Vorstehenden gesehen haben, daß das indogerm. Urvolk in seiner Art sich zu bekleiden wohl nicht wesentlich über die Stufe primitiver Völker hinausgekommen war, so ist dies bei der Ernährung sicher nicht anders gewesen. Ausdrücke für die Befriedigung des Hungers und Durstes finden sich natürlich bereits in der idg. Ursprache:

---

[1]) Vgl. Max Ebert, Prähistorische Zeitschrift, Bd. 3, S. 263ff., der sich die letztere Annahme zu eigen macht. Das würde auf einen verbreiteten Ritus hinweisen, bei dem die ursprünglich dem Toten dargebrachten Blutopfer durch einen symbolischen Akt, Bestreuung der Leiche mit roter Farbe, speziell in der Nähe des Mundes, Hinsetzen einer mit Eisenoxyd oder ähnlichem Material gefüllten Schale vor das Haupt usw. ersetzt worden wäre. (Vgl. F. v. Duhn, „Rot und Tot" im Archiv für Religionswissenschaft, Bd. 9, S. 1ff. und Ernst Samter, Geburt, Hochzeit und Tod. Beiträge zur vergleichenden Volkskunde, S. 190ff.).

[2]) H. Fischer, Sapo, cinnabar und Verwandtes. Zeitschrift für deutsches Altertum, Band 48, S. 400ff.

essen: altind. *ádmi*, arm. *utem*, griech. ἔδω, lat. *edo*, got. *itan*, ahd. *ezzan*, lit. *ė́dmi*, *ė́du*, altbulg. *jamь*; dazu nominale Bildungen wie:

Speise: altind. *ádman-*, ahd. *ās*, altbulg. *jažda*, *jadь*;

eßbar: altind. *ādyás*, lat. *ēdulis*, altisl. *ǣtr*.

Ein synonymer Ausdruck liegt vor in altind. *psā́ti* „ißt", *psáras* „Schmaus": gr. ψωμός „Bissen"; vielleicht dürfen wir in dieser Gruppe einer Erweiterung der idg. Wzl. **bhas-* „zerreiben" erblicken: altind. *bhásati* „kaut": griech. φάμμη (aus **bhasmā*) = ἄλφιτα „Mehl" (bei Hesych.).

trinken: altind. *píbati*, lat. *bibit* (für **pibit*) „er trinkt", altir. *ibid* (anlautendes *p* ist abgefallen) „trinkt!" sind reduplizierte Bildungen einer Wzl. **pōi-*, die in altind. *pā́mi*, griech. πίνω, äol. πώνω, altbulg. *piti*, altpreuß. *poūt* „trinken"; altind. *pānam*, griech. πῶμα, πότος, lat. *pōtus*, altir. *ōl* „Trank", lit. *pū̃ta* „Zechgelage" vorliegt.

Als Nahrungsmittel dienten den Indogermanen wie allen Völkern entweder wildwachsende Früchte und Wurzeln, die Tiere des Waldes und Feldes, (auch Fische?) oder die Produkte des Ackerbaues und der Viehzucht, von denen bereits im Abschnitt VIII die Rede war. Es ist von vornherein anzunehmen, daß das Urvolk alle diese Nahrungsmittel — vielleicht mit Ausnahme der Fische (s. oben S. 186) — verwendet hat; mit Hilfe der sprachlichen Gleichungen wollen wir es überdies im einzelnen nachzuweisen versuchen.

Beeren und Wurzeln werden ja noch heute teils gesammelt, teils kultiviert, und da das Urvolk die Worte besaß (s. oben S. 191), so muß es auch die Dinge gekannt haben. Von wildwachsenden Baumfrüchten hat es wohl Holzäpfel, Holzbirnen, Eicheln und Bucheckern ebenfalls zur Nahrung verwendet, wie wir nach den prähistorischen Funden schließen dürfen. In den Pfahlbauten der Schweizer Seen finden wir unter den Abfällen die genannten Früchte massenhaft vertreten, zum Teil auch in gedörrtem Zustand, und selbst im Norden, in dem Pfahlbau bei Alvastra, östlich vom Wettersee in Schweden, fanden sich Haselnüsse und Äpfel. Eicheln müssen eine ganz gewöhnliche Speise des vorzeitlichen Menschen gewesen sein;

wir finden sie in den Pfahlbauten der Poebene sogar in Tongefäßen gesammelt, und auf einem Herdplatz des prähistorischen Dorfes bei Buch nahe Berlin lagen geröstete Eicheln. Noch aus historischer Zeit hören wir, daß die in der Kultur etwas zurückgebliebenen Bewohner des griechischen Arkadiens als „Eichelesser" bezeichnet werden, und bei den Angelsachsen wird die Eichel in einem Runenlied als ein wichtiges Nahrungsmittel erwähnt. Wir haben einen ursprachlichen Namen für die

E i c h e l: arm. *kalin*, griech. *βάλανος*, lat. *glans*, altbulg. *želądь*, lit. *gìlė*, lett. *dsile*; sie war den Indogermanen also bekannt, zumal die Eiche ihnen sehr vertraut war. Man hat die eingesammelten Eicheln auch wohl für sich oder mit Halmfrüchten zusammen und mit Zusatz von Wasser oder Milch zu einem Brei gerührt, der in der Vorzeit ein beliebtes Gericht war und noch jetzt bei vielen Völkern von einfacher Lebensweise gern gegessen wird (man denke an den Haferschrotbrei, *porridge*, der Schotten, an den Mais- oder Kastanienbrei, *polenta*, des italienischen Bauern usw.). Ein Wort für

B r e i: lat. *puls*, griech. *πόλτος* stellt sich wohl in einen größeren Zusammenhang, da griech. *πέλανος* „Mehlteig als Opfergabe", ahd. *flado*, lit. *plónė* „Fladen", altind. *pálalam* „zerriebene Sesamkörner, Brei" damit wurzelgleich sind.

Die letztgenannte Gruppe beweist uns, daß man auch schon eine Art Kuchen oder Brot in der Urzeit herzustellen verstand, dessen Form aus der weiteren Verwandtschaft der Sippe mit altind. *pṛthúš*, griech. *πλατύς*, lit. *platùs* „flach" und lat. *plānus* „flach" = lit. *plónas* „dünn" hervorgeht [1]). Ein weiterer Beweis für den engen Zusammenhang des urzeitlichen Breis und des B r o t e s ist die Geschichte des letzteren Wortes, das identisch ist mit engl. *broth* „Brühe", lat. *de-frutum* „Mostsaft", altir. *bruithe* „Brühe", phryg.-thrak. *βροῦτος*, *βροῦτον* „Bier, Obstwein" und auf die gleiche Wurzel wie deutsch *brauen* zurückgeht. Man nimmt häufig an, das Brot des Urvolks sei ungesäuert gewesen, ähnlich wie die jüdischen Oster-

[1]) Vgl. zu Obenstehendem den Aufsatz von E m i l F i s c h e r, In welcher Form haben die Balkanvölker ihr Getreide verzehrt? Korrespondenzblatt der deutschen Gesellschaft für Anthropologie, Band 42 (1911), S. 31 ff.

kuchen (*mazzōth*). Dafür sprechen wohl einzelne Gründe. Wie bei den Juden, so gab es auch bei den Römern eine religiöse Verwendung des ungesäuerten Brotes, indem der Flamen Dialis, der Jupiterpriester, solches essen mußte. Religiöse Bräuche bewahren häufig einen früheren Zustand, der eben durch sein Alter als ehrwürdig erscheinen mußte.

Die in den Pfahlbauresten gefundenen flachen, runden Brote aus grob zerquetschten Weizen- und Hirsekörnern waren ungesäuert. Noch in historischer Zeit wurden solche ungesäuerten Brote im Norden, in England und Deutschland hergestellt (altisl. *þjarfr*, altengl. *þeorf*, ahd. *derbi, derb*). Dies Beiwort findet sich auch häufig bei *Brot* (altisl. *brauđ*, altengl. *brēad*, ahd. *prōt*), das deshalb nicht notwendig „Gesäuertes" (wegen der Verwandtschaft mit „brauen") bedeutet haben muß. Dafür aber, daß das synonyme „Laib" (got. *hlaifs*, altisl. *hleifr*, altengl. *hlāf* = altbulg. *chlěbъ* „Brot") das ältere ungesäuerte Brot der Urzeit bezeichnet habe, fehlt es an einem Beweis. Wohl aber haben wir eine alte Gleichung für

H e f e: alb. *brumε* „Sauerteig", lat. *fermentum*, altengl. *beorma*, nhd. *Bärme*.

Die Verwendung des Sauerteigs zur Brotbereitung ist also uralt und wird uns von Plinius (Historia naturalis, Buch 18, Kap. 7) ausdrücklich für die Spanier und Gallier bezeugt. Auch wurde das Brot schon in uralter Zeit gebacken; dafür sprechen die oben genannten prähistorischen Funde und ferner der Zusammenhang von lat. *lībum* „Kuchen, Fladen", mhd. *lebe-kuoche* „Lebkuchen" und gr. *κλίβανος* „Geschirr, in dem man Brot buk". Eine indogerm. Verwandtschaft dieser Wörter will ich freilich der schwierigen Lautverhältnisse wegen nicht behaupten; es ist möglich, daß wir es mit einer sehr alten Entlehnung aus einer europäischen Ursprache zu tun haben[1]. Aber jedenfalls beweist die Gruppe, daß das Brot

[1]) Zu diesen aus europäischen, vorindogermanischen Sprachen entnommenen Wörtern gehört vielleicht auch deutsch *Kuchen*, ahd. *kuocho*, das im Ablaut mit altisl. *kaka*, altengl. *cecil* steht, aber sonst keine Anknüpfung an idg. Sprachgut hat. Dagegen findet sich bask. *kōka* „Fladen" und andererseits estn. *kōk* „Kuchen". Beim Baskischen ist aber eine Entlehnung aus dem Germanischen kaum anzunehmen. Der

bereits in sehr alter Zeit gebacken wurde. Es finden sich außerdem auch ursprachliche Wurzeln für

b a c k e n: griech. *φώγω*, altisl. *baka*, altengl. *bacan*, ahd. *bacchan*, *bahhan* oder griech. *ἀρτο-κόπος* „Bäcker": lit. *kepù* „backe Brot", ferner für

r ö s t e n: altind. *bhṛjjáti*, griech. *φρύγω*, lat. *frīgo* (allerdings mit noch nicht geklärten Lautübergängen).

Wenn das idg. Urvolk Brot backen konnte, so muß es die Herstellung des Feuers gekannt haben. Daran ist aus kulturhistorischen Gründen nicht zu zweifeln; es wird aber zum Überfluß bewiesen durch das Vorhandensein einer reichen ursprachlichen Terminologie für

F e u e r: altind. *agníš*, lat. *ignis*, altbulg. *ognь*, lit. *ugnìs* oder toch. A *poṟ*, griech. *πῦρ*, umbr. *pure* (Abl.), altir. *ūr*, altisl. altengl. *fӯr*, ahd. *fiur*; arm. *hur* bedeutet „Fackel", čech. *pýr* „glühende Asche". Ein anderer Wortstamm steckt in griech. *πᾱνός* „Fackel", got. *fōn*, gen. *funins*, preuß. *panno* „Feuer". Zweifelsohne hat das Urvolk das Feuer durch Reiben zweier Hölzer hergestellt (s. oben S. 213); ob es dasselbe auch mittels Zunder entfachte, wissen wir nicht. Üblich war diese Methode, Schlagen eines Steines und Auffangen des Funkens mit Feuerschwamm, schon in der Steinzeit. In Alvastra z. B. fand man Quarzsteine, Schwefelkies und Feuerschwamm unter den Überresten des Wohnplatzes[1]).

Neben der Pflanzennahrung kannte das Urvolk auch den Fleischgenuß, was wir ohne die sprachlichen Beweise schon annehmen müßten, da es vermutlich in einer nördlicheren Gegend beheimatet war, wie wir sehen werden (vgl. Abschnitt XX). Der Fleischverbrauch nimmt zu, je mehr man sich von den wärmeren Gegenden entfernt, weil die größere Kälte eine erhöhte Zufuhr von Fett erforderlich macht. Wenn Homer in Griechenland das Mehl das „Mark der Menschen" nennen konnte (Odyssee II, 290: *ἄλφιτα, μυελὸν ἀνδρῶν*), so

---

„Kuchen" ist also wohl nicht indogerm. Herkunft. (Vgl. R. Gutmann, Revue de linguistique et de philologie comparée, Band 44, p. 69 ff.)

[1]) O. Frödin, Ein schwedischer Pfahlbau aus der Steinzeit. Mannus, Band II, S. 136 ff.

berichtet andererseits Pomponius Mela von den Germanen, daß sie sich von rohem Fleisch nährten, das sie entweder frisch genossen oder nachdem sie es noch in der Haut mit Händen und Füßen bearbeitet und mürbe gemacht hatten (Chorographia, III, 3, 28). Das ist natürlich nicht die einzige Nahrung der Germanen gewesen, denn die prähistorischen Funde lehren uns, daß schon in neolithischer Zeit in Nordeuropa Ackerbau getrieben wurde, und andere klassische Schriftsteller berichten uns, die Germanen hätten neben dem Fleisch von Milch gelebt. Dem Südländer war der Genuß des rohen Fleisches bei einem Volk deshalb auffallend, weil er ihm selbst fremd war. Noch vierhundert Jahre später fällt den lateinischen Autoren dieselbe Gewohnheit bei den Hunnen auf, und bekanntlich ist noch heute das rohe Fleisch als Nahrung keineswegs verschwunden (Schabefleisch oder das halbrohe sog. englische Beefsteak). Auch das idg. Urvolk wird also vermutlich rohes Fleisch gegessen haben. Wir besitzen einen ursprachlichen Ausdruck für

roh: altind. *āmás*, arm. *hum*, griech. *ὠμός*, altir. *ōm*. Das Wort hat in altind. *ā́miš*, *amišám* „rohes Fleisch“ eine ganz spezielle Bedeutung angenommen, die seine eigentliche Verwendung hell beleuchtet. Denselben Sinn hat wohl ein ursprachliches Wort für

Fleisch: altind. *kravíš*, *kravyam*, av. Akk. *χrūm*, griech. *κρέας*, dessen Stamm identisch ist mit dem von lat. *cruor*, ir. *crū*, altbulg. *krъvь*, lit. *kraũjas* „Blut“ und auch in altind. *krurás*, av. *χrūrō*, ahd. *hrō*, *hrawēr* „roh, blutig“ steckt.

Daneben kennen wir eine andere ursprachliche Benennung für

Fleisch: altind. *mā́s*, *mą̄sám*, toch. B *misa*, arm. *mis*, alb. *miš*, got. *mimz*, altbulg. *męso*, lit. *mėsà*, lett. *mēsa*, altpreuß. *mensā*, altir. *mīr*, die manche Sprachforscher als einen Ausdruck für das gekochte Fleisch betrachten, was aber nicht angängig ist, da das zugehörige lat. *membrum* (aus **mēmsrom* wie altir. *mīr*) „Glied“, griech. *μηρός* „Schenkel“, altbulg. *męzdra* „zarte Haut“ doch nur das rohe Fleisch bedeuten.

Dennoch haben die Indogermanen unzweifelhaft schon verstanden, das rohe Fleisch durch Kochen schmackhafter zu machen. Wie im Altindischen neben *kravyā́d* „rohes Fleisch essend" der Ausdruck *mą̄spacanas* „Fleisch kochend" vertreten ist, so ist auch für die Urzeit die gleiche Kenntnis vorauszusetzen. Es findet sich nämlich eine ziemlich ausgedehnte ursprachliche Terminologie für

k o c h e n , b r a t e n : altind. *pácati*, toch. B *pepakšu* „gekocht", av. *pac-*, griech. *πέσσω*, lat. *coquo*, bret. *pibi*, altbulg. *peką* oder arm. *ephem*, griech. *ἕψω*.

K o c h e n , g e k o c h t e s G e r i c h t : altind. *paktiš*, griech. *πέψις*, lat. *cocti-o*.

K o c h : altind. *paktā*, lat. *coctor*; von demselben Stamm das griech. Femininum *πέπτρια* „Kochende".

Vielfach geht die Bedeutung der idg. Wzl. **pekʷ-* „kochen" in „backen" über; so in alb. *pjek* „backe", gr. *πόπανον* „Gebäck", corn. *peber* „Bäcker".

Auch den Saft, der aus dem am Spieß bratenden Fleisch träufelt, wußte das Urvolk zu würdigen, wie folgende Sippe lehrt:

B r ü h e : altind. *yū́š*, lat. *jūs*, altbulg. *jucha*, lit. *júszė*, altpreuß. *juse*; dazu auch griech. *ζωμός* (aus **jōusmos*?)?

Zur Nahrung verwendete das Urvolk wohl in erster Linie die von ihm gezüchteten Herdentiere, die im Abschnitt VIII, S. 149 ff. aufgezählt worden sind. Ob es auch Pferdefleisch gegessen hat, wissen wir nicht; wir dürfen es vielleicht aus dem Umstand entnehmen, daß das Pferd bei den Indern und Germanen gleich den andern Herdentieren den Göttern als Opfer dargebracht wurde. Wildpret und Geflügel werden nicht als Opfertiere genannt; doch kann dies nicht als Grund dafür angegeben werden, daß sie nicht gegessen wurden, da Wild ja nicht immer zur Hand war, wenn man es brauchte, und Geflügel von dem Urvolk nicht gezüchtet wurde, wie wir auf S. 161 f. gesehen haben, also auch als Wild zu betrachten ist. Wie es mit der Fischnahrung in der Urzeit stand, wissen wir ebenfalls nicht; es ist nicht anzunehmen, daß die Indogermanen, soweit sie an Seen und Flüssen wohnten, sie verschmähten,

sofern nicht etwa religiöse Gründe (Tabuverbote) sie daran hinderten, wie es z. B. bei den britannischen Kaledoniern der Fall war. Freilich kennen wir kaum indogerm. Fischnamen (abgesehen vom „Lachs“, s. oben S. 186 f.); aber da sie von Land zu Land, ja von Gegend zu Gegend bekanntlich wechseln, so können die alten Namen durch die in der neuen Heimat vorgefundenen ersetzt worden sein.

Gegenüber der auf dem ganzen Sprachgebiet einheitlichen Terminologie für „Fleisch“ und „Kochen“ gehen die Ausdrücke für die Milchnahrung (Milch, Sahne, Butter, Käse) in den einzelnen indogerm. Sprachen ganz auseinander, wie bereits im Abschnitt VIII, S. 154 f. ausgeführt worden ist. Weder für „Milch“ noch für „melken“ haben wir übereinstimmende Ausdrücke auf asiatischem und europäischem Sprachgebiet, deren Grundbedeutung unzweifelhaft wäre. Die Wörter, die in einer Sprache „Milch“ bedeuten, werden in einer anderen für „Molken“, „Sahne“ oder „Butter“ verwendet; das europäische „melken“ bedeutet auf asiatischem Gebiet „streichen“, ohne daß sich entscheiden läßt, welcher Sinn der ursprüngliche ist. Die Benennungen für „Butter“ weisen meist auf eine Grundbedeutung „Salbe“, so daß wir auf eine älteste Verwendung dieses Molkereiprodukts für die Körperpflege, nicht aber für die Ernährung schließen dürfen. Sichere indogerm. Ausdrücke für „Käse“ gibt es überhaupt nicht. Aus allen diesen Tatsachen und dem ferneren Umstand, daß die Ziege sich nicht als Haustier des Urvolks erweisen läßt, haben wir schon an der oben genannten Stelle den Schluß gezogen, daß die Milch und ihre Nebenprodukte kein wesentliches Nahrungsmittel des Urvolks bildeten. Damit soll nun nicht gesagt sein, daß es überhaupt keine Milch genossen habe, sondern nur, daß sie im Vergleich zur Fleischnahrung sehr in den Hintergrund getreten sein muß. Dieser Behauptung, die sich auf unser einzig sicheres Kriterium für die Verhältnisse der Urzeit, die Sprache, stützt, widersprechen die historischen Berichte über einzelne indogerm. Völker zwar in mancher Hinsicht; doch wir wissen ja nie, wieviel ein indogerm. Stamm von den Lebensgewohnheiten der Vorzeit bewahrt und wieviel er von der Urbevölkerung

seiner neuen Heimat angenommen hat. Auch darf man einen Umstand nicht vergessen: die Verwendung der Milch als Nahrungsmittel ist auch oft eine Frage der höheren oder geringeren Kulturstufe. Man braucht nur den höchst minimalen Milchgenuß in unsern städtischen Schichten (abgesehen von Kindern und Kranken) mit dem Konsum der ländlichen Bevölkerung (Quark, Buttermilch, dicke Milch usw.) zu vergleichen. Das Bild, das uns die verschiedenen indogerm. Völker in dieser Hinsicht bieten, ist daher nicht einheitlich. Während der Milchgenuß bei den Griechen und Römern nur eine geringe Rolle spielte, tritt er bei den Indern durchaus in den Vordergrund und auch die Germanen nährten sich nach Cäsar, Bellum Gallicum VI, 22: *lacte, caseo, carne* „von Milch, Käse und Fleisch", oder nach Tacitus, Germania, Kap. 23 essen sie: *agrestia poma, recens fera aut lac concretum* „wilde Äpfel, neuerdings auch Wild oder geronnene Milch". Doch diese Angaben sind beide sicher unvollständig, da ja ein, wenn auch primitiver Ackerbau schon längst in Germanien betrieben wurde. Die feinere Milchwirtschaft verstanden die Germanen freilich nicht; sie lernten sie erst von den Römern kennen, wie die Lehnwörter deutsch *Butter* aus dem späten griech.-lat. *butyrum* und *Käse* aus lat. *caseus* beweisen und der römische Schriftsteller Plinius uns ausdrücklich bezeugt[1]).

Die Vorliebe der Germanen für Milchnahrung ist aber keineswegs charakteristisch für dieses Volk; sie teilen sie mit vielen barbarischen Völkern indogermanischer und nichtindogermanischer Herkunft, die Viehzucht treiben, wie uns römische und griechische Schriftsteller zu berichten wissen. Andererseits finden wir Völker, die keine Milch genießen,

---

[1]) Derselbe Schriftsteller erzählt uns, daß griech. *βούτυρον* aus dem Skythischen stamme und volksetymologisch an griech. *βοῦς* „Kuh" und *τυρός* „Käse" angelehnt worden sei. Die Übernahme des griech. Wortes ins Lateinische erklärt sich aus dem Umstand, daß die Römer in älterer Zeit die Butter kaum gebrauchten und auch kein Wort dafür besaßen. Das echt germ. Wort deutsch *Anke* für „Butter" ist bereits S. 156 besprochen; daneben finden wir ahd. *kuosmero*, altisl. *smör* (zu got. *smaírþr* „Fett", altir. *smir* „Mark"), das eigentlich nur die abgeschöpfte Sahne („Kuhfett") bezeichnet.

obwohl sie Haustiere kennen und züchten; so wird der Genuß der Kuhmilch in ganz Ostasien verschmäht. Auch von einem Zweig der Masai, den Wandorobo, in Ostafrika wird uns das Gleiche berichtet[1]). Wir können also nach den sprachlichen Zeugnissen vermuten, daß die Milch bei dem indogerm. Urvolk keine wesentliche Rolle als Nahrungsmittel gespielt hat, wie noch in historischer Zeit bei den Griechen und Römern. Andere Stämme, wie die Inder, gingen in ihrer neuen Heimat, vielleicht aus klimatischen Rücksichten, zur Milchnahrung über und ließen den Fleischgenuß fast ganz fallen. Die Germanen lassen wir aus Gründen, die in einem späteren Abschnitt erörtert werden sollen (vgl. Abschnitt XIX), hier am besten ganz aus dem Spiel. Möglich ist auch die Annahme, daß einzelne indogerm. Stämme die Milch zur Nahrung verwerteten, andere sie dagegen verschmähten, so daß auch hierin ein Kulturunterschied zwischen den verschiedenen Teilen des Urvolks bestanden hätte.

Diese Annahme wird häufig zum Ausdruck gebracht, wenn es sich um die Bekanntschaft des Urvolks mit dem Salz handelt. Es gibt einen unzweifelhaft ursprachlichen Wortstamm für

Salz: toch. B *sālyi*, arm. *al*, griech. ἅλς, lat. *sāl*, altir. *salann*, got. *salt*, altpreuß. *sal*, lett. *sāls*, altbulg. *solь*, der sich durch höchst altertümliche Flexionsverhältnisse (Nominativ *sāld*, *sali*, Genitiv *salnés*), ablautende Formen (ahd. *sulza* „Salzwasser“) und gleichartige Weiterbildungen in mehreren Sprachen (lat. *sallo* = got. *salta* „salze“, arm. plur. *altkh*, lit. *saldùs* „süß“, s. weiter unten) als zum uralten Bestand zugehörig erweist[2]). Er fehlt indes der arischen Gruppe (Indisch, Avestisch, Persisch) und in ihren ältesten Sprachdenkmälern (Rigveda, Avesta) findet sich überhaupt kein Ausdruck für Salz. Diese Tatsache, verbunden mit dem schon in Abschnitt VIII, S. 169 f. erwähnten Umstand, daß dieselbe Sprachgruppe die altindogerm. Ackerbautermini nicht besitzt, hat manche

---

[1]) M. Merker, Die Masai, 2. Aufl., S. 232.

[2]) Joh. Schmidt, Die Pluralbildungen des idg. Neutra, S. 182 ff.

Sprachforscher zu der Schlußfolgerung veranlaßt, die Arier, der am östlichsten wohnhafte Stamm des Urvolks (abgesehen von den Tocharern in Ostturkestan), hätten den Ackerbau nie richtig ausgebildet, sondern seien vorwiegend Viehzüchter gewesen. Als solche hätten sie nur Fleischnahrung, aber keine vegetabilische Kost gekannt und deshalb das Salz nicht gebraucht, da diejenigen Völker, die von rein animalischer Nahrung leben, es entweder gar nicht kennen oder, wenn es ihnen bekannt ist, verabscheuen[1]). Andere Völker aber, die sich vorherrschend von Vegetabilien nähren, zeigen ein unwiderstehliches Verlangen nach Salz, da die Pflanzennahrung das im Körper enthaltene Kali absorbiert, das natürlich wieder ersetzt werden muß. Doch diese Behauptung ist in mancher Beziehung anfechtbar. Zwar hat es Völker gegeben und gibt noch heute primitive Stämme, die kein Salz verwenden. So berichtet uns der römische Schriftsteller Sallust in seinem Buche über den Jugurthinischen Krieg, Kap. 89, die Numider in Nordafrika (dem heutigen Marokko) hätten sich zumeist von Milch und Wildpret ernährt und weder Salz noch sonstige Reizmittel gebraucht. Die Perser lebten nach Herodot (Buch I, Kap. 133) hauptsächlich von Fleisch, genossen wenig Brot und kein Salz[2]), dagegen vielerlei Nachkost. Andererseits aber weiß die Stammsage der Türken zu berichten, einer ihrer Urpatriarchen, Ilak, habe den Salzgenuß erfunden, als ihm sein Hammelbraten auf den Boden fiel, aus dem das Salz ausgeblüht war[3]). Auch dürfen wir eines nicht vergessen: wenn ein Volk kein Salz erlangen konnte, so behalf es sich eben mit Surrogaten dafür. Tacitus

---

[1]) Lapicque, L'Anthropologie, VII, S. 43ff.; M. Hoernes, Natur- und Urgeschichte des Menschen, Band I, S. 511.

[2]) Das stimmt zu dem schon erwähnten Umstand, daß das Altpersische und Awestische kein Wort für „Salz" besitzt. Wie aus dem Buche von R. Brunhuber „An Hinterindiens Riesenströmen", 1912, S. 101 hervorgeht, benutzen auch die Lutzus, ein wilder Bergstamm an den Grenzen Hinterindiens und Tibets, kein Salz. Zu beachten ist dabei aber, daß sie in der Hauptsache vom Ackerbau (Reis, Mais, Bohnen) leben und von Tieren nur das Schwein genießen. Es gibt also auch ackerbautreibende Völker, die den Salzgenuß verschmähen.

[3]) Ed. Hahn, Zeitschrift für Ethnologie, Bd. 43, S. 377ff.

z. B. erzählt uns, daß die Chatten und Hermunduren Salz durch Auslaugen von Holzkohle und Verdampfen des Abgusses gewannen, also Pottasche benutzten[1]). Das war indes nur in wenigen Teilen Europas nötig, denn selbst in der südrussischen Steppe und nach Asien hinein findet sich genügend Salz, so daß wir keinen Grund haben, irgend einem Teil des Urvolks die Kenntnis dieses meist unentbehrlichen Zusatzes zur menschlichen Nahrung abzusprechen. Wenn die arische Gruppe das uralte indogermanische Wort für das Salz ebenso wie die auf den Ackerbau bezüglichen Ausdrücke verloren hat — denn die letzteren hat sie einmal besessen, wie Entlehnungen in finnische Mundarten beweisen — so mag die Ursache entweder in ihren weiten Wanderzügen oder in der Übernahme einer andersartigen Kultur in der neuen Heimat liegen[2]). Nur bei den westlichen indogerm. Stämmen und den diesen sprachlich nahestehenden Tocharern den Gebrauch des Salzes vorauszusetzen, könnte uns freilich der sprachliche Befund veranlassen; aber allgemein kulturhistorische Erwägungen hindern uns in diesem Falle, den sprachlichen Tatsachen allein die Entscheidung zu überlassen.

Wir haben am Schlusse der Betrachtung über die Nahrungsmittel des idg. Urvolks noch ein Wort über die Getränke zu sagen. Wie schon ausgeführt worden ist, läßt sich die Milch nicht als regelmäßiges Getränk bei den Indogermanen erweisen. Dagegen haben sie unzweifelhaft bereits einen Rauschtrank besessen, der ja bei keinem, selbst noch so primitiven Volk

---

[1]) Von den Tschuktschen, einem Nomadenvolk des nordöstlichen Sibiriens, wird uns berichtet, daß sie das Salz, das ihnen die russischen Behörden als Geschenk zur Verfügung stellen, verschmähen und ihr Renntierfleisch mit Wurzeln, die sie während des kurzen Sommers sammeln und aufbewahren, zu würzen vorziehen (vgl. O. Iden-Zeller, Zeitschrift für Ethnologie, Bd. 43, S. 840ff.). — Das Salz dient als „Würze" der Speise und deshalb weichen die Ableitungen von dem idg. Stamm *săl-* vielfach in ihrer Bedeutung von der ursprünglichen ab: altbulg. *saldъkъ*, lit. *saldùs* bedeuten „süß", dagegen altbulg. *slanъ* „salzig"; bei deutsch *Sülze*, frz. *sauce* denkt kaum jemand mehr an die Herkunft.

[2]) Übrigens hat das Litauische auch das alte Wort für Salz aufgegeben und nur in der Ableitung *saldùs* „süß" erhalten, während das Lettische und Preußische es bewahren.

zu fehlen pflegt und aus den verschiedenartigsten Ingredienzen (Getreide, Reis, Milch, Beeren, Wurzeln) hergestellt werden kann. Das berauschende Getränk des Urvolks wurde aus dem Honig gewonnen, wie die folgende Gleichung zeigt:

altind. *mádhu* „Süßigkeit, Honig, Met", av. *madumant-* „Wein, Honig enthaltend", griech. *μέϑυ* „Wein, Rauschtrank", altbulg. *medъ* „Honig, Wein", lit. *medùs* „Honig", altir. *mid*, ahd. *metu* „Met". Vom Stamm **medh-* sind Ausdrücke für „Trunkenheit" abgeleitet: griech. *μέϑη* „Trunkenheit", während altind. *mádati* „ist trunken", lat. *mattus* (aus **maditus*) „vom Weingenuß taumelnd" auf eine idg. Wzl. **mad-* in lat. *madeo* „bin feucht" zurückgehen.

Es ist schon im Abschnitt IX, S. 180 erwähnt worden, daß dem Urvolk der Honig und die Biene bekannt waren. Die Bereitung des „Metes" kann bei den Indogermanen eine religiöse Zeremonie gewesen sein, wie es z. B. bei den Samoanern das Kauen und Auspressen der Kawawurzel ist, aus der dieses Volk den Rauschtrank gewinnt. Wenigstens war es bei den arischen Völkern in historischer Zeit der Fall, wo die Gewinnung des Soma (altind. *sōmas*, av. *haomō*) unter religiösen Zeremonien vor sich ging, und der Trank selbst in vedischer Zeit als Gott verehrt wurde. Noch im frühen Mittelalter tranken die heidnischen Alemannen am Bodensee zu Ehren des Gottes Wodan eine gewaltige Kufe mit Bier leer (Vita sancti Columbani, Kap. 53).

Ob die bei vielen Völkern indogerm. Zunge geübte Kunst des Bierbrauens aus Getreidearten schon in die Urzeit zurückgeht, vermögen wir nicht zu sagen. Klassische Autoren erwähnen das Bier bei den Armeniern, Thrakern, Phrygern, Galliern und Germanen; aber auch bei nichtindogerm. Völkern wie den Iberern, Ligurern, Ägyptern. Sprachliche Gleichungen für Bier gibt es allerdings nur wenige und nicht sehr verbreitete; immerhin aber scheint das thrakische Wort *βρῦτον* zu ahd. *briuwan* „brauen" und lat. *de-frutum* „Mostsaft" zu gehören (s. oben S. 247). Auch altengl. *ealu*, altisl. *ǫl* nebst lit. *alùs*, altbulg. *olъ* „Bier", altpreuß. *alu* „Met" scheinen idg. Ursprungs zu sein und mit lat. *alūmen* „Alaun", griech. *ἀλύ-διμον* „bitter" (bei Hesych.) zusammenzuhängen. Die Bedeutungen

„bitter“ und „süß“ wechseln ja oft bei einem und demselben Stamm ab (vgl. altbulg. *sladъkъ*, lit. *saldùs* „süß“, d. h. ursprünglich „wohlschmeckend“, weil „gesalzen“). Doch reicht das dürftige sprachliche Material nicht aus, um dem Urvolk die Kunst der Bierbereitung zuzuschreiben. Ebensowenig vermögen wir zu sagen, ob es Obstwein bereitet hat. Die Griechen haben dafür das Wort *σίκερα* (das ins Lateinische und die romanischen Sprachen drang) aus dem Semitischen entlehnt (aram. *šikərā'* „berauschendes Getränk“), während die Germanen ein anscheinend einheimisches Wort dafür besitzen: got. *leiþu*, ahd. *līd*, das aber vielleicht nur „Flüssigkeit“ bedeutete (zu lit. *l'ẽti* „gießen“, *lytùs* „Regen“?).

Ein anderes bei den Völkern des Orients und des südlichen Europas weit verbreitetes Getränk ist der

Wein: arm. *gini* (aus **woinjo-*), griech. *ϝοῖνος*, lat. *vīnum*, alb. *vēnε* (aus **woinā*).

Der idg. Stamm **woino-* ist nicht vertreten in der arischen Gruppe und in den nordeuropäischen Sprachen, da air. *fīn*, cymr. *gwin*, got. *wein* aus dem Lateinischen entlehnt sind und altbulg. *vino*, lit. *vỹnas* dem Germanischen entstammen. Die Vertretung des idg. Stammes **woino-* in den Einzelsprachen deckt sich im großen Ganzen mit der Verbreitung des Weinstocks, der als wilde Rebe in ganz Südeuropa, am Kaspisee, im Kaukasus und in Mitteleuropa vorkommt; im Rheintal findet er sich wild bis Mannheim etwa. Die Kultur der Weinrebe können wir in Ägypten schon im vierten Jahrtausend v. Chr. und in Südosteuropa (in Orchomenos) zur mittelminoïschen Zeit (1700—1500 v. Chr.) nachweisen. In den Pfahlbauresten der jüngeren neolithischen Zeit finden sich Kerne von wilden Weinbeeren[1]. Es ist also nicht unmöglich, daß das idg. Urvolk den Wein**stock** gekannt hat, wenn ihm auch der Wein**bau** noch fremd gewesen sein wird. Diese Kenntnis hängt eben von der Lage der Ursitze ab; die sprachlichen Tatsachen lassen sie als möglich gelten. Denn der idg. Stamm **woino-*

---

[1] A. Stummer, Zur Urgeschichte der Rebe und des Weinbaus. Mitteilungen der Anthropologischen Gesellschaft in Wien, Band 41 (1911), S. 283 ff.

„Wein“ mag zu lat. *vītis* „Weinrebe, Weinranke“ gehören, das sich zu lat. *vieo* „binde, flechte“ stellt. Aber die Anwendung von lat. *vītis* auf die Weinrebe kann auch jung sein und die Bedeutung „Weidengerte“ des lit. *výtis*, das sich in der Form ganz damit deckt, den älteren Zustand bewahrt haben (vgl. altbulg. *vitъ* „gewundenes Ding“, *pa-vitъ* „Ranke“, av. *vaēitiš* „Weide“). Die Frage nach dem echt idg. Charakter des Stammes **woino-* wird nämlich aus dem Grunde noch verwickelter, weil er sich in den semitischen Sprachen gleichfalls findet: ursemitisch **wainu* = arab. äthiop. *wain*, assyr. *īnu*, hebr. *jajin*[1]). Hier bezeichnet er aber nur den Weinsaft, nicht wie z. B. in griech. *οἴνη*, *οἰνάς* den Weinstock selbst, der hebr. *gephen*, assyr. *gupnu* heißt. Allerdings findet sich auch in gr. *ἄμπελος* ein weiterer alter Name für die Weinrebe, der entweder griechisches Erbgut oder thrakisches Lehnwort ist. Die Herleitung dieses Wortes von der in griech. *πέλομαι* steckenden idg. Wzl. **kʷel-* „bewege mich“ (altind. *cárati*) läßt sich hören: *ἄμ-πελος* aus **ἀν-πελος* die „Hinaufkletternde“, wenn wir ein anderes idg. Erbwort für den Weinstock vergleichen, nämlich ahd. *reba*, *rebo* „Rebe“. Dies stellt sich etymologisch zu ahd. *ribba*, *ribbi*, altbulg. *rebro* „Rippe“ und bedeutet also die „Umfassende“, ein Sinn, der in dem zugehörigen ahd. *hirni-reba* „Hirnschale“ noch deutlicher ersichtlich ist. Lat. *vītis* „Weinstock“ ist ja, wie schon erwähnt, ebenfalls an den idg. Wortschatz anknüpfbar. Bei dieser Sachlage ist es am wahrscheinlichsten, daß Indogermanen wie Semiten vielleicht den wilden Weinstock (griech. *υἱόν*, *υἱήν* : lat. *vieo*?) kannten und seine Trauben aßen, doch die Kultur der Rebe und die Bereitung des Weines von einer uns unbekannten Quelle übernahmen. Der Anklang des Stammes **woino-* an die genannte idg. Wurzel wäre dann nur zufällig vorhanden.

---

[1]) A. Meillet, De quelques emprunts probables en grec et en latin in den Mémoires de la Société de linguistique, Band 15, S. 161 ff. sieht gr. *οἶνος*, lat. *vīnum* als Lehnwörter aus der Sprache der Urbewohner des Mittelmeerkreises an.

XIII. Zeiteinteilung, Zahl- und Maßsystem. Handel und Verkehr.

Durch die meisten indogerm. Sprachen gehen die gleichen Benennungen für

N a c h t: altind. *nák*, akk. *náktam*, griech. *νύξ*, gen. *νυκτός*, alb. *natε*, lat. *nox*, gen. *noctis*, altir. *nocht*, got. *nahts*, lit. *naktìs*, altbulg. *noštь*, sowie in etwas beschränkterem Umfang für

T a g: altind. *divā́* „am Tage“, arm. *tiv*, cymr. *diw*, alb. *ditε*, lat. *dies* „Tag“; derselbe Stamm **dei-* auch in altind. *dínam*, altbulg. *dьnь*, lit. *dẽnà* „Tag“, ferner in got. *sin-teins* „täglich“. Die zugrunde liegende Wurzel **dēi-* „leuchten“ findet sich wieder in altind. *dī́dēti* „scheint“, griech. *δῆλος* (aus **δει-ηλος*) „offenbar“. Der Tag wurde also der „Leuchtende“ genannt; eine ähnliche Bedeutung hat got. *dags* „Tag“ einmal gehabt, nämlich der „Wärmende“, da es sich etymologisch zu altind. *ni-dāghás*, altpreuß. *dagis* „Sommer“, lit. *dãgas* „Erntezeit“ stellt. Der Tag ist also für die Indogermanen die Zeit gewesen, wo die Sonne „leuchtet“ (altind. *dī́dēti*) oder „wärmt“ (altind. *dáhati*).

Mit Absicht ist hier die Nacht vor dem Tag genannt, da die meisten indogerm. Völker in ältester Zeit vom heutigen Brauch abweichend die Nacht dem Tag vorangehen ließen: altind. *naktamdinam* „bei Nacht und Tag“, altpers. *χšapavā raučapativā* „bei Nacht und bei Tag“, griech. *νυχϑήμερον* „Tag von 24 Stunden“ (aus *νύξ* „Nacht“ und *ἡμέρα* „Tag“; ein Wort der nachklassischen Gemeinsprache, der Koinē). Für die Kelten bezeugt uns Cäsar, für die Germanen Tacitus denselben Brauch (Germania, Kap. 11: *nox ducere diem videtur* „die Nacht scheint den Tag einzuführen“). Ebenso weisen ältere und moderne sprachliche Wendungen der germ. Mundarten darauf hin: altengl. *frīge-ǣfen* „Donnerstag“ (eig. Freitagabend, vgl. neuhochdeutsch „Sonnabend“) oder deutsch *Weihnachten* (mhd. *ze wīhen nehten* „an dem heiligen Abend“), *Fastnacht* (der Vorabend des Fastenbeginns). Die alten Slaven besaßen die Zusammensetzung: *noštedьnije* „Nacht und Tag“ für die Zeit von 24 Stunden.

Bei dieser weitgehenden Übereinstimmung unter den indogerm. Sprachen dürfen wir annehmen, daß auch bei dem

indogerm. Urvolk die Nacht dem Tag voranging, wie es noch heute bei den religiösen Festen der Mohammedaner und Juden der Fall ist und sich in unserem „Heiligabend" als uralter Rest einer im übrigen ausgestorbenen Gewohnheit erhalten hat. Eine Folge der Voranstellung der Nacht vor den Tag ist der Brauch, nach Nächten statt nach Tagen zu zählen, die uns ebenfalls bei vielen indogerm. Völkern begegnet. Bei den Indern und Persern finden wir sie; von den Kelten erzählt uns Cäsar, Bell. Gall. VI, 18: *Spatia omnis temporis non numero dierum sed noctium finiunt* „sie bestimmen alle Zeiträume nicht nach der Zahl der Tage, sondern der Nächte", und ebenso von den Germanen Tacitus, Germania, Kap. 11: *nec dierum numerum sed noctium computant* „sie rechnen nicht die Zahl der Tage, sondern die der Nächte". Das Englische bewahrt noch eine Erinnerung an diese älteste Art der Zählung von Zeiträumen, wenn es für 14 Tage *fortnight* und (schon veraltet) für 7 Tage *sennight*[1]) gebraucht. Dieser vorgeschichtliche Brauch, nach Nächten statt nach Tagen zu zählen, findet wohl seine Erklärung in dem Umstand, daß der Zeitmesser aller alten Völker, der Mond, nur Nachts sichtbar ist. Von seiner Rolle in der Urzeit werden wir alsbald noch mehr hören.

Von den Tageszeiten haben zwei gemeinsprachliche Benennungen, die in die indogerm. Zeit zurückgehen:

F r ü h l i c h t, M o r g e n r ö t e: altind. *ušā́s*, griech. äol. *αὔως*, hom. *ἠώς*, lat. *aurōra*, lit. *auszrà*, altbulg. *(za)ustra*; av. *ušastara-*: altisl. *austr*, ahd. *ōstar* „östlich"; lett. *austrs* „Ostwind": lat. *auster* „Südwind" (mit merkwürdigem Bedeutungswechsel). Die zugrunde liegende indog. Wzl. **(a)wes-* „aufleuchten" findet sich wieder in altind. *ucchā́ti* „wird hell, erstrahlt".

A b e n d: griech. *ἑσπέρα*, lat. *vesper*, cymr. *ucher* (aus idg. **wespero-*), dazu wohl auch arm. *gišer*; daneben ein idg. Stamm **wekero-* in altbulg. *večerъ*, lit. *vākaras*. Wenn wir die sonstigen Namen für „Abend" betrachten: altind. *dōšā́*, av. *daoša-* zu griech. *δύω* „tauche unter" oder got. *sagq(s)* zu *sigqan* „sinken",

---

[1]) *Fortnight* = mittelengl. *fourtēn night*, wie *sennight* = *seven night*; *night* ohne Pluralendung als Maßbezeichnung, wie wir 14 Fuß u. ähnl. sagen.

so werden wir in den idg. Stämmen **we-spero-* und **we-kero-* die idg. Partikel **we-* „herab" (altind. *áva*, lat. *au-*, altbulg. *u-*, lit. *au-*) in Zusammensetzung mit zwei Verbalstämmen erblicken dürfen, die etwa „sich bewegen" bedeutet haben.

Eine weitere Einteilung des Tages in indogerm. Urzeit läßt sich nicht nachweisen, wenn auch Ausdrücke wie altind. *saṃgavás* „Vormittag" (Zeit, wo die Kühe zusammengetrieben werden), griech. *βουλυτός* „Abend" (Zeit, wo die Kühe ausgespannt werden), ir. *im-būarach* „Morgens" (beim Anspannen der Kühe), ahd. *untorn* „Mittag" (zur Zeit der mittäglichen Rast), altind. *abhipitvám* „Abend", lit. *pietùs* „Mittag" zu altind. *pitúš* „Mahlzeit", toch. A *vše* „Nacht" mit *všeññe* „Lager" (zu altind. *vásati* „bleibt", got. *wisan* „sein") usw. auf eine primitive, den Verhältnissen eines viehzüchtenden und ackerbestellenden Volkes entsprechende Tageseinteilung hinweisen.

Die Zusammenfassung einer Reihe von Tagen zu einer Woche ist außerhalb des vorderen Orients und Ägyptens viel zu jungen Datums, um für die indogerm. Urzeit in Betracht zu kommen. Die siebentägige Woche, die ostsemitischen oder ägyptischen Ursprungs zu sein scheint und, wohl aus den wechselnden Mondphasen hervorgegangen, in uralte Beziehungen zu den sieben Gestirnen (Sonne, Mond und den fünf Planeten) gesetzt wurde, ist erst durch die Juden und die klassischen Völker (über Ägypten?) unser Kulturgut geworden. Überall sind daher die Ausdrücke für die Woche jungen Ursprungs: toch. A *špat konsā* „7 Tage", griech. *ἡ ἑπτάς* oder *ἑβδομάς*, vulgärlat. *septimana*. Got. *wikō*, ahd. *wecha* bedeutete vielleicht ursprünglich „Wechsel" (zu lat. *vicis?*); altbulg. *nedělja* ist eigentlich der „Tag ohne Arbeit", also der „Sonntag", der die Wochen trennt, und dann als pars pro toto die „Woche".

Der germ. Name der „Woche" führt uns weiter auf die uralte Zeiteinteilung nach dem Mondwechsel. Denn dieser hat wohl die germ. Woche bestimmt, die ursprünglich 14 Nächte zwischen Neumond und Vollmond umfaßte[1]) und erst später

[1]) Vgl. Tacitus, Germania, Kap. 11: *coeunt certis diebus cum aut inchoatur luna aut impletur* „sie treffen sich an bestimmten Tagen entweder bei Neumond oder bei Vollmond".

unter christlichem Einfluß durch die siebentägige Woche ersetzt wurde. Auch die Griechen hatten vor deren Aufnahme eine andere Einteilung des Monats nach Dekaden (Zeitraum von 10 Tagen), während die Römer in ihren *nundinae* (aus **novem-dinae*) „der an jedem neunten Tag gehaltene Markttag" eine Art achttägige Woche hatten. Die Inder kannten wie die Germanen und Kelten eine Zweiteilung des Monats und im Avesta begegnen wir gleichfalls Spuren dieses Brauchs. Die römischen *īdūs* „Monatsmitte" (das Wort ist kaum zu altir. *ēsce* „Monat" [aus **eid-skiom?*] zu stellen, sondern eine Entlehnung aus dem Etruskischen)[1]) sind uns ja von der Schulzeit her bekannt. Wir dürfen also unbedenklich annehmen, daß auch das Urvolk eine Zeiteinteilung nach Mondphasen gehabt hat, die sich vielfach auf Erden nachweisen läßt und z. B. auch bei den Babyloniern bekannt war.

Welche Rolle der Anblick der wechselnden Mondgestalt gespielt hat, ersehen wir aus zahlreichen historischen Nachrichten. Die Spartaner kamen den Athenern vor der Schlacht bei Marathon nicht zu Hilfe, weil sie vor dem Vollmond nicht ausziehen durften. Die Germanen sahen ebenfalls Neumonds- oder Vollmondszeit als besonders günstig für ihre kriegerischen oder sonstigen Unternehmungen an. So erklärt es sich, daß der Mond in den indogerm. Sprachen neben dem Namen, der ihn als „Leuchtenden" bezeichnet: lat. *lūna* aus **loucsna* = pränestinisch *lōsna,* ir. *luan,* altbulg. *luna,* arm. *lusin* zu lat. *lūceo* „leuchte" oder griech. *σελήνη* zu *σέλας* „Glanz", durchweg als der „Messende" benannt wird: altind. *mā́s, mā́sas,* av. altpers. *māh-*, toch. A *mañ-k̲ät,* griech. *μήνη,* got. *mēna,* ahd. *māno,* lit. *mėnů,* lett. *mēnes,* altbulg. *mĕsęcь* „Mond". Daneben haben diese Wörter zumeist auch die Bedeutung Monat, die in mehreren

---

[1]) Dafür spricht, neben der ausdrücklichen Überlieferung der Alten, daß sich neben *idus* auch *itus, itis* findet. Nicht die Etrusker haben das Wort den Römern entlehnt, wie A. Walde, Lateinisches etymologisches Wörterbuch, 2. Aufl. s. v. *idus* meint, sondern der Gang der Entlehnung ist umgekehrt. Vgl. W. v. Bartels, Die etruskische Bronzeleber von Piacenza, 1912, S. 56, der in diesem Punkte sicher Recht behält. Weitere Literatur über diese Frage ist bei Walde a. a. O. verzeichnet.

Sprachen allein erhalten ist oder sich neben obigen Formen in nahestehenden Bildungen findet. Dahin gehören: toch. A *mañ*, arm. *amis*, griech. *μήν*, lesb. *μῆννος*, alb. *muai*, altir. *mī*, cymr. *mīs*, got. *mēnoþs*, lit. *mėnesis* „Monat“.

Ob diese schwer zu vereinigenden Bildungen in uralter Verbindung mit der idg. Wzl. **mē-* „messen“ (in altind. *mâti*, lat. *mētior*, s. weiter unten) stehen oder erst später in Beziehung zu ihr gebracht wurden, ist für unsern Zweck gleichgiltig. Jedenfalls geht aus der obigen Zusammenstellung hervor, daß der Mond in indogerm. Urzeit bereits als Zeitmesser diente, und der Mondmonat den Indogermanen (wie übrigens auch den Semiten) bekannt war. Eine Benennung der einzelnen Monate dagegen, die wir bei Völkern des letzteren Sprachstammes (z. B. den Babyloniern und Assyrern) schon in sehr alter Zeit finden, ist für die indogerm. Ursprache nicht nachzuweisen, da die einzelnen Sprachen keinerlei Übereinstimmung, ja kaum irgendeine Berührung (abgesehen von direkten Entlehnungen) zeigen. Selbst die Mundarten verschiedener indogerm. Sprachen haben zuweilen abweichende Benennungen für die Monate; so haben die Athener und Spartaner ganz verschiedene Monatsnamen. Daraus ergibt sich, daß nicht einmal im Urgriechischen solche vorhanden waren. Ebensowenig wie sich Monatsnamen für die idg. Urzeit nachweisen lassen, ist es möglich, die genaue Dauer des idg. Monats zu ermitteln und ob die tropische (nach der Umlaufszeit) oder die siderische (nach der Stellung zu bestimmten Fixsternen) Berechnung zugrunde lag.

Kaum war auch die Zusammenfassung einer Anzahl Monate zu einem Jahr bekannt, da sich sonst unfehlbar bestimmte Namen für sie eingestellt hätten, wenn auch der Begriff „Jahr“ dem Urvolk geläufig war und selbst mehrere „Jahreszeiten“ unterschieden wurden, wie wir dies von einem viehzüchtenden und ackerbautreibenden Volk in einer gemäßigten Zone, wo der Witterungswechsel zu den verschiedenen Zeiten des Jahres nicht unbemerkt bleiben konnte, ohne weiteres voraussetzen dürfen. Wir haben folgende sprachliche Belege dafür:

J a h r: altind. *vatsás*, griech. *Ϝέτος*, alb. *vjet*; derselbe Stamm in altind. *par-út*, arm. *heru*, griech. *πέρυσι*, altir. *inn-urid*, altisl. *fjǫrd*, mhd. *vert* „voriges Jahr" (aus idg. **per-ut-i*); dazu ferner lat. *vetus*, altbulg. *vetъchъ*, lit. *vẽtuszas* „alt" (eigentlich „jährig" wie got. *wiþrus* „jähriges Lamm" = ahd. *widar* „Widder", altir. *feis* „Sau", alb. *vjetε* „Kalb"). Als „Zeitmesser" (wie der Mond) wird das Jahr bezeichnet in alb. *mot* = lit. *mẽtas* „Jahr", während av. *yārə*, got. *jēr*s „Jahr" mit griech. *ὧρος* „Jahr", *ὥρα* „Jahreszeit, Frühling", poln. čech. *jar* „Frühling" von der Vorstellung des Wandels der Jahre (vgl. toch. A *pkul*, plur. *puklā* „Jahr" zur idg. Wzl. **kʷel-* „drehe" in altind. *cakrás*, av. *čaχra-*, griech. *κύκλος*, altengl. *hwēol* „Rad" und griech. *πέλομαι* „bewege mich", besonders in der Anwendung auf die Bewegung der Jahre in hom. *περιπλομένων ἐνιαυτῶν* „im Wechsel der Jahre") ausgehen und zur idg. Wzl. **jē-* „gehen" (altind. *yā́ti*) in Beziehung zu setzen sind, wie lat. *annus* (aus **at-nos*) = got. *aþn(s)* wohl zu altind. *átati* „geht" gehört.

Von den Jahreszeiten sind die folgenden als dem Urvolk bekannt zu erweisen:

W i n t e r: altind. *hēman-tás*, av. *zayan-*, *zyå*, arm. *jmeṙn*, gr. *χειμών*, alb. *dimεn*, lat. *hiems*, ir. *gem-red*, lit. *žẽmà*, altbulg. *zima*. Der idg. Stamm **g̑hejem-* fehlt also nur in der germ. Gruppe, wo das Wort „Winter" allgemein verbreitet ist (altisl. *vetr*, altengl. *winter*, altsächs. althochd. *wintar*). Sein Ursprung ist dunkel; es kann als „nasse" Jahreszeit zu lat. *unda* „Welle", lit. *vandũ*, altpreuß. *wundan* „Wasser" oder wegen des Schnees zu altir. *find* (aus **windo-*, vgl. den Eigennamen *Vindo-magus*) „weiß" gehören.

F r ü h l i n g: altind. *vasantás*, av. *vaŋhar-*, arm. *garun*, gr. *ἔαρ*, *ἦρ* (aus **wesar-*), lat. *vēr* (aus **wēsr*), cymr. *guiannuin*, altbulg. *vesna;* lit. *vasarà* hat die Bedeutung „Sommer" angenommen.

S o m m e r: av. *ham*, arm. *amaṙn*, altir. *sam*, *samrad*, altisl. *sumarr*, ahd. *sumar*; altind. *sámā* bedeutet „Halbjahr, Jahr" wie arm. *am* „Jahr". Andere Wörter für „Sommer" sind griech. *θέρος*: altind. *háras* „Glut", arm. *jer* „Hitze, schönes Wetter" oder lat. *aestas* zu *aestus* „Hitze", griech. *αἴθω* „brenne" usw.

Der Winter ist also die Jahreszeit, deren Terminologie am weitesten in den indogerm. Sprachen übereinstimmt; dazu kommt, daß wir einheitliche Ausdrücke besitzen für

S c h n e e: griech. *νιφετός*, *νιφάς*, lat. *nix*, gen. *nivis*, ir. *snechta*, got. *snaiws*, lit. *sn͂ėgas*, altpreuß. *snaygis*, altbulg. *snegъ* und

s c h n e i e n: av. *snaēžaiti*, griech. *νείφει*, *νίφει*, lat. *ninguit*, ahd. *snīwan*, lit. *sniñga* (3. Sing.).

E i s: ahd. *īs* „Eis" treffen wir im Iranischen wieder: av. *isav-* „eisig, frostig", afghanisch *isaī* „Frost", pamirdialektisch *īš* „Kälte".

Es ist demnach als sicher anzunehmen, daß der Winter mit seinen klimatischen Erscheinungen dem indogerm. Urvolk wohl vertraut war. Welch große Rolle er in seinem Wirtschaftsleben spielte, geht auch aus dem Umstand hervor, daß wir in vielen Sprachen eine Zählung der Jahre nach Wintern finden, z. B. lat. *trīmus* (**trihimus*) = altbulg. *trizimъ* „dreijährig"; altengl. *ēnwintre* „einjährig", got. *twalibwintrus* „zwölfjährig" oder griech. dor. *χίμαρος* „einjährige Ziege": altisl. *gymbr* „einjähriges Lamm". Freilich trifft diese Zählung nach einer Jahreszeit auch für av. *yārə*, got. *jēr*s „Jahr", lat. *hornus* „heurig" (von *hō jōrō* = ahd. *hiuru* „heuer" abgeleitet) zu, da diese Wörter identisch sind mit slav. *jarъ* „Frühling, Sommer" (z. B. in russ. *jarowoj* „Sommer"-Getreide) und dieselbe Bedeutung ist vorauszusetzen für griech. *ὥρα* „Jahreszeit" mit Rücksicht auf *ὀπώρα* „Spätsommer", *ὀπωρίζω* „herbste". Aber, wie wir schon gesehen haben, liegt dem idg. Stamm **jēro-*, **jōro-*, einer Ableitung der idg. Wurzel **jē-* „gehen", die Urbedeutung „Wandel" (nämlich der Zeit) zugrunde, die wahrscheinlich den Gegensatz zum Winter, den Übergang zur besseren Jahreszeit ausdrücken soll. Deshalb wird dieser Stamm gleichermaßen für Frühling und Sommer gebraucht und beweist uns, eben durch seine Herkunft und den Bedeutungsgegensatz zum Winter, ein Überwiegen der letzteren Jahreszeit im Leben des Urvolks. In einzelnen Sprachen werden auch die Namen anderer Jahreszeiten für das ganze Jahr gebraucht, z. B. russ. *lěto* „Sommer" im Plural für „Jahre" (*skolьko vamъ lětъ̨?* wie alt sind Sie?), oder in der arischen Gruppe entspricht altind. *śarád* „Herbst, Jahr":

av. *sarəd* „Jahr"; doch das sind spätere Übertragungen, die für die Urzeit nicht in Betracht kommen.

Bemerkenswert ist, daß die Indogermanen keinen Namen für den Herbst hatten. Altind. *śarád* „Herbst" bedeutet im ossetischen *särd* „Sommer"; das Griechische besitzt für „Herbst" den schon erwähnten Ausdruck *ὀπώρα*, der eigentlich „Nachsommer" bedeutet; lat. *autumnus, auctumnus* mag zu altir. *ōcht, ūacht,* lit. *aukstums* „Kälte" gehören; deutsch *Herbst*, das in Süddeutschland „Weinernte" („ein voller, ein halber Herbst" je nach dem Ertrag der Weinlese) und im Englischen *harvest* „Ernte" (überhaupt) bedeutet, hängt mit griech. *καρπός* „Furcht", lat. *carpere* „pflücken" zusammen, hat also ursprünglich „Ernte" gemeint und ist erst spät als Name für die Jahreszeit der Ernte verwandt worden.

Wenn also Tacitus, Germania, Kap. 26 von den Germanen sagt: *hiems et ver et aestas intellectum ac vocabula habent; autumni perinde nomen ac bona ignorantur* „Winter, Frühling und Sommer kennen und benennen sie; der Name und die Gaben des Herbstes dagegen sind ihnen unbekannt", so hat er sicher vollkommen Recht. Der Ausdruck „Herbst" wird zu seiner Zeit bei den Germanen nur die (Getreide-)„Ernte" bedeutet haben, die in den Sommer fiel[1]). Denn die Obst- und Weinernte kamen nach Tacitus Zeugnis für sie nicht in Betracht; diese allein aber fallen in den Herbst und kommen überhaupt nur bei höher kultivierten Völkern vor. Weder die Indogermanen noch die Germanen konnten daher das Bedürfnis nach einer genaueren Unterscheidung dieser Jahreszeit empfinden, weil sie beide weder Obst- noch Weinkultur trieben. Die germanische Wendung „Sommer und Winter" für das ganze Jahr (im Hildebrandslied und im Heliand) spiegelt wohl auch die Auffassung der indogerm. Urzeit wieder, die nur diese zwei Hauptjahreszeiten kannte. Wenn sich trotzdem ein bereits ursprachlicher Name für den „Frühling" findet, so ist zu beachten, daß das Urvolk damit offenbar den Eintritt

---

[1]) Got. *asans* „Sommer" und „Erntezeit" = ahd. *aran* „Ernte" stellt sich zu altbulg. *jesenь* „Erntezeit" altpreuß. *assanis* „Herbst".

der langen und hellen Tage bezeichnete (der Name gehört zu derselben Wurzel **awes-* „leuchten" wie der für Morgenröte, s. o.), wie auch deutsch *Lenz* (ahd. *langez, langiz*) mit *lang* zusammenhängt (*mai as lons jors* „der Mai mit den langen Tagen" heißt es in einer altfranzösischen Ballade). Als eine besondere Jahreszeit wie den kalten, schneereichen Winter oder den heißen Sommer wird das Urvolk den Lenz, wo die Sonne heller leuchtete und die Tage länger wurden, nicht aufgefaßt haben. Auch die turkotatarischen Völker haben in ihrer Urzeit nur zwei Jahreszeiten unterschieden, Sommer und Winter. Die Vierteilung des Jahres, die uns so geläufig ist und so selbstverständlich erscheint, setzt eine genauere Beobachtung des scheinbaren Sonnenlaufes voraus, die für das Urvolk nicht nachweisbar ist. Es hat natürlich einen Namen für das Tagesgestirn besessen, die

Sonne: idg. Stamm **sāwel* in griech. ἥλιος, hom. ἠέλιος, dor. ἀέλιος, lat. *sōl*, corn. *heuul, houl*, got. *sauil*, altisl. *sōl*, lit. *sáulė*, der sich in abgelauteter Form (idg. **suwel-*) in ved. *súvar*, altind. *sū́ras, sū́ryas*, av. *hvarə* wiederfindet. Aber es ist nicht anzunehmen, daß es den scheinbaren Lauf der Sonne am Himmel zur Bestimmung der Jahresdauer verwendet hat, da ihm ja nicht einmal das Mondjahr von zehn oder zwölf Monaten bekannt war, wie schon erwähnt wurde. Das „Jahr" des Urvolks hat sich über eine vage Vorstellung von der „Wiederkehr" der gleichen Naturerscheinungen [1]) nicht erhoben. Daß an eine Beobachtung des gestirnten Himmels zum Zwecke der Zeitbestimmung, die von den Ägyptern schon im 5. Jahrtausend v. Chr. und auch von den Babyloniern schon sehr früh ausgeübt wurde, bei dem idg. Urvolk nicht zu denken ist, braucht nach dem Gesagten nicht besonders hervorgehoben zu werden. Es gab freilich ein indogerm. Wort für

Stern: altind. *stár-* plur. *tāras*, av. *star-*, toch. A *śres* akk. plur. zu einem sing. **śer* (*ś* aus *st*), arm. *astl*, griech. ἀστήρ, lat. *stella* (aus **sterla*), bret. *sterenn*, got. *stairnō*, das merk-

---

[1]) Vgl. hom. τελεσφόρον ἐνιαυτόν „Das zur Reife (Vollendung) bringende Jahr".

würdig an die sumerisch-ostsemitische Göttin des Venussterns *Ištar*, die *Astarte* in griechischer Lautform, erinnert, der die westsemitische (amoritische) *Ašera* (*Aširti* oder *Ašrati* der Tel-Amarna-Briefe) entspricht. Doch braucht man deshalb noch nicht an Beeinflussung des indogerm. Urvolks durch den asiatischen Sterndienst zu denken; es finden sich mehrfach solche semitisch-indogerm. Anklänge (z. B. lat. *taurus*, got. *stiur* „Stier", altbulg. *turъ*, lit. *tauras* „Ur": ass. *šūru*, hebr. *šōr*, arm. *tōra'* aus ursem. **tauru* „Rindvieh"; s. Abschnitt VIII, S. 150, vgl. auch das in Abschnitt XII, S. 259 bei „Wein" und das im Abschnitt XVII bei „Semiten" Bemerkte), ohne daß sich bis jetzt bestimmte Schlüsse aus ihnen ziehen ließen. Wohl aber haben wir mit einem semitischem Einfluß auf die indogerm. Ursprache bei dem Zahlensystem zu rechnen, auf das wir jetzt zu sprechen kommen.

Das Zahlensystem der Indogermanen war das dezimale. Die zehn ersten Zahlen haben jeder seinen besonderen Namen, die in uralte Zeit zurückgehen müssen, da sie etymologisch ganz dunkel sind[1]) und die vier ersten altertümliche Flexionsverhältnisse aufweisen. Nur diese könnten flektiert werden und unterscheiden die drei Geschlechter dabei; die Zahlen von fünf bis zehn sind undeklinierbar und haben nur eine Form für die drei Geschlechter.

Für „eins" gab es 2 Stämme: **oi-* mit wechselndem Suffix (**oinos*, **oiwos*, **oikos*) oder **sems* m., **smiā* f., **sem* n.; für „zwei" waren dualische Formen vorhanden, **dwōu*, **dwoi*; „drei" hieß **trejes*, **tria*, „vier" **kʷetwŏres*. Zu den beiden letzteren finden

---

[1]) Die einzige einigermaßen haltbare etymologische Kombination ist die von idg. **penkʷe* „fünf" mit got. *figgrs* „Finger", altbulg. *pęstь*, ahd. *fûst* „Faust". Es gab in der Tat eine ferne Epoche, lange vor der indogerm. Zeit, in der man nur bis fünf zählte, ein Zustand, der noch heute bei Völkern mit primitiver Kultur (Australier, Indianer, Kaffern usw.) angetroffen wird. Eine Spur davon finden wir in griech. hom. *πεμπάζομαι* „zähle" (nur Odysee IV, 412), eig. „zähle zu fünfen ab" nach den Fingern einer Hand. Vgl. Max Verworn, Die Anfänge des Zählens im Korrespondenzblatt der deutschen Gesellschaft für Anthropologie usw., Bd. 42 (1911), S. 53 ff., wo das römische Zahlzeichen für 5 (V) angeblich schon aus Kerbeinschnitten in Horn aus paläolithischer Zeit nachgewiesen wird.

sich uralte Femininbildungen *tisores und *k^{w}etesores, die im Arischen (altind. *tisrás, cátasras*) und Irischen (*teoir, cetheoira*) fortleben. Man erklärt *tisores aus noch älterem *tri-sores und *k^{w}ete-sores als Zusammensetzungen mit einem auch in *swe-sor „Schwester" (s. Abschnitt VI, S. 105) steckenden uridg. Stamm *sor „Weib". „Fünf" hieß *pénk^{w}e, „sechs" *(k)sweḱs, „sieben" *septḿ̥, „acht" *oḱtōu (eine Dualform wie *dwōu, also wohl die „zwei Vierer", nämlich die vier Finger der beiden Hände ohne die Daumen), „neun" *néwn̥*, *enéwn̥, „zehn" *déḱm̥.

Von zehn bis neunzehn haben wir eine andere Bildungsweise der Zahlwörter in den indogerm. Sprachen; sie werden von da ab durch Zusammensetzung der Einer mit dem Ausdruck für „zehn" gebildet; lat. *un-decim* (für *unumdecim), *duo-decim, tre-decim* usw. kann als Muster dafür dienen. Nur im Germanischen und im Litauischen findet sich eine andere Art, diese Zahlengruppe zu bezeichen: got. *ainlif* „elf", *twalif* „zwölf" wie lit. *vënólika, dvýlika*; während aber im Germanischen mit „dreizehn" die gewöhnliche Bildungsweise der idg. Sprachen einsetzt, geht die Zählung mit *-lika* im Litauischen bis neunzehn. Dieses Element idg. *-lik^{w}o- wird meist zur idg. Wzl. *leik^{w}- „übrig lassen" (griech. *λείπω*, lat. *linquo*, lit. *lëkù*, got. *leiva*) gestellt; got. *ainlif, twalif* bedeuteten demnach ursprünglich „eins, zwei (über zehn) übrig lassend". Wir sehen also im Germanischen einen deutlichen Einschnitt bei der Zahl „zwölf", der uns auch durch den allerdings den romanischen Sprachen entlehnten Sammelbegriff „Dutzend" (ital. *dozzina*, lat. *douzaine*) geläufig ist. Hierin haben wir einen von den Babyloniern ausgehenden Kultureinfluß zu erblicken. Ihr Zahlensystem beruhte auf duodezimaler Grundlage, und wenn wir noch heute den Tag in 12 Stunden, die Stunde in 60 Minuten, das Jahr in 12 Monate zu 30 $(2 \cdot 12 + 6)$ Tagen, den Kreis in 360 Grad einteilen, so geht diese Gewohnheit auf das babylonische Maßsystem zurück. Diesen Einfluß spiegelt die wohl schon vorgriechische Entlehnung *σῶσσος* „Schock" aus assyr.-babyl. *šuššu* „60" ebenfalls wieder. Um es gleich hier zu erwähnen, so haben wir in dem deutlichen Einschnitt, den wir in den meisten indogerm. Sprachen in der Bildung

der Zahlen nach 60 erblicken, denselben Einfluß zu erkennen: es heißt z. B. griech. *ἑξήκοντα* 60 (mit der Grundzahl ἕξ 6 im ersten Glied), aber *ἑβδομήκοντα* 70, *ὀγδοήκοντα* 80 (mit den Ordnungszahlen *ἕβδομος*, *ὄγδοος* an erster Stelle), oder got. *saíhs-tigjus* 60, dagegen *sibun-tēhund* 70, *ahtau-tēhund* 80, *niun-tēhund* 90, *taíhun-tēhund* 100. Auch das Arische kennt eine andere Bildung der Zahlwörter von 60 ab; nach altind. *pañcā-śat* 50 finden wir die Zahlen für 60, 70, 80, 90 als *ti-* Abstrakta gebildet: altind. *ṣaṣṭíṣ* 60, *saptatíṣ* 70 usw. Wenn wir neben dem „Dutzend" noch heute von einem „Schock" (60 Stück = 5 · 12) und einem „Gros" (144 Stück = 12 · 12) sprechen, so haben wir darin noch Überbleibsel des duodezimalen Systems zu erblicken, das sich in dem später zu erwähnenden germanischen Großhundert (120) mit einer dritten Rechnungsart (der vigesimalen d. h. nach Zwanzigern) kreuzt.

Doch kehren wir nach dieser Abschweifung wieder zur Bildung der indogerm. Zahlenreihe zurück. Im allgemeinen werden die Zehnerzahlen mittels einer Zusammensetzung aus den Einerzahlen und einem Element **-k̑omt-*, **-k̑m̥t-* gebildet, das aus **-dk̑omt-*, **-dk̑m̥t-* entstanden und von dem idg. Ausdruck für zehn (**dék̑m̥*) abgeleitet ist, z. B. altind. *triṃśát*, griech. *τριά-κοντα*, lat. *triginta* 30; altind. *pañcāśát*, griech. *πεντήκοντα*, lat. *quinquagintā* 50 usw.

Bemerkenswert ist ferner die Bildung des idg. Ausdrucks für „zwanzig", der **wī-k̑m̥ti* lautete (altind. *viṃśatíṣ*, av. *vīsaiti*, griech. dial. *Ϝίκατι*, lat. *vīgintī*) und eine alte Dualform darstellt, deren Urbedeutung „die beiden Dekaden" (der Finger und der Zehen?) war. Das erste Element **wī-* „zwei" findet man z. B. in got. *wit* „wir zwei" (Dual), *weis* „wir" (Plur.) wieder; das zweite **-km̥ti* ist eine Dualform des obengenannten Suffixes **-k̑m̥t-* der Zehnerzahlen. Die eigenartige Entstehung des idg. Zahlworts für zwanzig deutet auf eine Zeit hin, wo es am Ende der dem Urvolk geläufigen Zahlbegriffe stand und weitere Zehnerzahlen noch nicht gebildet waren. Von diesem Zustand haben wir noch mannigfache Spuren in alten und jüngeren Sprachformen. So findet sich im Albanesischen neben der gewöhnlichen dezimalen Zehnerbezeichnung eine vigesimale:

„20“ *ńe-zét*, „40“ *dū-zét*, „60“ *tre-zét*, „80“ *katrɛ-zét*; ebenso im Irischen: „20“ *fiche*, „40“ *da fichit*, „60“ *tri fichit*. Auch die Osseten und die nichtindogerm. Basken und Finnen kennen diese Zählmethode. Merkwürdigerweise findet sie sich auch im Dänischen, wo z. B. „sechzig“ *tresinds-tyve* (3 · 20), „achtzig“ *firsinds-tyve* (4 · 20) heißt. Ein Beweis für eine ureuropäische Zählung nach Zwanzigern ist auch unser etymologisch dunkles Wort *Stiege* (20 Stück) = krimgotisch *stega* „20“, ebenso engl. *score* (20 Stück), eig. „Kerbe“, oder niederländ. *snees* dass., eig. „Reihe“. Aus diesem alteinheimischen Sprachgebrauch stammt auch die hochfranzösische Zählung *soixante-dix* „70“, *quatre-vingts* „80“ (4 · 20), *quatre-vingt-dix* „90“, während verschiedene französische Mundarten (Südfrankreich, Belgien, Schweiz) die dem lateinischen Sprachgebrauch entsprechenden Zahlwörter *septante* „70“, *octante* „80“ erhalten haben.

Aus der allgemeinen Verbreitung der Zwanziger-Zählung in Europa geht hervor, daß vor der Indogermanisierung weiter Gebiete dieses Erdteils der Zahlenbegriff der Ureinwohner einmal mit zwanzig (Zahl der Finger und Zehen zusammen) aufhörte. Höhere Zahlen wurden, wie obige Beispiele zeigen, als Vielfache der Zwanzig ausgedrückt. Noch primitiver war das Zahlensystem der finnisch-ugrischen Völker in Osteuropa, die originale Ausdrücke nur für die Zahlen von „eins“ bis „sechs“ besaßen[1]) und schon die „Sieben“ aus indogerm. Sprachen entlehnten. Für „zehn“ gebrauchen sie teils ein Wort, das „Zahl“ bedeutet, teils ein Lehnwort aus einer iranischen Sprache (ungarisch *tīz*). „Acht“ und „Neun“ werden durch „zwei-zehn“ und „eins-zehn“ (als subtraktive Zusammensetzungen aufzufassen) ausgedrückt; die Bildung der Zehnerzahlen geschieht nach dem Muster der indogerm. Sprachen.

---

[1]) Vielleicht beweist die nahe Berührung in der Benennung der Sechs und Sieben auf indogerm. und semitischem Sprachgebiet (idg. **(k)sweḱs*, ursem. **šeššu* und idg. **septḿ*, ursem. **sabu*) einen gemeinsam vollzogenen Übergang von der Zählung bis fünf zu höheren Zahlen oder eine Entlehnung der genannten Zahlwörter aus der gleichen Quelle, als die beiden Sprachstämme noch auf einen engeren Raum beschränkt waren.

Es ist ein Beweis für die überlegene Kultur der Indogermanen im Vergleich zu derjenigen der Ureinwohner Nord-, Ost- und Südwesteuropas, daß sie bereits einen auf dezimaler Grundlage gewonnenen Zahlenbegriff für „hundert“ besaßen: **k̑m̥tóm* aus älterem **dk̑m̥tóm*, der ursprünglich „Zehntheit (der Zehner)“ bedeutete und von idg. **dék̑m̥* „zehn“ abgeleitet ist. Er liegt vor in altind. *śatám*, av. *satəm*, toch. A *känt*, griech. *ἑ-κατόν*, lat. *centum*, ir. *cēt*, lit. *szim̃tas*, got. *hund* (nur im Plural *þrija hunda* „300“ usw.). Die finnisch-ugrischen Völker Osteuropas entlehnten den Zahlbegriff „hundert“ aus einer arischen Mundart (finn. *sata*, ungar. *sāz*), woher auch krimgot. *sada* und höchstwahrscheinlich altbulg. *sъto* „100“ stammt, das als *sută* dann in das Rumänische wanderte. Wir hätten also bei der slavischen Sprachgruppe den eigenartigen Fall, daß sie einen alten indogerm. Kulturbegriff verlor, als sie sich über ein niedrigeres Kulturniveau ausdehnte und den hier üblichen Ausdruck übernahm, der einer nahe verwandten idg. Sprache entstammt. Auch das Armenische ist denselben Weg gegangen; sein Wort für „100“ *hariur* entstammt aber einer uns unbekannten Quelle.

Wieder ein anderes Schicksal hatte der idg. Ausdruck für „100“ bei den Germanen. Hier lebte er, außer in altengl. *hund*, nur in den Wendungen got. *twa hunda*, altsächs. *twē hund* usw. für die mehrfachen Hundert fort, während die Weiterbildung altisl. *hundrađ* in der heidnischen Zeit „120“ bedeutete, sonst in altsächs. *hunderod*, altengl. *hundred* auch für „100“ galt. Um die Zahl 100 gegenüber dem aus dem vigesimalen oder sexagesimalen Zahlensystem entsprungenen Großhundert (= 120) deutlicher zu bezeichnen, schuf man ferner die Ausdrücke got. *taíhuntēhund*, ahd. *zehanzo*, altengl. *hundtēontig* (eig. „zehnzig“).

Die mehrfachen Hundert wurden im Indogermanischen auf doppelte Weise gebildet: entweder mit den Einerzahlen und **k̑m̥tóm* im Dual (bei 200) und Plural (vgl. altind. *dvḗ śatḗ*, lit. *dù szimtù* „200“, got. *þrija hunda* „300“ usw.) oder als singularisches Kompositum (altind. *dviśatám*). Unsicher ist, ob die Ursprache bereits ein Wort für 1000 besaß, da die Namen der Einzelsprachen in mehrere Gruppen zerfallen:

altind. *sa-hásram*, av. *ha-zạrəm*, griech. *χείλιοι*, *χίλιοι*, lesb. *χέλλιοι* gehen wohl auf ein idg. **ĝheslom* zurück; Lat. *mīlle* ist damit nur künstlich zu verbinden (aus **smī-ĝhslī?*, **smī* = griech. *μία* „eins“?). Ganz für sich stehen got. *þūsundi*, lit. *túkstantis*, altbulg. *tysęšta*, *tysąšta*, altpreuß. *tusimtons* (Akk. Plur.). Man deutet diese offenbar zusammenhängenden, wenn auch in lautlicher Hinsicht schwer zu vereinenden Formen als **tūs-k̑m̥tóm* (zu altind. *távas* „Kraft“) „starkes, großes Hundert“. Ob diese Deutung das Richtige trifft, bleibe dahingestellt[1]).

Neben den Grundzahlen war in der Ursprache auch das System der Ordnungszahlen völlig ausgebildet, ebenso gab es Zahladverbien (einmal, zweimal usw.). Das Vorhandensein der letztgenannten Kategorie kann als Beweis dafür dienen, daß das Urvolk schon Maßvorstellungen besaß. Das könnten wir aber ohnedies als sicher ansehen, da ein ackerbautreibendes Volk ohne solche nicht denkbar ist. Doch auch im Handel konnten bestimmte Maße nicht entbehrt werden. Zu diesem prähistorischen Handel wollen wir uns nunmehr wenden.

Die Funde aus der Steinzeit Ägyptens (5. Jahrtausend v. Chr.) zeigen uns, daß schon in jener frühen Epoche ausländische Gesteine (z. B. Amethyst, Blaustein, Malachit usw. von der Sinaihalbinsel) importiert wurden, also ein gewisser Handel bestehen mußte[2]). Ein lebhafter überseeischer Verkehr hat bereits in dieser vorgeschichtlichen Periode auch mit den Inseln des ägäischen Meeres stattgefunden, wie z. B. die Gefäße aus den neolithischen (präminoïschen) Schichten auf Kreta zeigen, die sich in Form und Verzierung ganz mit den ägyptischen decken. Aus dem 3. Jahrtausend v. Chr. kennen

[1]) Eine Stütze würde sie erhalten, wenn A. Meillet in „Les noms de nombre en tokharien B“ in Mémoires de la Société de Linguistique, Band 17, S. 281 ff. mit seiner als fraglich vorgetragenen Etymologie von tochar. B *tumane*, *tmāne*, A *tmām* „10000“ das Richtige träfe. Er stellt das tocharische Zahlwort zu lat. *tumeo* „geschwollen sein“, ahd. *dūmo* „Daumen“, altind. *túmras* „zahlreich“, also zu derselben idg. Wzl. **teu-* „schwellen machen“. Freilich ist das Zahlwort in ganz Asien verbreitet, im Turko-Tatarischen, Mongolischen, Chinesischen usw. und seine Quelle deshalb unsicher.

[2]) Zu den folgenden Ausführungen vgl. Eduard Meyer, Geschichte des Altertums, Band I, 2. Hälfte, 2. Aufl. S. 150 ff., 517 ff. und passim.

wir in Sinear schon eine Fülle von Urkunden des wirtschaftlichen und Verkehrslebens, die natürlich eine lange Vorgeschichte haben müssen. Alle Geschäfte werden vor Zeugen abgeschlossen und eine Urkunde darüber aufgenommen; das auf Ton geschriebene Dokument wird mit einer Hülle von Ton umschlossen, von den Zeugen versiegelt und auf dieser Hülle wird der Text der Urkunde nochmals im Auszug wiederholt. So festgefügt waren alle Normen des Geschäftslebens, daß sie zu Beginn des 2. Jahrtausends bereits in einem abschließenden Gesetzbuch, dem Codex Hammurabi, zusammengefaßt werden konnten. Eine ausgebildete Geldwirtschaft, Zinsgeschäfte, ein vollkommenes, auf sexagesimaler Grundlage aufgebautes Maßsystem spiegelt sich darin wieder. Ganz Vorderasien, ja selbst Ägypten steht unter dem Einfluß des babylonischen Maßsystems, und wir haben ja bereits gehört, daß auch das idg. Urvolk sich dieser Beeinflussung nicht zu entziehen vermochte

Begeben wir uns in den Außenkreis der uralten Kulturstaaten, so fehlen uns lesbare Urkunden, aus denen wir so reiche Belehrung wie für Ägypten und das Zweistromland schöpfen könnten. Aber die Tatsache, daß der nordische Bernstein in den Gräbern der mykenischen Zeit gefunden wird, ist ein schlagender Beweis für einen ausgedehnten Handel im 2. Jahrtausend v. Chr. auch in Mitteleuropa. Andere Handelsartikel, von denen wir Kenntnis haben, sind Steinarten (Feuerstein, Obsidian, Nephrit usw.), die zur Anfertigung von Geräten und Waffen dienten und zuweilen weit von ihrem Ursprungsorte in halbbearbeitetem Zustand aufgefunden werden, so daß nicht nur der fertige Gegenstand gewandert ist, sondern auch das Rohmaterial. Später war das mit der Bronze der Fall; auch Gold und Silber wurden verhandelt. Auf Pelze als wichtigen Handelsartikel bei den Urgermanen weist vielleicht das ursprünglich niederdeutsche Wort *Ware* (altengl. *waru*, altisl. *vara*), das in nordischen Dialekten auch „Fell“ bedeutet und mit griech. hom. *εἶρος* (aus **werwos*) „Wolle“, altind. *úrā* „Schaf“, arm. *garn* „Lamm“, lat. *vervex* „Hammel“ urverwandt scheint.

Der Handel bei primitiven Völkern ist durchaus nicht immer auf die benachbarten Stämme beschränkt. So wird

uns von den Tlinkit-Indianern in Südost-Alaska berichtet, daß die Erzeugnisse ferner Küstengebiete und des entlegenen Innern schon lange vor der Ankunft der Europäer durch einen lebhaften, von Volk zu Volk betriebenen Handel zu ihnen gelangten. Die ersten Besucher jener Küstenstriche fanden überall bereits den Gebrauch des Eisens vor, wenn es auch als seltenes und kostbares Metall sehr geschätzt wurde. Da Eisen bei den Tlinkit-Indianern nicht gewonnen wird, so ist es wohl durch Vermittlung der Tschuktschen in Nordost-Sibirien aus russischem Gebiet dorthin gekommen. Renntierfelle erwerben die Tlinkit von den Gunanas im Innern Alaskas. Ihre Schmuckstücke, Perlmutter und Haifischzähne stammen von den Königin Charlotte-Inseln südlich von ihrem Gebiet. Selbst ihre Canoes, wenigstens die bessern aus Zedernholz, stammen aus dem Süden. Ein schwungvoller Handel wurde ferner mit Lebensmitteln und Sklaven betrieben. Bei ihren Geschäften gehen die Tlinkit außerordentlich schlau vor und sind sehr auf ihren Vorteil bedacht[1]). Ein Handel wie bei diesen Naturvölkern hat überall seit undenklichen Zeiten bestanden und die prähistorischen Funde beweisen uns seine Existenz von der frühesten neolithischen Zeit an.

Sehen wir nunmehr zu, wie weit die sprachlichen Tatsachen die Annahme rechtfertigen, das indogerm. Urvolk sei gleichfalls in den Kreis des vorgeschichtlichen Handelsverkehrs einbezogen gewesen. Bereits im Abschnitt XI, S. 222 f. haben wir gesehen, daß die Indogermanen Ausdrücke für „Weg", „Furt", „reisen" usw. hatten, deren Besitz sich nur aus bereits vorhandenen Verkehrsverhältnissen erklärt. Ebendahin deutet die an der gleichen Stelle aufgezählte Terminologie des Wagens und seiner Teile sowie die Wörter für „Schiff", „Ruder" usw. Ein Verkehr ohne Handels- d. h. Tauschzwecke ist aber in der Urzeit undenkbar; denn ohne zwingenden Grund entzog sich kein Sippenglied der schützenden Umgebung, um als „Gast" d. h. Feind (s. u. Seite 282) zu fremden Stämmen zu reisen. Freilich war das indogerm. Ur-

---

[1]) Aurel Krause, Die Tlinkit-Indianer, S. 183 ff.

volk, das schon eine reiche Terminologie für „kaufen“ usw. besaß (s. weiter unten), von der primitivsten Form des Tauschverkehrs, wo die Ware an einer vereinbarten Stelle niedergelegt, von der anderen Seite abgeholt und durch die Tauschware ersetzt wird, schon weiter entfernt, wenn wir auch alsbald eine Spur für seine einstige Existenz finden werden. Ein derartiger „stiller Handel“ wird z. B. aus früherer Zeit von den Weddas, den zwerghaften Ureinwohnern der Insel Ceylon, berichtet. Noch heute wird den Händlern von den scheuen Wald-Weddas nicht gestattet, ihre Höhlenwohnungen zu betreten; der Tauschhandel findet in einiger Entfernung davon statt[1]).

Für die Existenz eines primitiven Tauschverkehrs bei dem idg. Stammvolk spricht das Vorhandensein einer ursprachlichen Wurzel für:

tauschen: idg. Wzl. **mei-* in altind. *máyatē* „tauscht“, lett. *mīju* „tausche“, lit. *maĩnas* „Tausch“, lat. *mūnus* (aus **moinos*) „Geschenk“, *mūto* „tausche, ändere“.

Von der Vorstellung des Zusammenkommens beim Tausch ist der Ausdruck got. *gamains*: lat. *commūnis* „gemeinsam“ abgeleitet. Daß es bei den urzeitlichen Tauschgeschäften nicht zum mindesten auf die Überlistung der Gegenpartei ankam, zeigt der Bedeutungswandel von altengl. *mǣne* „gemeinsam“ zu altengl. *mān*, ahd. *mein* „falsch, Falschheit, Verbrechen“, altind. *míthū* „verkehrt, falsch“, av. *miþō* „Falschheit, Lüge“, die zu derselben idg. Wzl. **mei-* „tauschen“ zu stellen sind.

Neben dem Tauschverkehr bestand indes schon in der idg. Urzeit ein Kaufhandel, wie folgende Zusammenstellungen beweisen:

kaufen: altind. *krīṇā́mi*, griech. *πρίαμαι*, altir. *crenaim*, altruss. *krьnuti*; altlit. *krieno* „Brautkaufsgeld“ (idg. Wzl. **kʷrī-*).

verkaufen: griech. *πιπράσκω*, *πέρνημι*, air. *renim*; altisl. *frīþr* „bezahlt“, lit. *perkù* „kaufe“ (idg. Wzl. **per-ei-*). Dazu steht in Beziehung das Wort für

[1]) C. G. Seligmann and Brenda Z. Seligmann, The Veddas, Cambridge 1911, p. 33 u. 93.

Kaufpreis: av. *perəskā*, lat. *pretium*; altind. *a-pratā* „umsonst". Ein anderer Ausdruck liegt vor in altind. *vasnás*, arm. *gin*, griech. ὦνος; lat. *vēnus* (in *vēnumdo*) bedeutet „Verkauf". Davon zu trennen ist aber die ähnlich lautende Gruppe altbulg. *věno* „Mitgift", griech. ἕδνον „Brautgeschenk", altengl. *weotuma* „Kaufpreis der Frau", altbulg. *věneti* „verkaufen" (s. Abschnitt XIV). Man beachte ferner Verba von ursprünglich allgemeinerer Bedeutung, wie griech. ἀποδίδομαι, altbulg. *prodati*, lit. *pardůti*, „verkaufen" (eig. weggeben) oder lat. *emo* „kaufe": got. *nima* „nehme" und andere, die in einzelnen Sprachen die Bedeutung „kaufen" angenommen haben und als Beweis für die Unbestimmtheit urzeitlicher Kaufgeschäfte dienen können.

Einen Rückblick in uralte Verhältnisse gewährt got. *bugjan* „kaufen" (mit dem ohne Bindevokal gebildeten altertümlichen Präteritum *baúhta*), das sich mit lit. *buklùs* „schlau" (eig. gekrümmt) zu altind. *bhujáti* „biegt", griech. φεύγω, lat. *fugio* „fliehe", lit. *búgstu* „erschrecke", *baugùs* „furchtsam" stellt (idg. Wzl. **bheukʷ-* neben **bheugʷ-*). Wir glauben den urzeitlichen Händler zu sehen, wie er, sich ängstlich umblickend, die Ware an dem vereinbarten Platz niederlegt und in gleicher Weise nach einer bestimmten Zeit die Tauschware in Empfang nimmt, immer in Gefahr, hinterrücks überfallen und beraubt zu werden, und daher stets auf schnelle Flucht bedacht.

Ob es in der indogerm. Zeit schon einen besonderen Händlerstand gab, läßt sich aus dem sprachlichen Material nicht mit Sicherheit erweisen. Wenn die Zusammenstellung von altisl. *vara*, altengl. *waru*, mittelniederdeutsch *ware* „Ware" mit altind. *vaṇík* (aus **varnik?*) „Kaufmann, Krämer" haltbar wäre, so könnte man darin einen Beweis für einen urzeitlichen Händlerstand (besonders mit Fellen, s. o.) erblicken. Aber das Vorhandensein eines solchen setzt doch einen weit höheren Kulturstand voraus, als wir ihn für das Urvolk annehmen können. Den Handel besorgten die Angehörigen der höher kultivierten Nachbarvölker, wie es z. B. zwischen den Römern und Germanen der Fall war.

Wenn wenig kultivierte Völkerschaften mit höher gesitteten im Tausch- und Handelsverkehr stehen, so ist es ganz

natürlich, daß sie (von einem objektiven Standpunkt aus) die ihnen gelieferte Ware sehr teuer bezahlen müssen. Welche Mengen Goldstaub konnten doch die Engländer und Portugiesen an der afrikanischen Goldküste für ihre bunten Stoffe, Messer, Spiegel usw. einhandeln! Wie billig kann man noch heute Elfenbein im Innern Afrikas von den Negern erwerben! Freilich dauert es nicht lange und die primitiven Völker lernen infolge der Berührung mit der Zivilisation den Wert ihrer Tauschwaren kennen. So ist es heute und war es immer. Dann muß der fremde Kaufmann natürlich seine überlegene Intelligenz zu Hilfe nehmen, um einen seinem Risiko entsprechenden Gewinn zu erzielen. Solche Verhältnisse machen es uns erklärlich, daß der Kaufmann der vorgeschichtlichen und frühgeschichtlichen Zeit wegen seiner List und Verschlagenheit berüchtigt war. Homer (Odyssee XIV, 288) gibt uns eine derartige Schilderung eines phönikischen Händlers:

Δὴ τότε Φοῖνιξ ἦλθεν ἀνὴρ ἀπατήλια εἰδώς,
τρώκτης, ὃς δὴ πολλὰ κάκ' ἀνθρώπους ἐεόργει.

„Siehe, da kam ein phönikischer Mann, ein arger Betrüger
Und Erzschinder, der viele Menschen ins Elend gestürzt hat".

Ein Handel, auch in vorgeschichtlicher Zeit, ist ohne bestimmte Maße nicht denkbar, so wenig wie man Häuser ohne dieselben bauen oder das Ackerland gegen den Nachbar dauernd abgrenzen konnte. Auch das indogerm. Urvolk verstand die Kunst des Messens, wie eine durch alle Sprachen gehende Wurzel **mē-* „messen" beweist: altind. *mātram* „Maß", *mānam* „das Messen", *mā́ti* „mißt", av. altpers. *mā-* „messen", griech. *μάτιον* „kleines Maß", alb. *matε* „Maß", lat. *mētior* „messe", got. *mēla* „Scheffel", altengl. *mǣd,* altir. *air-med,* altbulg. *měra* „Maß".

Für die Maße, die das Urvolk benutzte, haben wir aus dem sprachlichen Material wenig Anhaltspunkte. Wir können mit Sicherheit nur angeben, daß es, wie übrigens alle Völker der Erde, die Verhältnisse der menschlichen Glieder benutzt hat, um Längenmaße zu erhalten. Der Fuß, der Schritt, die Elle (griech. *ὠλένη,* lat. *ulna,* ahd. *elina*: altind. *aratnís*), die Spanne (Maß der ausgespannten Hand von der Spitze des

Daumens bis zu der des Mittelfingers), das Klafter (Maß der weit ausgestreckten Arme) usw. werden wie zu allen Zeiten und allerorts, auch bei den Indogermanen im Gebrauch gewesen sein. Eine genaue Abgrenzung der Maße in der vorgeschichtlichen Zeit vermögen wir freilich nicht zu geben. Zwar glaubt ein Forscher[1]) für die frühe Bronzezeit Europas eine Übereinstimmung der west- und mitteleuropäischen Maße mit der äginetisch-kretischen Elle von 33,3 cm Länge nachweisen zu können. Er stützt sich dabei auf einen im bronzezeitlichen Pfahlbau von Auvernier gefundenen Maßstab, dessen Hälfte dem Drittel jener Elle entspräche und dessen Unterabteilungen sich mit Bruchteilen derselben deckten. Ein anderer, durch Ornamente in Unterabteilungen zerlegter Holzstab fand sich im oberitalienischen Pfahlbau von Castione, der ungefähr gleichlang wie die kretische Elle war. Ist diese Annahme schon höchst unsicher, so läßt sich aus den Maßverhältnissen der Grundrisse vorgeschichtlicher Wohnbauten noch weniger irgendein Anhaltspunkt für ein prähistorisches Längenmaß gewinnen, wie von anderer Seite versucht worden ist. Die Maßverhältnisse der Langseite zur Giebelseite sind ganz verschiedene: ungefähr 7,5 × 4 m in Buch, 11 × 6,5 m in der Römerschanze bei Potsdam, 9,6 × 5,5 m in Nackel bei Friesack (Mark), 5,2 × 8,8 m in Hasenfelde bei Fürstenwalde (Mark), 6 × 10 m bei Paulinenau im Luch usw. Es bestand offenbar das Bestreben, das Haus doppelt so lang als breit anzulegen. Dementsprechend weist der Grundriß eines bei Buch gefundenen dreiräumigen Hauses die Maße 9 × 3 m auf[2]).

Es entzieht sich unserer Kenntnis, ob man in der prähistorischen Zeit Europas auch Maße für Gewichte und Hohlmaße besessen hat, wie es im Orient längst der Fall war.

---

[1]) R. Forrer, Reallexikon der prähistorischen, klassischen und frühchristlichen Altertümer, 1908, S. 362 ff.

[2]) A. Kiekebusch, Die Ausgrabung eines bronzezeitlichen Dorfes bei Buch nächst Berlin. Prähistorische Zeitschrift, Band 2, S. 400; ders., ebenda, Band 3, S. 287 ff., Band 4, S. 152 ff.; C. Schuchhardt, Die Römerschanze bei Potsdam, ebenda, Band 1, S. 238, wo als Maß, nach dem das Haus gebaut sein soll, der germ. Fuß von rund 33 cm angenommen wird.

Da das babylonische Maßsystem eine weite Verbreitung gefunden hat, so wäre die Annahme nicht unmöglich, es sei auch zu den Indogermanen mit anderen Einflüssen gleicher Herkunft gedrungen. Doch hierüber lassen uns vorläufig die prähistorischen Funde und wohl für immer die Sprache im unklaren.

XIV. Recht, Sitte und Brauch.
Geburt, Namengebung, Mannbarkeitsriten, Hochzeit, Bestattung.

Wenn wir im folgenden einiges von den Rechtsverhältnissen, Sitten und Bräuchen des Urvolks zu ermitteln versuchen, so dürfen wir einen Umstand dabei nicht aus dem Auge verlieren: bei Völkern mit annähernd gleich primitiver Kulturstufe werden wir auch ähnliche Rechts- und Sittenzustände antreffen, da sie sich aus gleichen Lebensbedingungen und Gesellschaftsordnungen entwickeln. Die Zustände, die wir als Ergebnisse aus dem sprachlichen Material und den ältesten Überlieferungen der Einzelvölker beim Stammvolk als geltend annehmen werden, sind daher nicht etwa besonders charakteristisch für die Indogermanen; sie teilen vielmehr ihre Rechts- und Lebensgewohnheiten mit vielen Völkern von ähnlicher Kulturstufe. Freilich werden sich uns auch hier und da Verschiedenheiten ergeben (z. B. das sog. Vaterrecht gegenüber dem Mutterrecht bei anderen Völkern); aber diese sind doch sehr in der Minderzahl gegenüber den Übereinstimmungen. Das ist zudem durch die Art unserer Ermittlungen bedingt. Es ist klar, daß sich mit Hilfe des lückenhaften Sprachmaterials nur die gröbsten Umrisse ziehen lassen; alle feineren Züge bleiben uns notwendigerweise dabei verborgen. Sodann gingen etwaige charakteristische Besonderheiten der Indogermanen wohl zum großen Teil verloren, als sie sich über ihr späteres Verbreitungsgebiet ausdehnten und sich dem Einfluß der autochthonen Bevölkerungen nicht entziehen konnten. Das ist z. B. auf germanischem Boden der Fall, wo

trotz der sehr gründlichen Indogermanisierung deutliche Spuren des europäischen Mutterrechts bis in die geschichtlichen Zeiten zäh festgehalten wurden (vgl. Abschnitt VI, S. 116 f.). Daher wird das Bild, das wir von den Rechtsverhältnissen und Sitten der Indogermanen entwerfen, nur unvollständig und vielleicht nicht einmal ganz genau sein. Wenn wir ethnologische Parallelen heranziehen, so gestehen wir damit ohne weiteres zu, daß das sprachliche und historische Material ungenügend ist, um selbst das dürftige Bild zu zeichnen.

Das indogermanische Stammvolk war, wie wir im Abschnitt VI, S. 117 ff. gesehen haben, über die Stufe der Sippenorganisation zwar schon hinausgeschritten; eine Zusammenfassung zu Stämmen läßt sich aber nur vermuten, und eine Einigung zu einem Volk fehlte noch. Daraus ergibt sich, daß von einem Rechtsverhältnis nur innerhalb der Sippe gesprochen werden kann; diese deckt sich territorial mit der Ansiedlung, dem Dorfe, vielleicht auch schon mit einer Gruppe von Dörfern, dem Gau. Über dessen Grenzen war der Einzelne rechtlos; er war „Gast“ d. h. Fremdling oder, was in der Urzeit dasselbe besagte, „Feind“. Die Gleichung lat. *hostis*, das in älterer Zeit „Fremdling“, erst später „Feind“ bedeutete: got. *gasts* „Fremdling, Gast“, altbulg. *gostь* „Gast“ zeigt dies zum Überfluß auch im sprachlichen Ausdruck. Der Fremde ist als Gast ganz in die Hand des „Gastgebers“ gegeben: idg. **ghosti-potis* „Herr des Gastes“ in lat. *hospes* „Gastgeber, Gastfreund“ (auch vom Gaste), altbulg. *gospodь* „Herr“.

Im vorangehenden Abschnitt hörten wir, daß es in erster Linie Handelszwecke waren, die den Menschen der Urzeit aus dem schützenden Frieden des Sippenverbands in die Fremde führten, in das „Elend“ nach altdeutscher Auffassung: ahd. *eli-lenti* „fremdes Land“ zu got. *aljis,* lat. *alius* „anderer“ (vgl. zur Bildung des Wortes auch *Elsass* aus ahd. *Elisāzzo*, mittellat. *Alisatia,* franz. *Alsace* „der am anderen [scil. Ufer] Wohnende“). Daher bedeutet altruss. *gostь* „Kaufmann“, kleinruss. *hostýty* „reisen“, altčech. *hosták* „Fremder, Kaufmann“. Die gleiche Bedeutungsentwicklung wie idg. **ghostis* zeigt auch griech. ξένος (ion. ξεῖνος, korinth. ξένϝος) „fremd, Gast, Gastfreund“,

selbst „Feind“ (*ξένοι · οἱ πολέμιοι* bei Hesychius). Die Urzeit behandelt den Fremden unterschiedslos als „Feind“; erst in späteren Zeiten wird der Fremde zum „Gast“ und steht unter dem Schutz eines freilich ungeschriebenen Völkerrechts, das aber überall, wo Verkehr mit Nachbarstämmen und Nachbarvölkern unterhalten wird, unter die Obhut der Götter gestellt ist, also für heilig angesehen wird. Wer den Gastfreund verletzt, der beleidigt den höchsten Gott, den *Ζεύς ξένιος*. Diese Auffassung vertritt die homerische Dichtung an mehreren Stellen; so Odyssee, XIV, 283 f., wo Odysseus von dem König der Ägypter berichtet, der ihn, den Fremdling, gegen die Einwohner des Landes vor dem Tode schützte:

Ἀλλ' ἀπὸ κεῖνος ἔρυκε, Διὸς δ' ὠπίζετο μῆνιν
ξεινίου, ὅς τε μάλιστα νεμεσσᾶται κακὰ ἔργα.

„Aber jener hielt sie ab und scheute den Zorn des *Ζεύς ξένιος*, der ganz besonders die Freveltaten rächt“.

Nur bei ganz unzivilisierten Völkern, die keine Götter kennen, ist der Fremde schutzlos. So spricht Odysseus bei den Kyklopen zu Polyphem (Odyssee, IX, 269 f.):

Ἀλλ' αἰδεῖο, φέριστε, θεούς· ἱκέται δέ τοί εἰμεν.
Ζεὺς δ' ἐπιτιμήτωρ ἱκετάων τε ξείνων τε,
ξείνιος, ὃς ξείνοισιν ἅμ' αἰδοίοισιν ὀπηδεῖ.

„Fürchte, o Bester, die Götter, denn wir kommen als Schutzflehende zu dir. *Ζεύς ξείνιος* aber ist der Rächer der Schutzflehenden und Fremden, der die unverletzlichen Gäste geleitet“.

Die Unverletzlichkeit des Fremden ist bei allen indogerm. (und natürlich auch den höher kultivierten nichtindogerm.) Völkern strenges Gesetz; von den Persern, Römern, Slaven, Albanesen, Galliern, Keltiberern und Germanen wird sie uns übereinstimmend berichtet. So sagt Cäsar, Bell. Gall. VI, 23 von den letzteren: *hospitem violare fas non putant; qui quaque de causa ad eos venerunt sanctos habent* „den Gastfreund zu verletzen, halten sie nicht für erlaubt; aus welcher Ursache auch Fremde zu ihnen gekommen sein mögen, sie betrachten sie als unverletzlich“. Ja, die Gastfreundschaft geht so weit, daß man dem Fremden das eigne Lager mitsamt der Frau überläßt, eine Sitte, die sich bei indogerm. Völkern (Galliern, Nordgermanen,

Slaven) belegen läßt, aber über die ganze Erde verbreitet war und von Reisenden als noch heute bestehend berichtet wird (z. B. bei den Beduinenstämmen Arabiens, den Tschuktschen in Nordost-Sibirien usw.).

Doch wenn auch die Unverletzlichkeit des Fremden in die indogerm. Urzeit zurückreichen mag, so war diese Rechtsnorm immerhin ein Ausnahmefall. Die Regel war, daß sich nur die Sippengenossen gegenseitig als „befreundet" (got. *frijōnds* „Freund", s. weiter unten) betrachteten, nur sie standen unter dem „Frieden" der Götter. Dafür haben wir zahlreiche sprachliche Belege:

lat. *civis* „Bürger" hängt zusammen mit altind. *śḗvas* „traut, wert", ahd. *hīwo* „Gatte", got. *heiwa-frauja* „Hausherr" (zum gleichen Wortstamm gehört altbulg. *sěmь* „Person", arm. *sēr* „Zuneigung, Liebe"); daher der Gegensatz bei lat. *civis hostisque* „Freund und Feind". Altir. *fine* „Verwandtschaft, Familie, Stamm" ist identisch mit ahd. *wini* „Freund". Wer innerhalb der „Sippe" (s. Abschnitt VI, S. 117 ff.) steht, ist „friedlich" (ahd. *sibbi*); außerhalb derselben ist er „ungesetzlich, gottlos" (got. *unsibjis*). Wer wieder in den Rechtsschutz eintreten will, muß sich in die Sippe aufnehmen lassen: got. *gasibjōn*, altengl. *gesibbean* „versöhnen". Das deutsche Wort *Friede* ist eines Stammes mit got. *ga-friþōn* „versöhnen" und abgeleitet von einer idg. Wzl. **pri-*, die „lieben" bedeutet: altind. *priyayátē* „befreundet sich", got. *frijōn* „lieben", altbulg. *prijati* „günstig sein", *prijatelь* „Freund". Diese Beispiele ließen sich noch leicht vermehren.

Wer aus irgend einem Grund aus der Sippe ausgestoßen wird, ist geächtet; altind. *parā-vṛ́j-* „Verbannter": altisl. *rekkr*, altengl. *wrecca*, ahd. *reccho* „Flüchtling, Fremder, umherziehender Krieger"; dazu das Verb altind. *vrājáyati* „verbannt" als Kausativbildung zu der in got. *wrikan* „rächen, verfolgen" steckenden Wurzel. In deutsch *Recke* und in engl. *wretch* „elend" haben wir noch heute lebendige, allerdings nach ganz verschiedener Richtung hin entwickelte Abkömmlinge des altgerm. **wrakjōn* „Geächteter", während altbulg. *vragъ* „Feind", lit. *vãrgas* „Not" der Grundbedeutung näher geblieben sind. Da die Ächtung, die Ausstoßung aus dem Sippenverband,

wegen einer gegen diesen gerichteten Übeltat erfolgte, und der Ausgestoßene alsdann als Feind der Sippe betrachtet wurde, so ist griech. *ἀφρήτωρ*, das eigentlich den „nicht zur *φρήτρη* (s. oben Abschnitt VI, S. 118) Gehörigen" bedeutet, soviel wie der „Stammesfeind", das ähnlich gebildete got. *unsibjis* bedeutet, wie schon erwähnt, „gottlos, ungesetzlich".

Gab es nun in der Urzeit schon bestimmte Gesetze, gegen die sich der Einzelne vergehen konnte? Wenn wir nun auch nicht annehmen können, daß das indogerm. Urvolk schon ein kodifiziertes Recht besaß, wie es in Babylonien (Sinear) der Fall war (Codex Hammurabi), so hat es doch offenbar bereits bestimmte „Festsetzungen" gehabt, da in mehreren Sprachen übereinstimmend die idg. Wzl. **dhē-* „setzen, stellen, legen" gebraucht wird, um den sprachlichen Ausdruck für „Gesetz" zu bilden: altind. *dhā́man-*, griech. *ϑέσις*, *ϑεσμός* „Satzung", got. *dōms* „Urteil"[1]). Eine weitere Gleichung liegt vor in altind. *rāján-*[2]) av. *rāzan*, *-rāzarə* „religiöse Satzung, religiöser Brauch", lat. *lēx*, altisl. *lǫg*, altengl. *lagu* „Gesetz" (idg. Stamm **lēg-* neben **lēgh-*).

Für die Verfehlung gegen das Gesetz haben wir gleichfalls einen ursprachlichen Ausdruck: altind. *ā́gas* „Fehler, Sünde", das im Ablautsverhältnis zu griech. *ἄγος* „Verbrechen, Frevel, Verunreinigung" steht. Es ist ein müßiges Beginnen, Nachforschungen anzustellen, ob das ursprachliche Wort **ăgos* ein Terminus für das öffentliche (crimen publicum) oder für das private Delikt war. Eines wie das andere unterstand in der Urzeit ja gleichmäßig der Gerichtsbarkeit des Sippenverbandes, da die staatliche Autorität und das Familieninteresse sich deckten. Jedes Verbrechen oder Vergehen gegen ein Mitglied der Sippe (Mord, Körperverletzung, Diebstahl, Schändung usw.)

---

[1]) Von derselben idg. Wzl. stammt der Name der griech. Göttin *Θέμις* nach der Deutung von Ernst Fränkel, Glotta, Bd. 4, S. 22ff. als die „fest und unverbrüchlich Stehende". Ob ihre Geltung als Göttin der Gerechtigkeit erst sekundär ist und *Θέμις* ursprünglich eine Erdgöttin war (*Γῆ Θέμις* in Athen, vgl. Aischylos, Prometheus, Vers 212 f.), wie Paul Kretschmer (ebenda, S. 50f.) annehmen will, erscheint nach dem verbreiteten Gebrauch der Wzl. **dhē-* für „Satzung" in den indogerm. Sprachen doch zweifelhaft.

[2]) In *yájamānasya rājáni* „unter dem Gesetz des Opfernden" nach A. Meillet, Mémoires de la Société de Linguistique, Bd. 14, S. 392.

ist zugleich ein Frevel gegen das unter dem Schutze der Ahnengötter (*θεοὶ πατρῷοι*, s. Abschnitt XV) stehende Gesetz und wird von der Sippe des Geschädigten geahndet.

Ohne es freilich mangels sprachlicher Belege beweisen zu können, dürfen wir annehmen, daß auch beim indogerm. Urvolk wie bei den Ursemiten (Codex Hammurabi, Bundesgesetz der Bibel) der Rechtsgrundsatz galt: Auge um Auge, Zahn um Zahn. Noch im Zwölftafelgesetz der Römer findet sich die Bestimmung: *si membrum rupsit, ni cum eo pacit, talio esto* „Wenn jemand ein Glied (einem anderen) gebrochen hat, soll Wiedervergeltung (jus talionis!) statthaben, wenn er sich nicht mit ihm (durch Zahlung einer Buße) gütlich einigt". Doch galt das jus talionis nicht für Körperverletzung bei einem Sklaven, der eben nur eine Sache war; hier wurde nur Buße gezahlt. Wer ein Sippenmitglied[1]) — für den Fremden gab es ja kein Gesetz, es sei denn, daß er als Gastfreund angesehen wurde — getötet hatte, der verfiel der Todesstrafe, der einzigen Strafe, die viele Naturvölker überhaupt kennen. Eine Exekutive, ein ausführendes Organ, für den Sippenbeschluß gab es natürlich noch nicht; die Vollstreckung des Urteils mußte also auf andere Weise geregelt sein. Sie war Sache der Sippe, deren Mitglied getötet worden war; zuvörderst der nächsten Verwandten des Erschlagenen, des Vaters oder des Sohnes und der Brüder. Waren solche nicht vorhanden, so ging die Pflicht der „Blutrache" an die entfernteren männlichen Sippenmitglieder über. Der indogerm. Ausdruck für diese „Rache" ist in griech. *τίσις* „Strafe" zu *τίνω, τίνομαι* „räche": altind. *cáyatē* „rächt, bestraft" erhalten. Um der Pflicht der Rache zu genügen, hält es selbst der Gott Ares für erlaubt, am Kampf der Troer und Achäer teilzunehmen, in dem sein Sohn Sarpedon gefallen ist (Ilias, XV, 116): *τίσασθαι φόνον υἱός*

---

[1]) Daher lat. *parrīcida, pārīcīda* „Mörder an Nahverwandten" zu griech. *πηός*, dor. *πᾱός* (aus **pāsós*) „Verwandter"; vgl. die Stelle im Gesetz des Numa: *si qui hominem liberum dolo sciens morti duit, paricidas esto* „Wer einen freien Mann hinterlistig und absichtlich getötet hat, soll für einen „paricida" angesehen werden". Denselben Begriff enthält das altir. Adjektiv *fingalach* „wer einen Verwandten getötet hat".

„um den Mord des Sohnes zu rächen", und umgekehrt (Odyssee I, 40): *ἐκ γὰρ Ὀρέσταο τίσις ἔσσεται Ἀτρεΐδαο* „von Orest (dem Sohne) wird die Rache kommen für den Atriden (Agamemnon, der von Ägisthos meuchlings erschlagen wurde)". Für die Sitte der Blutrache bei den Germanen zeugt Tacitus, Germania, Kap. 21: *suscipere tam inimicitias seu patris seu propinqui quam amicitias necesse est* „die Feindschaften wie die Freundschaften sowohl des Vaters wie des Blutsverwandten müssen (von dem Erben) übernommen werden".

In der ältesten indischen, persischen, griechischen und germanischen Zeit ist die Blutrache indes durch die Einrichtung des „Wergeldes" (s. weiter unten) schon gemildert; im römischen Recht ist sie überhaupt nicht mehr nachweisbar. Dagegen ist sie bei den Kelten bis tief in die geschichtliche Zeit und bei den Südslaven sogar bis zum 19. Jahrhundert in Übung geblieben. Einzelne indogerm. Völker kennen sie noch jetzt: die Afghanen in Asien, die Albanesen, die Sardinier und Korsikaner in Europa[1]).

Der Gedanke, welcher der Blutrache zugrunde lag, war nicht nur die Genugtuung an die verletzte Sippe, sondern auch die Versöhnung der durch den Mord beleidigten Seele des Getöteten. Diese Versöhnung konnte ebenso wie durch Blut auch durch das an die Sippe zu zahlende „Wergeld" geschehen. Homer, Ilias, Buch IX, Vers 632 ff. wird Achilles von den griechischen Heerführern zur Versöhnung mit Agamemnon, der ihm die Rückgabe der vorenthaltenen Briseïs und eine reichliche Buße versprechen läßt, mit folgender Begründung ermuntert[2]): „Denn gar mancher nahm das Wergeld

[1]) Das italienische Wort für „Blutrache" *vendetta* ist von lat. *vindex* „Rächer", *vindicare* „vor Gericht einen Anspruch geltend machen" abgeleitet. Wir haben also gegenüber der fortgeschrittenen Kulturstufe der Römer einen Rückfall in ältere Zustände, die wohl in den entlegenen Teilen Italiens nie ausgestorben waren, in sachlicher wie in sprachlicher Beziehung zu konstatieren.

[2]) *Καὶ μέν τις τε κασιγνήτοιο φονῆος*
Ποινὴν ἢ οὗ παιδὸς ἐδέξατο τεθνηῶτος·
Καὶ ῥ᾽ ὁ μὲν ἐν δήμῳ μένει αὐτόθι, πολλ᾽ ἀποτίσας,
Τοῦ δέ τ᾽ ἐρητύεται κραδίη καὶ θυμὸς ἀγήνωρ
Ποινὴν δεξαμένῳ.

für den Mord an seinem Bruder oder für seinen toten Sohn; jener (der Mörder) bleibt alsdann bei der Sippe, wenn er reichliche Buße gezahlt hat, dieses (des Geschädigten) Herz und männlicher Mut wird besänftigt, wenn er das Wergeld angenommen hat."

Ist in der ältesten griechischen Zeit die Blutrache oder ihre Ablösung durch das Wergeld eine Angelegenheit der betroffenen Sippen, so tritt im späteren drakontischen Recht der Staat zwischen den Bluträcher und den Schuldigen und nimmt den Vollzug der Rache auf sich. Damals wurden auch Unterschiede in der Blutschuld eingeführt, die die Urzeit noch nicht kannte, der unvorsätzliche und der berechtigte Totschlag. Der Bluträcher wurde zwar gezwungen, sich mit geringerer Bestrafung des Mörders zu begnügen; an dem Rechtsprinzip der Blutrache und dem persönlichen Eingreifen des Rächers wurde aber nichts geändert.

Wie die Pflicht der Blutrache aus der indogerm. Urzeit stammt, so ist ihr auch schon die Einrichtung ihrer Ablösung durch eine Buße bekannt. Dafür spricht ein übereinstimmender Terminus für

W e r g e l d: av. *kaēna,* griech. *ποινή,* altir. *cāin* „Buße". Der germ. Ausdruck altengl. *weregild,* ahd. *werigelt* ist, wie das gleichbedeutende altisl. *manngjöld,* altengl. *leodgield* zeigt, mit got. *wair,* ahd. *wer* = lat. *vir,* altind. *vīrás* „Mann" (s. Abschnitt VI, S. 103) zusammengesetzt; von dem gleichen Stamm gebildet ist altind. *vāiram* „Mannesmut, Tapferkeit", auch „Manneswert, Wergeld".

Der idg. Terminus **k^w^oinā* „Buße" ist von derselben idg. Wzl. **k^w^ei-* „strafen" abgeleitet, die wir soeben in griech. *τίσις* „Rache" kennen gelernt haben (vgl. kypr.thess. *πείσω* = hom. *τῑνω* „büße"). Als *poena* „Strafe, Buße" ist griech. *ποινή* dann ins römische Recht übernommen worden. Der Brauch, die Blutrache durch das an die geschädigte Sippe gezahlte Wergeld abzuwenden, ist bei allen indogerm. Völkern erhalten geblieben. Die Entrichtung erfolgte in der Regel mit dem üblichen Zahlmittel der Indogermanen, einer genau festgesetzten Anzahl Rinder. Bei den Indern ist das Wergeld für einen Mann auf 100 Kühe

festgesetzt. Ebenso kannten die Slaven und Germanen bestimmte Sätze, die nach dem Range oder Werte eines Mannes abgestuft waren. Bei den Römern mußte nach dem Gesetz des Numa Pompilius für eine fahrlässige Tötung ein Widder an die geschädigte Sippe entrichtet werden[1]); man kannte also schon in altrömischer (wie auch in altgriechischer) Zeit einen Unterschied zwischen dieser und dem Mord oder Totschlag. Ob diese Differenzierung in die indogerm. Urzeit zurückreicht, entzieht sich der Feststellung, da das sprachliche Material dazu nicht ausreicht[2]). Wir haben verschiedene idg. Wurzeln, die „töten" bedeuten: Wzl. **gʷhen-* in griech. *φόνος* „Mord", *θείνω* „erschlage", altind. *hánti* „schlägt", arm. *jnem* „schlage", alb. *g'an'* „jage, verfolge", altir. *gonim* „verwunde, töte"; altind. *hatiš, hatyā́*, av. *ǰaⁱtiš* „Tötung", ahd. *gundea* „Kampf"; oder idg. Wzl. **nek̑-* in lat. *neco* „töte" zu av. *nasu-*, griech. *νέκυς* „Leichnam", altind. *náśati, náśyati* „verschwindet", altisl. *Naglfar* „Totenschiff"; ferner got. *maúrþr*, ahd. *mord* „Mord" zur weitverbreiteten idg. Wzl. **mer-* „sterben" (altind. *mriyátē*, arm. *meṙanim*, lat. *morior*, altbulg. *mrěti*) usw. Doch man sieht auf den ersten Blick, daß es sich bei allen diesen Wortstämmen nur um Grundbedeutungen wie „sterben, töten, erschlagen" handelt (vgl. noch russ. *ubivatь, ubitь* wie deutsch *erschlagen* zu *bivatь, bitь* „schlagen"), die vielfach ineinander übergehen; von einer Differenzierung im juristischen Sinne des Mordes, Totschlages oder der fahrlässigen Tötung kann keine Rede sein. Für Völker auf primitiver Kulturstufe kommt eben nur das Resultat in Betracht, die Absicht des Handelnden ist ihnen

---

[1]) Nach dem Zeugnis von Servius zu Vergilius, Ecloga IV, 43: *Si quis imprudens occidisset hominem, pro capite occisi offerret arietem.* Der Widder hat hier ursprünglich eine religiöse Bedeutung: er ist ein Sühneopfer an die durch die gewaltsame Tötung gekränkte Seele des Erschlagenen. Über die religiöse Bedeutung des Wergeldes vgl. Ulrich von Willamowitz-Moellendorf, Griechische Tragödien. VI. Aischylos, Das Opfer am Grabe (1900) in der Einleitung.

[2]) Bemerkenswert erscheint, daß die Masai in Ostafrika keinen Unterschied zwischen Mord und Totschlag machen; wohl aber zwischen diesen und fahrlässiger Tötung. Auch die Einrichtung des Wergelds ist ihnen bekannt; für einen Mann werden 200 bis 300 Rinder gezahlt.

zum mindesten nebensächlich. Der moderne Rechtbegriff des „Dolus“ ist für die Urzeit also undenkbar.

Einige Belege für die Sitte des Wergelds bei den indogerm. Völkern seien im folgenden gegeben. Von dem Wergeld im urgriechischen Recht und der späteren Kontrolle der Blutrache durch den Staat im athenischen Recht ist bereits oben S. 287f. die Rede gewesen. Nach der dort zitierten Stelle aus Homer (Ilias IX, 632ff.) ist die Annahme des Wergeldes als Sühne für einen Mord bei den Griechen offenbar gang und gäbe gewesen. Auch die alten Inder haben die Einrichtung in einer früheren Zeit einmal besessen, da sich im Rigveda noch Spuren des Wergeldes nachweisen lassen[1], gleichwie im Avesta der Mord durch Erlegung einer Geldsumme (*šaētō-cinąhō*) gesühnt werden kann.

Für die Germanen gibt uns Tacitus, Germania, Kap. 21 folgendes Bild (als Fortsetzung der oben angeführten Stelle): *nec implacabiles durant: luitur enim etiam homicidium certo armentorum ac pecorum numero recipitque satisfactionem universa domus.* „Sie verharren nicht in unversöhnter Feindschaft: denn selbst ein Mord wird durch eine bestimmte Anzahl Groß- und Kleinvieh gesühnt, und die gesamte Familie nimmt die Genugtuung an“. Wir kennen aus den verschiedenen germanischen Rechten die Bußen, die noch in historischer Zeit zur Ablösung der Blutrache, der „Fehde“, wie der terminus technicus lautete, gezahlt werden mußten: bei den Longobarden mußte der Mord eines Freien mit 1200 Solidi, bei den Franken mit 150—200 Solidi usw. gesühnt werden (der Goldsolidus galt etwa 12.50 Mark). Wesentlich geringer waren die Bußen bei den alten Russen, wo Jaroslav (1018—1054) die Rechtssatzung erließ: „Wenn ein Mann den andern erschlägt, so räche der Bruder den Bruder oder der Vater, der Sohn, der Neffe. Wenn aber kein Rächer da ist, so sollen für den Kopf 80 Grivnen (1 Grivna = 10 Kopeken) bezahlt werden“.

Wenn die „Fehde“ = ahd. *(ga-)fêhida* „Haß, Feindschaft“, altengl. *fǣhđ* „Streit“: altir. *ōech* „Feind“, altind. *píśunas* „böse,

[1]) R. Roth, Zeitschr. d. deutsch. morgenländischen Gesellschaft, Bd. 41, S. 672.

verräterisch", lit. *piktas* „böse" (idg. *k* gegenüber *k̂* im Altindischen!), der Zustand der Verpflichtung zur Blutrache, beigelegt war — unter dem Fürsten Danilo z. B. fanden in Montenegro und ebenso 1890 in Süddalmatien solche Versöhnungen zweier verfeindeten Sippen unter umständlichen Zeremonien statt — erfolgte in feierlicher Sippenversammlung (*þing* bei den Germanen, ein Wort, das noch heute im dän.-norw. *Folkething*, *Storthing* „Reichstag" fortlebt, oder ahd. as. *mahal* zu got. *maþl* „Versammlungsplatz", *maþljan* „reden", altisl. *māl* „Rede", altengl. *mǣdl* „Versammlung"; vgl. griech. *ἀγορεύω* „rede" zu *ἀγορά* „Versammlung") die Versöhnung der feindlichen Parteien: altengl. *fæhđe fēo þingōde* „er schlichtete die Fehde durch Schätze" (Beowulf Vers 470); vergleiche auch lat. *conciliare* „versöhnen" zu *concilium* „Volksversammlung".

Aus dem für den Edlen, den Freien, die Frau, den Sklaven usw. genau abgestuften Wergeld ergibt sich bereits für die älteste Zeit der indogerm. Völker eine verschiedene Wertschätzung des Menschen je nach seinem Range; die „Würde" (mitteld. *werde*) des Mannes hängt mit seinem „Werte" zusammen, der in der Höhe des Wergeldes ausgedrückt ist. So ist griech. *τιμή* „Ehre" ursprünglich soviel wie „Schätzung" d. h. Bestimmung des Wertes des Geraubten; daher heißt es Odyssee XIV, 70: *καὶ γὰρ κεῖνος ἔβη Ἀγαμέμνονος εἵνεκα τ ι μ ῆ ς Ἴλιον εἰς ἐύπωλον.* „Jener (Odysseus) zog wegen der Sühne für Agamemnon zum rossereichen Ilium". Altbulg. *cěna* „Ehre" deckt sich formell mit dem oben erwähnten griech. *ποινή* „Buße".

Aus der übereinstimmenden Praxis der indogerm. Völker, den Wert des Mannes verschieden zu taxieren, können wir den Rückschluß auf die idg. Urzeit ziehen und annehmen, daß es auch damals schon Standesunterschiede gab, die durch den größeren oder geringeren Besitz, vornehme und geringe Abkunft usw. bedingt wurden. Solche Unterschiede fehlen selbst bei niedrig stehenden Völkern nicht, und der Begriff des Besitzes, der die Standesunterschiede bedingt, ist ihnen gleichfalls geläufig. Die Wald-Weddas in Ceylon z. B., die außer ihrem dürftigen Hausrat (Töpfe, Messer, Feuerbohrer, Tierfelle usw.) und ihren Waffen (Äxte, Bogen) nur ihre

Jagdgründe besitzen, haben nichtsdestoweniger einen ausgeprägten Sinn für Eigentum und ein genau geregeltes Erbrecht[1]). Es liegt also kein Grund vor, den kulturell weit höher stehenden, zum Teil wohl schon seßhaften und ackerbautreibenden Indogermanen die Kenntnis des persönlichen Besitzes abzusprechen. Wir haben zudem eine idg. Wurzel für

besitzen: Wzl. **eiк̂*- in altind. *íśē, íṣṭē* „hat zu eigen“, *īśvarás*, av. *īšvan-* „vermögend“, got. *aigin* „Eigentum“, *aihts* dass.: av. *īštiš* „Reichtum“.

Ein individueller Besitz neben dem Eigentum des Sippenverbandes an Grund und Boden, Wald usw. ergibt sich auch aus der Tatsache, daß man in neolithischer Zeit, wie anscheinend auch schon im frühesten Paläolithikum, dem Toten bei der Bestattung Beigaben in das Grab legte. Diese Sitte kann doch nur so gedeutet werden, daß man glaubte, die Gegenstände, die dem Verstorbenen im Leben gehört hatten, seien ihm auch im Tode erwünscht und notwendig. Eine hohe Wertschätzung des persönlichen Besitzes bei den Indogermanen ergibt sich uns indirekt aus mehreren verbreiteten Wortstämmen, die „Dieb“ und „stehlen“ bedeuten. Der Dieb wird als der „Forttragende“ in griech. *φώρ*: lat. *fūr* (zu griech. *φέρω*, lat. *fero* „trage“) bezeichnet, ein Wort, das vermutlich ursprünglich den „Räuber“ bedeutete (daher die Glosse *ἴσ-φωρες· λησταί. Λάκωνες* bei Hesychius; lat. *furtim* „heimlich“ ist offenbar später gebildet). Das Räuberhandwerk hatte ja in der Urzeit nichts Ehrenrühriges; noch im Mittelalter waren die Wikingerfahrten nichts anderes als Raubzüge, und viele moderne Kriege sind in der Tat auch nicht besser zu bewerten. Telemachos, des Odysseus Sohn, ist keineswegs in seiner Ehre gekränkt, wenn ihn der alte Nestor fragt (Odyssee III, 70f.)[2]):

„O Fremde, wer seid Ihr? von woher fahrt ihr über den nassen
Pfad?

---

[1]) C. G. Seligmann und Brenda Z. Seligmann, The Veddas, 1911, S. 106 ff.

[2]) *Ὦ ξεῖνοι, τίνες ἐστέ; πόθεν πλέεθ' ὑγρὰ κέλευθα;*
Ἦ τι κατὰ πρῆξιν ἢ μαψιδίως ἀλάλησθε,
Οἷά τε ληιστῆρες, ὑπεὶρ ἅλα;

Schweift ihr wegen eines Geschäftes oder aufs Geratewohl
umher wie die Seeräuber über das Meer?“

Doch auch für den heimlichen Diebstahl liegen Wortsippen vor: altind. *(s)tāyúš* „Dieb“, av. *tāya* „Diebstahl“, griech. *τητάω*, dor. *τāτάω* „beraube“, altbulg. *tatь*, altir. *tāid* „Dieb“. Der idg. Wzl. **(s)tāi-* lag der Begriff des heimlichen Entwendens zugrunde, wie die selbständigen Ableitungen: altind. *stāyat* „heimlich“, altbulg. *tają* „hehle“ beweisen. Das Gleiche war bei der auf die europäischen Sprachen beschränkten Wzl. **klep-* „stehlen“ der Fall: griech. *κλέπτω,* lat. *clepo,* got. *hlifan* „stehlen“; griech. *κλέπτης,* got. *hliftus* „Dieb“; altpreuß. *au-klipts* „verborgen“, altbulg. *po-klopъ* „Hülle“, irisch *cluain* „Betrug“.

Ein nächtlicher Dieb, der auf frischer Tat ertappt wird, darf nach dem römischen Zwölftafelgesetz getötet werden; auch die Gesetze Solons in Athen, die ältesten russischen Rechtsbücher, das Strafrecht der Inder und Germanen kennt die Todesstrafe für den Dieb. Daß auch das indogerm. Urvolk das gleiche Prinzip befolgte, läßt sich nur vermuten, nicht feststellen; möglich ist auch, daß es den Diebstahl milder beurteilte, wie es z. B. bei den Masai geschieht, wo nur eine Buße zu zahlen ist. Ist der Dieb nicht erwischt worden, so kennen alte Rechtssatzungen der eben genannten indogerm. Völker eine Haussuchung bei dem Verdächtigen. Sie erfolgte nach griechischem, römischen und nordgermanischem Brauch unter bestimmten Formen: der Bestohlene mußte nackt oder wenigstens ungegürtet, entblößten Hauptes und barfuß in Begleitung eines Zeugen das Haus des Verdächtigen betreten[1]).

Als Gerichtshof für Verbrechen und schwere Vergehen kann in der Urzeit naturgemäß nur die Sippenversammlung in Betracht kommen, wie es uns aus historischer Zeit von den Makedonen, den Germanen, den alten Slaven usw. berichtet wird. Tacitus, Germania, Kap. 12 erzählt uns: *licet apud concilium accusare quoque et discrimen capitis intendere* „es ist erlaubt,

[1]) *Furtum lance et licio conceptum* „der durch eine Haussuchung erwiesene Diebstahl“, wobei der Bestohlene mit einer Schüssel in der Hand und mit einem Schurz (*licium : consuti genus, quo necessariae partes tegerentur.* Gajus, Institutiones, III, 193) bekleidet erscheinen mußte.

in der Volksversammlung auch die Anklagen zu erheben und die Todesstrafe zu beantragen". Bei den Makedonen ging in Kriegszeiten die Gerichtsbarkeit an das Heer über, wie uns der römische Schriftsteller Quintus Curtius Rufus (De rebus gestis Alexandri VI, 8, 25) berichtet. Doch bestand zwischen Heer und Volksversammlung kein wesentlicher Unterschied, da sich diese ja auch aus den waffenfähigen Männern zusammensetzte.

Als Beweismittel vor der Gerichtsversammlung dienten vermutlich, wenn kein Geständnis vorlag, in erster Linie Eideshelfer für den Kläger und Beklagten, wie es in alten Zeiten bei allen Völkern der Fall ist; wenn aber keine solchen aufzutreiben waren, trat der Eid des Klägers oder Angeklagten als alleiniges Beweismittel ein. Für seine Bedeutung beim Gerichtsverfahren des indogerm. Stammvolks spricht die umfängliche Terminologie für

Eid, schwören: altind. *am-īt* „er schwur": griech. *ὄμνυμι* „schwöre"; arm. *ard*: altbulg. *rota* „Eid"; got. *aiþs*: ir. *ōeth* „Eid"; lat. *iūro* (aus **iousō*, vgl. *iouesat* der Duenus-Inschrift) „schwöre" abgeleitet von *iūs*, altlat. *ious* „Recht, Satzung": altind. *yōš* „Heil", av. *yaoždaḋaⁱti* „reinigt rituell", alb. *jē* „Erlaubnis".

Aus den aufgeführten Wortsippen geht zweierlei hervor:

1. Der Eid wird als „Reinigungseid" aufgefaßt (vgl. altisl. *manna skīrsl* „Eid" zu *skīrr* „rein, lauter").

2. Der Eid hat eine religiöse Bedeutung[1]), er ist ein „Gottesurteil" und aus diesem hervorgegangen: altind. *śapáthas* „Eid, Gottesurteil", altisl. *guđs skīrsl* „Gottesurteil". Gottesurteile (Ordale) waren bei allen indogerm. (natürlich auch bei nichtindogerm. z. B. semitischen, afrikanischen usw.) Völkern im Gebrauch: bei den Indern, die in ihren Gesetzbüchern besondere Vorschriften darüber besitzen; bei den Persern, wo Zoroaster unversehrt durch hell brennendes Feuer schritt und sich geschmolzenes Erz auf die Brust träufeln ließ; bei den

[1]) Daher die Opfer bei der Ablegung eines Eides, die wir öfter z. B. bei Homer finden: einen Eber für Poseidon (Ilias XIX, 266), ein männliches Schaf für Zeus und Helios und ein weibliches Schaf für die Mutter Erde (Ilias III, 104) usw. Der falsch Schwörende wird von der Gottheit alsbald oder später bestraft; er soll sterben wie das Opfer.

Griechen, wie die folgende Stelle in Sophokles' Antigone, Vers 264f. zeigt, woselbst die Wächter versichern:

Ἦμεν δ' ἕτοιμοι καὶ μύδρους αἴρειν χεροῖν
Καὶ πῦρ διέρπειν καὶ θεοὺς ὁρκωμοτεῖν.

„Wir sind bereit glühendes Eisen mit den Händen aufzuheben, durch Feuer zu gehen und bei den Göttern einen Eid zu schwören".

Sehr beliebt waren die Gottesurteile auch bei den Germanen. Die weit über die Erde verbreitete Bahrprobe finden wir auch bei ihnen als Gottesurteil: der Mörder wird erkannt, wenn er zur Bahre des Erschlagenen tritt und die Wunden des Toten aufs neue bluten. Als Kriemhildens Bruder Gunther und Hagen vor der Leiche Siegfrieds stehn, heißt es im mittelhochdeutschen Nibelungenlied:

„Wer unschuldig sein will, leicht ist es dargetan:
Er darf nur zu der Bahre hier vor dem Volke gehn;
Da mag man gleich zur Stelle sich der Wahrheit versehn.
Das ist ein großes Wunder, wie es noch oft geschieht,
Wenn man den Mordbefleckten bei dem Toten sieht,
So bluten ihm die Wunden, wie es auch hier geschah;
Daher man nun der Untat sich zu Hagen versah.
Die Wunden flossen wieder so stark als je vorher."

Ein anderes Gottesurteil, das sich auch häufig bei primitiven Völkern findet, war der Genuß eines Gifttrankes; wer ihn ohne Schaden wieder erbrach, wurde als unschuldig angesehen. Eine ganz spezifisch germanische und keltische Sitte war es, Schuld oder Unschuld durch den Zweikampf entscheiden zu lassen, eine Art Selbsthilfe des Geschädigten. Der Unterlegene war eben auch der Schuldige nach der naiven Auffassung. In der Form des Duells (d. h. eines Privatzweikampfs anstelle des gerichtlichen) reicht dieser Überrest urmenschlicher Denkweise noch in unsere Zeit hinein.

Wie viele von den zahlreichen Formen des Gottesurteils schon bei den Indogermanen im Schwange waren, können wir natürlich nicht wissen; an ihrer Bekanntschaft mit dieser Form des gerichtlichen Beweises ist aber nicht zu zweifeln. Vielleicht war auch schon eine Art Verteidigung auf die

Anklage durch einen Fürsprecher oder Sachwalter üblich und die Widerlegung der Anklage durch seine Rede galt dann als Beweis wie ein Eid. Dieses Gerichtsverfahren scheint aus den Bedeutungen der Wortsippe: lat. *sermo* „Wechselrede, Gespräch", altisl. *svǫr* „Antwort", *andsvar* „gerichtliche Entscheidung", altengl. *andswaru*, engl. *answer* „Antwort", altbulg. *svara* „Streit", *svariti* „schmähen", *svarъ* „Kampf" — man denke an die oft schmähenden Reden homerischer und germanischer Helden vor dem Zweikampf — : got. *swaran* „schwören" hervorzugehen.

Für die Erfüllung einer Verpflichtung mußte der Schuldige, wenn er sie nicht einlösen konnte, bereits in der Urzeit einen Bürgen stellen oder ein Pfand geben. Das zeigt uns die Gleichung: lat. *vas*, gen. *vadis* „Bürge", *vadimonium* „Bürgschaft, Pfand", got. *wadi* „Pfand", altengl. *wedd*, altfries. *wed*, ahd. *wetti* „Pfandvertrag, Pfand", lit. *ùž-vadas* „Rechtsbeistand", *vadũti* „Pfand auslösen", altbulg. *sъ-vada* „Streit" (d. h. Rechtsverfahren).

Über den Angeklagten wurde von der Sippenversammlung das Urteil gesprochen, wenn er überführt schien, und die Vollstreckung des Urteils den nächsten Verwandten übertragen, die nach der Sitte der Urzeit als die Geschädigten zur Ausführung verpflichtet waren. Die Art, wie die Todesstrafe in der Urzeit vollzogen wurde, ob durch Steinigen, Hängen, Erwürgen, Ertränken usw., entzieht sich unserer Kenntnis. Vermutlich wurden außer Tod und Ächtung noch andere Strafen verhängt: Verstümmlung (auch infolge des jus talionis), Knechtung usw. Es wird wohl schon eine gewisse Abstufung der Strafen gegeben haben, wie es uns Tacitus, Germania, Kap. 12 von den Germanen berichtet (in Forsetzung der oben zitierten Stelle)[1]: „Je nach dem Verbrechen sind die Strafen verschieden; Verräter und Überläufer hängen sie an Bäumen auf, Feige, Unkriegerische und widernatürliche Unzucht Treibende versenken sie in morastige

---

[1]) *Distinctio poenarum ex delicto; proditores et transfugas arboribus suspendunt, ignavos et imbelles et corpore infames caeno ac palude iniecta insuper crate mergunt.*

Sümpfe und legen noch Reisig über sie". Interessant ist es, daß eine bei Landegge, Kreis Meppen, aufgefundene Moorleiche in der Tat so versenkt worden war; über dem Rücken lagen kreuzweise zwei Knüppel und auf den Kniekehlen Gestrüpp[1]). Weiter erzählt uns Tacitus an der genannten Stelle: *sed et levioribus delictis pro modo poena: equorum pecorumque numero convicti mulctantur.* „Aber auch für leichtere Vergehen gibt es eine angemessene Strafe: die Überführten werden um eine Anzahl Pferde und Rinder gestraft." Es wurden also neben der Todesstrafe auch Geldbußen bei den Germanen verhängt; daneben waren noch andere Strafen vorhanden, z. B. Haarabschneiden als Zeichen der Ehrlosigkeit usw. Doch waren die Rechtsnormen noch keineswegs fest, sondern in fortwährendem Fluße; es wurden immer wieder nach Bedarf neue geschaffen, die dann wie die früheren weiter überliefert wurden und damit Rechtskraft gewannen.

Denn mehr als in unserer Zeit beherrschten die Gewohnheit und das Herkommen den Menschen in der Urzeit und keiner konnte sich dem Bann der Sitte entziehen, die bei primitiven Völkern selbst viele Einzelheiten des täglichen Lebens regelt. So wird es auch bei dem idg. Stammvolk gewesen sein, denn das Wort und somit der Begriff sind in der Urzeit vorhanden gewesen: altind. *svadhā́* „Eigenart, Gewohnheit", griech. ἔθος, ἦθος „Sitte, Gewohnheit", got. *sidus* „Sitte"; dazu av. *χvađātō* „selbstbestimmt", lat. *sodalis* „Genosse", d. h. der durch gleiche Sitten Verbundene. Die Zusammensetzung des Urwortes **swedho-* ist offenkundig: es besteht aus dem Pronominalstamm **swe-* „eigen, vertraut" und der Wzl. **dhē-* „setzen", die wir schon oben (S. 285) kennen gelernt haben; das Wort bedeutet also „Satzung der eignen (Sippe)", vielleicht im Gegensatz zu dem „Gesetz", das weitere Giltigkeit beanspruchen konnte. Nicht nur das tägliche Dasein wurde in der Urzeit von der „Sitte" beherrscht; in noch größerem Umfang macht sie ihre Herrschaft bei den drei großen Abschnitten des menschlichen Lebens: Geburt,

---

[1]) H. Hahne, Die Moorleichen der Provinz Hannover im 2. Ergänzungsband zu Mannus, Zeitschrift für Vorgeschichte, 1911, S. 26.

Hochzeit und Tod geltend. Bei diesen Gelegenheiten mußten die hergebrachten Gebräuche um so gewissenhafter beobachtet werden, als die Geister der Ahnen, die Dämonen (s. darüber den folgenden Abschnitt), den Vorgängen bei den Lebenden hierbei ihre ganz besondere Aufmerksamkeit schenkten und jede Nichtbeachtung des hergebrachten Brauches streng ahnten. Wenn die Indogermanen den Einfluß der Geister an den Wendepunkten ihres Lebens ganz besonders fürchteten, so befanden sie sich dabei in Übereinstimmung mit allen primitiven Völkern. Die Sprache gibt uns freilich nur durch ihre Terminologie für die Namengebung und die Hochzeitsbräuche der indogerm. Urzeit einige Auskunft; über die bei der Geburt eines Kindes oder bei dem Tode beobachteten Zeremonien des indogerm. Stammvolks können wir nur aus der Vergleichung der bei den Einzelvölkern herrschenden Bräuche Schlüsse auf die Urzeit ziehen.

Bei manchen indogerm. Völkern was es üblich, das neugeborene Kind auf die Erde zu legen, von wo es der Vater aufhob und durch diesen symbolischen Akt als das seinige anerkannte. Zugleich erklärte er durch diese Handlung, von seinem alsbald zu erwähnenden Recht, das neugeborene Kind zu töten, keinen Gebrauch machen zu wollen [1]. Bei andern Völkern fand die Niederlegung am Herde statt. Noch heute ist diese Volkssitte auch in Deutschland überaus verbreitet, und zweifellos spiegeln sich darin uralte Geburtsriten wieder. Die Entbindung erfolgte in der Urzeit entweder im Liegen oder in knieender Stellung auf dem Boden; das neugeborene Kind kam daher auf die Erde zu liegen, von wo es der Vater aufzuheben hatte. Inwieweit in späterer Zeit diesem rein tatsächlichen Vorgang symbolische Bedeutung, eine Beziehung auf die unter der Erde weilenden

---

[1]) Das Kind stand von nun an unter dem Schutze des Rechts, wie aus dem Stadtrecht von Gortyn auf Kreta hervorgeht (J. Kohler und E. Ziebarth, Das Stadtrecht von Gortyn und seine Beziehungen zum gemeingriechischen Rechte, S. 60ff. u. S. 109). Bei Völkern mit mutterrechtlicher Folge (s. Abschn. VI, S. 116 f.) mag dieser Akt auch noch eine andere praktische Bedeutung gehabt haben, insofern der Mann sich damit zur Vaterschaft an dem Kinde bekannte.

Geister der Ahnen (s. den folgenden Abschnitt) beigelegt wurde, kann hier dahingestellt bleiben. Wir wissen auch nicht, ob das Urvolk bereits die allerorts verbreiteten Abwehrmaßregeln gegen die schädigenden Dämonen (Verschließen des Hauses, Lärmen, Waffengewalt usw.) bei der Geburt eines Kindes befolgt hat; aber wir haben keinen Grund, bei ihm eine Unterlassung derartiger Riten, die alle primitiven Völker in mannigfachen Formen kennen, zu vermuten. Denn bei vielen indogerm. Völkern sind Opfer bei der Geburt üblich: in Indien Körner, in Sizilien geröstete Erbsen, bei den Zigeunern Blut vom Vater des Kindes; in Pommern (wie auch in andern deutschen Gegenden) wird den Neugeborenen ein rotes Band um Hals oder Handgelenk gelegt als Ersatz für ein altes Blutopfer, eine Sitte, die auch im alten Griechenland nachgewiesen ist. Diese Opfer haben natürlich den Zweck, die schädigenden Geister zu versöhnen und günstig zu stimmen. Einen Nachklang dieser urzeitlichen Denkungsweise bewahrt unser Märchen vom Dornröschen: die Dämonen sind hier zu den dreizehn weisen Frauen geworden, von denen der Vater bei der Geburt des Kindes nur zwölf zu einem Gastmahl (d. h. ursprünglich „Opferschmaus") einlädt, um sie dem Kinde geneigt zu machen. Die dreizehnte, die übergangen wurde, spricht dann den totbringenden Fluch über es aus, den die zwölfte weise Frau, die ihren Wunsch noch nicht ausgesprochen hatte, in einen hundertjährigen Schlaf mildert.

Die Aussetzung der neugeborenen Kinder fand bei fast allen indogerm. Völkern noch in historischer Zeit statt und wird sicher auch in der Urzeit geübt worden sein. Besonders wurden die Töchter von dieser Maßregel betroffen, weil sie zumeist als eine unerwünschte Vermehrung der Familie angesehen wurden[1]), und noch heute lebt diese Anschauung bei Völkern mit primitiver Kultur (Albanesen, einzelne indische und slavische Völkerschaften usw.) fort. Davon ist schon früher (Abschnitt VI,

[1]) So zitiert Joannes Stobaeus im Florilegium (ed. A. Meinecke, Bd. 3, S. 79) folgenden Ausspruch des Menander: *χαλεπόν γε θυγάτηρ κτῆμα καὶ δυσδιάθετον* „ein lästiger und schwer unterzubringender Besitz ist eine Tochter".

S. 108) die Rede gewesen. Doch war es nicht bei allen indogerm. Völkern lediglich in das Belieben des Vaters oder der Mutter — diese war z. B. bei den Slaven berechtigt, die neugeborene Tochter zu töten — gestellt, ob sie ein Kind aufziehen wollten oder nicht, sondern es bestanden bei manchen Stämmen ganz bestimmte Vorschriften. Es ist schon erwähnt worden, daß die Söhne in der Regel nicht ausgesetzt werden durften[1]); bei den Spartanern lag die Entscheidung über das Aussetzen bei den Ältesten, sie fiel in das Sippen- d. h. öffentliche Recht, nicht in das private Recht der Familie. Das Neugeborene wurde den Ältesten der Stammesgenossen (*φυλετεῖς* d. h. Mitglieder der drei Phylen) vorgelegt, die es aufziehen ließen, wenn es wohlgestaltet und kräftig war, und es auszusetzen befahlen, wenn es mißgestaltet und untauglich war[2]).

War die Entscheidung über das Kind dahin gefallen, es am Leben zu erhalten, so folgte alsbald die Namengebung. Oft ist diese Zeremonie bei Völkern mit altertümlichen Sitten von großen Feierlichkeiten begleitet. Bei den Masai z. B.[3]) wird dem Kind der erste Name gegeben, bevor oder kurz nachdem die oberen Schneidezähne durchbrechen, und dieses Ereignis wird zumeist durch eine Bewirtung der ganzen Verwandtschaft gefeiert, wobei auch Gebete und religiöse Tänze nicht fehlen. Während der erste Name von der Mutter gegeben wird, erteilt der Vater den zweiten kurz darauf. Die wichtigste Namengebung erfolgt aber erst, wenn das Kind

---

[1]) Ein Zitat aus Poseidippos (Joannes Stobaeus a. a. O.) lautet:

υἱὸν τρέφει τις κἂν πένης τις ὢν τύχῃ,
θυγατέρα δ' ἐκτίθησι, κἂν ᾖ πλούσιος.

„Einen Sohn muß jeder aufziehen, auch wenn er arm ist; eine Tochter mag er aussetzen, auch wenn er reich ist.“ Bei Aristoteles, Politica (ed. Otto Immisch, 1909) IV, 14, 10 findet sich die Bestimmung: *Περὶ δὲ ἀποθέσεως καὶ τροφῆς τῶν γιγνομένων ἔστω νόμος μηδὲν πεπηρωμένον τρέφειν διὰ δὲ πλῆθος τέκνων κ. τ. λ.* Wegen der großen Zahl der Kinder durften die Verstümmelten also (unter bestimmten Kautelen) ausgesetzt werden.

[2]) Plutarchi Vitae, Lykurgos, ed. C. Sintenis, Bd. I, S. 97. Auch bei den Masai z. B. findet sich die Sitte, schwächliche und mißgestaltete Kinder zu töten. Siehe M. Merker, Die Masai, 2. Aufl., S. 51.

[3]) A. a. O. S. 56ff.

laufen kann; diesen Namen gibt der älteste Bruder der Mutter, und das Kind behält ihn während seines ganzen Lebens. Bei dieser Gelegenheit fehlt ein üppiges Fest niemals. Endlich bekommt der junge Masai noch einen Namen, wenn er als junger Krieger aus einem Feldzug zurückkehrt, wo er einen oder mehrere Feinde getötet hat. Unter Kriegstänzen und improvisierten Gesängen erhält er einen charakteristischen Namen (z. B. *kitissia* = der Tapfere, *mepanja* = der Schwerverwundete, *ol oipuki* = der Furchtbare, vor dem alles flieht, *marti-ol-ugaru* = Löwenfellmütze usw.). Hat der Masai erst Kinder, so nennt er sich auch nach dem Erstgeborenen („Vater des so und so“), eine Sitte, die man auch bei andern semitischen Völkern (Arabern) findet (Teknonymikon)). Wie man sieht, eine reichliche Menge von Namen, die so ziemlich die ganze Lebensgeschichte eines Masai-Mannes darstellen. Ähnlich, aber in bescheideneren Formen, wird die Namengebung bei den Mädchen gehandhabt.

Bei den Indogermanen wird die Namengebung ebenfalls unter feierlichen Zeremonien erfolgt sein, da sich dieser Brauch bei den Einzelvölkern findet. In Indien geschieht die Namengebung *(nāmakaraṇam)* mit Opfern am 10. Tage nach der Geburt[1]); bei den Griechen nach feierlichen Opfern am 7. oder 10. Tage im Beisein aller Familienmitglieder[2]); bei den Römern wurde das Kind am 8. (wenn ein Mädchen) oder 9. Tage (wenn ein Knabe) gewaschen (*dies lustricus*) und benannt, wobei Opfer für die Götter und Geschenke für das Neugeborene seitens der Verwandten nicht fehlen durften. In gleicher Weise war die Namengebung bei den Germanen ein feierlicher Akt; auch hier wird das Kind bei dieser Gelegenheit reich beschenkt. Bei der Übereinstimmung so vieler indogerm. Völker und

[1]) Siehe Alfons Hilka, Beiträge zur Kenntnis der indischen Namengebung, 1910, S. 10ff. — Am Schlusse der Studie (S. 153ff.) finden sich eine Bibliographie der Namenforschung bei den indogerm. Völkern. Übersichtlich dargestellt ist die idg. Namengebung bei Karl Brugmann, Grundriß der vergleichenden Grammatik der indogerm. Sprachen, 2. Bearbeitung, Band 2, 1. Hälfte, S. 117ff.

[2]) Häufig am Fest der Amphidromie, bei dem das neugeborene Kind um den Herd getragen wurde.

unter Berücksichtigung der allgemeinen Verbreitung des Brauches, dürfen wir eine feierliche Namengebung auch bei dem indogerm. Stammvolk voraussetzen. Die Wichtigkeit dieser Zeremonie und der Wert, den man dem Namen beimaß, geht daraus hervor, daß sich in allen idg. Sprachen derselbe Ausdruck findet für

Name: altind. *nā́ma,* av. *nāma,* toch. A *ñom,* B *ñem,* arm. *anun,* griech. *ὄνομα,* alb. *emen,* lat. *nōmen,* altir. *ainm,* got. *namō,* altbulg. *imę,* altpreuß. *emmens, emnes.*

Ferner ist die Namenbildung auf dem ganzen indogerm. Sprachgebiet einheitlich, soweit der alte Brauch erhalten und nicht durch die Nachahmung eines fremden Vorbilds (z. B. der Etrusker bei den Römern)[1]) verdrängt ist. Zwei Gruppen von Namen lassen sich für die idg. Zeit voraussetzen: 1. Zusammensetzungen aus zwei Stämmen, häufig mit der Bedeutung eines possessiven Kompositums, 2. Kurznamen.

Namenbildungen der ersten Art sind altind. *Dēvadattas*: griech. *Θεόδωρος* „Gottesgeschenk"; altind. *Kīrtidharas*: ahd. *Hrōdberht* „Ruhmglänzend"; griech. *Τευτα-μίδης*: gall. *Toutorix*: ahd. *Diotrich*: preuß. *Tautewalde* „Volks-(könig)" usw. Bestimmte Kompositionselemente waren bereits in idg. Zeit besonders beliebt und haben sich bis in die Einzelsprachen gehalten: idg. **wesu-* „gut" (altind. *Vasudēvas,* av. *Vąhudātō,* ahd. *Wisurīh* usw.); **k̂lewos* „Ruhm" (altind. *Śravas,* griech. *Κλέο-πατρος,* altisl. Runeninschrift *HlewagastiR* usw.), **seghes* „Sieg" (altind. *Sahajas,* gall. *Segovesos,* germ. *Segestes* usw.) und noch viele derartige (z. B. **ek̂wos* „Pferd", das wir bereits auf S. 157 kennen lernten).

Die andere Gruppe umfaßt die Kurz- oder Kosenamen wie altind. *Sēnā, Ramas,* griech. *Haimon,* lat. *Cato,* germ. *Melōn* (bei Strabo, Geogr. I, 7, Kap. 1), *Sido* (Tacitus, Annalen, Buch 12, Kap. 29), ahd. *Boso,* altir. *Finnio* usw., die wir teils als Abkürzungen von Vollnamen, teils als selbständige Gebilde ansehen müssen, die von bestimmten Eigenschaften des be-

[1]) Der Einfluß der etruskischen Namengebung auf den römischen Brauch wird in grundlegender Weise behandelt von Wilhelm Schulze, Die lateinischen Eigennamen in den Abhandlungen der Kgl. Gesellschaft der Wissenschaften zu Göttingen, Philol.-hist. Kl. N. F. Bd. V, 2, 1904, S. 478ff.

treffenden Individuums hergenommen wurden (altind. *Varāhás*, av. *Varāzō*, griech. *Κάπρος* „Eber“, arm. *Havuk* „Hahn“ oder griech. *Μελάμπους* „Schwarzfuß“, *Χλῶρος* „der Blasse“, *Σῖμος* „Stumpfnase“, lat. *Naso* „mit auffallender Nase“, ahd. *Brūno* „der Braune“). Wie man sieht, enden sie zumeist auf *ō (ōn)*; doch auch eine richtige Diminutivendung findet sich nicht selten: altind. *Bhanulas*, griech. *Thrasylos*, slav. *Brajilo*; lat. *Catulus* eig. „Hündchen“; got. *Wulfila* eig. „Wölfchen“, *Hildico* (Attilas Gattin) „Hildchen“ u. dgl. m.

Genauer bezeichnet wird ein Mann, indem man seinem eignen Namen den seines Vaters in Form des Genitivs oder als sog. Patronymikon hinzufügt: altind. *Nalō Virasēnasutō* „Nalas, Sohn des Virasēnas“, altpers. *Dārayawauš Haχāmanišiya* „Darius, der Achämenide“, griech. *Menelaus Atreïdes* „Menelaos, der Atride“, altengl. *Bēowulf Scyldinga* „Beowulf, der Skylding“. Noch heute lebt dieser Brauch in Rußland fort: russ. *Pawelъ Nikolajewičъ* „Paul, Sohn des Nikolaus“, *Theodorъ Pawlowъ* „Theodor Paul“ usw. Ebenso sind bei den Nordgermanen Patronymika auf *-son* noch recht gebräuchlich: schwed. *Finnur Jónsson* „Ferdinand Johannsohn“.

Übrigens hafteten die Namen in der Urzeit wohl noch nicht fest, sondern wurden nicht selten aus irgend einer Veranlassung geändert, wie das noch in historischer Zeit häufig genug beobachtet werden kann. So hieß Plato ursprünglich Aristokles nach seinem Großvater[1]) und erhielt den Beinamen „Dünner“ (*Πλάτων* zu griech. *πλατύς*) mit Rücksicht auf seine Gestalt erst im Mannesalter. Tyrtamos wurde wegen seiner Beredsamkeit Theophrastos „der wie ein Gott spricht“ genannt. Bekannt ist, daß die Römer nicht selten Beinamen auf Grund ihrer Taten oder ihres Verhaltens erhielten: Marcius Coriolanus (wegen der Eroberung von Corioli), Fabius Cunctator (Zauderer), Scipio Africanus usw., die dann häufig den eigentlichen Namen fast verdrängt haben. Wer denkt bei Germanicus, dem Sohn des Drusus, noch an seinen anderen Namen Caesar oder bei dem

---

[1]) Über die Erblichkeit der Namen und ihre absichtliche Gleichheit bei Familienmitgliedern handelt Karl Brugmann a. a. O.

Kaiser Caligula (= Schuhchen) an den richtigen Namen Gajus Caesar? So mag es auch in der Urzeit gewesen sein, denn je primitiver eine Kultur ist, umso leichter wird ein Name fallen gelassen, wenn sein Träger durch das Unterscheidungsbedürfnis seiner Umgebung oder infolge auffallender Ereignisse anders benannt wird. Zuweilen erhält eine Person einen Doppelnamen, um damit einen Schutz gegen Zauberei oder Dämonen (z. B. bei Krankheit) zu erwerben. Der böse Geist soll durch den neuen Namen irre geführt werden, da er den Träger nur unter seinem alten Namen kennt; diesen verknüpft er mit dem Zauber, der dadurch wirkungslos wird. So lebendig ist dieser Glaube an die Identität des Namens und der Personen noch heute bei Völkern mit altertümlichen Sitten, daß ein Schwerkranker einen neuen Namen erhält, um ihn vor dem Tode zu schützen.

Nach der Namengebung, die gewöhnlich in den ersten Lebenstagen stattfand, wird die nächste wichtige Weihezeremonie an dem heranwachsenden Jüngling vollzogen, wenn er ins mannbare Alter tritt. Auf diesen Zeitpunkt fällt in der Regel auch der Eintritt ins Kriegerleben, der bei allen Völkern mit Festlichkeiten und Mannbarkeitsriten verbunden ist. Bei den Indern wurde der Jüngling mit einer heiligen Schnur (*yajñō pavītas*) umgürtet (das sog. *upāyanam*) und mit einem Lendenschurz, einem Gürtel und einem Antilopenfell, also der uralten Tracht (vgl. Abschnitt XII, S. 239), bekleidet. Bei den Griechen fand die Einführung des Jünglings in die *φρατρία* (s. Abschnitt VI, S. 118) am Feste der *κουρεῶτις* statt, dessen Name wohl mit *κείρειν* „scheren" zusammenhängt, da die Epheben ein Haaropfer darbringen mußten[1]. Ein Tieropfer und eine Weinspende durften auch nicht fehlen. Bei den Römern erhielt der Jüngling beim Eintritt ins Mannesalter das Recht, die toga virilis, die männliche Tracht, anzulegen. Doch zum Unterschied von den Griechen, wo die Feier vor den Göttern der Sippe (der *φρατρία*) stattfindet, ist sie bei den Römern in die Familie verlegt, und vor

[1]) Ernst Samter, Familienfeste der Griechen und Römer, S. 71 ff.

dem Lar, dem Ahnengeist des Hauses (s. Abschnitt XV) wird die toga angelegt, wobei ein Opfer gebracht wird.

Von den Germanen berichtet uns Tacitus (Germania, Kap. 13), daß die Sippe bestimmte, wann der Jüngling die Waffen anlegen durfte. In feierlicher Versammlung übergaben ein Fürst, der Vater oder Verwandte ihm Schild und Speer und nahmen ihn als Sippenmitglied auf. Auch bei den Germanen wurde das bis dahin lang getragene Haar nunmehr abgeschnitten. Die Sitte des Haaropfers dürfen wir wohl als gemeinindogermanisch ansehen; sie findet sich aber auch vielfach bei nichtindogerm. Völkern (bei den Arabern, in Hinterindien, Zentralbrasilien usw.).

Auch in seinen Hochzeitsriten wird sich das Urvolk in den großen Zügen — die kleineren entgehen unserer Kenntnis — nicht wesentlich von den Völkern gleicher Kulturstufe unterschieden haben. Die Braut wird dem Vater abgekauft: von Indern, Armeniern, Griechen, Thrakern, Germanen, Slaven, Preußen, Litauern, Kelten wird uns diese Sitte übereinstimmend berichtet. Sie entspricht der Auffassung aller Völker mit primitiver Kultur in alter wie in neuer Zeit (Babylonier, Hebräer, Masai, Iranier, Slaven, Albanesen, Negerstämme usw.), derzufolge das Weib wie der Sklave ein Besitz ist, der gekauft werden muß. Bei Homer (Ilias XII, 244) ebenso wie bei den Indern wird ein Kaufpreis von 100 Rindern genannt; natürlich sind das Ausnahmefälle, zumeist wird sich der Brautvater mit einer geringeren Zahlung begnügt haben müssen[1]). Ein Mädchen wird daher bei Homer *ἀλφεσίβοια* „Rinder einbringend" genannt, wie im Altrussischen die Jungfrau *kunka* heißt, ein Wort, das von *kuna* „Marder" abgeleitet ist, weil der Kaufpreis in Marderfellen erlegt wurde.

---

[1]) Bei den Bergstämmen der Albanesen, wo die Kaufehe noch heute üblich ist, schwankt der Kaufpreis *(merqiri)* zwischen 700 bis 3000 Piaster, wovon ein Teil der Familie der Braut gehört, ein kleinerer Teil der Braut verbleibt. Der Kaufpreis wird meist in Raten, zum Teil auch in Vieh und Waffen entrichtet. Mit seiner Erlegung geht das Mädchen in das Eigentum der Familie des Käufers über (s. D. Ernesto Cozzi in der Zeitschrift „Anthropos", Band VII, 1912, S. 321 ff.).

Als sprachliche Bezeichnung des Kaufpreises finden wir die Ausdrücke griech. plur. ἕδνα, hom. ἐέδνα, altbulg. *věno* (aus **wēdnom*), westgerm. **wetmā* in ahd. *widumō*[1]), altengl. *weotuma* usw. zu einer idg. Wzl. **wed-*, die verschieden von der Wzl. **wedh-* „führen, heiraten" ist, über die noch später zu reden sein wird. Für das ältere Litauisch ist uns ein Wort *krieno* überliefert, das sich mit lett. *kreens, kreena nauda* „Geschenk an die Braut" zu altind. *krīṇāmi* „kaufe" usw. stellt (s. oben Abschnitt XIII, S. 277). Der sprachliche Ausdruck für das Kaufen der Braut ist identisch mit den sonstigen Wörtern für „kaufen"; altisl. *kaupa konu* „die Frau kaufen", im altsächsischen Heliand, Vers 296 ff.: *thea magađ habda giboht im te brūdiu* „er hatte sich das Mädchen zur Frau gekauft" oder noch im mhd. Rechtsgebrauch: *keufen zů der ê* „heiraten"[2]). Aus dem vom Freier an den Brautvater gezahlten Kaufpreis mag sich die jüngere Sitte der Mitgift in der Art entwickelt haben, daß dieser Kaufpreis dem Mädchen ganz oder wenigstens zum Teil als Brautschatz in die Ehe mitgegeben wird, um endlich durch die einseitige Leistung des Brautvaters in der Form der Ausstattung ersetzt zu werden. Auch die Wörter für den Kaufpreis der Frau haben diese Entwicklung mitgemacht und haben daher später die Bedeutung „Mitgift"; so griech. ἕδνα, slav. *věno* (= russ. *pridanoje*), ahd. *widumo* „Brautgabe".

Schon bei den alten Germanen hat sich dieser Wandel angebahnt, wenn Tacitus, Germania, Kap. 18 uns zu berichten weiß[3]): „Eine Mitgift bietet nicht die Gattin dem Gatten (wie in Rom), sondern der Gattin der Ehemann an: Rinder, ein gezäumtes Pferd, einen Schild samt Spieß und Schwert. Gegen

---

[1]) Dasselbe Wort wie unser nhd. *Wittum* „Stiftung (liegender Güter) an eine Kirche, ausgesetzte Summe für die Witwe", das also eine eigenartige Bedeutungsentwicklung genommen hat.

[2]) So z. B. in den Fragmenten des Wormser Stadtrechts, hrsg. v. J. Kohler und C. Koehne, Karolina, S. 5.

[3]) *Dotem non uxor marito, sed uxori maritus offert: boves et frenatum equum et scutum cum framea gladioque. in haec munera uxor accipitur, atque invicem ipsa armorum aliquid viro offert.*

diese Geschenke wird die Frau in Empfang genommen, und sie gibt ihrerseits dem Manne ein Waffenstück."

War ein heiratslustiger Mann in der Urzeit nicht in der Lage, den Kaufpreis für ein Mädchen zu entrichten, so brauchte er dennoch nicht als Hagestolz durch das Leben zu wandern[1]). Denn neben der regulären Kaufehe finden wir das Notventil der „Raubehe" überall verbreitet und anerkannt. Bei den Indern wird sie als Rākšasa-Ehe freilich nur bei der Kriegerkaste gesetzlich anerkannt; sie heißt so, wenn der Raub unter „Totschlag und Schädelspalten" erfolgt. Wird das Mädchen entführt, wenn ihre Leute schlafen oder abwesend sind, so ist das eine Pisaca-Ehe (d. h. eine Ehe, wie sie bei den Urbewohnern Indiens üblich war; vgl. Abschnitt XVIII). Im alten Griechenland ist der *γάμος δὶ ἁρπαγῆς* wenigstens bei den Spartanern gang und gäbe gewesen; für die Römer beweist uns die Sage vom Raub der Sabinerinnen das einstige Bestehn von Raubehen. Der Germane Arminius gerät in Feindschaft mit Segestes, weil er nach Tacitus, Annalen I, 55: *filiam eius alii pactam rapuerat* „seine Tochter, die mit einem anderen verlobt war, geraubt hatte". Auch aus dem Mittelalter haben wir noch Zeugnisse für Raubehen, z. B. in Nestors russischer Chronik, wo von den Drevljanen (d. h. Waldleuten), den Severern (d. h. Nordleuten) und anderen unzivilisierten Slavenstämmen berichtet wird, sie pflegten sich ihre Weiber zu rauben. So erklären sich die vielen Strafen wegen Entführung im slavischen (und auch byzantinischen) Recht. Noch heute soll diese Sitte in entlegenen Teilen Rußlands fortleben und auch die Serben und Albanesen kennen sie[2]). Selbstverständlich erfolgt der Raub oft mit dem Einverständnis des Mädchens, vielleicht auch dessen Angehöriger, um die hohen Hochzeits-

---

[1]) Griech. *ἠίθεος* „Junggeselle" ist freilich mit dem ursprachlichen Stamm von „Witwe" (s. weiter unten) zusammengesetzt, aber wie altind. *vidhúš* „vereinsamt" cymr. *gweddw* „Witwer" erst eine sekundäre Bildung; die Ursprache kennt keine Bezeichnung für den Hagestolz.

[2]) D. Ernesto Cozzi, a. a. O. S. 330f.: der Frauenraub geschieht meist durch gute Freunde des Bewerbers oder durch bezahlte Mittelspersonen; er zieht die Blutrache der geschädigten Sippe nach sich.

kosten zu umgehen. Ob wir, wie manche Forscher wollen, in der Raubehe eine der Kaufehe vorangehende Institution primitiver Kultur erblicken dürfen, ist zweifelhaft; für die indogerm. Urzeit ist diese Streitfrage jedenfalls belanglos. Als Regel galt die Kaufehe; die Raubehe mag bei einem Widerstand der Sippe gegen eine verwandtschaftliche Verbindung mit der Sippe des Bewerbers oder bei allzu großer Armut des letzteren im Brauch gewesen sein. Wie es auch noch heute üblich ist, fand man sich dann wohl mit der vollendeten Tatsache ab.

Was die Hochzeitszeremonien der Urzeit betrifft, so ergibt sich aus der Nebeneinanderstellung der Gebräuche bei den Einzelvölkern und aus sprachlichen Gleichungen etwa folgendes: Wenn die vorbereitenden Schritte (Werbung um ein Mädchen seitens eines Angehörigen der Sippe des mannbaren Jünglings und die Verhandlungen über den zu zahlenden Kaufpreis) erledigt waren, so erfolgte die „Handergreifung" des Mädchens: altind. *pāṇigrahanam*, lat. *mancipium*; vgl. ferner ahd. *munt* „Hand, Schutz, Gewalt des Mannes über die Braut" (vgl. *Vormund*), das etymologisch wohl zu lat. *manus* „Hand" gehört, altisl. *mundr* „Kaufpreis der Braut und die damit erworbene Vormundschaft über sie". Die Sitte der Handergreifung (Handschlag) galt als Besiegelung des Kaufens, und ein Kaufgeschäft ist ja auch, wie wir gesehen haben, die Erwerbung der Frau. Auf die Besitzergreifung folgte die Heimführung der Braut: altind. *vadhūš* „Braut, junge Ehefrau", av. *vađu-* „Weib", altruss. *vodimaja* „Ehefrau", cymr. *gwaudd* „Schwiegertochter" zu av. *vāđayeⁱti* „führt heim", *vadəmnō* „Bräutigam", altbulg. *vedą*, lit. *vedù* „führe, heirate", altir. *fedim* „führe", got. *gawadjōn* „ἁρμόττεσθαι" wie altengl. *weddian* „verloben", engl. *wedding* „Hochzeit". Wenn in den Einzelsprachen die ursprünglich dafür verwendete idg. Wzl. **wedh-* „heimführen" nicht bewahrt ist, so treten synonyme Ausdrücke an ihre Stelle, wie altind. *váhatē*, av. *vaz-*, griech. *ἄγεσθαι*, lat. *ducere* „heimführen". Offenbar bildete die feierliche Einholung der Braut in indogerm. Zeit wie noch heute der Hochzeitszug bei vielen Völkern (Russen, Serben, Ungarn, Arabern usw.)

den Höhepunkt des Festes. Bei den alten Germanen diente diesem Zweck der „Brautzug“ (altisl. *brūđhlaup*, ahd. *brûtlouft*), weshalb noch heute im Schwedischen *bröllop*, im Dänischen *bryllup* und in deutschen Dialekten die „Hochzeit“ darnach benannt wird.

Die Einzelheiten des Hochzeitszeremoniells bei dem idg. Urvolk lassen sich natürlich nicht mehr mit Sicherheit erkennen. Doch finden sich bei allen indogerm. (und auch sonst bei vielen) Völkern derart übereinstimmende und offenbar altertümliche Bräuche, daß sie wohl auf uralte Gewohnheiten zurückgehen werden. So das Verhüllen der Braut, das sich allgemein auf Erden findet, teils in der Tat ausgeführt, indem der Körper oder wenigstens der Kopf in ein Tuch (häufig von roter Farbe) eingewickelt wird, oder nur symbolisch angedeutet, wenn man in Indien der Braut ein halb rotes, halb schwarzes Halsband von Schafwolle oder von Flachs anlegt, ein Brauch, der sich auch in Deutschland vereinzelt findet. Bei den Römern ist vom Verhüllen der Braut der Ausdruck für die Vermählung der Frau: *nubere viro* „dem Mann sich verhüllen“ hergenommen, ein Beweis für die Wichtigkeit, die diesem Brauch beigelegt wurde. Das Verhüllen der Braut geschah mit einem roten Tuch, dem *flammeum*[1]). Weitverbreitet ist am Hochzeitstage das Bestreuen der Braut mit Weizenkörnern, worin wir vielleicht ein Opfer an die Ahnengeister der neuen Familie erblicken dürfen. Ferner findet sich bei den Indern, Griechen und Römern die Sitte, daß die Braut um oder an den Herd, der als Sitz der Hausgötter galt, geführt und damit in die häusliche Gemeinschaft aufgenommen wird. Noch heute treffen wir in Deutschland und den slavischen Ländern vielfach auf diesen Volksbrauch. Eine ähnliche Rolle spielt bei den Südslaven und Albanesen der Dorfbrunnen oder die Quelle, die ja bekanntlich häufig als Sitz von Gottheiten angesehen wird (Nymphen, s. Abschnitt XV). So erklärt sich die römische Formel: *aqua et igni accipere* „mit Wasser und Feuer aufnehmen“ für die Zeremonie, die beim ersten

---

[1]) Weitere Einzelheiten s. bei Ernst Samter, Familienfeste usw., S. 47ff.

Betreten des Hauses durch die Braut stattfand. Uralt scheint auch die römische Ehezeremonie der *confarreatio* zu sein, bei der ein Opfer in Form eines Kuchens aus Spelt (*far*), der mit *mola salsa* (gesalzenem Schrotmehl) vermischt wurde, stattfand. Von diesem Kuchen aß außer dem Pontifex Maximus, dem flamen dialis und den 10 Zeugen auch das neuvermählte Paar.

Vermutlich waren bereits in der idg. Urzeit noch manche andere Bräuche im Schwang, deren Bestehn wir nicht mehr nachweisen können; so mögen z. B. Probenächte vor der Hochzeit, ein öffentliches Beilager, ein gewaltsames Werfen der Braut ins Brautbett und ähnliche Vorgänge stattgefunden haben. Gewisse Fruchtbarkeitsriten mögen gleichfalls befolgt worden sein, von denen wir aus historischer Zeit mannigfache Kunde haben[1]).

Über die Stellung, die die Frau in der Ehe einnahm, dürfen wir uns keinen allzu großen Illusionen hingeben; sie wird sich von der bei anderen, auf gleicher Kulturstufe stehenden Völkern nicht wesentlich unterschieden haben. Die Frau war Arbeitskraft und Kindergebärerin; ihr wird die Feldarbeit, das Haus und die Küche, die Herstellung der Geräte und Töpfe, die Sorge um die Kranken usw. zugefallen sein. Bemerkenswert ist, daß die idg. Ursprache kein Wort für „Ehe" besaß; eine Art Gleichberechtigung der beiden Ehegatten war der Urzeit also fremd. Wenn wir uns aus den bei den idg. Völkern in der ältesten Zeit herrschenden Verhältnissen einen Rückschluß auf die Urzeit erlauben dürfen, so hat vermutlich bei den Indogermanen Vielweiberei nur insoweit geherrscht, als es die Mittel des einzelnen und der Mangel an Frauen erlaubten. Einiges über die Mädchen und Frauen beim Urvolk ist bereits im Abschnitt VI gesagt worden.

Nach dem Tode des Ehemanns war die Lage der

Witwe: altind. *vidhávā*, av. *viđavā*, alb. *veiε*, lat. *vidua*, altir. *fedb*, got. *widuwō*, altbulg. *vьdova*, altpreuß. *widdewū*
keine glänzende. Die Sitte der Witwenverbrennung, die in Indien bis in unsere Zeit hineinragt, ist in der Urzeit sicher

---

[1]) Siehe Näheres bei Ernst Samter, Geburt, Hochzeit und Tod, 1912.

weitverbreitet gewesen. In dem sog. Königsgrab bei Seddin in der Mark fanden sich neben dem großen Tongefäß, das die Bronzeurne mit den Aschenresten enthielt, zwei Urnen, deren eine die Aschenreste einer jugendlichen (weiblichen?) und die zweite diejenigen einer weiblichen Leiche (nach den Knochenresten und Beigaben zu schließen) enthielt. Es liegt also die Annahme nahe, daß dem verstorbenen Häuptling seine Lieblingsfrauen mit in das Grab folgen mußten. Historische Nachrichten über die Sitte der Witwenverbrennung besitzen wir aus Indien (Zeit Alexanders des Großen), von den Thrakern (bei Herodot), für die Heruler in Südrußland (im 4. bis 5. Jahrhundert n. Chr.) und für die alten Russen noch aus dem frühen Mittelalter. Doch schon früh wurde diese grausame Sitte gemildert. Beim altindischen Bestattungsritual mußte sich die Frau auf den Scheiterhaufen neben die Leiche ihres Mannes legen; dann trat ihr Schwager (oder in Ermangelung eines solchen ein dem Toten nahestehender Mann) zu ihr heran mit den Worten: „Erhebe dich, o Weib, zu der Welt der Lebenden. Du liegst neben einem Toten, komm! Du hast die Gattenpflicht gegen den angetrauten Gatten und Freier jetzt erfüllt“ (Rigveda X, 18, 8). Indes blieb bis tief in die historische Zeit hinein (in Indien bis heute) die Bestimmung bestehen, daß Witwen sich nicht wieder verheiraten durften (bei den Indern, Griechen, Germanen, Kelten). Zu dieser Maßregel zwangen (außer etwaigen religiösen Bedenken) die in alter Zeit außerordentlich häufigen Fälle, daß die Frauen ihre Männer hinterlistig (durch Gift) ermordeten oder ermorden ließen. Es war dies offenbar eine Reaktion gegen die Unterdrückung, in der die Frau zumeist lebte. Bei den Römern wie bei den Kelten haftete die Frau daher für das Leben des Mannes.

Über die Bestattungsriten des Urvolks gibt uns die Sprache nur wenig Anhaltspunkte. Wie die Toten bestattet wurden, geht aus der Gleichung lat. *sepelio* „begrabe“: altind. *saparyáti* „verehrt“, altpers. *hapariya-* „Ehrfurcht bezeugen“ nicht hervor, selbst wenn sie zu Recht besteht, nur daß das Bestatten als religiöse Pflicht betrachtet wurde, wie dies

selbst bei niedrigstehenden Völkern der Fall zu sein pflegt. Für eine Bestattung der unverbrannten Leiche spricht vielleicht der Umstand, daß in der Steinzeit, in welche die Kultur des Urvolks fällt, die Sitte des Verbrennens nur selten angetroffen wird[1]. Von den alten Römern berichtet uns Plinius ausdrücklich, daß sie ihre Toten beerdigten und nicht verbrannten; auch aus dem Dipylon-Friedhof bei Athen, der doch wohl schon der achäischen Zeit angehört, sind zumeist unverbrannte Leichen zutage gekommen[2]. Freilich wird mit dem Beginn der Bronzezeit die Leichenverbrennung allgemeiner Brauch in Europa, so daß sie natürlich auch bei den indogerm. Völkern angetroffen wird und von ihnen auch weiterverbreitet wurde.

Über dem Grab wurde der Erdhügel aufgeschüttet; got. *hlaiw* „Grab“ stellt sich zu lat. *clivus*, griech. *κλῖτος* „Hügel“, lit. *szlaĩtas* „Bergabhang“ oder griech. *τύμβος* „Grabhügel“ zu altind. *tuñgas* „hoch, Anhöhe“, lat. *tumulus* „Erdhaufen“, altir. *tomm* „kleiner Hügel“. Auch diese Sitte war in der Stein- wie Bronzezeit allgemein verbreitet; allerdings wird sich nach dem Range des Verstorbenen die mehr oder minder stattliche Ausführung der Anlage gerichtet haben. Über die Einzelheiten der Bestattung gibt uns die Sprache zwar keine Auskunft; da sich aber bei allen indogerm. (und nicht indogerm.) Völkern übereinstimmende Bräuche finden, so wird man sie auch für die indogerm. Urzeit voraussetzen dürfen. Wenn ein Glied der Familie gestorben war, so wurden dem Toten

---

[1]) Über ihr Aufkommen vgl. H. Seger, Die Entstehung der Leichenverbrennung in der jüngeren Steinzeit. Korr.-Blatt der deutschen Gesellschaft für Anthropologie usw., 1910, S. 115ff. Literatur über die Fundstellen von Leichenbrand in der Steinzeit findet sich bei Georg Wolff, Neolithische Brandgräber in der Umgebung von Hanau. Prähistorische Zeitschrift, Band III, S. 3, Anm. 1 u. 2 und bei Georg Wilke, Spiral-Mäander-Keramik und Gefäßmalerei, 1910, S. 37, Anm. 4. Leichenverbrennung kennt auch die neolithische Tripolje-Kultur in Südrußland (s. Abschnitt V, S. 81 und S. 86). Daß sie durch die Indogermanen eingeführt worden sei, wie vielfach behauptet wird, ist aber eine unbeweisbare Annahme (trotz Eduard Meyer, Geschichte des Altertums, I, 2, 2. Aufl., S. 771), da wir weder wissen, von wo dieser religiöse Brauch seinen Ausgangspunkt nahm, noch indogerm. Gräber aus so früher Zeit sicher nachzuweisen in der Lage sind.

[2]) Sophus Müller, Urgeschichte Europas, S. 119.

die Augen und der Mund zugedrückt, er wurde gewaschen und gekleidet, mit den Füßen zur Tür des Hauses gewendet und auf die Bahre oder die Bretterbank (so z. B. in Rußland und Litauen) gelegt. Alsdann stimmten die Frauen die Totenklage (griech. *θρῆνος*) an, wobei der Name des Verstorbenen wiederholt gerufen wurde (lat. *conclamatio*). Diese Sitte, die uns aus alter Zeit wohl bekannt ist (vgl. die Totenklage um Hektor in der Ilias XXIV, 723ff.), lebt noch heute bei einzelnen indogerm. Völkern fort, so bei den Korsikanern (die sog. *voceri*) und bei dem slavisch-baltischen Zweig. Die Totenklage wird von der Witwe oder einer Tochter des Verstorbenen, nicht selten auch von gemieteten Klageweibern gesungen. Wir kennen solche Totenklagen aus Weißrußland und aus Russisch-Litauen, wo sie *Raudos* heißen; die Klagefrau heißt *Raudotoja*. Vom 16. Jahrhundert an bis heute liegen uns vielfache Berichte über die Abhaltung und den Inhalt der Totenklagen in diesen Gegenden vor.

Zwei Strophen einer aus dem Gouvernement Wilna stammenden litauischen Totenklage (von 5 Strophen) mögen die Art dieser Gesänge veranschaulichen (zunächst im litauischen Originaltext, um den Wohlklang dieser altertümlichen idg. Sprache zu zeigen):

1. *Oi tēvuli mano*
Oi cikriausias mano,
Oi ko nepas'keli
Nuog lentelių suolalio
Isz sunkous miegelio,
Isz plonų drobelių
Isz brangių parēdēlių?

4. *Oi kam paruczinai*
Manį siratēlę,
Ar cikram brolaliui
Ar arciems susiedēlems?
Oi ko nepakeli
Glodnios galvelēs
Ir baltų rankelių?

In deutscher Übersetzung:

„Ach, mein Vater, ach, mein leiblicher Vater, warum stehst du nicht auf von der Bank aus Brettern, aus tiefem Schlaf, aus der feinen Leinwand, aus den teuren Kleidern?“

„Ach, wem vertraust du mich Waise an, dem leiblichen Bruder oder den nahen Nachbarn? Ach, warum erhebest Du nicht das schöne Haupt und die weißen Hände?“[1]).

[1]) Vgl. R. van den Meulen, Zeitschr. f. vgl. Sprachforschung, Bd. 44, S. 360f.

Wenn der Tote zu Grabe getragen oder verbrannt worden war, vereinten sich die Verwandten zum Leichenmahl, bei dem man sich die Seele des Dahingeschiedenen anwesend dachte. Über die Opfer am Grabe des Verstorbenen wird im nächsten Abschnitt noch zu reden sein.

Unbekannt ist uns, ob das idg. Urvolk seine Toten auf besonderen Gräberfeldern, die schon in neolithischer Zeit allenthalben von den Ansiedlungen getrennt angetroffen werden, oder noch der älteren Sitte gemäß in oder bei dem Hause des Verstorbenen beerdigt hat. Bei primitiven Völkern ist dieser Brauch gang und gäbe; so lassen die Weddas die Leiche in der Höhle oder unter dem Felsendach, wo der Verstorbene hauste, liegen, bedecken sie mit Blättern und Zweigen, und die Mitbewohner suchen sich eine andere Zufluchtsstätte [1]). In den zur linearkeramischen Kultur gehörigen Ansiedlungen in der Wetterau wurden nicht wenige Gräber im Innern von Wohngruben gefunden; die Fundumstände sprechen dafür, daß die Gräber in den noch bewohnten Hütten von den Angehörigen der Toten angelegt wurden [2]). Aus der Akropolis von Dimini in Thessalien kennen wir Gräber der beginnenden Metallzeit, die zwischen den Mauern der Häuser oder in den Wohnungen selbst angelegt sind. Auch aus anderen thessalischen Stationen sind Bestattungen im Hausinnern bekannt, zum Teil noch aus der Steinzeit [3]). In Orchomenos wurde eine größere Anzahl Hockergräber in den Wohnungen aufgedeckt [4]). Ebenso sind in Anau Hockergräber, allerdings nur von Kindern, im Zusammenhang mit Herd- oder Feuerstellen aufgefunden worden, zum Teil auch im Zusammenhang mit Lehmziegelmauern; die Gräber müssen also innerhalb der Wohnungen angelegt worden sein [5]). Daß auch die

---

[1]) C. G. Seligmann and Brenda Z. Seligmann, The Veddas, S. S. 122, 147.

[2]) G. Wolf, Neolithische Brandgräber in der Umgebung von Hanau. Prähistorische Zeitschrift, Band 3, S. 8f.

[3]) Chr. Tsuntas, *Αἱ προιστορικαὶ ἀκροπόλεις Διμηνίου καὶ Σεσκλοῦ.* Athen 1908, S. 125.

[4]) H. Bulle, Orchomenos. I. Die älteren Ansiedlungen, S. 67.

[5]) Hubert Schmidt, Zeitschrift für Ethnologie, Bd. 38, S. 387.

Griechen in frühester Zeit die Toten in der eignen Wohnung bestatteten, überliefert uns Plato, und neuere Ausgrabungen haben diese Nachricht bestätigt. Die gleiche Überlieferung liegt aus Rom vor[1]).

Neben der Bestattung und Verbrennung kommt bei vielen Völkern die einfache Aussetzung der Leiche vor. Sie herrschte ursprünglich in weitem Umfang bei den arischen Stämmen und hat sich bei den iranischen Nomadenvölkern (s. Abschnitte XVIII und XIX) sowie bei den Indern bis in die vedische Zeit gehalten. Später ist bei diesen die Sitte aufgekommen, die Leiche in den heiligen Fluß Ganges zu werfen; dieser Brauch hat sich bis heute erhalten. Auch die Parsen, die noch übrigen Anhänger der Religion Zarathustras in Bombay, setzen ihre Leichen in den Dakhma auf dem Malabar-Hill den Vögeln zum Fraß aus. Die Mongolen der ostasiatischen Steppen wickeln die Leichen in Filze, beschweren sie mit Steinen und überlassen sie den Hunden und Raubtieren zur Beute. Bei den Masai werden nur die Häuptlinge und Zauberer in Erdgruben mit einem Steinhügel darüber bestattet; die übrigen Leichen werden in einiger Entfernung vom Kraal ausgelegt. Die im Krieg Gefallenen läßt man auf der Stelle liegen, wo sie fielen[2]).

Bemerkenswert ist der Brauch der Masai, dem Toten die Beine anzuziehen und den linken Arm anzuwickeln, so daß die Hand vor den Kopf zu liegen kommt; der rechte Arm liegt auf dem Körper, aber im Ellenbogen im Winkel gekrümmt, damit die Hand den Boden berührt. Wenn man einen Toten anders hinlegen würde, dann, glauben die Masai, kommt noch ein weiterer Todesfall vor. Wir haben hier deutlich einen der weitverbreiteten prähistorischen Hockerbestattung analogen Brauch (vgl. Abschnitt V, S. 86). Da diese Bestattungsart in neolithischer Zeit überall verbreitet war, so könnte sie auch bei dem indogerm. Urvolk üblich

---

[1]) Ernst Samter, Geburt, Hochzeit und Tod, S. 142.

[2]) M. Merker, Die Masai, S. 206f.



Abb. 29.
Liegender Hocker aus Lengyel (Ungarn).
Nach d. Orig. im Kgl. Mus. f. Völkerkunde zu Berlin.

gewesen sein. Eine Sicherheit darüber läßt sich freilich nicht gewinnen.

Anzunehmen ist, daß das indogerm. Urvolk dem Toten auch Beigaben in das Grab gelegt hat; wenigstens wird uns diese Sitte von den Griechen, Thrakern, Kelten, Germanen usw. berichtet, und die Funde in der Erde bestätigen die Angaben der Schriftsteller. Nicht selten wurden die Lieblingstiere, Frauen und Sklaven am Grabe geschlachtet und mit dem Herrn bestattet. Nachrichten darüber liegen von fast allen indogerm. Völkern vor. Nach einem Bericht des Arktinus in der *Ἰλίου Πέρσις* (Untergang Iliums) soll am Grabe des Achilles die Proxena geopfert worden sein, wie dieser selbst seinem Freund Patroklos zwölf junge Trojaner neben Rossen und Hunden in das Grab mitgab. Bei den Thrakern stritten die Frauen um die Ehre, an der Gruft ihres Gemahls geschlachtet zu werden, wie Pomponius Mela (II, 2, 4) und vor ihm Herodot (V, 5) erzählt. Der letztere berichtet (IV, 71—72),

daß bei den Skythen dem verstorbenen König eine Kebsfrau, der Mundschenk und Koch, Marschall und Bote sowie Rosse usw. in das Grab mitgegeben werden. Von den germanischen Herulern überliefert uns Prokopius (De Bello gotico II, 14), daß sich die Frau am Grabe des Mannes erhängte, und über den Brauch bei den skandinavischen Germanen belehrt uns eine Stelle im dritten Sigurdslied der Edda, wo mit Sigurd Knechte, Hunde und Habichte verbrannt werden und Brunhild für sich als Leichengefolge acht edle Männer und fünf Mägde verlangt. Ja, noch aus dem Mittelalter weiß der heilige Bonifazius von den Winedi (Wenden) zu erzählen, daß die Frau sich am Grabe des Mannes tötet und mit ihm verbrannt wird. Bischof Thietmar von Merseburg berichtet das gleiche von den Polen, und die Preußen müssen im Jahre 1249 beim Friedensschluß mit dem Deutschen Orden geloben, daß in Zukunft keine Menschen und Pferde mehr mitverbrannt oder mitbegraben werden sollen. Trotzdem verbrannten im Jahre 1341 die Litauer noch drei gefangene deutsche Ritter neben den sonstigen Beigaben auf dem Scheiterhaufen ihres Großfürsten Gedimin.

Ob das idg. Stammvolk gleichfalls diese Praxis befolgt hat, wissen wir nicht; nicht unmöglich wäre, daß speziell das Roß des Toten mit ihm beerdigt wurde, da die Indogermanen dieses Tier ganz besonders schätzten. Sklaven können nur mit bestattet worden sein, wenn es in der Urzeit schon solche gab, was uns unbekannt ist; jedenfalls liegt keine ursprachliche Benennung für einen solchen Stand vor. Die Bezeichnungen in den Einzelsprachen bedeuten entweder den „zum Haus, zur Familie Gehörigen“ (griech. *δμώς*, *οἰκέτης*, lat. *famulus* : *familia*, av. *vaēsa-*, *vaēsu-*) oder den „Hüter“ (d. h. der Herde in lat. *servus* : av. *pasu-haūrvō*), endlich den „Umherspringenden“ (griech. *ἀμφίπολος*, lat. *anculus*, altind. *abhicaras*, keltisch *ambactus*, das mit lat. *ambagere* „herumjagen“ verwandt ist, oder altisl. *þræll*, ahd. *drigil* zu got. *þragjan* „laufen“)[1]. Doch ist damit nicht bewiesen, daß es bei dem Urvolk nur einen dienen-

[1]) K. Brugmann, Indogermanische Forschungen, Bd. 19, S. 390ff.

den, aber keinen Sklavenstand gegeben habe. Denn bei den meisten indogerm. Völkern fanden sich, wie uns berichtet wird, neben den Freien auch Unfreie, seien es Kriegsgefangene oder durch Kauf erworbene Sklaven. Selbst in den einfachen Lebensverhältnissen der alten Germanen fehlten sie nach Tacitus nicht, wenn sie auch mild behandelt wurden. In der Spielleidenschaft verpfändete der Germane, wenn er nichts mehr sein Eigen nannte, selbst seine Freiheit und begab sich in die Sklaverei, wie derselbe Schriftsteller uns zu berichten weiß. Der Menschen- d. h. Sklavenhandel hat zudem in allen Zeiten und bei allen Völkern in Blüte gestanden[1]). Es liegt demnach von vornherein kein Grund vor, das Vorhandensein von Sklaven beim indogerm. Urvolk in Abrede zu stellen. Es konnte solche durch Handel oder im Kriege, da es doch offenbar kriegstüchtig und kriegerisch war, zweifelsohne erwerben (vgl. altir. *caeth* „Sklave", altisl. *haptr* „Leibeigener" : lat. *captus* „gefangen"). Einen ferneren sprachlichen Beweis dafür könnten wir vielleicht in der Gleichung griech. *ἐλεύθερος* „frei" : lat. *liberi* „die Kinder" (im Gegensatz zu den Sklaven?), burgund. *leudis* „freier Mann", ahd. *liut* „Volk" erblicken, wenn die Bedeutung „frei" in die Ursprache zurückgeht. Die wohl dazugehörige indogerm. Wzl. **leudh-* (altind. *rṓdhati*, got. *liudan*) bedeutet nämlich „wachsen", so daß die „Freien" ursprünglich die „Erwachsenen" sein könnten und erst später in einen Gegensatz zu den Sklaven gebracht worden wären. Eine sichere Entscheidung läßt sich, wie bei vielen Fragen, so auch hier nicht treffen.

---

[1]) So wird Ilias VII, 472f. erzählt, daß die Achäer Wein gegen Erz, Eisen, Felle, Kühe und Sklaven einhandelten. Die Sklaven waren ebenso Handelsobjekte wie das Vieh; darauf deuten übereinstimmende sprachliche Bildungen wie altind. *dvipadas* („Zweifüßler"), griech. *ἀνδράποδον* („Menschenvieh") nach *τετράποδον* „Vierfüßler" gebildet, ahd. *mana-houbit* („Mannshaupt", wie man das Vieh nach Köpfen zählte), alle mit der Bedeutung „Sklave".

XV. Götterglaube und Religion.

Die klassischen Schriftsteller wissen uns von Völkern zu erzählen, die ohne jede Vorstellung von höheren Wesen und ohne religiöse Begriffe lebten. Solche Völker gibt es heute nur noch sehr vereinzelt; die Kubus in Südsumatra z. B. werden als solche genannt[1]. Im allgemeinen haben auch Völker mit primitiven Lebensformen irgendeine Art Religion. Selbst kulturell so niedrig stehende Stämme wie die zwerghaften Weddas im Innern Ceylons, die Tlinkit-Indianer auf Alaska in Nordamerika oder die Papua auf Neu-Guinea haben ein geregeltes Kultsystem, wenn auch einfachster Art. Ich wähle aufs Geratewohl die genannten Völkerschaften aus verschiedenen Gegenden aus, um an modernen Beispielen die überall übereinstimmenden Quellen religiöser Vorstellungen zu zeigen und so die Grundlage für das Verständnis des zu rekonstruierenden indogerm. Götterglaubens zu schaffen.

Ich beginne mit den Weddas, deren Kultsystem am durchsichtigsten ist[2]. Ihre Religion ist wesentlich Totenverehrung. Die Versöhnung der Geister (*yaku*, plur. zu *yaka*) der verstorbenen Verwandten ist ihr ausgesprochenster Zug. Daneben geht ein Kult der Geister längst verstorbener Weddas her; die bedeutendsten unter ihnen sind der Geist eines berühmten Jägers (*Kande yaka*), dessen Hilfe angerufen wird, wenn man eine gute Jagd erzielen will, sowie der seines jüngeren Bruders *Bilindi*. Ist ein Wild erlegt, so wird der Kopf mit Reis und Kokosmilch dem *Kande yaka* geweiht, nachher freilich von den Jagdteilnehmern aufgegessen. Die *Yaku* der Verwandten gehen zum *Kande yaka* ein und werden seine Begleiter; er führt sie an, wenn sie von den Lebenden herbeigerufen werden, und nur mit seiner Erlaubnis können sie die Opfer ihrer lebenden Verwandten annehmen. Zum Dank für diese Opfer leihen ihnen die *Yaku* ihre Unterstützung; sind sie aber damit oder sonstwie über das Be-

---

[1] B. Hagen, Die Kubu, S. 143ff.

[2] C. G. Seligmann und Brenda Z. Seligmann, The Veddas, 1911, S. 122ff.

nehmen der Lebenden unzufrieden, so haben diese eine Schädigung durch die Geister zu erwarten. Neben seiner Funktion als Gott der Jagd ist *Kande yaka* also auch der Herr der übrigen niedrigen *Yaku.* Den Verkehr der Lebenden mit den Geistern vermittelt der Schamane (*dugganawa*), der die Geister unter bestimmten Zeremonien (Tänze, Gesänge, Opfer, Zauberformeln usw.) herbeiruft. Dadurch fährt der Geist in den Schamanen, äußert durch dessen Mund seine Ansicht und verläßt ihn nach deren Verkündigung wieder. Außer den einheimischen *Yaku* werden auch fremde Geister verehrt, die teils den einheimischen gleichgestellt, teils als feindliche Dämonen betrachtet werden. Den einzelnen *Yaku* werden bestimmte Wirkungskreise zuerteilt; der eine heilt besonders Krankheiten, der andere spürt das Wild auf, der dritte gibt Jagdglück usw. Dementsprechend sind die Zeremonien, mit denen die einzelnen *Yaku* herbeigerufen werden, unter sich verschieden. Außer den Geistern, die Namen von kürzlich oder längst verstorbenen Weddas tragen, gibt es namenlose *Yaku*, die Geister vergessener Toten. Sie werden zuweilen an bestimmten Stellen lokalisiert (in Höhlen, großen Bäumen, Felsen) und nehmen dann den Namen des Ortes an, den sie bewohnen.

Tabuverbote, die den Genuß bestimmter Speisen und Tiere betreffen, kennen die Weddas gleichwie andere Völker; so essen die Schamanen kein Schweinefleisch, das Verzehren von Rindern und Vögeln ist allgemein verboten usw. Irgendwelche eschatologische Vorstellungen besitzen die Weddas dagegen nicht; der Tote wird deshalb in der Regel an dem Platze, wo er gestorben ist, liegen gelassen oder gelegentlich mit Zweigen zugedeckt, und die Überlebenden verlassen die Stätte, um einen anderen Wohnsitz zu suchen.

Ähnlich, wenn auch schon etwas methodischer wie der Glaube der Weddas, ist derjenige der Tlinkit-Indianer im südöstlichen Alaska. Die Geister (*jēk'*)[1]), mit denen der Schamane in

[1]) Man beachte den zufälligen Anklang an den Namen *Yaku* bei den Weddas. Das sei eine Warnung, auf solche Ähnlichkeiten keine Folgerungen aufzubauen, wenn die Sprachen und Völker keinen sonstigen Zusammenhang besitzen.

Verbindung tritt, zerfallen in drei Klassen: die *kijēk'* oder oberen Geister, die *takijēk'* oder Landgeister und die *tekijēk'* oder Wassergeister. Die erstgenannten, die dem Schamanen als Krieger erscheinen, sind die Seelen der im Kampf erschlagenen Personen; die Landgeister erscheinen in Gestalt von Landtieren, sie sind die Seelen der eines gewöhnlichen Todes gestorbenen Tlinkit; die Wassergeister erscheinen als Seetiere. Jeder Tlinkit hat seinen eignen Schutzgeist; aber einen schlechten oder unreinen Menschen verläßt sein Geist oder tötet ihn auch. Die Geister lieben Sauberkeit und den Ton der Trommeln und Klappern[1]). Auch Mythen von der Sonne und dem Mond, dem Donner, dem Walfisch, dem Bär usw. besitzen die Tlinkit-Indianer[2]). Als ihr Totem-Tier, den Stammvater ihres Geschlechts, sehen sie den Raben an, an den sich deshalb ein größerer Sagenkreis geheftet hat. Der Glaube an ein Leben nach dem Tode ist allgemein verbreitet; die Seelen der Verstorbenen, die verbrannt und dann bestattet sind, gehen in das Schattenreich ein, können aber auf die Erde zurückkehren und sich bei schwangeren Frauen ihres Geschlechts einfinden. Das neugeborene Kind ist dann die Inkarnation der Seele des verstorbenen Verwandten[3]).

Dagegen fehlen den Papua im Inland von Neu-Guinea die eschatologischen Vorstellungen[4]). Ihre Gedankenwelt wird erfüllt von dem Glauben an allerhand Berg-, Luft-, Wasser- und Waldgeister. Daneben treiben sie Mondkult; im Monde sitzt eine Frau (*Bimbajo*); der Vollmond ist ihr Kopf, der Halbmond ihr Boot, der Abendstern ihr Hund. Wenn der Vollmond aufgeht, erhebt das Papuakind die Hände und ruft: „Bimbajo, uns gib alles Gute, deinem Hunde das Schlechte.“ Die fortgeschritteneren Küstenstämme der Papua

---

[1]) Aurel Krause, Die Tlinkit-Indianer, S. 291 ff.

[2]) Ebenda, S. 253 ff.

[3]) Ebenda, S. 280 ff.

[4]) Max Moszkowski, Zeitschrift für Ethnologie, Band 43, S. 324 ff. Vgl. dazu R. Neuhauss, ebenda, S. 344 f. und desselben Deutsch-Neu-Guinea, Band III (Beiträge der Missionare Keysser, Stolz, Zahn, Lehner und Bamler), 1911 über die religiösen Vorstellungen der Papuas.

haben den Mondkult zu einer richtigen Religion ausgebildet. Im Juli, zur Vollmondzeit, wird das große Fest Bimbajos gefeiert; die ganze Nacht wird getanzt, und die Amulette werden geweiht. Da begeht Bimbajo ihr Hochzeitsfest mit Mangossi, der nach dem Glauben der Küstenstämme die Welt erschaffen hat. Bei diesen letzteren finden wir auch den Glauben an ein Fortleben nach dem Tode. Zu Mangossi gehen die Toten ein, er gibt ihnen Speise und Trank, und bei ihm sitzen sie in seliger Ruhe. Mangossi scheint ursprünglich die Sonne gewesen zu sein; jedenfalls wohnt er im Himmel. Auch Totemtiere (s. Abschnitt II, S. 24) werden von den Papua verehrt: der Fisch, das Krokodil usw. Die Totemtiere dürfen selbstverständlich nicht gegessen werden.

Der Glaube der Tlinkit-Indianer und Küstenpapua hat also einen Fortschritt über den der Weddas zu verzeichnen: die eschatologischen Vorstellungen, die natürlich nur eine Fortentwicklung des Seelenglaubens sind. Eine weitere Quelle religiöser Vorstellungen ist der sog. Animismus, die Belebung der unbelebten Naturobjekte, z. B. des Mondes bei den Papua, wie wir schon gesehen haben. Wie das Kind einem Gegenstand, der es verletzt hat, in naiver Denkweise einen Willen und Leben zuschreibt („du böser Tisch“, wenn es sich an ihm gestoßen hat), so verleiht der primitiv denkende Mensch den ihn umgebenden Gegenständen, die ihn schädigen oder ihm nützen, menschliche Eigenschaften. Bei den Tieren, die ja Leben, Willen, Triebe usw. wie der Mensch besitzen, ist das leicht begreiflich, zumal der Mensch auf niederer Kulturstufe den Abstand zwischen sich und dem Tier nicht so sehr fühlt. Aber er bleibt nicht etwa da stehen. Auch unbelebte Objekte, wie Quellen, Flüsse, Bäume, Felsen, die Gestirne usw. können menschlich fühlen und denken, schaden oder nützen, je nachdem man ihnen entgegentritt. Daher ist der Baum-, Berg-, Fluß-, Quell-Kult usw. bei den meisten primitiven Völkern anzutreffen. Vielfach kreuzt er sich mit dem Seelenkult, indem der Wohnsitz der Geister der Verstorbenen in die Naturobjekte verlegt wird. Daher die zahllosen Waldgeister, Berggeister, Quellgeister usw.,

die uns in der Vorstellungswelt jugendlicher Kulturen entgegentreten.

Drei Vorstellungskreise also sind es, die wir in allen ursprünglichen Religionen wiederfinden: der Seelenglauben, der Animismus und der Kult höherer Gottheiten. Letzterer hat sich teilweise aus dem Seelenglauben entwickelt, teilweise aber auch aus animistischen Vorstellungen, die auf die Himmelskörper übertragen wurden. So verdankt z. B. der Sonnenkult seinen Ursprung der Beobachtung der segensreichen Wirkung der Sonne. Astralmythische oder dem Leben der Natur entlehnte Vorstellungen (der sterbende und wiederauferstehende Gott, abstrahiert aus dem Bild der am Abend untergehenden und am Morgen wiederaufgehenden Sonne oder der im Herbst dahinwelkenden und im Frühling wiederauflebenden Natur usw.) belebten und erweiterten den primitiven Animismus bei Völkern von fortgeschrittener Kultur. Sehen wir im folgenden zu, wie weit sich diese religiösen Vorstellungsgruppen im Glauben des indogerm. Urvolks nachweisen oder voraussetzen lassen.

Die Indogermanen unterschieden Körper und Seele, wie wir im Abschnitt VI, S. 99 gesehen haben. Die Seele, die „rasch bewegliche" (vgl. got. *saiwala* „Seele": griech. *αἰόλος* „schnell, rasch") wurde als der „Lebenshauch" aufgefaßt, wie die sprachlichen Ausdrücke zeigen; sie kann den Körper verlassen und zu ihm zurückkehren[1]). Daneben aber läuft eine über die ganze Erde verbreitete Vorstellung einher, der zufolge die Seele in der Gestalt eines Vogels den toten Leib verläßt. In Hagia Triada auf Kreta wurde in einem Palast aus mykenischer Zeit ein bemalter Sarkophag gefunden, auf dem wir die Darstellung eines Totenopfers erkennen dürfen. Zwischen zwei hohen Säulen, die zu oberst die heilige Doppelaxt (Labrys) tragen, steht ein großer Krater (Mischgefäß), in den eine Frau eine rote Flüssigkeit gießt. Auf den Spitzen

---

[1]) So wird in einem Hymnus des Rigveda (X, 58) die Seele des Scheintoten, die sich auf die Wanderung begeben hat, gebeten, in den Körper zurückzukehren.

der beiden Säulen sitzen zwei schwarze Vögel[1]). Nach den andern Darstellungen auf dem Sarkophag zu schließen, wird hier wohl Blut als Totenopfer dargebracht. Die (auch sonst auf dem Sarkophag vertretenen) schwarzen Vögel sollen die Seele des oder der Verstorbenen darstellen[2]). In Griechenland fliegen die zürnenden Seelen der Verstorbenen als Keren, Harpyen, Sirenen usw. in Vogelgestalt durch die Luft. Bei den Langobarden bestand die Gewohnheit, für den in der Ferne Gestorbenen im Familiengrab eine hohe Stange mit einem Vogel auf der Spitze aufzustellen. In dem bekannten



Abb. 30. **Bildliche Darstellung auf der 1. Längsseite des Sarkophags von Hagia Triada (Links ein Totenopfer).**
Nach René Dussaud, Les civilisations préhelléniques, p. 260—261.

Märchen der Sammlung der Brüder Grimm fliegt das geschlachtete Brüderchen als Vogel von dem Machandelboom (Wacholder) auf. Die Litauer (und Finnen) nennen die Milch-

[1]) Schwarz sind auch die beiden Raben, die auf Odins (d. h. des Totengottes, s. w. u.) Schultern sitzen, und der schwarze Storch heißt ahd. (bayr.) *utinswal* = schwed. dial. (gotl.) *odensvala* „Wotans Schwalbe" (Hugo Suolahti, Die deutschen Vogelnamen, 1909, S. 372f.). Ein schwarzer Vogel wird in dem altind. Hymnus für die Leichenfeier (Rigveda X, 16) erwähnt.

[2]) Eine malaiische Sitte, die sich auf Sumatra und Neuguinea findet, hat ebenfalls die Vorstellung zur Voraussetzung, die Seele fliege in Vogelgestalt aus dem Leibe des Toten oder Schlafenden. Die Balai Semengat, das Seelenhaus der Malaien, besteht aus einem Gerüst mit einer aufgesetzten Pyramide, über deren Spitze ein Vogel schwebt. Das Haus soll eine Heimatsstätte für die Seele sein, wenn sie im Traum oder nach dem Tode eines Menschen auf die Wanderung geht. Über hohe Gegenstände (Berge, Bäume, Säulen) als Sitz der Seele vgl. C. Schuchhardt, Prähistorische Zeitschrift, Bd. 2, S. 336f.

straße, die man sich gern von den Seelen der Verstorbenen bevölkert dachte, den „Vogelweg" (lit. *paũkszczìu kẽlias*)[1]). Die geflügelten Engel und die Taube als „heiliger Geist" in der christlichen Kirche fallen in denselben Ideenkreis.

Da also die Seelen der Verstorbenen sich in Vögel verwandeln, so besitzen diese[2]) nach Aristophanes die Gabe der Allwissenheit. Daher bedeutet griech. *οἰωνός* (eine Ableitung des idg. Stammes **(o)wis* in altind. *víš, vēš*, av. *vīš*, lat. *avis* „Vogel") nicht nur „großer Vogel, Raubvogel, Storch", sondern daneben auch „Zeichenvogel", endlich „Vorzeichen", ebenso



Abb. 31. **Bildliche Darstellung auf der 2. Längsseite des Sarkophags von Hagia Triada (Rechts eine Opferszene, dahinter ein Baum).**

altind. *śakunás* „großer Vogel" und „Vorzeichen". Aus dem Vogelflug verkündeten bei vielen Völkern die Wahrsager die Zukunft. Von den Germanen bestätigt uns Tacitus, Germania, Kap. X diesen Brauch: *et illud quidam etiam his notum, avium voces volatusque interrogare* „auch dies ist ihnen (neben

[1]) Bei den Kirgisen fliegen die Vögel auf der Milchstraße nach Mekka, der heiligen Stätte der Mohammedaner. Natürlich sind die Vögel auch hier ursprünglich Seelen Gestorbener. — Bei den alten Ägyptern herrschte der Glaube, daß die Seele des Toten als Vogel aus dem Grabe herausfliegen, auf Bäumen sitzen und sich so der Sonne freuen könne (A. Erman, Die ägyptische Religion, 2. Aufl., 1909, S. 116). — Eigenartig ist der Glaube der Semang-Pygmäen auf der Halbinsel Malakka, die sogar Geschlechtsbeziehungen mit den Seelenvögeln verbinden. Auch bei australischen Stämmen finden wir die gleichen Anschauungen (P. W. Schmidt, Zeitschrift für Ethnologie, Bd. 41, S. 338f.).

[2]) Daneben mögen sie auch als Boten der Götter angesehen worden sein.

andern Orakeln) bekannt, die Stimmen und den Flug der Vögel zu befragen“[1]). Ebenso verkündeten bei den (Etruskern und bei den) Römern die Auguren die Auspizien aus dem Fluge der Vögel. Die höchst altertümlichen lat. Bildungen *auspex* „Vogelschauer“ (zu *avis* „Vogel“ und *specio* „schaue“) und *augur* „Wahrsager“, das denselben Stamm *avis* mit einem schwer deutbaren Element enthält (altlat. *auger*, *avigerus*, deshalb vielleicht zu *gero* „führe“), lassen den Schluß zu, daß die Weissagung aus dem Vogelflug in die indogerm. Urzeit zurückreicht, zumal sie bei allen indogerm. Völkern im Schwang war. Da aber diese Praxis den Glauben an die Verwandlung der Seelen in Vögel zur Voraussetzung hat, so dürfen wir ferner annehmen, daß dem indogerm. Urvolk auch die Vorstellung von der in Gestalt eines Vogels davonfliegenden Seele nicht fremd war. Vermutlich hat es sich daneben auch andere Vorstellungen gebildet; so wird in Griechenland schon im 6. Jahrhundert v. Chr. die Seele als Schmetterling dargestellt[2]). Platon spricht im Phädrus von den geflügelten Seelen[3]). In einem hessischen Märchen wird erzählt, wie die Seele eines Mädchens einen jungen Burschen als Alp (Druckgeist) aufsucht, gefangen wird und erst nach ihrer Freigabe zu dem Mädchen zurückkehren kann, das solange scheintot daliegt. Die Seele hat hier die Gestalt einer weißen Maus. Auch diese Vorstellung wird uralt sein (s. weiter unten).

Ein Name für die Geister, die aus den Seelen der Verstorbenen hervorgehen, tritt uns in verschiedenen Ableitungen von einer ursprachlichen Wurzel **dhewes-* (in lit. *dvesiù* „atme“) entgegen, die sich weit über das indogerm. Sprachgebiet erstrecken: griech. *θεός* (aus **dhwesos*) „Gott“, lat. **fēr-* „Geist“ (in *fērālis* „den Toten gehörig“), gall. *dusios* „Dämon, Druckgespenst“, mhd. *ge-twās* „Gespenst“, lit. *dvãsė* „Geist“, lett. *dwēsele* „Seele, Hauch“, altbulg. *duchъ* „Seele, Geist“, *duša* „Atem, Seele“.

---

[1]) Daher ahd. *fogalrarta* „Vogelzeichen“ zu ahd. *rarta* = got. *razda* „Stimme“.

[2]) R. Pagenstecher, Sitz.-Ber. der Akademie der Wissenschaften zu Heidelberg, 1911, 9, S. 5.

[3]) Phaedrus ed. C. F. Hermann, 1905, Kap. 36, S. 237: *ἀναπτερῶσαν [τὴν ψυχὴν] τὰς διόδους τῶν πτερῶν ἄρδει τε καὶ ὥρμησε πτεροφυεῖν.*

Wie wir schon gehört haben, treten die Geister den Lebenden freundlich oder feindlich entgegen, je nachdem sie diese durch Spenden und Verehrung besänftigen oder durch Vernachlässigung der üblichen Gebräuche erzürnen. Im römischen Glauben treten neben den *lar familiaris*, den Ahngeist der Familie, und die *divi parentum*, die Seelen der abgeschiedenen Angehörigen, die als Entgelt für ihre Verehrung die Lebenden beschützen, die *larvae* oder *lemures* als schädigende Geister auf, obwohl sie den gleichen Ursprung wie jene haben. Auch den Indogermanen war diese Vorstellung geläufig, wie die Gleichung: altind. *drúh-*, av. *druj-* „Dämon": altisl. *draugr*, altsächs. *gi-drōg*, altir. *aur-drach* „Gespenst" beweist, da sich weiter zu ihr gesellen: altind. *drúhyati* „sucht zu schaden", av. *družaiti* „lügt, betrügt", *draoga-*, altpers. *drauga-* „lügnerisch", ahd. *triogan* „trügen". Die gütigen Geister sind vertreten durch die Gruppe: altind. *ṛbhúš* „Name der drei kunstreichen Elfen": altisl. *ālfr*, altengl. *ælf* „Elfe", während mhd. *alp* „Druckgespenst" bedeutet, also nach der schädigenden Seite hinübergeschwenkt ist.

Man dachte sich, daß die Geister der Toten noch nach ihrem Hinscheiden im Hause weilen und es schützen[1]). Aus diesem Gedankenkreis stammt die altengl. Benennung *cof-godas* „Penaten" und ebendaher rechtfertigt sich vielleicht die Etymologie von mhd. *kobolt* „neckischer Hausgeist, Kobold" als **kobe-walt* „der in der Hütte (altengl. *cofa*, altisl. *kofe*: griech. *γύπη* „unterirdische Wohnung", av. *gufra-* „verborgen") Waltende".

Auf denselben Anschauungskreis weist av. *gərəδō* „Höhle" als Wohnung der dämonischen Wesen, das sich zu altind. *gṛhás* „Haus" stellt. Stets aber sind die Geister eng mit den Lebenden durch den Ahnenkult verbunden, der überall auf Erden verbreitet war[2]) und sich auch bei den Indogermanen voraussetzen läßt. Die indischen *pitáras* „Väter", die bei dem Gotte *Yamas* in der Unterwelt oder bei den Göttern (*Asurās*

---

[1]) Rigveda X, 15: Diese Huldigung soll heute den Vätern gelten, welche früher und welche später hingegangen sind, die noch in der irdischen Region weilen oder noch in den befreundeten Häusern.

[2]) Noch heute beruht die chinesische Staatsreligion ganz auf dem Ahnenkult, der auch im Volke tiefe Wurzeln hat.

ursprünglich „Dämonen" zu dem noch zu erwähnenden *asuš* „Geist") weilen, erhalten Gaben zur Nahrung, werden verehrt und gebeten, die Lebenden zu schirmen und ihnen nicht zu schaden. Die griechischen *θεοὶ πατρῷοι* sind zwar in historischer Zeit zu Stammesgottheiten geworden, aber zweifellos aus dem älteren Ahnenkult hervorgegangen, ebenso die *τριτο-πάτορες* „Vorfahren" (bei Hesychius u. a.)[1]. Die römischen *divi parentum*, die bei den *parentalia*, den Totenopfern, verehrt wurden, die *di manes*, die Ahnengeister, oder der *lar familiaris*, der Ahngeist der Familie; die russischen *roditeli* „Eltern", die weißrussischen *djady* „Großväter", die an dem Feste der *rodunica*[2]) (Totenfest) an den Gräbern beklagt und bewirtet werden, oder der *domovoj*, der Hausgeist oder Kobold, der am Herde wohnt; die gotischen *ansis*, die zu Göttern erhobenen Ahnen der Fürsten, von denen uns Jordanes zu erzählen weiß[3]) — alle diese göttlich verehrten Wesen gehören in den Kreis des Seelenkults, der Ahnenverehrung.

Bei allen indogerm. Völkern finden wir besondere Feste für die abgeschiedenen Seelen. In Athen z. B. feierte man an den Anthesterien alljährlich ein Allerseelenfest, bei dem man die Seelen bewirtete. Man glaubte, sie suchten alsdann ihre alten irdischen Stätten wieder auf. Am Schluß des Seelenfestes wurden sie feierlich aus der Stadt getrieben mit den Worten: *θύραζε, Κῆρες, οὐκ ἔτ' ἀνθεστήρια* „hinaus, ihr Geister, das Seelenfest ist vorbei".

Einen anderen Namen für die Geister (neben dem oben genannten **dhwesos*) besaß die idg. Grundsprache im Wort **deiwos*, der in altind. *dēvás* „Gott", av. *daēvō* „Dämon", lat. *deus*, lit.

[1]) Auch *τριτοπάτρεις* „Drittväter" d. h. „Urgroßväter", allgemein „Ahnen"; der ihnen heilige Bezirk vor der Front des Friedhofes am Eridanos in Athen, das Tritopatreion, ist vermutlich die Kulturstätte derjenigen Geister, deren Gräber nicht mehr erhalten sind.

[2]) Das Wort selbst stammt aus griech. *ῥοδωνία* „Rosenfest" nach M. Murko, Wörter und Sachen, Band 2, S. 151.

[3]) *Proceres suos, quorum quasi fortuna vincebant, non puros homines, sed semideos id est ansis vocaverunt* „Ihre Fürsten, durch deren Glück sie siegten, hielten sie nicht für bloße Menschen, sondern für Halbgötter, d. h. Asen" (De origine actibusque Getarum, Kap. 13, S. 78, ed. M G S V, 76).

dẽvas „Gott", *deivẽ* „Gespenst", lett. *dẽws*, altpreuß. *deiwan* (Akk.) „Gott", altisl. *tīvar* (plur.) „Götter", gall. *dēvo-*, *dīvo-*, altir. *dīa* „Gott" fortlebt. Auch ein von diesem Stamm abgeleitetes Adjektiv **diwjos* „göttlich" (altind. *divyás*, griech. *δῖος*, lat. *dīus*) geht in die Ursprache zurück. Auf den Ursprung der „Götter" weist die altisl. Zusammensetzung *valtīvar* eig. „Geistergötter", dann „Kampfgötter" hin. Altisl. *valr* „Leichen, Geister": toch. A *väl-* „sterben" liegt auch in *valkyrja* „Walküre", die die Seelen der gefallenen Helden nach *Valhǫll* „Walhalla" bringt, vor und hängt ferner mit lit. *vẽlės* „die geisterhaften Gestalten der Vorfahren", deren Fest an den *vėliũ velýkos* „Geisterostern", dem Gründonnerstag, gefeiert wurde, endlich mit alb. *vale* „Totenlieder" zusammen.

Auch ein anderer germanischer Name für „Gott": altisl. *āss*, altengl. *ōs*, der identisch mit dem oben genannten got. *ansis* ist, wurzelt in derselben Vorstellung, da er etymologisch zu altind. *anas* „Hauch, Wind" (dazu auch *asuš* „Geist" aus **n̥sus?*), altisl. *ande*, *ǫnd* „Seele, Geist" gehört. Als seelische Wesen kennt auch der altenglische Volksglaube die Asen, da *ēsa gescot* neben *ylfa gescot* „Geistergeschoß" steht, ebenso wie das Altisländische häufig die *alfar* und *æser* zusammen erwähnt.

In denjenigen Gegenden des indogerm. Sprachgebiets, wo vor der Indogermanisierung das Mutterrecht bestand, d. h. die Geschlechtsfolge nach dem Stamme der Mutter, nicht des Vaters gerechnet wurde, tritt an die Stelle des Kults der „Väter" derjenige der „Mütter", d. h. der Seelen der abgeschiedenen weiblichen Ahnen. Der Matronenkult begegnet uns bei den Galliern und Germanen. Diese göttlich verehrten Wesen werden *Matres, Matronae, Domesticae* benannt; nicht selten mit einem Zusatz wie *Matres Nehalenniae, Alaesiagae, Alfiae, Vatviae, dea Baduhenna, Hluþana, Haeva* usw. Hierher gehört auch die *dea Vagdavercustis*, auf deren in Köln jüngst aufgefundenem Altar eine wohlerhaltene Opferszene abgebildet ist. Die Namen aller dieser weiblichen Gottheiten beziehen sich auf ihren Ursprung oder auf die Art ihres Wirkens (z. B. die *dea Vihansa* auf der Bronzetafel von Tongern scheint eine germ. Kriegsgöttin zu sein).

Eine germanische Benennung der „Mütter“ liegt wohl in altisl. *dīser* (*konor dauđar* „tote Frauen“ nach Atlamǫl 25), altengl. *idese,* altsächs. *idisi,* ahd. *itise* vor und findet sich in dem germ.-lat. Ortsnamen *Idisiaviso* zweifellos wieder. Das Seelenfest der „Mütter“ wird bei den skandinavischen und englischen Germanen im Winter begangen (altisl. *dīsarblōt,* altengl. *mōdraneht*).

Wir erwähnten schon, daß man sich die Seelen der Abgeschiedenen im Hause weilend dachte. An zwei Stellen hielten sie sich vornehmlich auf: am Herde und unter der Schwelle des Eingangs. Aus dem Glauben, die Seelen weilten unter der Erde, erklärt sich die bei Römern und Litauern bezeugte Vorstellung der Seele in Schlangengestalt. Der *Genius,* der Schutzgeist des Mannes, der bei den Römern im häuslichen Kult verehrt wird, offenbart sich in Gestalt einer Schlange. Diese gilt überhaupt als das heilige Tier der chthonischen (unterirdischen) Mächte. So hat der Gott Asklepios nicht nur eine Schlange als Attribut, sondern wird gelegentlich selbst mit ihr identifiziert (über den urzeitlichen Tierkult s. weiter unten). Auch die Erinnyen, die ja wahrscheinlich als Seelen Verstorbener aufzufassen sind, hatten ursprünglich Schlangengestalt, eine Vorstellung, die noch bei Aeschylus (Eumeniden, Vers 126) durchbricht, wo auf das Schlangenbild auf der Akropolis von Athen angespielt wird.

Der in Deutschland verbreitete Glaube, die Seele entweiche als Maus dem Munde des Gestorbenen, hat offenbar den gleichen Ursprung. Ferner hausten die Seelen an Kreuzwegen, offenbar weil man in der Vorzeit die Gräber mit Vorliebe an den Straßen anlegte. Wie noch heute bei uns das Volk seine Gräber als ein Zubehör der Familie auffaßt und den Gestorbenen an bestimmten Tagen (Allerseelen) einen Besuch abstattet, so nennt der Russe in gewissen Gegenden den Friedhof: *rotitelьskoje mě̌sto* „Ort der Vorfahren“.

Wie weit sich die Vorstellung von dem Aufenthalt der Seelen unter der Erde schon in der idg. Vorzeit zu der eines unterirdischen Totenreiches verdichtet hatte, ist schwer zu sagen; immerhin weist der indogerm. Zeus (oder sein Stellvertreter), von dem noch später die Rede sein wird, bei den

meisten indogerm. Völkern auch chthonische Züge auf, so daß er schon bei dem Stammesvolk als „Totengott“ figuriert haben könnte. Die Vorstellung eines Totenreichs findet sich bei den Indern, wo die Abgeschiedenen zur „gütigen Mutter Erde“ (*Pṛthivī mātā*) eingehen, zu dem Götterpaar *Yamas* und *Yamī;* bei den Iraniern, wo der heldenhafte *Yimō* über die Seligen herrscht, und bei den Griechen, wo sie sich spaltet in den Begriff des *Ἅιδης* „Hades“ (auch *Ἄϊς, Ἀϊδωνεύς* bei Homer), den Aufenthalt der wesenlosen Schatten, und das *Ἠλύσιον πεδίον*, das Elysium oder Gefilde der Seligen, wohin Zeus nach der homerischen (offenbar jüngeren, eschatologischen) Vorstellung auserwählte Verwandte versetzt[1]. Die Geten, ein thrakischer Volksstamm, glaubten, daß die Verstorbenen zu dem Geist *Zalmoxis* (auch *Gebeleïzis* genannt) in die Unterwelt gehen, und bewahrten noch eine deutliche Erinnerung an dessen früheres irdisches Dasein (nach Herodot IV, 94—95), eine ganz analoge Vorstellung zu der in dem Geisterglauben der Weddas, den wir zu Anfang des Abschnitts kennen gelernt haben, oder dem Glauben der Goten, wonach die abgeschiedenen Könige zu Göttern werden. Germanisch ist der Glaube an eine „Hölle“: ahd. *hella,* got. *halja* „versteckter Ort“ (zu lat. *celare* „verbergen“, wie das gleichgebildete altir. *cuile* „Keller“), neben der sich das Totenreich „Walhall“ (altisl. *Valhǫll*: lit. *vẽlės* „Geister der Verstorbenen“) findet, die dann ähnlich unterschieden werden wie Hades und Elysium bei den Griechen. Bei den Angelsachsen treffen wir einen Namen für das biblische Paradies: *neorxna-wong.* Er muß in das heidnische Altertum zurückgehen, da er einen schwer erklärbaren ersten Bestandteil enthält, der irgendwie mit der noch später zu erwähnenden germ. Erdgöttin *Nerthus* zusammenhängen wird; der zweite Bestandteil ist klar und gehört zu got. *waggs*, altsächs. *(heban-)wang* „Paradies“, eig. „Himmelsaue“, altisl. *vangr* „Aue,

---

[1]) Homer, Odyssee IV, 563 ff.: *ἀλλά σ' ἐς Ἠλύσιον πεδίον καὶ πείρατα γαίης ἀθάνατοι πέμψουσι, ὅθι ξανθὸς Ῥαδαμάνθυς* „aber dich (Menelaos) werden die Unsterblichen in das elysäische Gefilde und an die Grenzen der Erde senden, wo der blonde Rhadamanthys herrscht“.

Gefild"[1]). Ist die etymologische Anknüpfung von *Nerthus* an griech. *νέρτεροι* „die Toten" haltbar, so könnte der idg. Stamm **ner-* „unten" (vgl. griech. hom. *νέρθε* „von unten her, unten", z. B. in *γαίης νέρθεν* „unter der Erde") schon in der Urzeit zur Bezeichnung der Unterwelt und der sich in ihr aufhaltenden Geister gedient haben. Die slavisch-baltische Völkergruppe hat wieder eine eigne Benennung für das Totenreich: altbulg. *raĭ*, gemeinslav. *raj*, lit. *rõjus* „Paradies", das sich etymologisch nicht weiter deuten läßt.

Neben dem Glauben an einen Aufenthalt der Geister unter der Erde besteht noch eine andere Vorstellung in allen primitiven Kulturen und ist daher auch bei dem indogerm. Stammvolk vorauszusetzen: die Lokalisierung der Geister in Tieren, Bäumen, Felsen, Bergen, Flüssen usw. Bekannt ist die germ. Sage vom Werwolf (mhd. *werwolf*, altengl. *werewulf*, eig. „Mannwolf" zu got. *waír*: lat. *vir* „Mann"), von dem in einen Wolf verwandelten Menschen; ebenso findet sich in Griechenland der *λυκάνθρωπος* „Menschenwolf". Die Römer nannten *versipelles* die Leute, die sich in einen Wolf verwandeln können, und Herodot berichtet uns (Buch IV, Kap. 105) von den Neuren, die nach skythischer Sitte lebten, daß sich jeder von ihnen einmal im Jahre für einige Tage in einen Wolf verwandle. Die Neuren wohnten im Innern des heutigen Rußlands; bemerkenswert ist, daß noch heute in Südrußland, in der Walachei und bei den Südslaven die Vorstellung vom Werwolf, der hier meist als Vampyr auftritt, volkstümlich ist. Bei den Indern war der Glaube an Menschen verbreitet, die sich in Tiger verwandeln könnten. Manche ihrer Göttergestalten wurden in Tiergestalt verehrt, so der Schlangengott *Nāgas*. Den Gott *Višnuš* stellte man sich halb als Löwe, halb als Mensch vor, genau so wie die Assyrer und Babylonier, die Hettiter und andere asiatische Völker in solchen Zwittergestalten die Reste eines alten Tiergötterkults, der bis in die sumerische Zeit zurückgeht, bewahren. Manches haben die Griechen von da über-

[1]) A. Leitzmann, Beiträge zur Geschichte der deutschen Sprache und Literatur, Bd. 32, S. 60 ff. F. Kluge, Zeitschrift für deutsche Wortforschung, Bd. 8, S. 144.

nommen (man denke an die Chimära, die vorn ein Löwe, in der Mitte eine Ziege, hinten ein Drache sein sollte)[1]), anderes stammt aus ihrer eigenen Vergangenheit. Wenn der griechische Gott Apollo den Beinamen *Λύκειος* führt, so besagt das offenbar, daß er einmal in grauer Vorzeit in der Gestalt eines „Wolfes" (*λύκος*) verehrt wurde. Der Stier, in den sich Jupiter bei der Entführung der Europa verwandelt[2]); das Beiwort „eulenäugig" (*γλαυκῶπις*), das die Göttin Athene bei Homer führt und ihr heiliger Vogel, die Eule; die „kuhäugige" (*βοῶπις*) Here bei Homer; die pferdgestaltigen Kentauren, die vogelgestaltigen Harpyen und Sirenen der Griechen, die Wölfe der römischen Stammessage, die *Luperci* am Feste der *Lupercalia* usw. — alle diese mythologischen Fiktionen beweisen, daß auch die Griechen und Römer in einer vergangenen Zeit ihre Götter in Tiergestalt verehrt haben, wie uns das z. B. von den Ägyptern aus historischer Zeit (Apisstier, der Gott Osiris mit dem Habichtskopf) bekannt ist. In der indischen Mythologie wird *Dyāúš* gleichfalls als „roter Stier" benannt (dreimal im Rigveda); noch häufiger werden *Indras, Agniš* und *Parjányas* als Stier bezeichnet. Ein Stierkult ist also offenbar in prähistorischer Zeit auch bei den Indogermanen, vielleicht unter babylonisch-vorderasiatischem Einfluß, verbreitet gewesen.

Neben dem Theriomorphismus, der sich die Götter als Tiere vorstellt, geht ein bei fast allen idg. Völkern verbreiteter Baumkultus einher. Der Geist oder Gott wird in bestimmten Bäumen lokalisiert, dort verehrt und schließlich mit dem Baume identifiziert. Der römische Schriftsteller

---

[1]) Homer, Ilias, Buch VI, Vers 180 ff.: *ἡ δ' ἄρ' ἔην θέιον γένος οὐδ' ἀνθρώπων, πρόσθε λέων, ὄπιθεν δὲ δράκων, μέσση δὲ χίμαιρα.* „Sie war vom Geschlecht der Dämonen (*θέιον* aus **dhwesjom* zu **dhwesos*, s. o.) und nicht von dem der Menschen; vorn ein Löwe, hinten ein Drache, in der Mitte eine Ziege" (*χίμαιρα* zu *dor. χίμαρος*, s. o. S. 266).

[2]) Er entführt sie nach Gortys auf Kreta. Ein Stierkult wird uns auf Kreta aus minoischer Zeit und in Griechenland aus mykenischer Zeit durch Abbildungen eines Stierkopfs mit der heiligen Doppelaxt (Labrys) vielfach bezeugt (vgl. den Minotaurus der griech. Sage). Auch aus Vorderasien (Elam) ist er bekannt; sein Ursprungsgebiet mag vielleicht hier zu suchen sein.

Plinius bestätigt uns diese Auffassung, wenn er in seiner Historia naturalis (XII, 1, 2) behauptet, daß Bäume die ältesten Wohnsitze der Götter waren. Die Zeuseiche in Dodona, der heilige Ölbaum der Athene, der Lorbeer Apollos in Delphi, der dem Dionysos heilige Weinstock sind solche Spuren eines alten Baumkults. Daher tat der Gott seinen Willen im Rauschen des Baumes kund: das Eichenorakel des Zeus in Dodona, der apollinische Lorbeer in Delphi gehen auf die Vorstellung einer Beseelung des Baumes zurück. So erklären sich Götterbeinamen wie *Ζεὺς φηγοναῖος* (: *φηγός* „Speiseeiche"), der phrygische *Bagaios* oder der lit. *Perkúnas* als „Eichengott"; dem entspricht, daß *Juppiter feretrius* von den Hirten in einer uralten Eiche verehrt wurde u. dgl. m. Der latinische Wald- und Feldgott *Silvanus* zeigt durch seinen Namen (: lat. *silva* „Wald") den Ursprung seines Kults.

Da man sich die Bäume als Wohnsitze von Göttern oder geradezu selbst als Götter dachte, so mußte, wenn bei den Römern ein Hain gelichtet wurde, den Gottheiten der gefällten Bäume ein Schwein als Sühneopfer dargebracht werden (Cato, De re rustica 134ff.). Die Verehrung eines entrindeten Baumes als Gott (*dēlūbrum* „Heiligtum" zu *liber* „Bast"?)[1]) wird uns zudem ausdrücklich für das römische Altertum bestätigt. Bei den Kelten wurde nach Maximus Tyrius Zeus in Gestalt einer hohen Eiche verehrt. Für die Germanen ist der Baumkult ebenfalls bezeugt: der hl. Bonifacius fällte bei Geismar eine dem Donar geweihte Eiche, die Sachsen verehrten die Irmensul, die „Weltsäule", und in der Völuspa finden wir die Weltesche *Yggdrasels.* Vielleicht gehört der altind. *Parjányas,* der Regengott, der auch „Vater Asura" gleichwie der alte Himmelsgott genannt wird (Rigveda V, 83)[2]), und der nordische *Fjǫrgynn,* dessen Wesen aller-

---

[1]) *Delubrum dicebant fustum delibratum, hoc est decorticatum, quem venerabantur pro deo* (Pauli excerpta ex libro S. Pompei Festi ed. Ed. Aem. Thewrewk de Ponor, 51). Vgl. F. Meringer, Indogerm. Forschungen, Bd. 16, 157 und 21, 297. Anders G. Wissowa, Religion und Kultus der Römer, 2. Aufl., S. 469: Die Stelle bei dem Heiligtum, wo fließendes Wasser vorhanden ist.

[2]) Im Atharva-Veda XII, 1, 42 wird die Erde als Gemahlin des Parjanyas

dings unklar ist — er wird als *þōrrs* (Donars) Vater genannt — auch in diesen Kreis, wenn sie mit lit. *Perkúnas*, preuß. *percunis*, lett. *perkůns* „Donner, Donnergott" (der in Eichenwäldern wohnt?) und weiterhin mit lat. *quercus* „Eiche" etymologisch zu verbinden sind.

Einen Fortschritt bedeutet es, wenn man versucht, den im Baume wohnenden Gott anthropomorphisch auszugestalten. Schon in mykenischer Zeit können wir den Übergang vom Baumkultus zur heiligen Säule und weiter zu einer weiblichen Gottheit gut verfolgen. Im dionysischen Kult erhält ein Baumstamm zuweilen eine bärtige Maske. Die *ξοάνα*, die alten Schnitzbilder der Griechen, wurden in späterer Zeit gesalbt und bekleidet, also wie menschliche Wesen behandelt. Altruss. *balъvanъ* „Klotz, Pfahl, Götzenbild" ist identisch mit poln. *balwan*, das gleichfalls beide Bedeutungen „Götze" und „Block" vereinigt. Die Geister wurden offenbar in dem Bilde eines roh behauenen Baumstamms verehrt, wie wir es noch heute bei Stämmen des indonesischen Archipels finden. So geben die Nías (auf einer Insel südöstlich von Sumatra) einem Pflock durch einige Schnitte ein menschliches Ansehen, gestalten ihn wohl auch zu einer Art Herme und endlich zu einem menschenähnlichen Idol aus. Diese Pflöcke, *Adú* genannt, spielen dann die Rolle von Vermittlern zwischen den Lebenden und den durch sie dargestellten Geistern. Die Lappen stellten ihre *Seida* d. h. Geister in früherer Zeit aus Holz in Menschengestalt dar, verwandten freilich auch Steinblöcke zu diesem Zwecke, die selbst ohne figürliche Darstellung nur wegen ihrer Größe göttlich verehrt wurden.

Denn außer in Bäumen werden die Götter auch in andern hochragenden Gegenständen, mit Vorliebe in großen Steinen, in Felsen und Bergen lokalisiert. Götterberge finden sich überall auf Erden; diese Vorstellung entspricht demnach einem allgemein verbreiteten Glauben. Wie der Jahwe[1]) der

---

genannt, genau so wie sie als die des *Dyāuš* (Zeus) angesehen wird. Vielleicht ist also Parjanyas wie der germ. Wodan nur eine Hypostase des indogerm. Zeus.

[1]) Der übrigens in der Überlieferung als *eloē haaruchōth* „Gott der Geister" bezeichnet wird und dessen Name (gekürzt auch *Jah*) mit der semitischen Wzl. **hjh* „sein, atmen" zusammenhängt.

Israeliten auf den Bergen Sinai, Seïr oder Horeb thront, so wohnt der griechische Zeus nach älterer Vorstellung im Olymp, nach der jüngeren auf dem Olymp in Thessalien, dem Anchesmos in Attika, dem Ida und der Dikte auf Kreta. Man meißelt ihm auf einem hohen Berg sogar einen richtigen Thron aus, wie er einem irdischen Herrscher zukam, so auf der Insel Chalke bei Rhodos. Dem obersten Geist — als solcher ist Zeus ursprünglich aufzufassen, wie wir noch sehen werden — gehört der am höchsten ragende Sitz, wie auf Erden dem Geist des Toten ein hoher Grabhügel oder eine Säule aufgerichtet wird, damit er seine Wohnstätte wiederfinden und sich von seinen Wanderungen ausruhen könne. Schließlich werden die Götter, wie mit dem Baum, so mit dem Felsen identifiziert. Daher die Verehrung der *ἀργοὶ λίθοι* „Feldsteine" in Griechenland an verschiedenen Orten oder ein Name wie *Ζεύς Κεραυνός* („Donnerkeil", vgl. auch den Gebirgsnamen *τὰ Κεραύνια* in Epirus); die Anbetung des Silex (Stein) des *Juppiter Lapis;* der von Rostowski uns genannte lit. Gott *Akmo* („Stein"); der heilige Stein der *Magna Mater* (Große Mutter Erde), der von Pergamon nach Rom gebracht wurde u. a. m.

Es erfordert also nur einen kleinen Schritt, wenn der primitive Mensch von der Verehrung eines Naturobjekts (Tier, Baum, Berg, Fluß usw.) als Sitz eines Gottes zum Kult dieses Objektes selbst übergeht. Wie schon erwähnt wurde, liegt in der Beseelung der Naturobjekte eine zweite wichtige Quelle religiöser Vorstellungen. Da sich der „Animismus" bei allen indogerm. Völkern findet und eine der primitiven Denkungsart durchaus angepaßte Form der Götterverehrung ist, so liegt kein Grund vor, ihn nicht auch bei dem indogerm. Stammvolk vorauszusetzen. Das Feuer z. B. genoß bei den Indern als *Agniš* göttliche Verehrung, die Perser beteten zu ihm, bei den Griechen war es im Gott *Hephaistos,* bei den Römern als *Volcanus*[1]) personifiziert. Wasser- und

---

[1]) Ob zu altind. *ulkā́* feurige Erscheinung, „Meteor" gehörig? Auffallend ist der Anklang an griech. kret. *Ϝελχάνος· ὁ Ζεὺς παρὰ Κρησίν* bei Hesych.

Windgötter, Wald- und Quellgeister treten uns ebenso überall, nicht nur im Altertum bei Indern, Griechen, Römern und Germanen, sondern auch noch im Mittelalter bei Slaven, Litauern und Preußen entgegen, so daß der Schluß wohl erlaubt ist, auch dem indogerm. Urvolk sei die Beseelung der Naturobjekte schon geläufig gewesen. Unzweifelhafte Benennungen der Indogermanen für die Naturgeister lassen sich freilich nicht mit Sicherheit nachweisen, aber das liegt an der unbestimmten, von Ort zu Ort wechselnden Art solcher Vorstellungen.

Außer durch die Vergöttlichung der Naturobjekte schafft sich die naive Denkungsart noch zahlreiche andere Götter, indem sie die verschiedenartigsten Tätigkeiten, Leiden und Zustände des menschlichen Lebens, die Vorgänge der Natur und dergleichen mehr durch „Sondergötter"[1]) bewirkt sein läßt. Aus der altrömischen Religion, die den Verhältnissen des Bauernlebens angepaßt ist und deshalb wohl den Zuständen der indogerm. Urzeit am nächsten steht, sind uns zahlreiche Namen solcher Sondergötter überliefert. Die Göttin *Alemona* nährte die Frucht im Mutterleibe; bei der Geburt waren *Partula, Candelifera* und die beiden *Carmentes* tätig — auch die Inder und Griechen hatten besondere Geburtsgöttinnen —, *Vagitanus* öffnete dem Kind den Mund zum ersten Schrei, *Levana* hob das neugeborene Kind von der Erde auf, *Rumina* sorgte für die volle Brust der Mutter, *Ossipago* für das Wachstum der Knochen des Kindes, *Fabulinus* lehrte es sprechen usw. *Bubona* war die Gottheit für die Rindviehzucht, *Epona* für die Pferdezucht, *Mellonia* für die Imkerei, *Pomona* für die Baumzucht, *Vervactor* für das Durchackern des Brachfelds, *Insitor* für das Einsäen, *Messor* für die Tätigkeit der Schnitter, und so gab es noch zahlreiche andere Götter. Ganz der gleiche Glaube herrschte noch zu Anfang des 17. Jahrhunderts bei den Litauern und Preußen, wie uns in dem Berichte eines

---

Als „Blitzgott" hatte Zeus ja manche Berührung mit dem „Feuergott"; der Hahn, das Attribut des kretischen Zeus Velchanus, charakterisiert ihn ebenfalls als Feuergott.

[1]) Der Ausdruck stammt von H. Usener, die Götternamen, S. 75.

Missionars erzählt wird. Ob derartige Götter mit bestimmter Funktion in der Urzeit vorhanden waren, vermögen wir nicht zu sagen. Aber es gab sicher eine Menge namenloser Geister, die man sich überall gegenwärtig dachte, so wie noch heute unsere niederen Volksschichten bei jeder Gelegenheit „Gespenster" wittern. Es sind die Seelen vergessener Toten, die zwar keinen Kult und keine persönliche Erinnerung mehr besitzen, aber nichtsdestoweniger noch immer als vorhanden und wirkend gedacht werden, sei es in guter, sei es in böser Absicht. Namenlos müssen wir uns überhaupt die Mehrzahl der Geister, der *deiwōs*, des indogerm. Urvolks denken, soweit unsere Kenntnis reicht, da sich nur e i n Name mit Sicherheit in die Gemeinschaftsperiode der Indogermanen zurückverfolgen läßt, der des höchsten Gottes Zeus, von dem alsbald die Rede sein wird. So berichtet uns noch Herodot (Buch II, Kap. 52) von der ältesten Götterverehrung in Griechenland[1]: „Die Pelasger (d. h. die Urbewohner Nordgriechenlands) opferten in einer fernen Vorzeit und beteten zu den Göttern, wie ich (d. h. Herodot) in Dodona hörte, gaben aber keinem von ihnen eine Benennung oder einen Namen." Das kann freilich nur im allgemeinen zutreffend sein, denn e i n Name war sicherlich schon der urgriechischen Bevölkerung von Epirus bekannt, weil er in die indogerm. Zeit zurückreicht, der des

Z e u s: altind. *Dyāúš pitā́*, griech. *Ζεὺς πατήρ* (*Δει-πάτυρος* in epirotischer Lautform), lat. *Jup-piter* (eig. Vokativ *Jū-piter* = griech. *Ζεῦ πάτερ*) oder *Dies-piter*, osk. dat. *Diúvei* (auch in kret. *ΔιϜεί-φιλος* Eigenname)[2]).

Der Name tritt in vielfacher vokalischer Abstufung auf: altind. gen. *divás* = griech. gen. *ΔιϜός*, lat. gen. *Jovis* (altlat. *Diovis*); griech. Akk. *Ζῆν* usw. Als indogerm. Stammformen haben wir demnach: **djēu-*, **djē-*, **djew-*, **diw-* anzusetzen. Der Name des obersten Gottes der Indogermanen kann mit dem für die Geister (**deiwōs* zu einem Singular **deiwos*) zusammen-

---

[1]) *Ἔθυον δὲ πάντα πρότερον οἱ Πελασγοὶ θεοῖσι ἐπευχόμενοι, ὡς ἐγὼ ἐν Δωδώνῃ οἶδα ἀκούσας, ἐπωνυμίην δὲ οὐδ' οὔνομα ἐποιεῦντο οὐδενὶ αὐτῶν.*

[2]) Nach F. Solmsen, Zeitschrift für vergleichende Sprachforschung, Bd. 44, S. 161 ff.

hängen (uridg. Stamm **dejewo-?*). Wenigstens deuten viele Züge beim griechischen Zeus auf seinen uralten Zusammenhang mit der Geisterwelt; sein Kult weist an nicht wenigen Stellen chthonische Züge auf. So an seiner ältesten und ehrwürdigsten Kultstätte, dem pelasgischen Dodona. Ilias, XVI, 233 ff. ruft ihn Achilles an[1]): „Herrscher Zeus, dodonischer, pelasgischer, der du ferne [auf dem Olymp] wohnst und über das stürmereiche Dodona herrschst; ringsum wohnen die Helloi (d. h. Hellenen in Hellas, einem Teil Thessaliens, von dem der spätere Gesamtname der Griechen ausging), die Orakel verkünden und mit nie gewaschenen Füßen auf der Erde schlafen.“ Man darf annehmen, daß die beiden letztgenannten Attribute der Helloi auf den chthonischen Kult Bezug haben: sie waschen die Erde nicht von den Füßen und schlafen auf der bloßen Erde, um mit den Geistern in Berührung zu kommen. Ein Relief aus dem Piräus stellt den *Ζεύς μειλίχιος* („Sühnezeus“, dessen Fest außerhalb der Stadt mit düsteren Riten begangen wurde) geradezu als Schlange dar, die ja als Sinnbild der Geister gilt (s. oben S. 330). Der Kult des Zeus auf Kreta weist ebenfalls solche chthonischen Züge auf, so wenn in einem Chor der fragmentarisch überlieferten Kreter des Euripides der in die Mysterien des kretischen Zeus Eingeweihte im nächtlichen Gewittersturm des *Zagreus,* des Totengottes und wilden Jägers (vgl. das wilde Heer der deutschen Sage, d. i. der Zug der Geister) mitzieht, rohes Fleisch ißt und sich der Speisen der Lebenden enthält.

Durch den chthonischen Zug im Wesen des Zeus verstehen wir auch seine uralte, wohl schon in die indogerm. Zeit zurückgehende innige Beziehung zur Erde. Im Rigveda, der ältesten Dichtung der Inder und Indogermanen überhaupt, werden *Dyāúš pitā́* „Vater Zeus“ und *Pṛthivī́ mātā́* „Mutter Erde“, besonders in der dualischen Verbindung *dyāvāpṛthivī́,* außer-

---

[1]) *Ζεῦ ἄνα, Δωδωναῖε, Πελασγικέ, τηλόθι ναίων,*
Δωδώνης μεδέων δυσχειμέρου· ἀμφὶ δὲ σ' Ἑλλοὶ
Σοὶ ναίουσ' ὑποφῆται ἀνιπτόποδες χαμαιεῦναι.

Ἑλλοὶ gebessert an Stelle der üblichen Lesart *Σελλοὶ* nach Aug. Fick, Zeitschrift für vergleichende Sprachforschung, Band 44, S. 342 ff.

ordentlich häufig zusammen genannt. Als beider Sproß gilt *Indras*, der „Gott par excellence" der Inder. Die griechische *Δημήτηρ* (auch *Δαμάτηρ*, *Δωμάτηρ*, *Δηώ* genannt) ist als Erdgöttin zugleich Schwester und Gemahlin des Zeus und gebiert ihm die chthonische Gottheit Persephone. Der erste Bestandteil *Δā-*, *Δω-* ist offenbar ein altes Wort für „Erde"; die Demeter ist also die „Mutter Erde". Im russischen Volksglauben gilt die *Matь-syrazemlja* „die feuchte Mutter Erde" als Geliebte des Frühlingsgottes *Jarъ* und *Jarilo* oder des Donners *Gromъ gremuči* („Donnerkrach"). Der „Donnerer" ist aber ein außerordentlich häufiges Attribut des Zeus (*τερπικέραυνος* „donnerfroh" bei Homer), wie wir noch sehen werden. Die thrakisch-phrygische Erdgöttin *Semele*, die bekanntlich in den griechischen Kult übernommen und als Gemahlin des Zeus verehrt wurde, geht als thrak. *Zemelo* auf denselben idg. Stamm **ĝhzem-* zurück wie russ. *zemlja* „Erde". Ihr vermählt sich (wie im russischen Volksglauben) der Himmelsgott im Gewitterregen. Vermutlich ist also bereits in der indogerm. Vorzeit die Vorstellung von den geschlechtlichen Beziehungen des Geistergottes — der aber schon zur Rolle des auf einem hohen Berg thronenden „großen Geistes" erhoben worden war (s. weiter unten) — zur Erde, dem Aufenthalt der Seelen, aufgetreten, denn auch bei den iranischen (oder iranisierten) Skythen herrschte dieser Glaube, wie uns Herodot (Buch IV, Kap. 59) berichtet[1]: „Von Göttern verehren sie nur folgende: am meisten die Histie (= gr.-att. *ἑστία* „häuslicher Herd"[2]); sie sind also in erster Linie Feueranbeter wie die Arier und die slavisch-baltischen Völker, s. weiter unten); dann den Zeus und die Erde, und glauben, diese sei die Gattin des Zeus usw." Die geschlechtlichen Beziehungen zwischen dem höchsten

---

[1]) *Θεοὺς μὲν μούνους τούσδε ἱλάσκονται, Ἱστίην μὲν μάλιστα, ἐπὶ δὲ Δία τε καὶ Γῆν, νομίζοντες τὴν Γῆν τοῦ Διὸς εἶναι γυναῖκα κ. τ. λ.*

[2]) Lat. *Vesta* kann zwar nicht mit Sicherheit dazu gestellt werden (vgl. A. Walde, Etym. lat. Wörterbuch, 2. Aufl. s. v. und die mir wenig glaubhafte Ableitung aus der idg. Wzl. **wedh-* „führen" bei E. Fehrle, Zeitschrift für vergleichende Sprachforschung, Bd. 45, S. 83 ff.), aber der Kult der Vesta als der Göttin des häuslichen Herdes ist den Römern bekannt.

Gott und der Erde treten im germanischen Glauben weniger hervor, fehlen aber auch hier nicht ganz. Nach Tacitus, Germania, Kap. 2, verherrlichen die Germanen in alten Liedern den *Tuisco*[1]), *deum terra editum*, den erdentsprossenen Gott, also den von der Erde geborenen Abkömmling des **Tīwaz*, der bei den Germanen an die Stelle des Zeus getreten ist. Im Kap. 9 derselben Schrift berichtet Tacitus, daß die Sueben die Isis, d. h. die Göttermutter verehren, und nach Kap. 40 tritt bei den nach dem Meere zu wohnenden Teilen dieses Stammes an ihre Stelle die Göttin *Nerthus* als *Terra mater* „Mutter Erde", deren heiliger Hain auf einer Insel gelegen war. Ihr Fest wurde mit chthonischen Riten (verhülltes Götterbild, Waschungen, Töten der mitwirkenden Sklaven) begangen. Die etymologische Deutung des Namens *Nerthus*: griech. *νέρτεροι* „die Toten" ist schon erwähnt worden (S. 332). Als *Thors* (*Donars*), des Gewittergottes Mutter, wird *Jörth* „Erde" in der nordischen Sage genannt; als *Folde* (etymologisch zu altind. *pṛthivī* zu stellen) „Erde" tritt sie in einem altenglischen Flursegen auf:

Hāl wes þū, Folde, fīra mōder,
bēo þū grōwende on godes fæþme,
fōdre gefylled, fīrum to nytte.

„Heil dir, Erde, Mutter der Menschen,
Mögest du fruchtbar werden in des Gottes Umarmung,
Mit Nahrung erfüllt zum Nutzen der Menschen."

Das Bild von der ehelichen Vereinigung des Himmels und der Erde im Gewittersturm reicht demnach von Indien bis England und darf daher wohl unbedenklich als zum Bestand der mythologischen Vorstellungen des Urvolks gerechnet werden, zumal auch die sprachlichen Ausdrücke sich vielfach decken. Schon in der Urzeit war also vermutlich der indogerm. *Djēus* aus seiner ursprünglichen Rolle eines Geistergottes oder „großen Geistes" herausgehoben und als „Himmelsgott" in einen Gegensatz und eine Beziehung zu dem Wohnsitze

[1]) So und nicht *Tuisto*, wie in den meisten Handschriften, ist zu lesen, also **Tiwīsco*, abgeleitet von germ. **Tīwaz* = *Ziu*, s. weiter unten.

seiner Geister, der Erde, gebracht worden. Sein ursprüngliches Wesen wurde dadurch, wenn auch nicht ganz verwischt, so doch sehr in den Hintergrund gedrängt und neue, abgeleitete Züge traten stärker hervor. Ob diese offenbar jüngeren Vorstellungen auf indogerm. Boden erwachsen oder von außenher zu dem Stammvolk gelangt sind, läßt sich nicht entscheiden. Weit verbreitet war ein eigenartiger Kult der *Rhea Kybele,* der „großen Erdmutter“ mit tobender Musik, wilden Tänzen, orgiastischem Taumel, Verstümmelung der Priester und dergleichen mehr, besonders im phrygischen Kleinasien; von da drang die Verehrung der „Magna Mater“ im Beginn des 2. Jahrhunderts v. Chr. bis nach Rom. Möglich ist es, daß schon in vorhistorischer Zeit von den Kulturländern Vorderasiens ähnliche Einflüsse bis zu dem indogerm. Urvolk gelangten und seinen primitiven Geisterglauben mit neuen Elementen befruchteten.

Aus dem ursprünglichen „Geistergott“ *Djēus* ist also wohl schon in indogerm. Zeit ein „Himmelsgott“ geworden, der sich im Gewittersturme, im Blitz und Donner offenbarte[1]). Bei den Griechen und Römern ist dem Zeus resp. Juppiter diese Seite seines Wesens gewahrt geblieben; so führt er bei Homer die Attribute *νεφεληγερέτα* „Wolkensammler“, *τερπικέραυνος* „sich am Donner erfreuend“, *ἀργικέραυνος* „hellblitzend“ usw. Bei den übrigen Völkern indogerm. Sprache ist der „Donnerer“ zu einem selbständigen Gott erhoben worden: bei den Indern gilt *Parjányas* als Gewittergott; die wesentlichen Züge des indogerm. Zeus weist aber *Indras* auf, der ursprünglich Donnergott war und später als Kriegsgott gilt, als der eigentliche Gott der „Arier“ in ihrem Kampf gegen die *Dasus* oder *Dasyus,* die dunkelfarbigen Ureinwohner. Kelten und Germanen haben ein und denselben Namen gall. *Tanaros*, ahd. *Donar*, altisl. *þōrr* für den Donnergott; die Slaven kennen als solchen den *Perunъ*, die Litauer den *Perkúnas*.

Andere Hypostasen („Erscheinungsformen“) des indogerm. Zeus begegnen uns bei den Indern, die *Várunas* als Gott des

[1]) Auch der israelitische Jahwe erscheint Mose und dem Volke auf dem Sinai in einem Gewittersturm (vgl. Exodus, Kap. 19).

Himmels und Wassers sowie höchste moralische Autorität kennen, bei den Griechen, wo *Οὐρανός* „Himmel“[1]) als Gemahl der *Γαῖα* „Erde“ an die Spitze des ältesten Götterstaates tritt oder bei den Germanen, bei denen der indogerm. Himmelsgott *Djēus* überhaupt nicht fortlebt, sondern in seine einzelnen Erscheinungsformen zerfallen ist. Vom keltisch-germanischen Donnergott *Tanaros*: *Donar* haben wir soeben gehört; als „Geistergott“ lebt der indogerm. Zeus fort in der Gestalt des *Wodan*, nordisch *Odin*. Er ist der Führer der Seelen bei dem nächtlichen Zug des wilden Heeres und daher der Gott des Sturmes. Als Geistergott hat er zwei Raben — die Vögel sind Sinnbilder der Seelen, wie wir gesehen haben — zur Seite[2]); die Menschenopfer, die ihm nach Tacitus, Germania, Kap. 9 gebracht werden, deuten ebenfalls auf seine chthonischenn Ursprung[3]). Er ist ferner der Gott der in der Schlacht Gefallenen, die er in die Walhalla (s. oben) aufnimmt. Sein Name urgerm. **(Tīwaz) Wōþanaz* hängt wohl mit sogdisch *vâṭ* „Geist“, lat. *vātes* „Seher, Weissager“ zusammen (oder ist dies ein Lehnwort aus dem Gallischen?), gall. nom. plur. *οὐᾶτεις*, altir. *fāith* „Dichter“, got. *wōþs* „wütend, besessen“ (wie griech. *μάντις* „Seher“ sich zu *μαίνομαι* „rase“ stellt). Er ist der Dämon, der in den Menschen fährt und den Besessenen zum Weissagen und Dichten anregt. Die Griechen bezeichneten einen solchen Menschen ähnlich als *ἔνθεος* „gottbegeistert“ (in den der **dhwesos* „Dämon“ gefahren ist). Als dem Gott der geistigen Anregung und ihres Verkünders, des Schamanen, Sehers, oder wie man ihn nennen will, werden

---

[1]) Ein Anklang an altind. *Váruṇas* besteht, doch läßt sich keine gemeinsame Grundform aufstellen. Ähnlich liegt der Fall bei altind. *Gandharvás*, av. *Gandarewō* (ursprünglich wohl ein männlicher „Dämon“) und griech. *Κένταυρος* „Kentaur“ oder altind. *Saraṇyū́ š* „Gattin des Vivasvat und Mutter der Aśvins“ und griech. *Ἐρινῦς* „Erinye“. Vielleicht gehen die Vorstellungen und die Namen auf eine gemeinsame außerindogerm. Quelle zurück, wie wir dies schon oben für die *Terra mater* „Mutter Erde“ annahmen.

[2]) Auch der schwarze Storch („Wodans-schwalbe“) ist ihm heilig, s. o. S. 324.

[3]) *Deorum maxime Mercurium colunt, cui certis diebus humanis quoque hostiis litare fas habent.* Unter Mercurius ist Wodan zu verstehen, wie uns Paulus Diaconus I, Kap. 9 bezeugt. Man denke auch an die Übersetzung des *dies Mercurii* (frz. *Mercredi*) durch *„Wodanstag“* (engl. *Wednesday*).

Wodan dann dessen Künste zugeschrieben: die Erfindung der Runen, die Kenntnis der Heilkunde, Dichtkunst usw.

Der indogerm. Name *Djēus* lebt also bei den Germanen nicht fort; der höchste Gott wurde als **deiwos* κατ' ἐξοχήν, germ. als **Tiwaz* = altisl. *Tŷr*, ahd. *Ziu* bezeichnet. Tacitus bezeichnet ihn als den Mars, den Kriegsgott der Germanen. Nach den Zeugnissen der Schriftsteller Tacitus und Procopius war er bei den festländischen wie bei den nordischen Germanen der höchste Gott. Als Führer der Geisterscharen ist er der Gott der Heerscharen geworden (man vgl. den israelitischen *eloē zebaōth* „Herr der Heerscharen", d. h. ursprünglich des Geisterheeres), wozu die Vorliebe der Germanen für das Kriegsleben beigetragen haben mag.

Neben dem Seelenkult und dem aus ihm erwachsenen Götterglauben hat der Animismus, d. h. die Beseelung der Naturobjekte, wie wir gehört haben, wohl bereits bei dem idg. Stammvolk die Schaffung weiterer Götter veranlaßt, wie das bei allen Völkern von primitiver Kultur der Fall ist. Eine besondere Seite dieses Naturkultus ist die Verehrung der Himmelskörper, der Sonne und des Mondes, sowie des aufgehenden Tages, der Morgenröte. Der Sonnenkult, den wir durch prähistorische Funde seit der Steinzeit und in der Bronzezeit in Nord- und Südeuropa wie im Orient nachweisen können (Sonnenscheiben, vierspeichige Räder als Symbol der Sonne, Kultäxte und Kultwagen), hat auch bei den Indogermanen bestanden. Ein sprachliches Zeugnis für sein Vorhandensein in urarischer Zeit haben wir in dem Namen *Šuriaš* des Sonnengottes bei den Kossäern, einem Bergvolk des Zagros am Rande des iranischen Hochlands, bereits im Abschnitt IV, S. 68 kennen gelernt. Der Name entspricht dem altindischen *sūryas* „Sonne" und muß von den nichtindogerm. Kossäern in einer Zeit von ihren iranischen Nachbarn entlehnt worden sein, als sie das anlautende *s* noch sprachen, was in unseren ältesten avestischen und altpersischen Sprachdenkmälern nicht mehr der Fall ist. Soweit der Sonnenkult bei den idg. Völkern nachgewiesen ist, dient überall eine sprachliche Bezeichnung für den Himmelskörper und den Gott,

die auf den gleichen idg. Stamm *sāwel-*, **swel-*, **sūl-* zurückgeht: altind. ved. *súvar*, *sū́ras*, av. *hvarə*, griech. dor. ἀέλιος, att. ἥλιος (aus **sāwelios* mit dem gleichen Suffix wie altind. *sū́ryas*), lat. *sōl*, kymr. *heul*, got. *sauil*, lit. *sáulė*. Der Sonnenkult ist aus historischer Zeit bei fast allen indogerm. Völkern bezeugt: Herodot (I, 131) berichtet uns von den Persern, Cäsar (Bell. Gall. VI, 21) von den Germanen, daß sie die Sonne anbeteten; bei den Indern ist *Sū́ryas*, *Sū́ras*, bei den Griechen *Helios* — der römische *Sol* ist vielleicht nicht uralt — verehrt worden. Der Sonnengott fährt in der indischen wie in der griechischen Mythologie auf dem mit geflügelten Rossen bespannten Wagen am Himmel einher. Von den Preußen und Litauern liegen Zeugnisse für den Sonnenkult noch aus dem späten Mittelalter vor. Bei ihnen ist er als ein Relikt aus prähistorischer Zeit erst durch die Einführung des Christentums beseitigt worden.

Neben der Sonnenverehrung wird bei Persern, Germanen und Balten auch der Mondkult von den genannten Autoren erwähnt; die Griechen kannten *Selene*, die Römer *Luna* als Mondgöttin. Mehrfach wird ein Mythus von der Hochzeit der Sonne und des Mondes erzählt, so bei den Indern und Litauern; bei den Germanen wären sie als Geschwister betrachtet worden, wenn im 2. Merseburger Zauberspruch: *thū biguolen Sinthgunt, Sunna era swister* „da sprachen einen Zaubervers Sinthgunt und die Sonne, ihre Schwester“ Sinthgunt als der Mond aufzufassen wäre, wofür freilich kein schlüssiger Beweis vorliegt[1]).

Bei fast allen indogerm. Völkern, zumal aber bei den Indern, ist die M o r g e n r ö t e göttlich verehrt worden. Sie führt in den meisten Sprachen den gleichen Namen: altind. *ušā́s*, griech. äol. αὔως, hom. ἠώς, att. ἕως, lat. *aurōra*, lit. *auszrà*; er geht auf eine idg. Wzl. **awes-* „leuchten“ zurück, die über fast alle indogerm. Sprachen verbreitet ist.

Von den Naturgewalten genießt vornehmlich das Feuer göttliche Verehrung. Vermutlich ist dieser Kult von dem

---

[1]) Der erste Bestandteil des Namens *sinth-*, der auch in ahd. *sintfluot* „Sündflut“ steckt, gehört zu altind. *síndhuš* „Indus“, urspr. „Fluß“. Beziehungen der Mondsichel, die als Boot aufgefaßt wird, zum Wasser sind in den Mondmythen nicht selten.

der Geister an der häuslichen Herdstelle — hier ist einer ihrer Lieblingssitze — ausgegangen. Das Feuer wird weiterhin selbständig als wärme- und lichtspendende Macht angebetet und endlich zu einem Gott erhoben. Schon im Rigveda ist diese Entwicklung vollendet und die Gestalt des Gottes *Agniš* (altind. *agníš*, lat. *ignis*, altbulg. *ognь*, lit. *ugnìs* „Feuer“ mit schwer zu ermittelnder idg. Grundform) überragt, was die Zahl der ihm geweihten Hymnen betrifft, die aller anderen Götter außer Indras. Bei den Litauern ist die *Ugnìs szventà* „das heilige Feuer“ unter dem sprachverwandten Namen verehrt worden; bei anderen Völkern wird der Feuergott neu benannt: griech. *Ἥφαιστος*, lat. *Volcanus*. Auch die Germanen verehrten nach Cäsar (Bell. Gall. VI, 21) den *Volcanus*; unbekannt ist uns aber sein germanischer Name. Bei den Nordgermanen weist vornehmlich *Loke* Züge auf, die auf seinen Ursprung aus einem alten Feuerdämon deuten. Wind- und Wassergötter sind bei den meisten indogerm. Völkern bezeugt; aber Beweise, daß auch das Urvolk solche verehrte, besitzen wir nicht, wenn auch verschiedene Namen derartiger Götter vielleicht indogerm. Ursprungs sind: lat. *Neptunus* zu av. *napta-* „feucht“, altpers. *Νάπας* (bei Hesych.), skyth. *Νάπαρις* „Naphta“ (d. h. Feuchtes?) usw.[1]).

Aus dem Wirrwarr des Ahnen-, Geister- und Dämonenglaubens, die das religiöse Denken des idg. Stammvolks beherrschte, hat sich, wie wir schon gehört haben, eine Gestalt bereits in indogerm. Zeit emporgehoben, die des *Djēus*, des obersten Geistergottes. Als Himmelsgott ist er wohl schon in der Urzeit verehrt worden, eine Rolle, die ihm oder seinen Hypostasen (Erscheinungsformen) bei den Einzelvölkern zumeist erhalten geblieben ist. Aber ein Teil des Urvolks, welcher der vorderasiatischen Kultur am nächsten saß, ist noch über die Vorstellung des Einzelgottes, des großen Geistes, hinaus gelangt zu derjenigen der Gottheit als solcher, die dem Menschen als

[1]) Der römische *Neptunus* ist ursprünglich der Gott der springenden Quellen, des fließenden Wassers; zum Meeresgott wurde er erst durch Anlehnung an den griech. *Ποσειδῶν*. Vgl. A. v. Domaszewski, Abhandlungen zur römischen Religion, 1909, S. 19f.

Beschützer zur Seite steht, ihm Nahrung, Reichtum und alle sonstigen schätzenswerten Güter zuerteilt (vgl. hom. *θεοὶ δωτῆρες ἐάων* „die Götter, die Spender der Güter"). Dafür liegt ein Beweis vor in einer sprachlichen Gleichung, die sich auf die Gruppe der Satemvölker beschränkt: altind. *bhágas* „Beiname des Savitā und eines andern Ādityas", altpers. *baga*, av. *bagō* „Herr, Gott", altbulg. und gemeinslav. *bogъ* „Gott". Das Wort stellt sich zu altind. *bhájati* „teilt zu", *bhágas* „Gut, Glück", *bháktam* „Mahlzeit", av. *bazaⁱti* „bestimmt als Anteil", griech. *φαγεῖν* „essen", slav. *bogъ* (in *u-bogъ*, *ne-bogъ* „arm") „Anteil", *bogatъ* „reich"[1]. An eine Entlehnung des Gottesnamens aus einem iranischen Dialekt ins Slavische ist aus dem Grunde weniger zu denken, weil die Sippe im Slavischen selbst weiter verzweigt ist. Daneben weist die slavisch-baltische Sprachgruppe noch andere Übereinstimmungen mit dem arischen Zweige auf, die entweder zufällig sein oder auf Entlehnung beruhen können: av. *spəntō* = altbulg. *svętъ*, lit. *szveñtas* „heilig" und av. *sravō* = altbulg. *slovo* „Wort" (d. h. ursprünglich wohl „Zauberwort", während das identische altind. *śrávas*, griech. *κλέϝος* „Ruhm" bedeutet). Die Herkunft der letztgenannten religiösen Begriffe der Balto-Slaven aus dem Glauben eines iranischen Volkes, vielleicht der iranisierten Skythen, ist nicht ausgeschlossen; möglicherweise liegt aber auch eine gemeinsame Entwicklung dieses Zweiges des Urvolks zugrunde.

Einem anderen Vorstellungskreis ist das germ. Wort **guþaz*, **guþam* (got. *guþ*, altengl. *god*, ahd. *got*) „Gott" entsprungen, falls es überhaupt indogerm. Herkunft ist und nicht aus einer europäischen Ursprache stammt. Es wird zur idg. Wzl. **ĝheu-* „rufen" in altind. *hávatē*, av. *zavaⁱti* „ruft", altbulg. *zovą* „rufe" gestellt und zum Vergleich wird ein Beiwort des indischen Indras *puru-hūtás* „der viel Angerufene" herangezogen. Ist diese Etymologie richtig, so ist der „Gott" der durch die Macht des Zauberspruchs oder der zeremonialen Tänze,

[1]) Die Muziba, ein Bantustamm am Westufer des Victoria-Nyanza, nennen das von ihnen verehrte höchste Wesen in gleicher Weise *Rugaba* „Gnadenspender".

Opfer usw. des Priesters „herbeigerufene“ Geist[1]), der in ihn fährt (vgl. das oben erwähnte griech. *ἔνθεος* „besessen“) und ihn zu übernatürlichem Handeln (Orakel, Weissagung, Heilungen usw.) befähigt. Der got. Name des Priesters *gudja* bedeutet also ursprünglich soviel wie „Berufer“[2]) wie der indische *hṓta* „Priester“ als Kenner der Zaubersprüche (s. weiter unten) mit dem gleichen Wortstamm benannt wird.

Diese Erwägung führt uns zu der Frage, ob es in indogerm. Zeit einen besonderen Priesterstand gegeben hat. Wir haben ein paar vereinzelte Gleichungen in den idg. Sprachen, die uns zeigen, daß man in der Urzeit die Funktionen eines Priesters, Zauberers, Opferers, Schamanen oder wie man ihn nennen will, wohl gekannt hat. Das ist freilich auch ohne solche sprachliche Beweise a priori anzunehmen. Von diesen partiellen Gleichungen seien einige hier aufgezählt: lat. *flāmen* „Priester einer bestimmten Gottheit“: nordarisch *balysa* (d. i. *balza*) aus **bharsa-* „Priester“[3]), altind. *brahmā́* m. „Brahmane“, *bráhma* n. „Zauberspruch“; lat. *victima* „Opfertier“: got. *weiha* „Priester“, *weihs* „heilig“; altruss. *vědunъ* „Zauberer“, altpreuß. *waidewut, waidelotte* „Priester“ zur idg. Wzl. **weid-* „wissen“ (altind. *vḗda,* griech. *οἶδα*, got. *wait* „weiß“). Die preußischen „Weidler“, wie sie in deutschen Quellen oft genannt werden, waren stets nur Priester einer bestimmten Gottheit, und ihre Funktionen vererbten sich vom Vater auf den Sohn oder Neffen, ganz wie wir dies noch heute bei Naturvölkern finden. Es ist also wahrscheinlich, daß das allverbreitete System der Erblichkeit bei der Würde eines Zauberpriesters auch beim indogerm. Urvolk bestand. Einen kastenkartig abgeschlossenen Priesterstand, den wir in historischer Zeit bei Indern (Brahmanen) oder Kelten (Druiden) treffen, hat es beim Urvolk vermutlich eben-

---

[1]) Vielleicht ursprünglich die Zauberhandlung selbst, erst später ihr Objekt.

[2]) Herm. Osthoff, Morphologische Untersuchungen, Bd. IV, S. 84 ff.

[3]) E. Leumann, Zur nordarischen Sprache und Literatur, 1912, S. 62 f.

[4]) Andere trennen lat. *flāmen* von altind. *brahmā́* und stellen lat. *flāmen* aus **flādmen* zu got. *blōtan* „verehren“, ahd. *bluostar* „Opfer“ und altind. *bráhma-* zu ir. *bricht* „Zauber, Zauberspruch“, altisl. *bragr* „Dichtkunst“. Aber das neu aufgefundene nordar. Wort spricht für die obige Zusammenstellung.

sowenig wie bei den Persern, Griechen, Römern, Germanen und Slaven gegeben.

Durch den Zauberspruch oder vielmehr den Zaubergesang, der oft mit Tanz verbunden ist, sucht man den Gott oder Dämon herbeizulocken, um ihn dem Willen des Zauberers gefügig zu machen. Daher die Bedeutungsentwicklung des oben (S. 347) erwähnten altind. *hávatē* „ruft", altbulg. *zovą* „rufe" zu lit. *žavėti* „besprechen, bezaubern", lett. *sawēt* „bezaubern". Die Namen des Zauberpriesters oder der Zauberhandlung in den idg. Einzelsprachen nehmen meist auf dieses Mittel Bezug: griech. *ἐπῳδός* „Beschwörer, Zauberer", *ἐπῳδή* „Zauberformel" zu *ἐπᾴδω* „bezaubern" (eig. einem Gotte zu Ehren singen); ahd. *galstar* „Zaubergesang" zu *galan* „singen"; ir. *bricht* „Zauberspruch": altisl. *bragr* „Dichtkunst" usw. Derartige Zaubersprüche oder Beschwörungen (altind. *mantram*) sind uns vielfach (im Rigveda, bei den Germanen) noch erhalten; ihre Form scheint in der Urzeit bereits feststehend gewesen zu sein: nach einer epischen Einleitung folgte die Zauberformel. Man vergleiche z. B. einen Liebeszauber aus dem Atharva-Veda (VII, 38):

„Ich grabe dies Heilmittel [eine Pflanze] aus, das zum Weinen [vor Sehnsucht] bringt, das den Fortgehenden zurückbringt und den Ankommenden begrüßt.

Mit dem das Dämonenweib den Indras den Göttern abspenstig machte, mit diesem mache ich dich [der anderen] abspenstig, auf daß ich deine Geliebte sei.

Du [o Pflanze] bist dem Mond zugetan, du bist der Sonne zugetan, du bist allen Göttern zugetan, an dich richten wir diese Bitte.

Ich führe das Wort, nicht du [der Mann]. In der Versammlung führe du das Wort. Mir sollst du ganz allein gehören, du sollst von anderen Frauen nicht einmal sprechen.

Ob du über Land bist, ob jenseits der Flüsse, dies Kraut soll dich gebunden zu mir zurückführen"[1]).
mit dem sog. ersten Merseburger Spruch in ahd. Sprache:

---

[1]) Nach der Übersetzung bei F. Geldner, Die Religionen der Inder in „Religionsgeschichtliches Lesebuch", hrsg. von A. Bertholet, 1911, S. 151.

Eiris sāzun idisi, sāzun hera duoder
suma hapt heptidun, suma heri lezidun,
suma clubōdun umbi cuniowidi:
insprinc haptbandun, invar vīgandun.

„Einst setzten sich Walküren, setzten sich hierhin und dorthin; einige legten (den Gefangenen) Fesseln an, einige hemmten das Heer (der Feinde), einige nestelten die Fesseln (ihrer Freunde) auf: entspring den Fesseln, entflieh' den Feinden."

Mit derartigen Zauberliedern heilte man Krankheiten, bewirkte man langes Leben, fesselte man den Liebsten an sich, rief man Regen hervor, machte man Äcker, Tiere und Menschen fruchtbar usw. So erklärt es sich, daß die farblose idg. Wzl. **ker-* „machen, bewirken" verschiedentlich die Bedeutung „zaubern" erlangte: altind. *kṛtyā* „Handlung, Zauber, Behexung" zu *kṛṇṓti* „macht, vollbringt", slav. *čarъ, čara* „Zauber", lit. *keriù* „schädige jemand durch den bösen Blick oder durch Worte an der Gesundheit"; ähnlich altisl. *gørningar* pl. „Zauberei, Behexung" zu *gøra* „machen" oder altfranz. *faiture,* ital. *fattura* „Zauberei" von lat. *facere* „machen" u. dgl. m. Da die Zauberkraft nicht nur in den symbolischen Handlungen, sondern auch im Wort liegt, so fällt es nicht auf, wenn die idg. Wzl. **bhā-* „sprechen" (griech. *φημί,* lat. *fāri*) in altbulg. *baju* die Bedeutung „bespreche, heile" angenommen hat. Der Zauberer der Urzeit ist auch zugleich der Arzt gewesen; die Gleichung av. *vī-mad* „Arzt": lat. *medicus* „Arzt", *medeor* „heile" zeigt, daß der Begriff in die indogerm. Zeit zurückgeht. Noch ein anderer Ausdruck liegt für die arische Sprachgruppe vor: altind. *bhiṣáj-, bhēṣajás,* av. *baēšazayō.* Dies Wort hängt wohl mit lat. *sagax* „scharfsinnig", *sāga* „Wahrsagerin", *sagana* „Zauberin" zusammen, zeigt uns also die erwähnte Beziehung zwischen „Zauberer" und „Arzt" ebenfalls. Desgleichen bedeutet das zu altir. *liaig,* got. *lēkeis,* ahd. *lāchi* „Arzt" gehörige mhd. *lāchenaere* „Besprecher", *lāchenen* „besprechen". Neben dem Amt eines Zauberers und Arztes fällt in den Bereich der Tätigkeit eines urzeitlichen Priesters die Vermittlung des Verkehrs der Menschen mit den Geistern und Göttern. Menschen von primitivem Denkvermögen

fassen das Verhältnis zwischen ihnen selbst und den übernatürlichen Kräften nicht anders auf, als den Verkehr zwischen niedrig- und hochstehenden Menschen. Man fürchtet sie und sucht sie sich durch Gaben günstig gesinnt zu machen. Deshalb bringt man ihnen „Opfer" d. h. Spenden dar.

Eine Art Opfer war es auch, wenn man die Ahnengeister an den Mahlzeiten der Familie teilnehmen ließ, indem man ihnen Speise und Trank besonders vorsetzte. Ein solcher Schmaus, nur in erweiterter Form, ist das Opfer für die Götter auch in späterer Zeit geblieben. Natürlich verzehren in beiden Fällen die Sterblichen den den Geistern oder Göttern zugedachten Teil am Schluß des Opferfestes. Ein sprachlicher Beleg beweist uns dies für die Urzeit: arm. *taun* „Fest", lat. *daps* „Mahl, Opfermahl", altisl. *tafn* „Opfertier": altind. *dāpayati* „zerteilt", griech. *δάπτω* „teile".



Abb. 32. Marmoridol von der Insel Amorgos.
Nach S. Müller, Urgeschichte Europas, S. 33.

Neben den Opfern für die Götter und Geister mußte man den Toten Spenden am Grabe darbringen. Dem naiven Glauben zufolge brauchen diese ebenso wie die Lebenden Speise und Trank, und es gehört daher zu den heiligsten Pflichten der Nachkommen, sie den Verstorbenen zu bestimmten Zeiten darzubringen. Ursprünglich dachte man sich, daß die Geister der Toten an den Mahlzeiten der Lebenden teilnehmen, zumal auch nach dem Tode die Seele an der Stelle ihres irdischen Aufenthalts weilte. Diese Anschauung wurde wesentlich gestützt durch die bei vielen primitiven Kulturen verbreitete Sitte, entweder dem Toten die Wohnhütte zu überlassen und für die Überlebenden eine neue zu bauen, oder den Toten im eignen Hause zu bestatten (s. Abschnitt XIV, S. 314 f.).

Wenn in fortgeschritteneren Kulturen dem Toten ein Grab an einer besonders dafür ausgewählten Stelle hergerichtet wird, so müssen die Totenopfer nunmehr dahin gebracht

werden. Daher sehen wir auf dem schon erwähnten Sarkophag aus Hagia Triada auf Kreta zwei Frauen dem Toten eine rote Flüssigkeit als Spende darbringen. Daß das Blutopfer der minoïschen Zeit (2. Jahrtausend v. Chr.) noch während des ganzen Altertums lebendig geblieben ist, zeigen uns z. B. zwei Stellen der Odyssee (XI, 153 und 390), wo die Schatten rotes Blut trinken, um wieder volle Besinnung erlangen zu können. Neben den Trankopfern werden in altgriechischer Zeit den Toten auch Stiere und andere Tiere am Grabe geopfert. Die Sitte der Beigabe von Gefäßen in das Grab, die sich in neolithischer Zeit und ebenso in der Bronzezeit fast überall findet, kann nur so gedeutet werden, daß diese Gefäße Speise, Trank und sonstige Gaben (Salben) für den Toten enthielten. In der Tat haben sich vereinzelte Spuren von Zerealien, Färbemitteln, Salben usw. in den Gefäßen gefunden. Zur Aufnahme der Spenden stellte man in ältester griechischer Zeit Amphoren auf die Gräber; später spielten die Lekythen, schlanke, einhenklige Kännchen mit zylindrischem Körper und breit ausladender Mündung, die mit Öl gefüllt am Grabe niedergesetzt wurden, eine große Rolle. Damit die Spenden auch wirklich den Toten erreichten, pflegten die Griechen und Römer Röhren in die Erde bis zur Aschenurne zu legen.



Abb. 33. Tonidol aus Cucuteni.
Nach dem Original im Kgl. Museum für Völkerkunde.

Wieviel von den erwähnten Bräuchen in die idg. Urzeit zurückreicht, läßt sich nicht entscheiden. Da wir aber dem Totenkult überall auf der Erde und schon in älterer Zeit als die der indogerm. Stammesgemeinschaft antreffen, so wird er auch bei den Indogermanen verbreitet gewesen sein. Ja, wir dürfen sogar vermuten, daß er weit grausamer als in historischer Zeit betrieben wurde, wie wir schon gehört haben. Menschenopfer, zumal von Frauen, sind zweifellos am Grabe hoch-

gestellter Verstorbener dargebracht worden. Aber schon in vorhistorischer Zeit scheint eine mildere Praxis eingetreten zu sein. Im minoïschen Kreta, im mykenischen Griechenland, im Hügel Kodja-Dermen bei Schumen in Bulgarien, in Cucuteni in Rumänien, in Butmir in Bosnien und an zahllosen anderen Fundplätzen sind Idole, die es bereits in der jungpaläolithischen Zeit gab (Venus von Willendorf), zumeist Frauenfiguren, in den Gräbern gefunden worden. Da man die etwaigen Bildnisse der Ahnen oder der Götter den Toten wohl nicht mit in das Grab gegeben haben wird, so läßt sich vermuten, daß diese Idole die ursprünglich lebendig mitbegrabenen Frauen zu ersetzen bestimmt waren, so wie das Blut, das dem Toten gespendet wird, oder die roten Tücher, in die die Gebeine eingewickelt werden, und andere Bräuche symbolisch das ältere Menschenopfer vertreten.

Selbstverständlich wird man aber auch Götter- und Ahnenbilder gehabt haben, die man, wie noch in historischer Zeit, im Hause an bevorzugter Stelle z. B. am Herde aufbewahrt haben mochte. Eigne Tempel haben die Götter der Indogermanen noch nicht besessen, denn überall da, wo uns die indogerm. Völker noch auf primitiver Kulturstufe entgegentreten, fehlen sie. So berichtet uns Tacitus, Germania, Kap. 9 von den alten Germanen: *nec cohibere parietibus deos neque in ullam humani oris speciem assimulare . . . . . arbitrantur; lucos ac nemora consecrant.* „Sie sind der Ansicht, daß man die Götter weder zwischen Wände einschließen noch sie irgendwie dem menschlichen Aussehen ähnlich gestalten dürfe; Wälder und Haine weihen sie ihnen.“ Die Namen, die in den indogerm. Sprachen für „Tempel“ vorliegen, gehen meist auf eine Urbedeutung „Hain, abgegrenzter Bezirk“ (Bannwald!) zurück. Griech. *τέμενος* „heiliger Bezirk, Hain“ ist wohl eines Ursprungs mit lat. *templum* „abgegrenzter Bezirk“ und stellt sich zu griech. *τέμνω* „schneide“; griech. *ἄλσος* (aus **altjos*, vgl. *Ἄλτις*, den Namen des heiligen Bezirks von Olympia) „Umzäunung, heiliger Bezirk“ kann mit altbulg. *lěsъ* „Wald“, ahd. *walt* „Wald“ verwandt sein; got. *alhs,* altengl. *ealh,* ahd. *alah* „Tempel“ gehört zu lit. *alkas, elkas* „heiliger Hain“, lett. *elks* „Götze“ (ob griech.

ἀλαλκεῖν „abwehren", altengl. *ealgian* „schützen" dieselbe Wurzel enthält, ist unsicher). Altisl. *hǫrgr* „heidnisches Heiligtum" stellt sich zu ahd. *haruc,* altengl. *hearg* „Wald" (*in haraho conjurare* in der lex Ripuaria). Eine gemeinsame keltisch-germanische Benennung für den „heiligen Hain" liegt vor in gall. *νεμητον* (Inschrift von Vaison) = altir. *nemed,* dem Kompositionsglied -*nemetum* vieler Städtenamen (*Augusto-nemetum, Nemeto-briga* usw.) und der altsächs. Glosse *nimid* (*de sacris silvarum, quas nimidas vocant*). Wir dürfen in diesem **nemetom* gleichfalls ein idg. Erbwort erblicken, da es mit lat. *nemus* „Hain", griech. *νέμος* „Weideplatz", av. *nəmata-, nimata-* „Reisig" zusammenhängt.

Erst als die Griechen mit der hochentwickelten mykenischen und ägäischen Kultur bekannt wurden, übernahmen sie die dort bereits herrschende Sitte, die Götterbilder in besonderen Wohnräumen unterzubringen. Wir finden Hauskapellen für die Götter (oder Ahnen) schon in den Palästen der minoïschen Zeit auf Kreta, z. B. in Phaistos, Knossos oder Gurnia; daneben bestand freilich noch der uralte Baumkult, wie uns bildliche Darstellungen beweisen. Auch Opferaltäre unter freiem Himmel finden sich zuweilen. Eigentliche Tempel sind bis jetzt aus vorhellenischer Zeit nicht nachgewiesen. Als die Griechen zum Bau von besonderen Häusern für die Götter schritten, gaben sie den Tempeln die Form ihres Megaron, des einzelligen Hauses mit Vorhalle, das sie seit ihrer Urzeit kannten (s. Abbildung 15, S. 130). Daher heißt der Tempel auf griechisch *νᾱός*, äol. *ναῦος*, hom. *νηός*, att. *νεώς*; das Wort wird doch wohl zu griech. *ναίω* „wohne" gehören [1]).

Die Perser kannten (nach Herodot, I, 131) nach altem Herkommen weder Götterbilder noch Tempel oder Altäre; sie opferten dem Himmelsgott auf hohen Bergen. Freilich hatte die Sitte, den Göttern Tempel zu errichten, zu Herodots Zeit schon Eingang bei ihnen gefunden, wie sie nach dessen Zeugnis von ihren semitischen Nachbarn (Assyrern und Babyloniern) auch fremde Kulte z. B. den der Liebesgöttin

---

[1]) Andere denken an Zusammenhang mit *ναῦς* „Schiff" unter einer Urbedeutung „Baumstamm"; dann hätte griech. *νεώς* eine ähnliche Entwicklung wie lat. *delūbrum* „Heiligtum" durchgemacht (s. oben S. 334).

übernommen hatten. Aber die Erbauer von Tempeln hatten doch den Spott der am Althergebrachten Hängenden zu erdulden. Bei den Römern wurden die Götter in früherer Zeit auf Bergen und in Wäldern verehrt, und noch im Mittelalter galten die Wälder den Litauern als der Sitz ihrer Gottheiten.

Wenn die indogerm. Urzeit auch noch keine Tempel für die Götter kannte, so bestand doch schon eine gewisse Kultordnung. Denn wir sehen bestimmte Ausdrücke für Kulthandlungen über eine Anzahl indogerm. Sprachen verbreitet. So findet sich die Wurzel von griech. *ἅγος* „Anbetung, Opfer" in altind. *yájati*, av. *yazaⁱti* „opfert" wieder; griech. *ἅγιος* „heilig" entspricht genau altind. *yájyas* „verehrungswürdig"; zur gleichen indogerm. Wzl. **jaĝ*- stellt sich altind. *yajñás*, av. *yaznō* „Opfer"[1]). Lat. *lītare* „unter günstigen Vorzeichen opfern, sühnen" findet sich wieder in griech. *λιτή* „Bitte", *λίσσομαι* „flehe"; der Stamm von got. *weihs* „heilig", *weiha* „Priester" steckt in lat. *victima* „Opfer"; lat. *vȯveo* „gelobe" stellt sich zu altind. ved. *vāghát*- „Gelobender, Beter, Veranstalter eines Opfers", griech. *εὔχομαι* „bete", av. *aog*- „verkünde, spreche", altind. *ōhatē* „lobt, rühmt"; lat. *fānum* (aus **fasnom*, vgl. osk. *fíísnam*, umb. *fesnaf-e*) „den Göttern geweihter Ort", altlat. *fēsiae*, lat. *fēriae* „Tage, an denen keine Arbeit verrichtet werden darf, Feiertage" zu einer idg. Wzl. **dhēs*-, **dhəs*-, die auch in altind. *dhišṇyas*, arm. *dikh* „Götter" steckt u. dgl. m.

Die Götter waren verehrungswürdig, weil sie stark und mächtig waren; daher griech. *ἱερός* „stark, mächtig, heilig": altind. *iširás* „stark, blühend"[2]), dazu pälign. *aisis*, umb. *erus* „den Göttern", osk. *aisusis* „durch die Opfer", volsk. *esaristrom* „Opfer" (idg. Wzl. **ais*- in got. *aistan* „verehren", altind. *īḍē* „ich flehe an"). Diese Auffassung entspricht dem primitiven Denken und genügt, um die Bedeutungen des grie-

[1]) Die Verwandtschaft dieser Wortgruppe ist zwar verschiedentlich bestritten worden, aber nicht mit stichhaltigen Gründen.

[2]) Es liegt also kein Grund vor, für griech. *ἱερός*, dial. *ἱαρός* „stark, mächtig" und das gleichlautende Wort mit der Bedeutung „heilig" verschiedenen Ursprung anzunehmen, wie es auch E. Boisacq, Dictionnaire étymologique de la langue grecque s. v. tut.

chischen Wortes zu erklären. Ob die Indogermanen ihrer Verehrung für die Götter auch bereits dadurch Ausdruck gewährten, daß sie sich bei religiösen Feiern in einen Rauschzustand versetzten, wissen wir nicht. In der arischen Urzeit wird bei Indern und Persern die Somapflanze zur Bereitung des Rauschtranks verwandt (altind. *sṓmas*, av. *haomō*), und dieser Akt galt als religiöse Zeremonie. In vedischer Zeit wird der Soma geradezu als Gottheit verehrt; ihm sind (neben anderen) alle 114 Hymnen des 9. Buches des Rigveda gewidmet. Die Art seiner Zubereitung (Pressen, Seihen, Klären, Vermischung mit Milch) geht aus vielen Stellen in diesen Hymnen hervor. Doch wir kennen weder die Heimat noch das Aussehen der eigentlichen Somapflanze; das war auch schon bei den alten Indern der Fall. Wahrscheinlich wurde sie bereits in vedischer Zeit durch Surrogate ersetzt. Wir wissen also nicht, ob die Somapflanze den Indogermanen bekannt war. Sie verstanden einen Rauschtrank, den Met, aus Honig zu bereiten, wie wir im Abschnitt XII, S. 257 gesehen haben; ob sie ihn aber zu religiösen Zwecken gebrauchten, ist unbekannt. In Thrakien ist der Kult des dort alteinheimischen Gottes Dionysos bekanntlich eng mit der Weinkultur verbunden; vermutlich erregte man die Ekstase, in die sich die Verehrer (*ἔνθεοι* „Besessene“) versetzten, außer durch wilde Tänze und lärmende Musik auch durch reichlichen Weingenuß. Die Griechen haben den Kult des Dionysos der Überlieferung nach von Thrakien herübergenommen, wenn auch in gemilderter Form. Von den Alemannen am Bodensee erzählt uns der hl. Columban, daß sie zu Ehren Wodans eine gewaltige Kufe mit Bier leer tranken. Da die indogerm. Thraker und die Germanen viele altertümliche Sitten bewahrt hatten, so wäre es nicht unmöglich, daß die Verwendung des Rauschtranks zu gottesdienstlichen Zwecken auf ein Vorbild der indogerm. Urzeit zurückging. Wie alle halbbarbarischen Völker werden die Indogermanen keine Verächter eines tüchtigen Rausches gewesen sein; freilich erzielten sie ihn nicht mit dem edlen Wein, dessen Kultur ihnen noch unbekannt war, wie wir an der genannten Stelle erfahren haben.

D.

Die Nachbarvölker der Indogermanen.

XVI. Urvölker des europäischen Westens und Südens.

Bei griechischen und lateinischen Schriftstellern, besonders bei Historikern und Geographen, sind uns zahlreiche zerstreute Nachrichten über fremdsprachige Völker erhalten, die im Altertum den Westen und Süden unseres Erdteils bewohnten, heute aber spurlos verschwunden sind. Nur an einer Stelle Südwesteuropas hat sich bei einem Volk ein Überrest der vorindogermanischen Sprachen bis auf unsere Zeit erhalten. Es ist dies bei den Basken, die, ganz vom romanischen Sprachgebiet umschlossen, nördlich und südlich der Pyrenäen im Südwesten Frankreichs und Nordwesten Spaniens noch heute neben eigenartigen Sitten ihre uralte Sprache, das *Euskara* oder *Eskara* nach ihrer eigenen Benennung, bewahren. Man ersieht leicht aus der geographischen Lagerung des heute kaum viel mehr als eine halbe Million Seelen zählenden Volksstammes, daß sein einst weiter reichendes Gebiet von den vordringenden romanischen Sprachen im Laufe der Zeit eingeengt sein muß, ein Vorgang, der sich auch in unseren Tagen noch fortsetzt. Wenn die Basken aber ein fremdes, nichtindogerm. Idiom sprechen, so sind sie dennoch in anthropologischer Hinsicht von den Südfranzosen und Spaniern nicht wesentlich verschieden. Sie gehören nämlich in ihrer Hauptmenge dem südeuropäischen Typus an, der durch mittlere Größe, dunkle Haar- und Augenfarbe und längliche Schädelform charakterisiert ist. Ein nicht unerheblicher Prozentsatz weist hellere Augen-

und Haarfarbe verbunden mit rundlichem Schädelbau auf; die Angehörigen dieses Typus, die in der Regel größer und grobknochiger wie ihre brünetten Stammesgenossen gebaut sind, wohnen zumeist in den Bergen. Da diese Mischungsverhältnisse auch bei der romanisch sprechenden Bevölkerung Südwesteuropas anzutreffen sind, so ist die Annahme gerechtfertigt, daß die Basken als Volksstamm betrachtet einst weitere Verbreitung hatten und nur sprachlich, nicht körperlich der Romanisierung erlegen sind.

Der Name, den die Basken ihrer Sprache geben: *Euskara* ist schon längst mit dem der alten *Ausci* in Aquitanien zwischen Garonne und Adour zusammengestellt worden; der Name „Basken" selbst geht auf die *Vascones* zurück, die in der römischen Zeit zwischen dem mittleren Ebro und den Pyrenäen wohnten. Die einst größere Ausdehnung des Baskenstammes wird also auch durch die Namen des Volkes und der Sprache erwiesen. In ihren Sitten haben sie bis heute außerordentlich viele Anklänge an primitive Kulturen bewahrt. Der Ackerbau wird vielfach nach Art des urzeitlichen Hackbaus mit einem zweizinkigen Gerät betrieben, das über der einen Spitze einen Handgriff besitzt und zur Lockerung des Bodens dient. Dieses Werkzeug, *laya* genannt, ist das volkstümliche Ackerbaugerät der Basken, obwohl ihnen der Pflug nicht mehr unbekannt ist[1]). In einigen Gegenden herrscht noch in modernen Zeiten die schon von Strabo erwähnte iberische Sitte der Vererbung auf die älteste Tochter, die ihren Geschwistern den Unterhalt gewähren mußte. Dieser Rest des im vorindogerm. Europa einst weit verbreiteten Matriarchats oder Mutterrechts (vgl. Abschnitt VI, S. 116f.) verbindet sich bei dem baskischen Volk mit einer scharfen Trennung der Geschlechter, von denen jedes ein ziemlich gesondertes Leben führt, eigne Spiele und Tänze hat usw. Eigentümliche Hochzeitsgebräuche, laute und leidenschaftliche Totenklagen, ein auf zahlreiche Gebiete des sozialen Lebens ausgebreiteter Aberglaube und

---

[1]) R. Braungart, Die Urheimat der Landwirtschaft aller indogerm. Völker, 1912, S. 400ff.

anderes mehr sind ebenfalls Überreste einer sonst von den westeuropäischen Völkern überwundenen Kulturstufe. Das eigenartigste Überbleibsel aus uralter Zeit ist aber die sog. Couvade, das Männerkindbett[1]). Diese Sitte wird uns aus alter Zeit für die Iberer durch den Geographen Strabo, für Korsika durch Diodorus Siculus bezeugt. Doch auch sonst war sie weitverbreitet: sie wird aus China von Marco Polo (14. Jahrhundert), aus Südamerika von vielen Reisenden seit dem 16. Jahrhundert bis heute erwähnt und ist noch jetzt bei den Drawidas, der dunkelhäutigen Urbevölkerung Indiens, anzutreffen. In ihrer eigentlichen Form besteht sie darin, daß sich der Mann nach der Geburt eines Kindes an Stelle der Frau ins Wochenbett legt, das neugeborene Kind zu sich nimmt, die Besuche der Freunde und Nachbarn empfängt, mit einem Wort die Wöchnerin spielt. Die Frau besorgt währenddessen den Haushalt. Äußerst schwer zu bestimmen ist es, woher diese Sitte ihren Ursprung genommen und weshalb sie sich in den bezeichneten Gegenden so lange erhalten hat. Man könnte sich denken, daß sie von Völkern, bei denen das Matriarchat herrschte, geübt wurde, um den Vater des Kindes einige Zeit wenigstens an die Mutter und das Kind zu fesseln und seine Vaterschaft festzustellen. Wahrscheinlicher aber ist, daß sie ihren Ausgang von gewissen religiösen Vorstellungen genommen hat, da bei manchen Stämmen auch totemistische Anschauungen mitspielen (z. B. das Verbot, gewisse Tiere während der Couvade zu genießen); oder das Männerkindbett diente als apotropäisches Mittel, um die schädlichen Dämonen von Frau und Kind fernzuhalten, indem der Mann, dem sie nichts anhaben können, ihnen als Wöchnerin vorgetäuscht wird[2]). Wie dem auch sei, die Erhaltung eines bis auf die ältesten Kulturen der Menschheit zurückgehenden

---

[1]) Zusammenstellung älterer und neuerer Nachrichten bei Hugo Kunike, Das sog. „Männerkindbett". Zeitschrift für Ethnologie, Band 43, S. 546f.

[2]) Vgl. Ernst Samter, Geburt, Hochzeit und Tod, 1911, S. 95, Anm. 1, wo dieselbe Ansicht vertreten wird und ältere Literatur zu finden ist. Für diese Auffassung spricht auch der noch heute in Armenien übliche Brauch, der Wöchnerin einen Männerhut aufzusetzen, damit ihr der „Böse" nichts anhaben kann.

Brauches spricht für die hohe Altertümlichkeit der Sitten und Bräuche bei dem Baskenvolk.

Aber auch ihre Sprache ist nicht minder alt und merkwürdig. Man sieht auf den ersten Blick, daß sie kein indogerm. Gepräge aufweist; aber ebensowenig ist es gelungen, ihre Verwandtschaft mit irgendeiner anderen Sprachgruppe zu erweisen. Müßig ist es, über ihre Zugehörigkeit zur Sprache der Iberer zu streiten, da wir von dieser außer Namen und einigen Glossen keine Überbleibsel haben und mit den noch nicht ganz lesbaren Inschriften nichts Rechtes anzufangen wissen. Aber da die Basken zweifellos einen Teil des ehemaligen Wohngebietes der Iberer innehaben, so liegt die Annahme nahe, daß auch ihre Sprache, wenn sie nicht direkt von der iberischen abstammt, wenigstens in einem dialektischem Verhältnis zum ausgestorbenen Iberischen, speziell zum Aquitanischen steht.

Einer der besten Kenner des baskischen Sprache, der französische Sprachforscher Julien Vinson, bezeichnet sie als das Idiom einer sehr niedrig stehenden Zivilisation und nach der Qualität der Worte als eine der allerärmsten Sprachen. Sie zerfällt in eine Anzahl Dialekte, die aber mit den politischen Grenzen nicht zusammentreffen. Charakteristische Eigentümlichkeiten des Lautbestands des Baskischen sind: das Fehlen des *f* (außer in Fremdwörtern) und des *r*-Lautes im Wortanfang, stark aspirierte Tenues im Niedernavarresischen (*p-h, t-h, k-h*) usw. Die Wurzeln des Baskischen sind einsilbig oder auf solche zurückzuführen und zwischen Verbal- und Nominalwurzeln wird streng geschieden; beides Erscheinungen, die dem Indogermanischen fremd sind. Die formalen Beziehungen werden in der Regel durch Suffixe wiedergegeben unter Berücksichtigung eines Sprachgesetzes, demzufolge immer der Hauptbegriff vorausgeht und seine Nebenbestimmungen nachfolgen. Auch dies ist ein Zeichen primitiver Denkweise, die wir in der Umgangssprache der niederen Schichten und in der Kindersprache auch bei uns beobachten können („schreiben tu' ich nicht" = „ich will nicht schreiben"). Dem Substantiv fehlt das grammatische Geschlecht, aber es kann wie das

Adjektiv gesteigert werden, was unsern Sprachgewohnheiten ganz fremdartig erscheint.

Der schon genannte Sprachforscher Julien Vinson hat den Versuch gemacht[1]), das Urbaskische zu rekonstruieren und auf Grund seines Wortvorrats das Bild der urbaskischen Kultur zu entwerfen, ganz wie es in diesem Buche für das indogerm. Urvolk versucht worden ist. Nach seiner Ansicht ähnelte das Urbaskische in vielfacher Beziehung dem Chinesischen, das ja bekanntlich auch nur einsilbige Wurzeln aufweist. Die Beziehungen verschiedener Wurzeln zueinander, wenn sie in einen gedanklichen Zusammenhang traten, wurden durch bestimmte präfigierte oder suffigierte Elemente ausgedrückt. Aus deren Mannigfaltigkeit ergaben sich zahllose grammatische Kategorien, die aber nur in einem sehr lockeren Gefüge standen. Eine eigentliche Pluralbildung beim Nomen existierte nicht; die Mehrzahlform war die eines unbestimmten Kollektivums[2]). Das Verbum hatte noch keine Modi aufzuweisen und war arm an Zeitformen, von denen nur zwei, ein Präsens (in der Form des sog. Aoristpräsens d. h. mit schwacher Wurzelstufe) und eine Vergangenheitsform vorlagen. Das Zahlsystem, das später auf vigesimaler Grundlage beruhte — vgl. Abschnitt XIII, S. 271f. —, bestand nur aus zwei bis drei Zahlwörtern. Der Wortvorrat war überhaupt dürftig; abstrakte Begriffe fehlten ganz. So waren z. B. Namen für die einzelnen Bäume vorhanden,

---

[1]) Revue de linguistique et de philologie comparée Band 44, p. 241ff. — Gegen seine Aufstellungen wendet sich T. de Aranzadi, Bulletins et Mémoires de la Société d'Anthropologie de Paris, Bd. 6, 39f. mit dem Hinweis auf den Umstand, daß dem Baskischen durch den Einfluß der romanischen Sprachen und der Kirche sicher viel altes Sprachgut verloren gegangen sein wird.

[2]) Reste dieser ursprachlichen Bildungsweise besitzt ja auch das Indogermanische, wenn z. B. der Plural der Neutra auf *-om* auf *-ā* endigt wie der Singular der femininen *ā*-Stämme: altind. *yugā́*, lat. *juga*, got. *yuka*, altbulg. *iga* „Joche" wie altind. *áśvā*, lat. *equa* „Stute", griech. *θεά* „Göttin", lit. *rankà*, altbulg. *ręka* „Hand", got. *giba* „Gabe". Im Griechischen verbindet sich noch in historischer Zeit der Plural des Neutrums deshalb mit dem Verb im Singular: *τὰ τέκνα γίγνεται* „die Kinder werden geboren". Ausführlich handelt darüber Johannes Schmidt, Die Pluralbildungen der indogerm. Neutra, 1889, S. 5ff., 21ff., 38ff. usw.

während der Sammelbegriff „Baum“ in dem Vokabular des Urbaskischen nicht vertreten war. Andererseits waren in vielen Fällen mehrfache Benennungen vorhanden, die uns als überflüssig erscheinen müssen, aber durch die Kulturzustände des urbaskischen Volkes bedingt waren. So hieß die Schwester des Mannes *arreba*, die der Frau *ahizpa*; die Frau spielte eben eine größere Rolle als in unserer Kultur. Es ist schon erwähnt worden, daß bei den Basken noch in historischer Zeit das Mutterrecht herrschte, d. h. die Familienfolge wurde nach der Seite der Mutter bestimmt; wer der Vater des Kindes war, konnte bei dieser Gesellschaftsordnung gleichgültig bleiben. Das Familienleben beruhte auf kollektiver Polyandrie, insofern als alle Frauen einer Familie alle dazu gehörigen Männer gemeinsam besaßen. Das baskische Urvolk befand sich im Übergang vom Hirtenleben zum Ackerbau; Getreide, Mais, Wein wurden angebaut, aber die feineren Obstsorten waren noch unbekannt. Ein urbaskischer Name für die Buche fehlt; dieser Baum, der für manche Forscher bei dem Versuch, die Stammsitze der Indogermanen zu bestimmen, eine so große Rolle spielt, ist also im Baskenland ursprünglich unbekannt gewesen. Ebensowenig wie bei dem indogerm. Stammvolk läßt sich bei den Urbasken ein Priesterstand nachweisen.

Über die Verwandtschaft der Sprache des Baskenvolks mit andern Sprachstämmen sind mancherlei Vermutungen geäußert worden. Man suchte sie mit dem indogermanischen Sprachstamm zu verknüpfen, ohne indes einen überzeugenden Beweis führen zu können[1]); ein anderer Forscher verficht mit derselben Bestimmtheit die Verwandtschaft des Baskischen mit dem Finnischen[2]). Auch mit dem Berberischen, einem

---

[1]) C. C. Uhlenbeck zumeist in den Mitteilungen der ndl. Akademie der Wissenschaften, 1891, 1901, 1903 ff., auch in der Tijdschrift voor nederlandsche Taal- en Letterkunde an verschiedenen Stellen.

[2]) Rudolf Gutmann in der Zeitschr. für die Kunde der idg. Sprachen, Bd. 29, 154 ff., an verschiedenen Stellen der Revue de Linguistique et de Philologie comparée, Bände 41 bis 45 und in der Zeitschr. für vergleichende Sprachwissenschaft, Band 44, 136 f.

nordafrikanischen Dialekt, ist es zusammengestellt worden[1]), und selbst mit dem Georgischen und anderen Sprachen des Kaukasus ließen sich Ähnlichkeiten auffinden[2]). Alle diese Versuche beweisen uns die Unsicherheit der Forschung, wenn sie die linguistische Stellung des Baskischen ermitteln soll. Am naheliegendsten und überzeugendsten ist noch die Annahme, das Baskische sei mit dem ausgestorbenen Iberischen verwandt[3]). So berichtet Strabo (Buch IV, 11) von den Aquitaniern, die sich auch nach Cäsars Angabe zu Anfang seines Werkes über den gallischen Krieg von den übrigen Galliern in Sprache und Sitten unterschieden und in demjenigen Teil Frankreichs saßen, wo wir heute die Basken antreffen: *τοὺς μὲν Ἀκυιτανοὺς τελέως ἐξηλλαγμένους οὐ τῇ γλώττῃ μόνον ἀλλὰ καὶ τοῖς σώμασι ἐμφερεῖς Ἴβηρσι μᾶλλον ἢ Γαλάταις* „Die gänzlich verschiedenen Aquitanier seien nicht nur der Sprache, sondern auch ihrer körperlichen Beschaffenheit nach den Iberern ähnlicher als den Kelten". An dieser durchaus bestimmten Nachricht aus dem Altertum müssen wir festhalten; alle linguistischen Spielereien — denn das sind die Vergleiche einzelner baskischer Wörter mit willkürlich herausgegriffenen berberischen, finnischen oder georgischen Vokabeln, wenn sie auch ähnliche oder gleiche Bedeutungen haben — können dagegen nicht aufkommen. Einiges Gewicht ist auch auf das Vorkommen baskischer Worte im Spanischen und Portugiesischen, auf das Fehlen des *f*-Lautes in allen diesen Sprachen und auf manche Übereinstimmungen im Charakter von Spaniern und Basken zu legen. Vermutlich zerfielen die Iberer, wie

---

[1]) Hans Georg Conon von der Gabelentz in den Sitzungsberichten der Berl. Akademie der Wissenschaften, 1893, S. 593 ff. und in einer selbständigen Schrift: Die Verwandtschaft des Baskischen mit den Berbersprachen Nordafrikas, Braunschweig, 1894.

[2]) Heinr. Winkler, Das Baskische und der vorderasiatisch-mittelländische Völker- und Kulturkreis, 1909.

[3]) H. Schuchardt, Zeitschrift für romanische Philologie, Bd. 23, S. 174 ff., Bd. 32, S. 349 ff. und „Die iberische Deklination" in den Sitzungsberichten der K. Akademie der Wissenschaften zu Wien. Phil.-hist. Kl., Bd. 157 (1907), Heft 2. — Gegen ihn Julien Vinson in der Revue de Linguistique et de Philologie comparée, Bd. 40, S. 1 ff. und 209 ff.

übrigens auch alle indogerm. Völker in alter Zeit in zahllose, politisch und sprachlich gesonderte Stämme [1]); einen oder mehrere von ihnen dürfen wir wohl in den heutigen Basken wiedererkennen.

Was für ein Volk waren nun aber die I b e r e r und woher kamen sie? Nach den Nachrichten klassischer Schriftsteller waren sie nicht nur über die Pyrenäische Halbinsel und Südwestfrankreich, sondern auch über die Inseln Sizilien, Sardinien und Korsika verbreitet. Thukydides, Buch VI, Kap. 2 nennt die Sikaner als Bewohner des Westens von Sizilien und meint von ihnen [2]): „Sie sind Iberer und kamen von dem Flusse Sikanos in Iberien, den Ligurern ausweichend.“ Auch nach Nordafrika scheinen sie sich ausgedehnt zu haben, worauf manche Übereinstimmungen der Orts-, Fluß- und Völkernamen hinweisen; solche Beziehungen erstrecken sich auch auf die Inseln des Tyrrhenischen Meeres. Damit ist nun freilich nicht gesagt, daß die Iberer etwa aus Nordafrika gekommen wären; sie können ebensogut von der Iberischen Halbinsel aus dorthin übergesetzt sein. Wir sehen an der Meerenge von Gibraltar im Verlauf der Geschichte ein fortwährendes Hinüber- und Herüberfluten der Völker: nachdem Punier (Karthager) aus Nordafrika nach Spanien gekommen waren, schlagen die germanischen Vandalen den umgekehrten Weg ein, und die Mauren führen den Gegenstoß einige Jahrhunderte später aus. Wir erleben jetzt die Expansionsversuche der Spanier (wie auch anderer romanischer Völker, die hierin den Spuren der Römer folgen) in Nordafrika. Die vielen gleichartigen Ortsnamen der Iberischen Halbinsel und Nordafrikas sind also genau so zu beurteilen, wie die in römischer Zeit in Nordafrika vertretenen lateinischen Namen oder in Spanien die zahlreichen Städte-, Berg- und Flußnamen arabischen Ursprungs. Das jeweils herrschende Volk dokumentiert seine Anwesen-

---

[1]) Strabo, III, 6, 26: *Ἴβηρες χρῶνται γραμματικῇ, οὐ μιᾷ δ' ἰδέᾳ οὐ δὲ γὰρ γλώττῃ μιᾷ* „Die Iberer besitzen ein Alphabet, freilich nicht ein gleichförmiges, noch einerlei Sprache“.

[2]) *Ἴβηρες ὄντες καὶ ἀπὸ τοῦ Σικανοῦ ποταμοῦ τοῦ ἐν Ἰβερίᾳ ὑπὸ τῶν Λιγύων ἀναστάντες.*

heit durch diese Namen, die häufig den Wechsel des Herrschervolks überdauern.

Als die große keltische Expansion des 6. Jahrhunderts v. Chr. Keltenstämme auch nach Spanien führte, entstand aus ihrer Vermischung mit den Iberern das Volk der Keltiberer, das im mittleren Spanien, im Quellgebiet des Anas (Guadiana) und Tagus (Tajo) und vielleicht auch im Becken des Ebro wohnte. Doch auch über das andere, mittlere und westliche Gebiet der Iberischen Halbinsel hatten sich die Kelten ausgebreitet, wie uns besonders die auf *-briga*[1]) ausgehenden Städtenamen (*Segobriga, Nertobriga, Arcobriga, Nemetobriga* usw.) lehren, die besonders häufig in den Flußtälern zu finden sind. Ziemlich unberührt von der keltischen Invasion blieben Südspanien, der Strich an der Ostküste südlich des Ebro und das Land zwischen diesem Fluß und den Pyrenäen. Die keltischen Einwanderer sind später von der Urbevölkerung sprachlich aufgesogen worden, da wir von keltischen Idiomen zur Römerzeit nichts mehr hören. Doch scheinen sich ihre Spuren in körperlicher Hinsicht während des ganzen Altertums erhalten zu haben, da die Nachrichten über das Aussehen der Iberer zwei Typen erkennen lassen, einen dunklen und einen hellen. Jener entspricht dem Typus der mittelländischen Rasse, dieser erinnert mit dem rötlichen Haar und der weißen Haut[2]) an das Aussehen der Kelten, das sich von dem der Germanen nicht sehr unterschied.

Was die Kultur der Iberer betrifft, so ist schon erwähnt worden, daß sie nach Strabos Bericht (Buch III, Kap. 4, 17) die mutterrechtliche Familienordnung besaßen, gesonderte Tänze und Vergnügungen beider Geschlechter und die Sitte der Couvade kannten. Strabo erzählt uns an der genannten Stelle[3]): „Die Weiber betreiben den Ackerbau, und wenn sie

---

[1]) Freilich könnte hier oft ein hypothetisches iberisches *bri* „Stadt" (z. B. in *Ili-berri* „Neustadt") zugrunde liegen, das an kelt. *-briga* angeglichen wurde.

[2]) *Comam rutilus, sed cum fulgore nivali corporis* bei Silius Italicus 16, 472f. „mit rötlichem Haar, aber hellschimmerndem Körper".

[3]) *Γεωργοῦσιν αὗται τεκοῦσαί τε διακονοῦσι τοῖς ἀνδράσιν ἐκείνους ἀνθ' ἑαυτῶν κατακλινάσαι.*

geboren haben, übertragen sie es den Männern, sich an ihrer Stelle ins Bett zu legen." Dieser iberische Brauch war im Altertum auch auf der Insel Korsika anzutreffen; ebenso war die eigentümliche Tracht der Korsikaner noch zu Senecas Zeit (1. Hälfte des 1. Jahrh. n. Chr.) übereinstimmend mit der iberischen.

Die Iberer standen bei Griechen und Römern in großer Achtung; man wußte mancherlei von dem fabelhaften Reichtum ihres Landes an Gold und Silber zu erzählen. Die Turdetaner im heutigen Andalusien waren besonders wegen ihrer hohen Kultur bekannt; sie sollen nach Strabo (Buch III, Kap. 6, 25ff.) ein Alphabet, Geschichtswerke, Heldenlieder und metrisch abgefaßte Gesetze besessen haben. Zu seiner Zeit freilich waren sie vollkommen romanisiert. Diesem Schicksal unterlagen alle Iberer ziemlich schnell, teils infolge der Kriege und der Entvölkerung ganzer Landstriche zur Zeit der Republik, teils durch die friedliche Durchdringung ihres Landes zur Kaiserzeit. Ernsthaften Widerstand haben die Iberer in den Jahrhunderten nach Christi Geburt der römischen Sprache und Kultur nicht mehr entgegengesetzt. So kommt es, daß wir von der alten Sprache der Iberer außer noch nicht ganz lesbaren und kaum deutbaren Inschriften auf Stein nur höchst spärliche Reste, Namen bei klassischen Schriftstellern, auf lateinischen Inschriften und auf Münzen sowie einige Glossen besitzen[1]), die uns kein Urteil über die Verwandtschaft des Iberischen mit andern Sprachstämmen ermöglichen. Es ist nicht einmal als feststehend anzunehmen, ob die verschiedenen Sprachen, die die Alten unter dem Sammelbegriff „Iberisch" zusammenfaßten, zu ein und derselben Familie gehörten. Selbstverständlich hat es auch nicht an Versuchen gefehlt, das Iberische als ein Glied des indogerm. Sprachstammes hinzustellen[2]) — diesem Schicksal ist keine noch so dunkle Sprache entgangen —, aber natürlich ohne Erfolg. Wir wissen zu wenig von dieser früh untergegangenen Sprache, um sie in eine

---

[1]) Gesammelt sind alle Überreste der iberischen Sprache (bis auf etwa zehn neueste Funde) bei E. Hübner, Monumenta linguae Ibericae. Berlin 1893.

[2]) Zuletzt E. Philipon, Les Ibères. Paris 1909.

bekannte Gruppe mit Sicherheit einreihen zu können. Daß das Baskische wohl mit dem Iberischen irgendwie zusammenhängen wird, ist schon erwähnt worden.

Wie die Iberer zuerst von den Kelten, dann von den Römern eingeengt und endlich aufgesogen wurden, so ist es auch einem andern Volke, den Ligurern, ergangen. Die Alten unterscheiden scharf von den Kelten die *Λίγυες*, *Λιγυστικὰ ἔθνη*, *Ligures*[1]), die also gewiß mit jenen ursprünglich nicht verwandt waren. Strabo, Buch II, Kap. 5, 28 sagt in bezug auf die beiden Völker[2]): „Diese sind verschiedenen Stammes, aber in ihrer Lebensweise sehr ähnlich." Das will also besagen, daß die Ligurer zu Strabos (oder seiner Gewährsmänner) Zeit die überlegene Kultur der Kelten angenommen hatten, unter deren Herrschaft sie übrigens lange Jahrhunderte gestanden haben werden. Von ihnen sind sie auf den Küstenstrich am Meerbusen von Genua, der noch heute nach ihnen *Ligure* heißt, und Teile der West- und Zentralalpen beschränkt worden. Einst dehnte sich ihr Gebiet viel weiter aus; sie wohnten östlich bis zum Mincio und südlich bis Reggio, westlich bis zur Rhône und diesen Strom entlang tief nach Frankreich hinein. Der Po hieß auf ligurisch *Βόδεγκος*, *Bodincus* (nach Plinius, Hist. nat. III, 122 bedeutete der Name *fundo carens* „ohne Boden"), wovon der gallische Stadtnamen *Bodingomāgum* „Po-Ebene" abgeleitet ist. Wie die Iberer, so haben sich auch die Ligurer mit den Kelten zu einem Mischvolk, den Keltoligyern, verbunden; diesen Namen gaben nach Strabo, IV, 6, 3 die Massalioten, die Einwohner des alten Marseille, den Salyern, die ursprünglich ein rein ligurisches Volk waren.

Ligurische Inschriften (auch „lepontische" benannt) sind an verschiedenen Orten (Ornavasso, Lugano usw.) gefunden, auch einige Glossen bei antiken Schriftstellen erhalten worden (*asia* „Korn" bei Plinius, *σιγύνναι* „Krämer" bei Herodot V, 9); ferner erblickt man ligurische Sprachreste in charakteristischen Städtenamen, wie in *lucus Bormani* (heute *Bormio*), *Bergomum*,

---

[1]) *Ligures* aus **Liguses*, ebenso *Λίγυες* aus **Λιγυσες*; das *σ* ist noch erhalten in *λιγυστικός* „ligurisch".

[2]) *Οὗτοι δ' ἑτεροεθνεῖς μέν εἰσι, παραπλήσιοι δὲ τοῖς βίοις.*

Bergintrum (am Kleinen St. Bernhard), in den ursprünglich adjektivischen Städtenamen auf *-asco*, *-osco-*, *-usco* (*Neviasca*, *Vinelasca* auf alten Inschriften, *Borzonasca*, *Bossolasco* im heutigen Ligurien).

Auch die Ligurer sind für Indogermanen angesehen worden[1]. Man suchte dies z. B. aus dem Namen des Ortes *lucus Bormani* zu folgern; wegen der in Bormio befindlichen Thermalquellen (*aquae Bormiae*) brachte man den Stamm **borm-* mit lat. *formus*, griech. *θερμός* „warm", altind. *gharmás*, altpreuß. *gorme* „Hitze" in Verbindung. Auch in gallischen Badeorten läßt sich ein Name *Bormo* (Göttername?) mehrfach belegen. Ob aber der ligurische Stamm **borm-* „warm" mit der idg. Sippe urverwandt ist, geht aus diesen Tatsachen noch nicht hervor; es kann ein zufälliger Anklang vorliegen, auch wäre Entlehnung aus einem indogerm. (keltischen) Dialekt nicht unmöglich.

Eine im ligurischen Gebiet gefundene Inschrift auf einem Gefäß von Ornavasso:

latumarui : sapsutai-pe :
vinom : naśom

enthält zwar deutlich das vulgärlateinische *vinom* „Wein" und in *naśom* mag *Naxum*, *Naxium* stecken, also *vinum naśom* „naxischer Wein" bedeuten. Ob aber *-pe* = lat. *que* „und" zu setzen ist, muß unentschieden bleiben, und was in den vorangehenden Wörtern *latumarui sapsutai* steckt (Genitive von Eigennamen?), kann man nicht sagen. Das ligurische *pala* „Grab" (?) auf Inschriften soll mit corn. *palas* „Graben", cymr. *palu* „graben" urverwandt sein; aber nicht einmal die Bedeutung des angeblich ligurischen Wortes steht ganz sicher fest.

Wie man sieht, ruht die Hypothese von der Zugehörigkeit der Ligurer zum indogerm. Sprachstamm auf schwachen Füßen. Aber wenn auch die erwähnten Anklänge an indogerm. Sprachgut einer erneuten Prüfung standhalten sollten,

[1]) Zuletzt von Paul Kretschmer, Zeitschrift für vgl. Sprachforschung, 38, S. 97 ff. und Herm. Hirt, Die Indogermanen, II, 563 f. Doch vgl. F. Skutsch, Gotta, I, S. 393. Die Sprache der Inschriften behandelt ferner O. A. Danielsson, Zu den venetischen und lepontischen Inschriften in Skrifter utgifna af Kungl. humanistika Vetenskap-Samfundet i Uppsala, Band 13, S. 1 ff.

so wäre damit auch nicht viel für das Problem der Herkunft der Ligurer gewonnen. Bei ihrer intensiven Durchdringung mit keltischen Elementen kann ja auch eine Sprachmischung stattgefunden haben, die indogerm. Wortstämme ins Ligurische eingeführt hat.

Eine einstige weitere Ausdehnung der Ligurer über Südfrankreich, das nördliche Alpenvorland, Mittelitalien und Korsika ist auf Grund mancher Übereinstimmungen von Orts-, Berg- und Flußnamen und in Anlehnung an Nachrichten klassischer Schriftsteller behauptet worden. So klingt *Alba Augusta* im Gebiet des ligurischen Gebirgsvolkes der Albici oder Albienses, *Alba Docilia* an der ligurischen Küste, *Alba Pompeia* am Tanarus (nördlich vom Apennin) und andere derartige Namen an *Alba longa* in Latium, an die *Alpen*, die rauhe *Alb* in Süddeutschland an; aber vermutlich steckt in dem Stamm **alp-*, **alb-* (man beachte den Wechsel zwischen *p* und *b*) ein nichtindogerm. Wort für „Berg", wie auch die oben genannte keltische Endung **-briga* in Städtenamen „Berg" bedeutet. Der Flußname *Rhodanus* (Rhône) kehrt als *Rhotanus* auf Korsika wieder und der Städtename *Genava* ist in *Genua* (ital. *Genova*) und in *Genf* (franz. *Genève*) vertreten. Aber wir wissen durchaus nicht, welchem Volksstamm wir diese Namen ursprünglich zuzuschreiben haben; sie können sogar noch älter als die Besitznahme des Gebietes durch die Ligurer sein.

Was den körperlichen Habitus der alten Ligurer betrifft, so werden sie als schmächtig, aber zäh und kräftig bezeichnet. Selbst große Gallier seien von schmächtigen Ligurern im Einzelkampf oft überwunden worden (Diodorus Siculus, Buch V, Kap. 39). Aus diesen vagen, vielleicht auch in rhetorischer Absicht gefärbten Angaben kann man allenfalls entnehmen, daß die Ligurer eher zum südeuropäischen als zum mitteleuropäischen Menschenschlag zu rechnen sind. Das stimmt zu dem Befund aus den neolithischen Gräbern in den Höhlen von Finalmarina an der Riviera di Ponente und zu den heutigen Rasseverhältnissen in der Provinz Ligurien[1]. Ihre Be-

[1] M. Hoernes, Natur- und Urgeschichte des Menschen, Bd. I, S. 345.

völkerung stellt sich in physischer Hinsicht in eine Reihe mit der süditalienischen, deren Kennzeichen, Dolichokephalie und dunkle Komplexion, mit denjenigen der Mittelmeerrasse übereinstimmen. Brachykephale Elemente fehlen im Küstenstrich so gut wie ganz, nur im alpinen Hinterland sind sie stärker vertreten; das besagt aber, daß die Kelten an der Küste von den bodenständigen Elementen, den Ligurern, vollständiger aufgesogen wurden als im Gebirge, wo sie in Berührung mit ihren Stammesgenossen blieben, die Oberitalien sein anthropologisches Gepräge bis auf den heutigen Tag gegeben haben. Der Apennin war in alter Zeit und ist noch heute eine Rassenscheide, wenigstens in Oberitalien: südlich wohnten Ligurer, nördlich Kelten.

Das brachykephale Element ist in Mittelitalien auch über den Apennin vorgedrungen und hat die Landschaften Etrurien und Latium stark durchsetzt. Manche Forscher haben in diesen Brachykephalen das noch immer rätselhafte Volk der Etrusker wiedererkennen wollen. Diese Annahme entbehrt der Begründung; wir kennen keinen etruskischen Typus und vermutlich waren die Etrusker überhaupt nur eine kriegerische, höher zivilisierte Herrenkaste, die sich in dünner Schicht über die unterworfenen Ureinwohner lagerte und physisch später in ihnen aufging. Der Einfluß der etruskischen Kultur, die sich uns besonders in reichen Grabbeigaben enthüllt, auf die italischen Völker kann nicht hoch genug eingeschätzt werden. Gegen das Ende des achten Jahrhunderts erreichte sie unter orientalischem und phönikischem Einfluß ihre höchste Blüte. Um 500 v. Chr. begann der griechische Einfluß vorherrschend zu werden; die Buchstabenschrift, die Münzprägung, neue Götter, neue Bauweisen wurden damals von den Etruskern aus Griechenland übernommen. Von Etrurien aus dringen die neuen Impulse über den Apennin nach Norditalien vor; Süditalien hatte ja bekanntlich seine direkten Beziehungen zu Griechenland durch die zahlreichen griechischen Kolonien [1].

---

[1] Sophus Müller, Urgeschichte Europas, S. 120ff., 124ff.

Über die Herkunft der Etrusker standen sich im Altertum bei den griechischen Autoren zwei Ansichten gegenüber. Herodot (Buch I, Kap. 94) erzählt uns, die Lyder in Kleinasien hätten unter der Führung des Königssohns Tyrsenos zu Schiff das italische Umbrien kolonisiert, als unter dem König Atys eine große Hungersnot im Lande ausgebrochen wäre. Dionysius von Halikarnaß (Buch I, 30) dagegen sieht die Etrusker für autochthon an. Eine dritte Annahme, die sich bei Livius und anderen römischen Geschichtsschreibern findet, die Etrusker seien stammverwandt mit den Rätern im Alpengebiet, wird zuletzt zur Sprache kommen.

Untersuchen wir vorerst die Annahme Herodots, nach der die Etrusker über das Meer nach Italien gekommen seien. Zunächst stimmt der Name, den ihnen die Griechen gaben: *Τυρσᾶνοί, Τυῤῥηνοί* zu dem der *Turš,* die als Seeräuber zur Zeit des Pharao Mernephta (etwa 1270 v. Chr.) Ägypten heimsuchten. Ferner kennen griechische Historiker Tyrrhener an den Küsten des ägäischen Meeres, und die Bildung des Namens erinnert an gleich gebildete Völkernamen Kleinasiens (Kyzikener, Pergamener usw.). Im südlichen Lydien findet sich in der Tat ein Ortsname Tyrrha, von dem der Name der Tyrrhener abgeleitet sein könnte. Die Umbrer, in deren Gebiet sie sich ansiedelten, haben eine Ableitung mit dem idg. Suffix **-co-* von demselben Stamm *Turs-* zur Bezeichnung des fremden Volkes gebildet: *Τυρσ-ᾶνοί*: *Turscoi*; davon stammt das lat. *Tursci, Tusci* „Etrusker" ab. Daneben findet sich die Form *Etrusci,* deren Verhältnis zu jener noch der Aufklärung bedarf[1]).

Für die kleinasiatische Herkunft der Etrusker scheint auch eine auf der Insel Lemnos im ägäischen Meer gefundene Inschrift in einer nichtgriechischen Sprache zu zeugen, die in manchen Einzelheiten an etruskische Inschriften erinnert[2]).

[1]) A. Cuny, Revue des Études anciennes, Bd. 12, S. 16 sieht als gemeinsame Grundform *Tursco* (vielleicht aber richtiger *Trsco*) an; in der Form mit vorgeschlagenem *e* sieht er ein Wort der Mittelmeerbevölkerung, das auf semitisch-altägyptische Lautgewohnheiten zurückgehe. Hier sei nämlich der Anlaut *tr-* unmöglich, weshalb ein Vokal vor ihn getreten sei.

[2]) Jetzt ausführlich behandelt und als „pelasgisch" erklärt von Jak. Thomopulos, *Πελασγικά* etc. Athen 1912, S. 9ff.

Möglich wäre freilich, daß die *Tursaner* (wie die älteste griech. Namensform lautete) oder *Tursch* der ägyptischen Inschriften auf ihren Fahrten auch nach Lemnos gekommen sind und dort eine Kolonie gegründet haben. Mancherlei vereinzelte sprachliche Übereinstimmungen des Etruskischen mit kleinasiatischen Idiomen, wie der etruskisch-lat. Eigenname *Tarquinius*, etrusk. *Tarχn*, *Tarχna*, griech. *Τάρκων*, kilikisch *Ταρκόνδημος*, lykisch *Trqqñta* (griech. *Τροκόντας*), karisch *Ταρκόν-δαρα* und dgl. mehr sind immerhin bemerkenswert[1]), wenn auch nicht ausschlaggebend.

Über die Annahme des Dionysius von Halikarnaß, die Etrusker gehörten zu den Urbewohnern Italiens, können wir hinweggehen, da sie nirgends Anklang und auch keine wissenschaftliche Stütze gefunden hat. Dagegen ist nunmehr eine dritte Ansicht zu erwähnen, die besonders von römischen Autoren vertreten wird, die Etrusker seien sprachverwandt mit den Rätern in den Alpen. Livius, Buch V, 33 berichtet[2]): „Die Alpenvölker haben zweifellos den gleichen Ursprung (von den Etruskern); die Gegenden selbst ließen sie aber verwildern, so daß sie von alter Zeit her nichts außer dem Sprachklang und auch diesen nur verderbt behielten." Der römische Schriftsteller, der durch sonstige Zeugnisse seiner Landsleute unterstützt wird (Plinius, Historia naturalis, III, 20; Justinus, XX, 5), behauptet also, daß zwar die etruskische Kultur bei den Rätern untergegangen sei, die rätische Sprache aber eine Verwandtschaft mit der etruskischen besitze. Wie weit entspricht diese Behauptung den noch für uns erkennbaren Tatsachen? Was wissen wir von der Ausbreitung der Sprache der Etrusker?

---

[1]) Vgl. A. Kannengießer, Ist das Etruskische eine hettitische Sprache? Programm des Gymnasiums zu Gelsenkirchen. 1908. — Was die Nebenformen *Ταρπίνιος* (Tzetzes zu Lykophorus 1446) und *Ταρπίνια* auf einer pompejanischen Vase betrifft, so sind sie kaum als oskische *p*-Formen neben lat. *qu* anzusehen wie osk. *Pompties* : lat. *Quinctius*. *Tarquinius* ist kein von den Etruskern übernommener lat. Eigenname, wie A. Zimmermann, Zeitschr. f. vgl. Sprachf., 43, 168f. will.

[2]) *Alpinis quoque ea gentibus haud dubie origo est* (scil. *e Tuscis*), *maxime Raetis; quos loca ipsa efferarunt, ne quid ex antiquo praeter sonum linguae, nec eum incorruptum retinerent.*

Sie selbst nannten sich *Raśneś*, griech. *Ῥασέναι*, lat. *Rasenae* und zerfielen in mehrere Stämme, die zum Teil nördlich vom Apennin in Oberitalien, zum Teil südlich davon in Etrurien, Latium und Campanien die Herrschaft an sich gerissen hatten. An dem Bericht des Livius (V, 83): *Tuscorum ante Romanum imperium late terra marique opes patuere* „die Macht der Etrusker dehnte sich vor der Herrschaft der Römer weithin zu Wasser und zu Lande aus" zu zweifeln, liegt keinerlei Anlaß vor, zumal er durch die Verbreitung der etruskischen Inschriften und Städtenamen gestützt wird. Die Stadt *Tusculum* in Latium, der *vicus Tuscus* in Rom, *Surrentum* (im südlichsten Campanien) = *Surrina* in Südetrurien usw. sind Zeugen für die einstige Anwesenheit der Etrusker. Inschriften in ihrer Sprache finden sich nicht nur im eigentlichen Etrurien, sondern auch in Umbrien, in Campanien, bei Bologna und im Etschtale. Am auffallendsten aber ist die Entdeckung eines Stückes einer etruskischen Bücherrolle unter den Binden einer ägyptischen Mumie, die sich im Museum zu Agram befindet. Es ist dies überhaupt der umfangreichste etruskische Text (vermutlich ritualen Inhalts), der bis jetzt aufgefunden wurde[1]).

Das etruskische Alphabet besitzt nur eine Art Verschlußlaute, die mit *k* (*c*), *t*, *p* bezeichnet werden; es kennt also den Unterschied zwischen stimmhaften (Medien) und stimmlosen Verschlußlauten (Tenues) nicht. Daneben weist es aber die aspirierten Laute *kh*, *th*, *ph* (griech. *χ*, *ϑ*, *φ*) auf, die nicht selten lat.-griech. Tenues entsprechen; so lautet lat. *Tanaquil* auf etruskisch *θanχvil*. Dieser Lautstand erinnert uns lebhaft an den gleichartigen der oberdeutschen, besonders der im Alpengebiet heimischen deutschen Mundarten. Auch diese kennen nur eine Art Verschlußlaut, die weder eine Tenues noch eine Media ist und daher in den älteren Denkmälern ziem-

[1]) Gustav Herbig, Die etruskische Leinwandrolle des Agramer National-Museums. Abh. der Kgl. bayr. Akademie der Wiss. Philos.-philol. u. hist. Klasse, 25, 4 (1911) und A. Rosenberg, Etruskisches. II. Zu den Agramer Mumienbinden. Glotta, Bd. 4, S. 63 ff. Herausgegeben ist der Text der Rolle von Krall in den Denkschriften der K. Akademie der Wiss. zu Wien. Philos.-hist. Kl., Band 41 (1892), Abt. 3.

lich regellos mit beiden Lautzeichen wiedergegeben wird; sie besitzen ferner stark aspirierte Laute, die den Tenues der mittel- und niederdeutschen Mundarten entsprechen (alem. *Chügeli* = *Küglein, Chäs* = *Käse*). Wenn diese Laute der oberdeutschen Mundarten, wie ich annehme[1]), auf die Sprachgewohnheiten der vorgermanischen, rätischen Einwohner zurückgehen, so wäre diese Tatsache eine starke Stütze für den sprachlichen Zusammenhang der Räter und Etrusker. Es bestehen fernerhin auffallende Übereinstimmungen des germanischen Lautsystems mit dem des Armenischen; hier wie dort finden wir eine Lautverschiebung, da im Armenischen die indogerm. Medien *b, d, g* durch Tenues *p, t, k,* im Germanischen daneben noch die indogerm. Tenues durch aspirierte oder zuerst aspirierte, dann spirantische Laute ersetzt werden (Näheres im Abschnitt XIX). Die Vorliebe für die stimmlose Aussprache der Verschlußlaute und für aspirierte Laute findet sich also im Etruskischen, auf dem Gebiet der alten Räter und in Kleinasien. Dadurch erhalten wir einen weiteren Hinweis auf den Zusammenhang der Etrusker mit kleinasiatischen Völkern. Für den europäisch-kontinentalen Aufenthalt der Tyrrhener scheint auch das altisl. *þurs,* altengl. *þyrs,* mhd. *türse* „Riese" zu sprechen, das als *tursas* auch ins Finnische gedrungen ist. Die germ. Bezeichnung **þursaz* ist genau so zu beurteilen wie das jüngere *Hüne, Hunne* (mhd. *hiune*): es sind eigentlich Namen von Völkern, die einmal in der Geschichte eine große Rolle gespielt haben und die nun in der Erinnerung ihrer Nachbarn als ein „Riesengeschlecht" fortleben. Die Thursen werden in der Edda übrigens nach dem Osten versetzt[2]).

Eine fernere Berührung zwischen dem Etruskischen, Altlateinischen und Germanischen treffen wir bei dem Wortakzent an. Bekanntlich hat das Germanische den freien indogerm. Akzent (vgl. Abschnitt III, S. 50 ff.) aufgegeben und den

---

[1]) Verf., Die germ. und die hochdeutsche Lautverschiebung, sprachlich und ethnographisch betrachtet. Beiträge zur Geschichte der deutschen Sprache und Literatur, Bd. 36, S. 340 ff.

[2]) Vgl. Fritz Hommel, Grundriß der Geographie und Geschichte des alten Orients, 2. Aufl., S. 69.

Starkton allgemein auf die erste Wortsilbe gelegt. Dieselbe Lage hatte er auch einmal in einer vorgeschichtlichen Epoche des Lateinischen, wie uns die Schwächung der Vokale in vielen Zusammensetzungen: *áccipere* zu *capere, áfficere* zu *facere,* die lat. Lautform griechischer Lehnwörter usw. lehrt; im späteren Latein ist an die Stelle des an die erste Wortsilbe gebundenen Akzents (vielleicht unter griechischem Einfluß) die uns geläufige Dreisilbenbetonung getreten. Merkwürdig ist nun der Umstand, daß das Etruskische gleichfalls wie das Germanische und Altlateinische die Anfangsbetonung der Wörter kennt, was uns Lautformen wie etr. *Menrva* = lat. *Minerva,* etr. *Clútmsta* = griech. *Κλυταιμ(ν)ήστρα* usw. beweisen[1]). Das setzt eine starke Beeinflussung des Altlateinischen wie des Urgermanischen durch das Etruskische bzw. eine diesem verwandte kontinentaleuropäische Sprache (rätisch oder eine nordeuropäische Ursprache) voraus. Diese Beobachtung weist also gleichfalls auf Beziehungen der Etrusker zu Mitteleuropa hin, das auch Einflüsse kleinasiatischen Ursprungs erlitten hat. Auch die Ortsnamen des rätoromanischen Gebiets, soweit sie vorrömischen Alters sind, zeigen in ihrer Konsonantenhäufung Ähnlichkeit mit etruskischen Namensformen.

Obwohl die Denkmäler in etruskischer Sprache in einem uns durchaus verständlichen Alphabet von 22 Zeichen, das auf ein griechisch-chalkidisches Vorbild zurückgeht, überliefert sind, ist es doch bis jetzt noch nicht möglich gewesen, sie mit Sicherheit zu entziffern. Zwar kommen in jüngerer Zeit (seit 100 v. Chr.) einige doppelsprachige Inschriften vor, aber sie sind fast ganz bedeutungslos. Wir sind bei der Übersetzung der etruskischen Wörter, abgesehen von vielen leicht kenntlichen Eigennamen, ganz auf Vermutungen angewiesen. Denn alle Anknüpfungsversuche an andere Sprachgruppen wie an das Baskische, das Finnisch-Ugrische, Altaïsche[2]) oder

---

[1]) Fr. Skutsch, Der lateinische Akzent. Glotta, Band 4, S. 187ff.

[2]) Einen guten Überblick über die älteren Ansichten findet man bei B. Carra de Vaux, La langue étrusque. Sa place parmi les langues. Paris 1911. Die eignen Aufstellungen des Verfassers, der eine etruskisch-altaïsch-indogerm. Sprachverwandtschaft erweisen will, sind freilich verfehlt.

kaukasische Sprachen usw. haben sich bald als trügerisch erwiesen. Mehrere Forscher[1]) haben eine Verwandtschaft des Etruskischen mit indogerm. Sprachen herauszufinden geglaubt. Man hat es speziell mit dem Armenischen und dem Italischen zu verbinden gesucht, und in beiden Versuchen wird ein Kern von Berechtigung stecken. Das Armenische hat einen beträchtlichen Teil seines Wortvorrats der Sprache der kleinasiatischen Urbevölkerung entnommen, und da die Etrusker, wie wir hörten, entweder aus Kleinasien gekommen sind oder doch irgendwie mit dem dort autochthonen Volkselement (dem „alarodischen" nach Hommel) zusammenhängen werden, so ist eine teilweise Übereinstimmung des armenischen und etruskischen Wortschatzes nicht unmöglich. Andererseits wird das Etruskische aus der Sprache der unterworfenen Umbrer, Latiner und Sabeller vermutlich manche Wörter übernommen haben, weniger im Anfang, mehr im Laufe der Zeit, so daß der Versuch nicht von der Hand zu weisen ist, einige etruskische Wörter mit Hilfe des Italischen zu erklären. Doch nur wenige Deutungen von Wörtern sind bis jetzt über ganz hypothetische Annahmen hinausgekommen[2]).

Eine Vorstellung von der Lautgestalt des Etruskischen möge der folgende Text, der auf dem Bronzeleuchter von Cortona steht, geben:

Thapna lusni
tinksvil
Aϑlik salϑn.

[1]) W. Corssen, Über die Sprache der Etrusker, 1874/75; Sophus Bugge in Etruskische Forschungen, IV, 1883, Etruskisch und Armenisch, 1890 und das Verhältnis der Etrusker zu den Indogermanen etc., hrsg. von A. Torp, 1909. A. Trombetti, Sulla parentela della lingua Etrusca, Bologna 1909. George Hempl, The Tuscan Tung (d. h. Tongue) ist angekündigt. Vorläufig hat Hempl seine Ansicht, das Etruskische sei eine Schwestersprache des Lateinischen in einer Schrift: Early Etruscan Inscriptions, Stanford University, Cal. 1911 an einigen Inschriften zu erweisen versucht.

[2]) Einigermaßen sicher ist die Deutung von: *clan* „Sohn", *nefts* „Enkel", *cepen* „Priester", *turce* „gab", *tiur, tior* „Monate", *avil* „Jahr", *meχlum* „Volk", *tinśi* „Juppiter", *flerϑrce* „opferte", *ziχuχe* „schrieb" und noch einiger anderen Wörter.

In dieser, sonst undeutbaren Inschrift befindet sich doch ein Wort unzweifelhaft lateinischer Herkunft *lusni*, das lat. *Lucina*, der Göttin des Lichts, entspricht; auch *Θhapna* mag auf griech.-lat. *Daphne* zurückgehen.

Eine Mischinschrift aus Etruskisch und Umbrisch ist die folgende, die von einem Grenzstein der Umgegend von Perugia stammt:

Arses vurses
seϑlanl tephral
ape termnu pis est
estu . . . . . .

Die zwei ersten Wörter sind eine bekannte etruskische Formel und bedeuten: *averte ignem* „wende das Feuer ab"; in der zweiten Zeile mögen zwei Eigennamen im Genitiv oder zwei Geschlechtsnamen[1]) enthalten sein. Die beiden anderen Zeilen sind umbrisch und lauten ins Lateinische übersetzt: *ab termino qui est esto* . . . . Sie enthielten vielleicht noch eine Verwünschung für denjenigen, der den Grenzstein verrücken würde.

Wir kennen eine Anzahl etruskischer Zahlwörter, deren Bedeutung freilich nicht absolut feststeht; man ordnet sie jetzt[2]) wie folgt:

1 *maχ*, 2 *zal*, 3 *ϑu*, 4 *huϑ*, 5 *ci*, 6 *śa*.

Außer dem letzten Wort zeigt keines einen Anklang an indogerm. Zahlwörter, wohl aber bestehen solche an kaukasische Sprachen. Auch dieser Umstand weist uns nach Kleinasien hin, wohin schon so viele Spuren führten.

Der Einfluß des Etruskischen auf das Lateinische zeigt sich nicht nur in manchen Kulturlehnwörtern, die von den Alten ausdrücklich als aus dem Etruskischen stammend bezeichnet werden: *histrio* „Schauspieler", *mantīsa, mantisse* „Zugabe" (noch heute als „Mantisse" bei den Logarithmen im Gebrauch), *balteus, balteum* „Einfassung", *ātrium* „Atrium, Mittelraum des italischen Hauses" u. a. m., sondern ganz besonders

---

[1]) Vgl. Wilh. Schulze, Geschichte der lat. Eigennamen, S. 63.

[2]) Fr. Skutsch, Glotta, Band 3, S. 344. Eine ältere Anordnung bei Fr. Hommel, Grundriß der Geographie u. Geschichte usw., 2. Aufl., S. 67.

bei der römischen Namengebung, die sich nicht nur von der indogerm.[1]) entfernt hat, sondern einen großen Teil etruskischer Eigennamen übernommen hat: die Geschlechtsnamen *Gracchus, Cethegus, Matho, Otho* usw.; die Vornamen *Tarquinius, Numa* usw.; die Tribusnamen: *Ramnes, Tities, Luceres.* Ja, der Name *Roma* selbst und die Namen seiner Gründer *Romulus* und *Remus* sind wohl als etruskisch anzusehen[2]).

Auch im lateinischen Lautsystem ist der etruskische Einfluß zu spüren. Wenn sich in einer älteren Periode des Lateinischen der Unterschied zwischen Media und Tenuis zu verwischen drohte, so erkennen wir hierin die Einwirkung des Etruskischen, das nur e i n e Art Verschlußlaute besaß, wie schon erwähnt worden ist. Darauf weist auch die Bezeichnung des *k*-Lautes im Lateinischen durch *C*, das Zeichen für den griechischen *g*-Laut, das aber im Etruskischen für den *k*-Laut diente; aus diesem *C* wurde das Zeichen *G* erst im 3. Jahrh. v. Chr. differenziert[3]). Manche ältere griechischen Lehnwörter des Lateinischen zeigen die Wiedergabe einer Media durch eine lat. Tenuis oder Aspirata: lat. *sporta* aus griech. *σπυρίδα* (Akk.) „geflochtener Korb", lat. *triumpus, triumphus* „Triumph" aus griech. *θρίαμβος* „Festzug", lat. *Catamītus* (vgl. etrusk. *Catmite*) aus griech. *Γανυμήδης* u. dgl. m. Sie sind demnach aus dem Etruskischen ins Lateinische übernommen.

Wir kennen jetzt gegen 8500 etruskische Inschriften, die sich auf die Zeit von 500 v. Chr. bis in die Kaiserzeit erstrecken, und ihre Zahl vermehrt sich stets durch neue Funde[4]). Freilich sind etwa 90% von ihnen Grabinschriften, die fast nur Namen bieten. Die umfänglichsten des Restes sind der Cippus Perusinus, die Tontafel von S. Maria di Capua und die Agramer Mumienbinde. Ihre bedeutende räumliche (siehe S. 373) und zeitliche Ausdehnung läßt uns einen großen

---

[1]) Über diese vgl. das im Abschnitt XIV, S. 302ff. Bemerkte.

[2]) Vgl. Wilh. Schulze, Geschichte der lat. Eigennamen, S. 579ff.

[3]) Vgl. die Abkürzung *C* für *Gaius*, die auch für *centum* „100" (mit *k*-Laut) dient.

[4]) Gesammelt sind sie im Corpus inscriptionum Etruscarum, Leipzig 1893ff., begonnen von C. Pauli, nach dessen Tode fortgesetzt von O. A. Danielsson und G. Herbig.

Einfluß der etruskischen Kultur auf die italischen Stämme vermuten. Wir sehen einen Beweis dafür, daß die Römer die Überlegenheit der etruskischen Kultur anerkannten, in der Tatsache, daß nach dem Bericht von Livius in älterer republikanischer Zeit römische Jünglinge zu ihrer höheren Ausbildung nach Etrurien geschickt wurden, um dort den nötigen Schliff zu erhalten, ganz wie sie in späterer Zeit nach Athen gingen. Noch im letzten Jahrhundert v. Chr. gab es einen etruskischen Tragödiendichter Volnius, und die etruskische Sprache hat sich noch viel länger erhalten, da Aulus Gellius sie noch im zweiten Jahrhundert n. Chr. als lebende Sprache kennt[1]). Merkwürdig berührt es uns bei dieser Sachlage, daß von den einst in reicher Fülle vorhandenen Literaturdenkmälern in etruskischer Sprache keines auf uns gekommen ist. Deshalb wird das Problem der etruskischen Sprache kaum jemals einer sicheren Lösung entgegengeführt werden können, wenn uns nicht ein glücklicher Zufall einmal eine doppelsprachige Inschrift schenken sollte. Vorerst muß es in bezug auf die Etrusker bei dem bleiben, was Dionysius von Halikarnassus von ihnen sagt: *οὐδενὶ ἄλλῳ ἔθνει ὁμόγλωσσον* „sie gleichen keinem Volk in ihrer Sprache".

Im Südosten der italischen Halbinsel, im heutigen Apulien, in der Basilicata und vielleicht bis nach Kalabrien hinein saßen die Japyger und Messapier. Auch von ihnen haben wir zahlreiche Denkmäler sowie Glossen in einer bis jetzt ungedeuteten Sprache, die man auf Grund vielfacher Übereinstimmungen von Orts- und Personennamen sowie in lautlicher Hinsicht mit dem Albanesischen als zum Illyrischen gehörig ansehen will[2]). Weiter nördlich zu beiden Seiten des unteren Aternus (Pescara) haben sich die sog. präsabellischen Inschriften gefunden, die gleichfalls in einer bis jetzt rätselhaften

[1]) Siehe die Zeugnisse für die Fortdauer der etruskischen Sprache bei A. Budinsky, Die Ausbreitung der lateinischen Sprache, S. 51f.

[2]) Literatur und Proben von Denkmälern bei H. Hirt, Die Indogermanen, II, S. 607f. Orts- und Personennamen bei Fr. Nopcsa, Sind die heutigen Albanesen die Nachkommen der alten Illyrier? Zeitschrift für Ethnologie, Bd. 43, S. 915ff.

Sprache abgefaßt sind. Die Alten wissen von illyrischen Ansiedlungen in dieser Gegend zu erzählen. Für Illyrier sieht man auch nach Herodots Zeugnis (Buch I, 196) die im östlichen Oberitalien wohnenden Veneter an; doch entziehen sich die in dieser Gegend aufgefundenen Inschriften ebenfalls der sicheren Deutung[1]). Der Name dieses Volkes tritt in den verschiedensten Teilen Europas auf: *Veneti* oder *Venedi* (Wenden) östlich von den Germanen; *Veneti* in der heutigen Bretagne als ein keltischer Stamm; der Bodensee heißt *lacus Venetus* bei Pomponius Mela (Buch II, 2, 24). Es geht aber kaum an, den Namen *Veneti* nur mit der Verbreitung der Kelten erklären zu wollen, wie es neuerdings von dem russischen Gelehrten Al. Schachmatov versucht worden ist[2]). Er rechnet freilich auch mit der Übertragung dieses Volksnamens auf anderssprachige, von den Kelten unterworfene Völker. Das könnte allerdings bei den Venetern an der Adria der Fall sein, da sie sich nach Polybius in den Sitten und der Kleidung wenig von den Kelten unterschieden, aber eine andere Sprache redeten[3]). Offenbar standen sie unter keltischer Herrschaft, hatten sich aber ihre alte Sprache erhalten.

Als die griechischen Ansiedler zuerst den Fuß auf den Boden Italiens setzten und ihre Kolonien gründeten (wohl zu Beginn des letzten Jahrtausends v. Chr.), mußten sie dort eine nicht minder bunte Sprach- und Völkermischung vorgefunden haben, wie wir sie heute etwa im Kaukasus antreffen. Denn neben den genannten nichtindogerm. Sprachen fanden sie die verschiedenen italischen Dialekte (s. Abschnitt XVIII) vor, die recht erheblich voneinander abwichen. Die Kultur, die die Griechen nach Süditalien und Sizilien brachten, war der italischen zwar weit überlegen, aber doch nur ein matter Ab-

---

[1]) H. Hirt, a. a. O., S. 605f.

[2]) Zu den ältesten slavisch-keltischen Beziehungen. Archiv für slavische Philologie, Bd. 33, S. 51ff.

[3]) Historiae, Buch II, Kap. 17, 5: *Τὰ δὲ πρὸς Ἀδρίην ἤδη προσήκοντα γένος ἄλλο πάνυ παλαιὸν διακατέσχε· προσαγορεύονται δὲ Οὐενέτοι, τοῖς μὲν ἔθεσι καὶ τῷ κόσμῳ βραχὺ διαφέροντες Κελτῶν, γλώττῃ δ᾽ ἀλλοίᾳ χρώμενοι.*

glanz einer viel höheren und älteren Blüteperiode ihrer Heimat, von der wir jetzt reden wollen.

Weit früher nämlich als den kulturellen Aufschwung und in seinem Gefolge die Herrschaft der Etrusker in Italien, die uns an der Schwelle der geschichtlichen Zeit entgegentritt, finden wir eine hohe Kulturentfaltung in Griechenland und der Welt des ägäischen Meeres. Die Ausgrabungen Schliemanns in Troja, Mykenä, Tiryns und Orchomenos, diejenigen des Engländers Evans in Knossos auf Kreta, der Italiener in Phaistos und Hagia (Aja) Triada auf Kreta, der Engländer in Phylakopi auf Melos, der Franzosen auf Santorin (Thera), des Britischen Museums auf Cypern usw. haben uns eine neue, freilich bis jetzt stumme Welt erschlossen, da man weder die Bilderschrift, die man in Kreta auf dem Diskos von Phaistos antrifft, noch die hieroglyphischen und linearen Schriftzeichen auf Siegeln, Tontafeln usw. zu lesen vermag[1]. Als die literarische Überlieferung der Griechen begann, war der Höhepunkt dieser ägäischen Kultur längst vorüber; aber ihr Abglanz spiegelt sich wieder in den Sagen vom Labyrinth (zu *labrys* „Doppelaxt", das heilige Kultsymbol der prähistorischen Zeit) des Minos, von den Heroengeschlechtern des Festlandes und in den homerischen Epen, denen als historischer Kern die Ausbreitung der Griechen über die Küstenländer und Inseln des ägäischen Meeres zugrunde liegt.

Die Denkmäler der minoïschen Kulturen gehen bis auf den Anfang des dritten Jahrtausends v. Chr. zurück; ihre Datierung wird ermöglicht durch die engen prähistorischen Beziehungen Kretas zu Ägypten. Auf den griechischen Inseln fallen die Funde etwa in die zweite Hälfte desselben Jahrtausends und noch jünger ist die festländische protomykenische Bronzezeit.

Die minoïschen Kulturen auf Kreta lernen wir kennen in gewaltigen steinernen Palastbauten mit Wohn- und Vorratsräumen, Höfen und Hauskapellen, in eigenartigen Kuppel-

---

[1]) Arthur J. Evans, Scripta Minoa, 1909. — Auch die jüngere Inschrift auf den drei Steinen von Praisos kann man zwar entziffern, aber nicht deuten.

gräbern mit Zugang und Seitennischen, aus der hochentwickelten Keramik, aus glyptischen Werken, Freskomalereien und zahlreichen Gerätefunden. Man hat drei verschiedene Epochen der minoïschen Kulturen zu unterscheiden unternommen, deren jüngste bis etwa 1200 v. Chr. reichen mag. Im engsten Zusammenhang mit der kretischen Kultur steht die des griechischen Festlands, die man nach dem Hauptfundplatz als „mykenische" bezeichnet. Ihr Höhepunkt wird um die Mitte des zweiten Jahrtausends v. Chr. erreicht. Die mykenische Kultur wird gekennzeichnet durch die Errichtung fester Städte mit Burgen auf hohem Felsen, kunstvolle Wegebauten und Brücken, durch weitläufige Hausanlagen mit Sälen, Kammern, Gängen und offenen Höfen. Die Wände der aus Holzfachwerk, Steinen und Lehm erbauten Häuser waren mit Kalk verputzt, der mit Ornamenten und figürlichen Darstellungen bemalt war. Fester als die Wohnhäuser waren die Burgen und die Gräber gebaut; ihre Mauern und Gewölbe haben sich zum Teil bis heute erhalten, darunter als architektonisch bedeutsamste Grabanlage die sog. Schatzkammer des Atreus bei Mykenä und sonstige zahlreiche Kuppelgräber, die zur Bestattung ganzer Familien dienten. Die Leichen wurden unverbrannt in Holzsärgen beigesetzt, die nach dem Vorbild ägyptischer Mumiensärge gewölbte und die Formen des Körpers nachahmende Deckel hatten. Auf die Sargdeckel wurden goldne Gesichtsmasken, Kronen, Hals- und Brustgehänge, Brustschilder u. a. m. angebracht, die nach dem Verwesen des Holzes auf die Skelette zu liegen kamen. Diese Funde beweisen uns eine hohe Kunstfertigkeit in der bildlichen Darstellung — die Schilderung des Schildes, den Hephaistos für Achilles bei Homer, Ilias XVIII, 418 ff. verfertigt, entspricht ganz der mykenischen Kunstübung —, die sich freilich auf das Ornamentale und auf Reliefdarstellungen beschränkt; die Wiedergabe von Figuren ist noch unbeholfen. Die Goldfunde Schliemanns in den Gräbern der Burg von Mykenä füllen allein einen großen Saal des Nationalmuseums in Athen, von den Bronze-, Elfenbein-, Bernstein-, Bergkristallfunden usw. gar nicht zu reden. Von der naturalistischen Ver-

zierung der Tonwaren ist schon früher die Rede gewesen (Abschnitt V, S. 80 f.). Diese ganze Kultur erblühte unter orientalisch-ägyptischem Einfluß und wirkte ihrerseits befruchtend nach dem Westen und Norden Europas hin. Als die ersten hellenischen Einwanderer den Boden Griechenlands betraten, war sie bereits im Niedergang begriffen, und das Eindringen der Indogermanen mag ähnlich auf sie gewirkt haben, wie später der Einbruch der Germanen ins Römerreich.

Welchen Stammes waren die Völker, die vor den Hellenen Griechenland und die Inseln des ägäischen Meeres bewohnten? Die Überlieferung der Griechen nennt die Pelasger als die ältesten Bewohner ihres Landes, wobei ungewiß bleibt, ob diese noch vorindogermanischen Stammes waren oder die älteste Schicht der griechischen Einwanderung bildeten. Der pelasgische Zeus zu Dodona in Epirus (vgl. Abschnitt XV, S. 339) bildet eher einen Beweis für die letztere Annahme[1]. Von einer nichtgriechischen Bevölkerung der Inseln, den Karern, wissen Herodot (I, 171) und Thukydides (I, 4 und 8) zu berichten; ersterer erzählt, daß sie früher Leleger hießen und auch nach Kleinasien zogen. Übereinstimmend berichten beide Historiker, daß die Karer vom König Minos von Kreta unterworfen worden waren. Nach Thukydides erkannten die Athener bei der Eroberung von Delos die Gräber der Karer an der Art der Bestattung und den Beigaben von Waffen. Homer nennt als einen der fünf Stämme auf Kreta neben den Kydonen die Eteokreter[2], die „echten" Kreter; offenbar meint er damit die vorgriechischen Bewohner. Nicht-

[1]) Vgl. zu dieser und allen folgenden Fragen: Eduard Meyer, Geschichte des Altertums, I, 2, 2. Aufl., S. 680 f. und das Werk von Jakobos Thomopulos, *Πελασγικά ἤτοι περὶ τῆς γλώσσης τῶν Πελασγῶν. Ἐν Ἀθήναις* 1912, das eine fleißige Materialsammlung enthält, aber in seinen sprachlichen Aufstellungen nur mit Vorsicht zu benutzen ist.

[2]) Wenn wir das im Abschnitt IV, S. 167 über die Zusammengehörigkeit der Ḫarri und Arier Bemerkte ins Auge fassen, so wäre die von Thomopulos versuchte Erklärung der Eteo-Kreter als der Ḫatti (Hetiter)-Kreter nicht unmöglich; eine Bestätigung hierfür böte die Vermutung von A. Gustavs (Orientalistische Literaturzeitung, 1912, S. 245), der in dem Mitanni-Wort *ḫutanna* „Soldaten" die kretischen *Κύδωνες* erkennen will.

griechische Inschriften sind in der Tat bei Praisos auf Kreta und auf Lemnos gefunden worden, aber ihre Deutung ist bis jetzt nicht gelungen. Die in einem unbekannten Alphabet aufgezeichneten älteren kretischen Inschriften des 2. Jahrtausends v. Chr. können wir nicht einmal lesen (s. oben). Die Bevölkerung der Inseln und Kleinasiens scheint in vorgriechischer Zeit demselben Stamm angehört zu haben, wie auch Herodot (I, 171) die Myser und Lyder als Brüdervolk der Karer bezeichnet. Die Kaunier an der Südküste Kariens hält er zwar für Autochthonen Kleinasiens und daher für länger ansässig als die Karer; aber er bemerkt, daß ihre Sprache der karischen ähnlich sei. Auch die Lykier läßt Herodot (I, 171) aus Kreta stammen, da dies in alter Zeit ganz von „Barbaren" bewohnt gewesen sei[1]).

So war also noch in der klassischen griechischen Zeit die Erinnerung lebendig und wurde durch die damals noch erhaltenen nichtgriechischen Sprachen kleinasiatischer Völker gestützt, daß die Inseln des ägäischen Meeres und die Küsten Kleinasiens in alter Zeit von einer nichtgriechischen Bevölkerung bewohnt waren. War diese vorgriechische Bevölkerung nun identisch mit der für das griechische Festland vorauszusetzenden? Was lehren uns die Reste der kretischen, karischen, mysischen und lydischen Sprache über die Stammeszugehörigkeit ihrer Träger?

---

[1]) A. Meillet, De quelques emprunts probables en grec et en latin. Mémoires de la Société de Linguistique, Bd. 15, S. 161 ff. sucht Urworte der Mittelmeerbevölkerung in den klassischen Sprachen nachzuweisen (*οἶνος, ῥόδον, μόλιβος, ἐρέβινθος* usw). Das gleiche Ziel verfolgt A. Cuny, Les mots du fonds préhellénique en grec, latin et sémitique occidental. Revue des Etudes anciennes, Bd. 12, S. 154 ff. (Wörter auf *-νθος*: *πλίνθος*: ahd. *flint* oder mit inlautendem *σ*: *νῆσος*, dor. *νᾶσος* und mit anlautendem *σ*: *σίδηρος, σῖτος*; endlich vereinzelte Wörter wie *ὀθόνη, ὄρος, βωμός* usw. Über *πύργος*: lat. *burgus*: got. *baúrgs* hat Cuny dieselbe Ansicht, die Verf. bereits in der Festschrift für Rudolf Hildebrand 1894, S. 20 ff. geäußert hat) und Bd. 14, S. 262 ff. (griech. *βασιλεύς* „König", das ohne etymologische Anknüpfung in den indogerm. Sprachen dasteht, wird zu hebr. *ba'al* „Herr, Besitzer, Gemahl, Gott", assyr. *bēlu* „Gott" gestellt und die phonetischen Schwierigkeiten der Entsprechung des sem. Gutturallauts und des griechischen Dentallauts werden zu beheben gesucht).

Die kretischen Inschriften können wir, wie schon erwähnt, entweder nicht lesen oder, wenn dies der Fall ist, nicht übersetzen; sie geben uns also keine Auskunft über die sprachliche Zugehörigkeit der urkretischen Bevölkerung. In Griechenland selbst hat sich kein Rest einer vorindogerm. Sprache erhalten, da die Hellenisierung der Halbinsel offenbar schon durchgeführt war, als die literarische Überlieferung einsetzte. Anders in Kleinasien. Hier treffen wir mehrfach auf Überreste von nichtgriechischen Sprachen: Inschriften und Glossen in karischer Sprache und einige lydische und mysische Glossen. Auch eine Anzahl doppelsprachiger karischer Inschriften besitzen wir. Aber das vorhandene Material reicht nicht aus, um die Verwandtschaft der verschiedenen kleinasiatischen Idiome unter sich oder gar mit einer der größeren benachbarten Sprachgruppen zu erweisen. Eines geht indes aus dem karischen mit verschiedenen neuen Zeichen bereicherten, in der Hauptsache aber den Griechen entlehnten Alphabet und der schwankenden Schreibung der Griechen bei der Überlieferung karischer Namen hervor: das Lautsystem des Karischen muß grundverschieden von dem griechischen gewesen sein. Die Lyder, die in älterer Zeit Mäoner hießen — über dem gegenseitigen Verhältnis dieser Namen liegt dasselbe Dunkel wie über dem der Karer und Leleger — waren stärker mit griechischen Elementen durchsetzt als die Karer; auch eine weiter zurückliegende phrygische, demnach indogermanische Einwanderung, ist anzunehmen[1]). So würden sich manche Anklänge lydischer Namen an indogerm. Wortstämme am einfachsten erklären. Von den Mysern wußten schon die Alten (nach Strabo, Buch 12, S. 572) nicht mehr, ob sie Thraker oder Lyder waren; ihre Sprache sei aus phrygisch und lydisch gemischt und ihr Name komme von einem lydischen Worte *μυσός* „Buche“, weil dieser Baum in der Gegend des kleinasiatischen Olymp häufig anzutreffen sei.

Etwa besser ist es um unsere Kenntnisse von den Lykiern — den Lukki der Tell-Amarna-Briefe, den Luka

[1]) Über alle diese Fragen orientiert noch immer am besten Paul Kretschmer, Einleitung in die Geschichte der griechischen Sprache, 1896, S. 376 ff.

oder Ruka der Ägypter — an der Südküste Kleinasiens und ihrer Sprache bestellt. Weil ihr Land sich bis in die römische Zeit eine verhältnismäßige Selbständigkeit zu wahren wußte, ist ihre Sprache ebenfalls lange erhalten geblieben, wenigstens in dem Innern des Landes, das dem nivellierenden Einfluß des Hellenismus weniger ausgesetzt war. Man darf annehmen, daß erst die Ausbreitung des Islam ihrem Fortleben ein Ende gemacht hat. Wir kennen außer einigen lykischen Glossen etwa 150 Inschriften, die alle in das 4. und 5. Jahrhundert v. Chr. fallen. Die bedeutendste ist die sog. Xanthos-Stele, die im Jahre 1841 von den Engländern Fellows und Sharpe entdeckt wurde. Auch auf Münzen liegen lykische Inschriften vor. Leider steht es um die Deutung der oft verstümmelt überlieferten Denkmäler recht übel, obwohl zu einigen Grabinschriften ein griechischer Text überliefert ist, der aber nicht immer dem lykischen Text genau zu entsprechen scheint. Ich setze eine Probe hierher:

ebeija erawazija meti prñnawatę siderija
τὸ μνῆμα τόδε ἐποιήσατο Σιδάριος

permęneh tideimi hrppi etli ehbi se ladi
Παρμένοντος υἱὸς ἑαυτῶι καὶ τῆι γυ(να)ικὶ

ebhi se tideimi pubieleje.
καὶ υἱῶι Πυβιάλη(ι).

„Dieses Denkmal errichtete Sidarios, der Sohn des Parmenon, sich, seiner Frau und seinem Sohn Pubiales.“

Was wir aus den Inschriften für die Stellung und das Aussehen der lykischen Sprache entnehmen können, ist folgendes: sie besaß Flexionsformen, wie die indogerm. Sprachen, kannte den Unterschied zwischen Nomen und Verbum und hatte einige Verbalendungen, die sich mit den entsprechenden indogerm. vergleichen lassen. Auch das Namensystem — falls die überlieferten Namen übrigens alle lykischen Ursprungs und nicht zum Teil dem Griechischen oder Persischen entlehnt sind — erinnert mehr an das indogerm. als an das kleinasiatische. Im allgemeinen aber sieht das Lykische nicht gerade wie eine indogerm. Sprache aus, und es hat sich

auch, wie schon erwähnt, noch keine sonstige Anknüpfung für dasselbe finden lassen [1]).

Herodot (Buch I, 173) berichtet, die Lykier wären aus Kreta in die Mylias in Kleinasien eingewandert und hätten sich selbst den Namen „Termilen" gegeben, was durch die Inschriften bestätigt wird. Ihre Gesetze seien teils kretisch, teils karisch. Höchst wichtig ist, was Herodot weiter über ihre Sitten erzählt: sie nennen sich nach der Mutter, nicht nach dem Vater. Bei den Lykiern herrschte also das Mutterrecht, was entschieden für ihre nichtindogerm. Herkunft spricht.

Im Grunde genommen wissen wir also über die Sprache oder Sprachen der vorhellenischen Bevölkerung der Küstenländer des ägäischen Meeres recht wenig. Der Schluß auf ihre Gleichartigkeit in irgend einer vorgriechischen Epoche läßt sich indes aus der Übereinstimmung vieler Orts-, Fluß- und Bergnamen in Kleinasien und Griechenland ziehen. Zwei Suffixe sind es, die sich auf beiden Seiten des ägäischen Meeres finden: *σ*, *σσ* (*s*, *ss*) und *νδ*, *νϑ* (*nd*, *nth*). Städte- oder Bergnamen wie *Ephesus*, *Halikarnassus*, *Termessus*, *Pednelissus*, *Mylasa*, *Bagasa* in Kleinasien entsprechen die gleichen Bildungen *Mykalessus*, *Hymettus* (attisch *tt* = gemeingriech. *ss*), *Parnāsus*, *Pamisus* usw. auf griechischer Seite; kleinasiatische Namen wie *Alinda*, *Kalynda* finden ihr Gegenstück auf den Inseln in *Lebinthus*, *Lindus*, in griech. *Korinthus*, *Saminthus*, *Tiryns*, *Amarynthus* usw. Übereinstimmungen bis auf die wurzelhaften Elemente fehlen auch nicht: Dem *Olymp* in Thessalien entspricht der gleiche Gebirgsname in Mysien, dem kleinasiatischen Städtenamen *Mykale*, *Mykalessus* in Karien der Name *Mykalessus* in Böotien. Diese Beziehungen erstrecken sich auch auf das Gebiet der Pisider, Pamphiler, Kiliker usw. in Kleinasien: *Isinda* oder *Isionda* in Pisidien, *Aspendos* in Pamphilien, *Kyinda*, *Mysanda* in Kilikien usw.

Aus dem Vorkommen gleichartiger Namensformen in Kleinasien und auf dem griechischen Festland geht hervor,

[1]) Sehr gut ist der Überblick bei H. Hirt, Die Indogermanen, II, 570ff. Über die Geschichte der Lykier und die Erforschung ihrer Sprache vgl. Th. Kluge, Die Lykier, ihre Geschichte und ihre Inschriften, Leipzig, 1910.

daß in vorgriechischer Zeit einmal ein einheitlicher Sprachstamm über das Kulturgebiet des ägäischen Meeres verbreitet war, der von den vordringenden Griechen zunächst auf die Inseln, dann auf die kleinasiatische Küste und endlich von da in das Innere Kleinasiens zurückgedrängt wurde. Für die trotz mannigfacher Idiome im Grunde doch vorhandene ethnische Gleichheit der Völker Kleinasiens spricht auch die gleichartige Bildung der Personennamen und die Verbreitung sog. Lallnamen (*Atta, Anna, Sassa*) über das ganze Gebiet[1]. Freilich bleibt die ethnologische Stellung der unter sich zusammenhängenden Völkerschaften Kleinasiens dunkel; die behaupteten Beziehungen zur etruskischen Sprache oder zu modernen kaukasischen Idiomen usw. sind unsicher. Vielleicht erhalten wir ein deutlicheres Bild der Völkerschichtungen in Kleinasien, wenn die Entzifferung der Inschriften in hetitischer Sprache einmal weiter gediehen ist (siehe darüber im nächsten Abschnitt).

Nachdem wir Südwest- und Südeuropa betrachtet haben, bleibt uns noch übrig, unsern Blick nach Nordwest- und Nordeuropa zu richten. Der archäologische Befund und die Skelette aus den Grabstätten zeigen uns, daß sich eine der Mittelmeerrasse zuzurechnende Bevölkerungsschicht schon in neolithischer Zeit an den Westküsten Europas nach Norden vorgeschoben hat. Ihre Spuren haben sie in megalithischen Denkmälern, Menhirs, Dolmen, Cromlechs usw. hinterlassen, die sich von Portugal über Westfrankreich, die Bretagne, Irland und Südengland erstrecken. Die Schädelfunde bestätigen uns die Herkunft der Bevölkerung aus Südwesteuropa. Die neolithischen Long-Barrows, lange, rohe Steinkammern unter ovalen Erdaufschüttungen im Südwesten der britischen Inseln, liefern uns Reste eines homogenen, ziemlich kleinwüchsigen und dolichokephalen Typus. Der archäologische Befund wird uns nicht nur durch die heutigen Verhältnisse, die ein dunkles

[1]) Siehe darüber P. Kretschmer, Einleitung in die Geschichte der griechischen Sprache, 1896, S. 311 ff.; A. Fick, Vorgriechische Ortsnamen als Quelle für die Vorgeschichte Griechenlands 1905 und Hattiten und Danubier in Griechenland 1909. Vgl. ferner die Anm. 1 auf S. 384. oben.

Bevölkerungselement in Irland, Wales und Südwestengland aufweisen, sondern auch durch Nachrichten aus dem klassischen Altertum bestätigt. Mit merkwürdig klarem Blick schildert uns Tacitus, Agricola, Kap. 11 die Sachlage[1]): „Die rötlichen Haare und die großen Glieder der Einwohner Kaledoniens (Schottlands) bezeugen uns ihren germanischen Ursprung; das dunkle Aussehen, das zumeist krause Haar der Siluren (Walliser) und der Umstand, daß Spanien gegenüber liegt, bestätigen, daß die Iberer in alter Zeit hinübergesetzt sind und diese Wohnsitze eingenommen haben; die den Galliern zunächst Wohnenden sind ihnen auch ähnlich."

Die Darstellung des römischen Schriftstellers findet in den heutigen Verhältnissen ihre volle Bestätigung. Hoher Wuchs, langer Schädel und blonde Haare herrschen in Schottland, Nord- und Ostengland vor; von Südwestschottland aus ist auch das benachbarte nordöstliche Irland besiedelt worden, während im übrigen Teile Irlands, in Wales und Cornwallis die dunkle Komplexion vorherrscht. Die Besiedlung der britischen Inseln ist nach dem Aufhören der Eiszeit naturgemäß von den benachbarten Teilen des Festlands aus, wohl in mehrfachen Schüben wie in späterer Zeit, erfolgt; so erklärt sich die Mischung der Bevölkerung.

Einen regen Verkehr zwischen Schweden und England in der Vorzeit beweisen bronzezeitliche Funde übereinstimmender Art. Auf einer Felsenzeichnung von Bohuslän in Schweden wird ein Krieger, der einen mit vielen Buckeln besetzten Rundschild trägt, dargestellt; Schilde von diesem Typus sind häufig in England anzutreffen. Noch ältere Beziehungen zwischen den beiden Ländern bezeugt uns eine eigenartige Form steinzeitlicher Kistengräber mit einem runden oder ovalen Loch im Giebel, die sich im mittleren Schweden und in England finden. Wenn in noch früherer Zeit (etwa 3000 v. Chr.) die Sitte der Dolmenbauten über den Gräbern von

---

[1]) *Rutilae Caledoniam habitantium comae magni artus Germanicam originem adseverant; Silurum colorati vultus torti plerumque crines et posita contra Hispania Hiberos veteres traiecisse easque sedes occupasse fidem faciunt, proximi Gallis et similes sunt.*

England nach Schweden drang, so beweist uns dieser Umstand ebenfalls enge Beziehungen zwischen den beiden Ländern, die freilich nicht immer einen Bevölkerungsschub zur Voraussetzung haben müssen, sondern durch eine einfache kulturelle Beeinflussung erklärt werden können [1]).

In historischer Zeit, als die Römer (Caesar) uns die erste Kunde geben, herrschen in Großbritannien keltische Sprache und Sitte. Unter der indogermanischen Oberschicht aber schimmern noch an vielen Stellen ursprünglichere Züge durch, die uns erkennen lassen, daß die Ureinwohner, die Pikten und Skoten, ein nichtindogerm. Volk waren, was wir ohnedies nach ihrer geographischen Lagerung annehmen müßten. Die Pikten kannten die Mutterfolge wie die anderen Urvölker Europas [2]). Caesar, Bell. Gall. 5, 12 erzählt, daß nur die Bewohner Südenglands etwas zivilisiert waren; die Britannen im Innern der Insel kannten nach ihm keinen Ackerbau, sondern nährten sich von Fleisch und Milch und kleideten sich in Felle. Allgemein verbreitet war die Sitte des Tätowierens; als Farbstoff benutzten sie den Waid. Auf das Institut des Matriarchats deutet auch die Weibergemeinschaft zwischen Brüdern, ja sogar zwischen Eltern und Kindern, von der uns Caesar Bericht gibt.

Die weitgehende Zersetzung des Keltischen auf den britischen Inseln beweist uns eine erhebliche Vermischung der eingewanderten, indogermanisch sprechenden Gallier mit autochthonen Elementen. Die auch im Keltischen nachweisbare Vigesimalzählung (vgl. Abschn. XIII, S. 271f.) zeigt ebenfalls eine kulturelle Übereinstimmung der urbritischen Bevölkerung mit der germanischen Rasse, bei der sich bekanntlich auch Spuren der einstigen Mutterfolge bis in die historische Zeit erhalten haben. Aus der archäologischen und geschichtlichen Überlieferung erhalten wir also die Vorstellung von einem prähistorischen Zusammenhang der nordeuropäischen

---

[1]) Vgl. O. Montelius, Verbindungen zwischen Skandinavien und dem westlichen Europa vor Christi Geburt. Archiv für Anthropologie Bd. 19. 1ff. und der Handel in der Vorzeit. Prähistor. Zeitschr. Bd. 2, 255ff.

[2]) H. Zimmer, Zeitschrift der Savignystiftung. Rom. Abt. Bd. 15, 207.

Bevölkerung in körperlicher und kultureller Beziehung und zugleich ein allerdings verschwommenes Bild — die Überlieferungen sind zu spärlich — von ihrem Abstand von der indogerm. Kulturstufe. Doch über diese Frage wird erst in späteren Abschnitten zu reden sein, wenn wir auf die Ausbreitung und die Herkunft der indogerm. Stämme zu sprechen kommen (Abschnitte XIX und XX).

Von den Eskimos und Lappen des nördlichsten Europas und ihrer sog. arktischen Schieferkultur zu handeln, liegt hier keine Veranlassung vor, da sie erst spät und zumeist nur in indirekte Berührung (durch Vermittlung der Finnen) mit der indogerm. Sprachgruppe treten.

XVII. Die Völker Osteuropas und Vorderasiens.

Wie sich im Westen Europas eine nichtindogerm. Sprache, das Baskische, bis in die Gegenwart erhalten hat, so tritt uns in Osteuropa noch heute, sogar in weit größerer Ausdehnung als jenes, die finnisch-ugrische Sprachgruppe entgegen. Ihre Hauptvertreter und zugleich die am weitesten westlich vorgeschobenen Völker sind die Finnen, Esten und Ungarn; größere und kleinere Gruppen sind quer durch Rußland über den Ural hinaus zerstreut.

Die Finnen werden in der geschichtlichen Überlieferung zum ersten Mal von Tacitus, Germania, Kap. 46 als *Fenni* erwähnt. Er weiß nicht, ob er sie, gleich wie die Peuciner und Veneter, den Germanen oder Sarmaten zurechnen soll, obwohl die äußersten Germanen, die Peuciner oder Bastarnen, an ihrer Sprache, ihrem Götterglauben und ihren Wohnbauten als solche trotz ihres Schmutzes und ihrer Faulheit kenntlich seien. Die Veneter lebten zwar von Raub, bauten aber Häuser, trügen Schilde und schätzten den Fußmarsch, während die Sarmaten als Nomaden auf dem Wagen und dem Pferde lebten. „Bei den Finnen dagegen herrscht außerordentliche Unkultur und eine abstoßende Dürftigkeit; sie haben keine

Waffen, keine Pferde, keine Häuser. Zum Lebensunterhalt dienen wildwachsende Kräuter, zur Kleidung Felle und als Lager der Boden; sie verlassen sich einzig auf ihre Pfeile, die sie aus Mangel an Eisen mit knöchernen Spitzen versehen. Die Jagd ernährt gleichermaßen Männer und Frauen; die Kinder und Greise haben vor wilden Tieren und vor dem Regen keine andere Zuflucht als Zelte aus Flechtwerk".

Aus dem Schlußkapitel der Germania lernen wir zugleich die ungefähre Lage der Heimat der Finnen und ihre Nachbarvölker kennen: zwischen den nomadischen Sarmaten in Südrußland, den Venetern (Wenden), den Vorfahren der slavischen Völker in Westrußland, und den Ästiern an der Ostsee, den vermutlichen Ahnen der Balten (Litauer usw.), haben sie in der Vorzeit das Innere Rußlands als Wohngebiet besessen. Dort und weiter nach Norden hin kennen sie noch andere Schriftsteller des ausgehenden Altertums: Procopius (Buch 2, Kap. 15), der sie *Skrithifinni* nennt und ihre Heimat nach dem nördlichsten Thule d. h. Skandinavien verlegt; ebenso heißt ein Teil von ihnen bei Jordanes (Kap. 21) und auch Paulus Diaconus (Buch I, Kap. 5) weiß von ihnen zu melden. Offenbar verstand man die den Finnen sprachverwandten Lappen unter der Bezeichnung *Skridfinnen,* die soviel als „ausschreitende Finnen" (altisl. *scrīđa,* altengl. *scrīđan,* ahd. *skrītan* „schreiten") bedeutet. Mittelalterliche Darstellungen geben uns die Erklärung für den Namen: wir sehen auf ihnen Männer, die sich auf Schneeschuhen (*skier*) fortbewegen [1]). Der Name „Finne" selbst ist wohl germanischen Ursprungs; er war vielleicht im Urnordischen eine Benennung für nichtgerm. Völker, da er in alter Zeit sowohl für die eigentlichen Finnen als auch für die ethnographisch ganz verschiedenen Lappen gebraucht wird [2]). Auffallend ist, daß er in Ortsbezeichnungen auch da zu finden ist, wo nach unserer Kenntnis nie Finnen wohnten: Finnskog, Finnsjö in Uppland, Finnheden oder Finnveden in Småland (Schweden),

---

[1]) Eine brauchbare Zusammenstellung älterer Nachrichten über die Finnen gibt Fridtjof Nansen, Nebelheim, 1911, I, S. 219ff.

[2]) Anders Adolf Noreen, Spridda Studier, Andra Samlingen, p. 147ff.

Finnö an der norwegischen Küste und sogar in Westfalen im Dorfnamen Finnentrop. Die Finnen nennen ihr Land und ihre Sprache *Suomi,* sich selbst *Suoma-lainen* („Suomi-menschen").

Wie die dem ugrischen Zweige angehörigen Magyaren erst im 9. Jahrhundert n. Chr. in Ungarn als Nachfolger der von Karl dem Großen vernichteten Avaren einzogen, so sind die Finnen auch nicht von Alters her in dem heute nach ihnen benannten Finnland ansässig gewesen. Die Kulturhinterlassenschaft in den Gräbern aus ältester Zeit stimmt ganz überein mit der in nordischen Gräbern anzutreffenden, und viele Ortsnamen tragen deutlich den Stempel germanischer Herkunft[1]). Der in Finnland gesprochene schwedische Dialekt ist höchstwahrscheinlich eine selbständige Entwicklung einer alteinheimischen Mundart, die freilich infolge der schwedischen Herrschaft über Finnland unter den Einfluß der Reichssprache geriet[2]). Die Kolonisation Finnlands durch die Finnen begann in den ersten Jahrhunderten n. Chr. und erstreckte sich unzweifelhaft über eine längere Periode, ganz wie in geschichtlicher Zeit die friedliche Eroberung des innern Finnlands vor sich ging. Die Finnen traten hier in Berührung mit nordgermanischen Stämmen; dagegen ist die frühere Annahme, daß sie auch mit Goten, Herulern, Vandalen und anderen festländischen Völkern, die später vom Schauplatz der Geschichte verschwanden, in Berührung gekommen seien, jetzt aufgegeben[3]). Die kulturelle Überlegenheit der Germanen dokumentiert sich in den zahlreichen Lehnwörtern des Finnischen und seiner verwandten Sprachen aus dem Germanischen, von denen noch die Rede sein wird.

Außer den vorgeschobenen Posten des ugrisch-finnischen Sprachstammes in Ungarn, Finnland, Estland und Livland

---

[1]) T. E. Karsten, Österbottniska ortnamn, språkhistorisk och etnografisk undersökning. I. Helsingfors 1906 und Äldre germansk kultur i Finland in Studier i Nordisk Filologi, Band 2, Heft 2, S. 1 ff.

[2]) Ders. Zur Frage nach den „gotischen" Lehnwörtern im Finnischen in Indogermanische Forschungen, Band 22, 290 ff.

[3]) K. B. Wiklund, Zur Kenntnis der ältesten germ. Lehnwörter im Finnischen und Lappischen. Le Monde Oriental, 1911, S. 226 ff.

gibt es im Innern Rußlands noch eine ganze Anzahl finno-ugrischer Mundarten, die als Überreste eines in der Vorzeit zusammenhängenden Völkergebietes anzusehen sind. Ihre Aufsaugung durch das Russische ist schon weit gediehen und wird im Laufe der Zeit vermutlich zu ihrem völligen Verschwinden führen. Sie zerfallen in zwei Gruppen, eine dem Finnischen und eine dem Ungarischen näherstehende.

Zur finnischen Gruppe gehören neben dem schon erwähnten Estnischen das Livische an der Nordspitze Kurlands, das Ingrische und Wotische in Ingermanland, das Olonetzische am Ladogasee, das Wepsische am Onegasee, das Karelische und Lüdische im Gouvernement Olonetz und den Nachbargebieten der Gouvernements Twer, Nowgorod und Archangel. Die vorgeschichtlichen Ursitze der finnischen Gruppe sind vermutlich im Seengebiet Rußlands zwischen der Wolga, dem Ladogasee und Onegasee. Nahe verwandt mit dem Ostseefinnischen ist die Sprache der noch weiter nordwärts (auf der Halbinsel Kola, in Nordschweden und Norwegen) wohnenden Lappen, die aber anthropologisch von den Finnen ganz scharf zu trennen sind und daher ihre Sprache wohl erst später angenommen haben.

Die ugrische Gruppe mit dem Ungarischen als Hauptvertreter umfaßt außer diesem das Wogulische am beiderseitigen Abhang des Ural in den Gouvernements Perm und Tobolsk, das Tscheremissische westlich davon bis zum Mittellauf der Wolga und das Ostjakische östlich davon in Sibirien am Ob und seinen Nebenflüssen. Nördlich vom Wogulischen bis zur Petschora und dem Eismeer erstreckt sich das Syrjänische, das die ältesten Sprachdenkmäler (aus dem 14. Jahrh.) nächst dem Ungarischen aufzuweisen hat. Das ihm nahestehende Wotjakische dehnt sich südlicher in den Gouvernements Wjatka und Ufa aus. Endlich ist als südwestlichster Dialekt das Mordwinische zu nennen, das sich um den Mittellauf der Wolga (Samara, Pensa, Saratow usw.) in verschiedenen Varietäten gruppiert. Von allen ugrischen Mundarten steht es dem Ostseefinnischen am nächsten; es hat mit diesem noch gemeinsame Lehnwörter aus der baltischen Sprachgruppe auf-

genommen, war aber schon von ihm getrennt, als der germanische Einfluß bei den Finnen einsetzte.

Über die Herkunft der Magyaren sind die Meinungen sehr geteilt. Während viele Historiker ihre Ursitze im Gebiet der heutigen Baschkiren im Gouvernement Ufa am Westabhang des Ural und den angrenzenden Bezirken Mittelrußlands suchen, neigen die Philologen (wegen der zahlreichen Lehnwörter aus dem Iranischen, ja sogar aus dem Urarischen und aus einer dem heutigen Tschuwassischen nahestehenden turko-bulgarischen Mundart) eher dazu, sie in die Gegend nördlich vom Kaukasus zwischen Wolga, Terek und Kuban zu verlegen[1]). Jedenfalls sind sie später an die Mündung des Don gezogen, wo sie das Reich Lebedien in der Nachbarschaft der Chazaren gründeten, ehe sie kurz vor 900 v. Chr. in das heutige Ungarn einzogen.

Wo liegt nun die Urheimat der Völker finno-ugrischer Sprache? Eine Antwort auf diese Frage zu geben, ist zurzeit unmöglich. Wir wissen wohl, daß die Ausdehnung bis zur Ostsee und zum Eismeer jüngeren Datums ist und daß die ältesten Sitze mehr nach dem Innern Rußlands zu liegen müssen. Hier steht uns der große Raum von den Seen bis zum Ural mit der Wolga als mittlerer Linie zur Verfügung, und dort kennt, wie wir gehört haben, der römische Schriftsteller Tacitus die *Fenni* im ersten Jahrhundert nach Christi Geburt. Eine schärfere Umgrenzung zu geben, ist zurzeit nicht möglich; ebenso muß die Frage noch offen bleiben, ob eine nähere Verwandtschaft des Ugro-finnischen mit dem altaischen Sprachstamm (Turko-tatarisch, Mongolisch, Mandschu-Tungusisch) anzunehmen ist[2]). Dagegen ist eine weitgehende Übereinstimmung des Ugrisch-finnischen mit dem Samojedischen

---

[1]) Siehe den Überblick bei Bernhard Munkácsi, Die Urheimat der Ungarn in Keleti Szemle (Revue Orientale), Bd. 6, S. 185ff.

[2]) Heinr. Winkler („Der ural-altaische Sprachstamm, das Finnische und das Japanische", 1909 und „Die Zugehörigkeit der finnischen Sprachen zum ural-altaischen Sprachstamm" in der Festschrift zur Jahrhundertfeier der Univ. Breslau, 1911, S. 187ff.) steht auf diesem Standpunkt und sieht außerdem das Japanische als äußerstes Glied der von ihm angenommenen ural-altaischen Spracheinheit an.

vorhanden, das jetzt nach Nordsibirien vom Karischen Meer bis zur Taymir-Halbinsel zurückgedrängt ist. Man faßt es mit den finnisch-ugrischen Dialekten zusammen unter der Bezeichnung „uralischer Sprachstamm“.

Über dessen Verhältnis zur indogerm. Sprachgruppe sind zwei ganz entgegengesetzte Ansichten unter den Forschern vertreten. Während die eine Partei jede nähere Verwandtschaft der beiden Sprachzweige in Abrede stellt und das Indogermanische wie das Ural-altaische als Sprachstämme sui generis mit getrenntem Vokabular und diametral entgegengesetzter Syntax (Nominalsatz bei dem Uralaltaischen, Verbalsatz bei dem Indogermanischen) ansieht, hält die andere Partei ebenso entschieden an der Verwandtschaft des Ugrofinnischen — das in diesem Falle von dem Altaischen abrücken müßte — mit dem Indogermanischen fest[1]).

Die meisten ural-altaischen Sprachen müssen als agglutinierende (zusammenfügende) betrachtet werden d. h. als solche Sprachen, die eine Anzahl ihrer Wurzeln den unverändert bleibenden Hauptwurzeln anfügen, um die grammatischen Beziehungen zum Ausdruck zu bringen. Das Finnische dagegen ist heute eine flektierende Sprache geworden, d. h. die Wurzeln sind zum Ausdruck syntaktischer Beziehungen veränderungsfähig und bestimmte Endungen können ihnen zum gleichen Zweck angefügt werden. Damit hat es sich den indogermanischen (und semitischen) Sprachen genähert; daneben hat es aber manche Besonderheit der ural-altaischen Gruppe bewahrt. Dahin gehört die Erscheinung der sog. Vokalharmonie, die allerdings in dem nördlichsten Teil der Gruppe (lappisch, permisch, ostjakisch) fehlt. Sie besteht darin, daß ein Wort

---

[1]) Nik. Anderson, Studien zur Vergleichung der ugro-finnischen und indogerm. Sprachen, Dorpat 1879; Th. Köppen, Beiträge zur Frage nach der Urheimat und Urverwandtschaft des indo-europ. und finn.-ugr. Volksstammes, Petersburg 1886; Henry Sweet, The History of Language, 1900, S. 112ff.; K. B. Wiklund, Le Monde Oriental 1906, S. 43ff.; mehr zweifelnd H. Hirt, Die Indogermanen, I, S. 71ff. und H. Paasonen, Zur Frage von der Urverwandtschaft der finnisch-ugrischen und indo-europäischen Sprachen in den Finnisch-ugrischen Forschungen, Bd. 7, S. 13ff.

in der Regel entweder nur vordere Vokale (*e*, *i*, *ä*, *ö*, *ü*) oder nur hintere Vokale (*a*, *o*, *u*) enthält und die Vokale der Suffixe denen des Stammes angeglichen werden. Andere Eigenheiten der finnisch-ugrischen Sprachen waren, daß sie im Anlaut stets nur einen Konsonanten dulden und daß die inlautenden Konsonanten dem sog. Stufenwechsel unterworfen sind, der heute freilich nur noch im Ostseefinnischen und Lappischen erhalten ist. Er besteht darin, daß auf einen betonten Vokal die starke Stufe (finn. *kukka* „Blume", *tapa* „Sitte" usw.), nach unbetontem Vokal die schwache Stufe (gen. *kukan* „der Blume", plur. *tavat* „Sitten" usw.) folgt[1]. Der Wortakzent fällt in den meisten finno-ugrischen Sprachen auf die erste, in einigen auf die zweite Silbe; auch in der Grundsprache muß der Wortakzent auf diese beiden Silben beschränkt gewesen sein, während der Akzent der indogerm. Ursprache ganz frei war. Zum Unterschied von den indogerm. Sprachen kennt die finnisch-ugrische Gruppe kein grammatisches Geschlecht; freilich dürfen wir annehmen, daß seine Entwicklung auch bei jenen eine jüngere, aber noch in die Urzeit der Sprachgemeinschaft fallende Erscheinung ist.

Neben den genannten Abweichungen finden sich aber andererseits auch zahlreiche Übereinstimmungen zwischen den beiden Sprachgruppen. Die Deklination des Finnisch-ugrischen kennt wie die indogerm. Sprachen einen Singular, Dual und Plural, ferner alle indogerm. Kasus. Der Anlaut der Personalpronomina ist in beiden Gruppen der gleiche für die drei Personen: *m*, *t*, *s*; der Laut *t* dient beiderseits zur Bildung von demonstrativen und *k* zur Bildung relativer Fürwörter. Auch die Personalendungen des Verbums, die sich mit den Personalpronomina vielfach berühren, stimmen überein, wie auch zahlreiche wortbildende Suffixe. Von den Kasusendungen gleichen sich die des Akkusativs (*m*) und des Ablativs (*ta*). Doch alle diese Ähnlichkeiten wollen nicht viel beweisen, da

---

[1] Dieser Wechsel erinnert an das sog. Vernersche Gesetz in den germanischen Sprachen, demzufolge nach betontem Vokal eine idg. Tenuis zur stimmlosen Spirans, nach unbetontem Vokal zur stimmhaften Spirans „verschoben" wird.

sie sich mit derselben Leichtigkeit auch aus anderen Sprachen (z. B. den altaischen) beibringen lassen[1]).

Mehr ins Gewicht fallen eine Reihe lexikalischer Übereinstimmungen der beiden Sprachgruppen, die nicht von Entlehnung aus den Einzelsprachen herrühren können. Sie sind in ziemlicher großer Anzahl in den auf S. 396, Anm. 1 genannten Schriften und Aufsätzen zusammengestellt[2]); viele sind indes unsicher. Hier mögen einige allgemein anerkannte Zusammenstellungen genannt werden: finn. *vesi* (aus **veti*, **veđi*), mordw. *v'ed'*, wogul. *vit'*, *vüt'*, ungar. *víz* „Wasser“: altbulg. *voda*, got. *watō* „Wasser“, arm. *get* „Fluß“, griech. *ὕδωρ*, av. *udra-* „Wasser“, lat. *unda* „Welle“ usw. (idg. Wzl. **wed-*); finn. *nimi*, lapp. *namma*, ungar. *ne'v* (auch samoj. *nim*, *ńim*) „Name“ klingt an altind. *nā́man-*, griech. *ὄνομα*, lat. *nomen*, got. *namō* „Name“ an; finn. *kala*, ungar. *hal* „Fisch“[3]): altisl. *hvalr* „Wal“, nhd. *Wels*, altpreuß. *kalis* „Wels“, lat. *squalus* „ein Meerfisch“ (die verengte Bedeutung in den indogerm. Sprachen wie bei dem Wort „Lachs“, das im Tocharischen *laks* „Fisch“ bedeutet, vgl. Abschnitt IX, S. 186); finn. *kuoppa* „Grube“, lapp. *goppe* „Höhle“: griech. *γύπη* (bei Hesych.) „Höhle“, altengl. *cofe* „Zimmer“, av. *gufra-* „verborgen“; finn. *mesi* (aus **meti*, **međi*), mordw. *med'*' ungar. *mez* „Honig“, lapp. *mietta* „Met“: altind. *mádhu* „Honig, Honigtrank“, griech. *μέθυ* „Wein“, altbulg. *medъ* „Honig, Wein“, altengl. *medu*, deutsch *Met*, altir. *med* dass.; finn. *suola*, mordw. *sal*, syrjän. *sol* „Salz“: toch. B *sālyi*, arm. *al*, griech. *ἅλς*, lat. *sal*, altbulg. *solъ*, lett. *sāls* „Salz“. Neben den genannten Substantiven bestehen auch einige Ähnlichkeiten bei Zeitwörtern: finn. *vetä-*, estn. *veda-* „führen, ziehen“: av. *vađayeⁱti*, altbulg. *vedą*, lit. *vedù*, altir. *fedim* „führe“; finn. *nito-*, estn. *nidu-* „binden“: lat. *nōdus*

---

[1]) Vgl. H. Winkler, Ural-altaische Völker und Sprachen 1884, S. 88 und A. Trombetti, L'unità d'origine del linguaggio, S. 128, S. 133.

[2]) Auch bei Vilh. Thomsen, Über den Einfluß der germ. Sprachen auf die finn.-lappischen, übers. von E. Sievers, Halle 1870, S. 2 sind einige Übereinstimmungen verzeichnet.

[3]) Finnisch *k*: ungarisch *h* wie engl. *k* in *week*: hochdeutsch *ch* in *Woche*; das Ungarische ist also vom Finnischen durch die Lautverschiebung geschieden wie das Hochdeutsche vom Niederdeutschen.

„Knoten", altir. *naidm* „Band", altir. *náhyati* „bindet"; finn. *repi-*, estn. *räbi-* „reißen" : altind. *rúp-yati* „hat Reißen", lat. *rumpo* „breche", lit. *rupas* „rauh", lett. *rûbs* „Kerbe", got. *raupjan* „ausraufen" (Wzl. **reup-, *reub-*).

Doch die genannten und noch andere Übereinstimmungen im Wortschatz vermögen samt den wenigen gleichartigen Pronominalstämmen und Endungen die Beweislast für die angenommene Urverwandtschaft der finnisch-ugrischen Sprachgruppe mit der indogermanischen nicht zu tragen. Das geht indirekt auch aus der Tatsache hervor, daß man mit ganz denselben Mitteln die Verwandtschaft des Indogermanischen und Semitischen zu erweisen versucht hat[1]). Zudem läßt sich bei Substantiven nie sicher entscheiden, ob die Übereinstimmungen auf Urverwandtschaft oder Entlehnung beruhen. Das letztere kann z. B. für finn. *mesi* „Honig" : idg. **medhu* zutreffen[2]), zumal das Finno-ugrische in sehr alter Zeit ein Wort für Biene aus dem Urarischen entlehnt hat: finn. *mehiläinen*, ungar. *mé'h*, mordw. *m'ekš, m'eš*, ung. *méh* „Biene" : altind. *mákšas, mákšikā* „Biene", av. *maχši* „Fliege", wie mordw. *riz* „Glück" auch aus altind. *rā́s* „Gut, Besitz" (= lat. *rēs* „Sache") in alter Lautform stammt[3]). Aus urarischer Quelle stammt ferner: finn. *uuhi*, estn. *uhe* „Schafmutter", ostjak. *ōš*, syrj. *iž* „Schaf", die aus einer dem idg. **owis* noch nahestehenden Lautform des altind. *áviš* (= lat. *ovis*, s. S. 149) entlehnt sind. Jünger wird dagegen die Entlehnung des Zahlworts für 100 sein: finn. *sata*, mordw. *śada, śado*, ostj. *sōt, sāt*, wog. *sat*, ungar. *száz* stammen wohl aus einem unbekannten iranischen Dialekt, da weder altind. *śatám* noch av. *satəm* genau dazu stimmen; dagegen nähern sie sich ossetisch *sädä*, neupers. *sad* und krimgot. *sada* in der Lautform. Charakteristische Entlehnungen

---

[1]) Zuletzt Herm. Möller, Semitisch und Indogermanisch I, Konsonanten. 1906 und Indoeuropæisk-semitisk sammenlignende Glossarium, 1909, auch deutsch als Vergleichendes indogerm.-semitisches Wörterbuch, Göttingen 1911.

[2]) Siehe R. Gauthiot, Mémoires de la Société de Linguistique, Bd. 16, S. 264 ff.

[3]) Das idg.-urarische *e* der Stammsilbe bezeugt das hohe Alter der Entlehnung (H. Paasonen, Ein vorarisches Lehnwort im Mordwinischen. Finnisch-ugrische Forschungen, Bd. 8, S. 75 ff.).

sind ferner: ung. *város* „Stadt", *vár* „Festung" : av. *var-* „Schloß, Burg"; wogul. *ūs*, ostjak. *voš*, *vąš*, mordw. *oš*, *voš* „Stadt, Festung" : av. *vīs-*, altpers. *viþ* „Dorf, Herrenburg" (s. Abschnitt VII, S. 142).

Die finno-ugrische Spracheinheit muß also sehr lange gedauert haben, länger als die indogermanische, da sich auf ihrem Gesamtgebiet noch Lehnwörter aus einer Zeit finden, als die indogerm. Spracheinheit längst zersprengt war, wie die oben genannten Lehnwörter beweisen. Einen Zusammenhang des Finnischen mit dem Mordwinischen, als sich das Ugrische von den Ostsee- und Wolgafinnen abgespalten hatte, zeigt das aus dem Litauischen stammende mordw. *koz* „Husten": lit. *kōs-ulīs*, lett. *kāsa, kāsis*, altbulg. *kašьlь*, altind. *kāsas* „Husten", da die weiter östlich wohnenden Mordwinen niemals direkte Nachbarn der Balten waren[1]).

Die östlichen ugrischen Mundarten sind kulturell und sprachlich von dem Arischen außerordentlich stark beeinflußt worden[2]); man beachte mordw. *pavas, paz* „Gott": altind. *bhágas* usw. dass.; mordw. *vər'gas* „Wolf": altind. *vṛkas* usw. dass.; tscherem. *mardež* „Wind" : altind. *marút* (plur. *marútas*) „Windgott"; mordw. *tarvas* „Sichel" aus urarisch **dhargas* (das sich wie andere Ausdrücke für den Ackerbau in den historischen arischen Sprachen nicht mehr findet; vgl. Abschnitt VIII, S. 169) : lit. *dalgis*, lat. *falx* „Sichel".

Dagegen war das Band zwischen Ostseefinnen und Wolgafinnen bereits zerrissen, als jene unter den kulturellen und sprachlichen Einfluß der Germanen gerieten. Indes trat dieser bereits in einer sehr frühen Epoche des Germanischen auf, zu einer Zeit, als es noch Lautformen besaß, die wir sonst nur aus Runeninschriften oder als aus den Einzelsprachen rekonstruierte Formen des Urgermanischen kennen. Kennzeichen dieser urgermanischen Wortformen gegenüber den historischen

---

[1]) Vilh. Thomsen, Beröringer mellem de finske og de baltiske Sprog, S. 23, S. 153 f.

[2]) Siehe Bernhard Munkácsi, Die arischen Elemente in den Zahlwörtern der finnisch-magyarischen Sprachen in Keleti Szemle (Revue Orientale), Bd. 1, S. 241 ff. und andere Aufsätze desselben Verfassers in weiteren Bänden dieser Zeitschrift (Bd. 4, S. 374 ff., Bd. 6, S. 185 ff., Bd. 11, S. 152 ff. und 169 ff. usw.).

Mundarten sind: die Bewahrung kurzer Endsilben, des urgerm. offenen $\bar{æ}$ aus idg. $\bar{e}$, des auslautenden *z*, des *e* vor gedecktem Nasal usw. Einige Beispiele mögen dies erläutern: finn. *rengas* „Ring“ aus urgerm. **hrengaz* = altisl. *hringr*, ahd. *hring*; finn. *kernas* „bereit“ aus urgerm. **gernaz* = got. *gaírns*, ahd. *gern* „begierig“; finn. *miekka* „Schwert“ : got. *mēkeis*, altisl. *mæker* dass. (die germ. Wörter enthalten keinen *ā*-, sondern einen *jo*-Stamm, so daß keine direkte Entlehnung des finnischen Wortes aus dem Germanischen, sondern eine gemeinsame Entlehnung aus unbekannter Quelle vorzuliegen scheint, zumal got. *mēkeis* ohne Etymologie dasteht); finn. *keihäs* „Spieß“ aus urgerm. **gaizaz* (finn. *h* aus *z*) = altisl. *geirr*, ahd. *gēr* „Speer“. Zumeist läßt sich bei der älteren Gruppe von Lehnwörtern nicht entscheiden, ob sie noch aus dem Urgermanischen oder bereits dem Urnordischen stammen. Die Finnen waren in den ersten Jahrhunderten n. Chr. Nachbarn der Nordgermanen; aber deren Sprache trug offenbar damals einen dem Urgermanischen sehr nahestehenden Charakter.

Im Verhältnis zu den Entlehnungen aus dem Baltischen sind die aus dem Urgermanischen und Urnordischen jünger [1]); dennoch aber erfolgten sie noch in einer Zeit, da die finnische Sprachgruppe, die sich heute von der Ostsee über das Seengebiet (Onega-, Ladogasee) bis zum Weißen Meer erstreckt, in einem engen Zusammenhang war. Als dagegen die Entlehnungen aus den slavischen Sprachen begannen, war diese Verbindung bereits gelöst. Wir haben also folgende Chronologie des finnisch-ugrischen Lehnwortbestands aus den indogerm. Sprachen aufzustellen:

a) finnisch-ugrische Spracheinheit : arische [2]) Lehnwörter;
b) ostseefinnische-wolgafinnische Spracheinheit : baltische Lehnwörter;

---

[1]) Vgl. auch E. N. Setälä, Zur Herkunft und Chronologie der älteren germ. Lehnwörter in den ostseefinn. Sprachen, Helsingfors 1906, spez. S. 39 f.

[2]) Nach Bernhard Munkácsi, Keleti Szemle (Revue Orientale), Bd. 4, S. 374 ff. lassen sich die verschiedenen Schichten des arischen Lehnguts nach lautlichen Kriterien unterscheiden: Lehnwörter mit *e*- oder *o*-Vokal stammen aus

c) ostseefinnische Spracheinheit: urgermanische und urnordische Lehnwörter;
d) Einzelleben der finnischen und ugrischen Sprachen: slavische, schwedische und niederdeutsche Lehnwörter.

Da auch ein alter Einfluß der germanischen Sprachen auf die baltische Sprachgruppe nachzuweisen ist (lit. *kãtilas* „Kessel", *kùnigas* „Herr, Pfarrer" usw.), so mögen die beiden mittleren Gruppen noch teilweise an ihrem Ausgang bzw. Anfang zusammengetroffen sein. Jünger sind dagegen die Entlehnungen des Finnischen aus dem Schwedischen und Niederdeutschen (finn. *saksa* „Deutscher, Kaufmann", eigentlich „Sachse"), die sich über das ganze Mittelalter erstrecken, aber hier nicht weiter verfolgt werden können [1]. Der kulturelle Einfluß der indogerm. Sprachen auf die finnisch-ugrischen erstreckt sich also von der vorgeschichtlichen Zeit bis tief in die historischen Epochen hinein, und die weitere Erforschung der zum Teil noch recht wenig bekannten Glieder des letztgenannten Sprachzweigs wird uns in Zukunft noch manchen wichtigen Beitrag zur Aufhellung der ältesten Gestalt der östlichen indogerm. Sprachgruppe liefern.

Bei den langandauernden Berührungen zwischen Finno-Ugriern und Indogermanen sollte man irgendwelche, wenn auch noch so geringe Spuren einer Beeinflussung der letzteren durch jene erwarten. Doch sind solche, abgesehen von den schwedischen Dialekten in Finnland, nicht nachgewiesen. Möglich ist, daß der Abstand zu groß und die Lebensverhältnisse der indogerm. Völker zu verschieden waren von denjenigen ihrer nördlichen Nachbarn, um die Übernahme ihres Kulturgutes möglich zu machen. Nicht anders muß das Verhältnis der Indogermanen zu den zahlreichen Sprachen der Kaukasusvölker gewesen sein, in deren Nähe mehrere Stämme

---

urarischer Zeit, solche mit erhaltenem Nominativ -*s* oder mit *ś* aus dem Altindischen, diejenigen mit *z* = altind. *h*, *j*, *s* aus dem Iranischen und dessen jüngeren Mundarten.

[1] T. E. Karsten, Äldre germansk kultur i Finland (s. o. S. 393, Anm. 1) und ders., Indogerm. Forschungen, Bd. 26, S. 236 ff., Zeitschrift für deutsche Wortforschung, Bd. 12, S. 87 ff.

der Satem-Gruppe (s. darüber Abschnitt XVIII) wenigstens vorübergehend gewohnt haben müssen. Die ethnographische Stellung der Kaukasusbewohner, die in etwa ein Dutzend verschiedene Sprachstämme zerfallen, ist noch wenig geklärt. Die bedeutendsten sind die alten Iberer, die heutigen Georgier, südlich vom Kaukasus in der Ebene des Kyrosflusses. Ihnen sind wohl die Moscher (assyr. *Muskāja*, hebr. *meschek* in der Völkertafel, Genesis, Kap. 10) und Tibarener (assyr. *Tabalai*, hebr. *Thubhal*) zuzuzählen, die nach dem Fall des Hetiterreiches (s. weiter unten) über Kappadokien herrschten. An sie schließen sich im Osten die Taocher des Xenophon (assyr. *Dajani*, arm. *Tai-kh*) an, später *Τάοι* genannt, ferner die Kolcher, Drilen und Lazen[1]). Die zahlreichen kleinen Stämme der armenischen Gebirge, die von assyrischen Eroberern genannt werden, mögen auch zu den Kaukasiern gehören; ihre Namen beweisen, daß zu Anfang des ersten Jahrtausends v. Chr. noch keine Indogermanen in Armenien saßen. Gleichen Ursprungs mögen die Alarodier sein, die die armenischen Berge (das Land „Naïri“) seit der 2. Hälfte des vorletzten Jahrtausends v. Chr. eroberten und sich etwa 900 v. Chr. zu einem einheitlichen Staat zusammenschlossen. Die Assyrer nennen sie und ihr Land *Urarṭu*, die Bibel *Araraṭ*, und dieser Name ist bis heute für die fruchtbare Ebene des mittleren Araxes als arm. *Airaraṭ* erhalten geblieben. Die Alarodier waren nach Herodot, Buch VII, Kap. 79 wie die Kolcher gerüstet, ihnen also wohl stammverwandt. Sie haben zahlreiche Inschriften, anfangs in assyrischer Sprache, bald aber in ihrer eignen Sprache in assyrischer Keilschrift hinterlassen, in denen uns eine Sprache erhalten ist, die, noch ziemlich unerforscht, doch manche Anklänge an die der Mitanni (s. weiter unten) aufweist, sonst aber ziemlich isoliert ist[2]). Sie selbst nennen sich in diesen Inschriften *Chaldi*, und dieser Name kehrt in griech. *Χαλδαῖοι* (bei Xenophon), arm. *Chalti-kh* wieder, ferner bei einem Volke in den pontischen Bergen, die *Χάλυβες* heißen und den Griechen als die Erfinder des Stahles galten.

[1]) Eduard Meyer, Geschichte des Altertums, 2. Aufl., Bd. I, 2, S. 621 ff.

[2]) Vgl. C. F. Lehmann-Haupt, Armenien einst und jetzt, 1. Band, 1910.

Damit kommen wir auf die kulturellen Berührungen zwischen Kaukasiern und Indogermanen zu sprechen. Viel ist nicht darüber zu sagen. Nach einer griechischen Überlieferung stammt der Stahl (griech. *χάλυψ*) von den eben genannten Chalybern, und der griech. Name des Eisens *σίδηρος* klingt an kaukasisch-udisch *zido* dass. an; doch ist dieses Wort vermutlich dem Griechischen entlehnt. Ob die Kultur des Weins (vgl. Abschnitt XII, S. 258f.) zu den indogermanischen (und semitischen) Völkern von den Ländern am Südabhang des Kaukasus gekommen ist, wo sich die Rebe in wildem Zustand um die Baumstämme windet und schwere Trauben trägt[1]), kann nicht als erwiesen gelten. In den kaukasischen Sprachen finden sich zwei Wortstämme für Wein: 1. südkaukasisch-grusinisch *γvino*, ingiloi *γünej*, svanisch *γvinal;* dieser geht auf eine Grundform **gvino-* zurück, die mit der indogerm. Benennung (Stamm **woino-*) zusammentrifft; 2. nordkaukasisch-tscherkessisch *san, sane,* andi *žone,* dido *ša,* karata *žana* usw., die wohl Nachkommen eines einheimischen Wortes sein dürften[2]).

Am Nordrande des Schwarzen Meeres kennt die Überlieferung der Alten zu Anfang des ersten Jahrtausends v. Chr. die Kimmerier (*Gimirrai* bei den Assyriern, die *Gomer* der Bibel) und die ihnen stammverwandten Taurer. Sie werden von den Skythen im 8. Jahrhundert verdrängt und fallen in Kleinasien ein. Homer, Odyssee XI, 14f. erwähnt die Kimmerier als fabelhaftes Nordvolk, das stets in Wolken und Dunkelheit lebe und nie Sonne und Sterne erblicke. Offenbar müssen sie ein mächtiges Reich besessen haben, wenn ihr Name zu solcher Sagenbildung Anlaß geben konnte. Das wird uns auch von Herodot, Buch IV, Kap. 11 indirekt bestätigt, wenn er noch zu seiner Zeit kimmerische Bauten und Städte im Skythenland kennt und ausdrücklich betont, daß auch ihr Name an verschiedenen Stellen haften geblieben wäre, wie am *Βόσπορος Κιμμέριος*, der heutigen Straße von Kertsch. Der im Alter-

---

[1]) Viktor Hehn, Kulturpflanzen und Haustiere, 8. Aufl., 1911, S. 70ff.

[2]) v. Erckert, Die Sprachen des kaukasischen Stammes, I, Nr. 378f.

tum nach den Taurern genannte taurische Chersonnes bewahrt noch heute als „Halbinsel Krim“ den Namen der Kimmerier. Über ihre Nationalität läßt sich nicht Sicheres ermitteln. Von den Babyloniern wurden die persischen *Sakā*, die den griechischen Skythen entsprechen, freilich als *Gimirri* d. h. Kimmerier bezeichnet, wie aus den Keilinschriften des Darius hervorgeht. Aber dieser Name wird offenbar in derselben Art gebraucht, wie wir von arabischen, nordafrikanischen, syrischen usw. „Beduinen“ sprechen, d. h. er bezieht sich auf die Lebensweise, nicht auf die Nationalität; möglich ist auch, daß bei dem älteren Kulturvolk der ältere Name für die Bewohner Südrußlands bewahrt wurde. Ob man den Namen der Kimmerier mit dem türkischen *ćomru* „ansässige Nomaden“ verbinden und sie für Turko-Tataren ansehen darf[1]), erscheint mindestens unbewiesen. Denn von einem Vordringen dieses Volksstammes nach Südrußland um das Jahr 1000 v. Chr. ist uns nichts bekannt; sein Vorstoß erfolgt erst in nachchristlicher Zeit.

Dagegen sind die weiter nordwärts wohnenden Sarmaten oder Sauromaten und Skoloten gleichwie die Massageten nördlich vom Jaxartes nomadisierende Steppenbewohner mit indogermanischer (iranischer) Sprache[2]). Die Griechen nannten alle diese Stämme Skythen; ihnen hat Herodot, Buch IV, Kap. 46 ff. eine ausführliche Beschreibung gewidmet, auf die wir im Abschnitt XVIII zurückkommen werden. Die Perser nannten sie Saken, während im Avesta, ihren heiligen Schriften, der Ausdruck Tūra für sie vorkommt (z. B. *dānavō tūrō* „turanische Räuber“). Heute bezeichnen wir als Turanier die Nomadenvölker mongolischer Rasse, die seit dem Mittel-

---

[1]) Otto Schrader, Sprachvergleichung und Urgeschichte, 3. Aufl., Bd. II, S. 528 f. nach H. Vámbéry, Die primitive Kultur des turko-tatarischen Volkes, S. 103 f. u. 133. Die Turko-Tataren zerfielen seit alter Zeit in die *jürük* (= Ἰύκρκαι bei Herodot, Buch 4, Kap. 22?) und *köćek* „die wandernden Nomaden“ und die *ćomru* „die ansässigen Nomaden“, d. h. offenbar solche, die von der Aussaat bis zur Ernte an einem bestimmten Platz blieben und dann erst weiterzogen. Ganz ebenso machen es noch heute die Kirgisen der Halbinsel Mangischlak am Kaspischen Meer.

[2]) Eduard Meyer, Geschichte des Altertums, I, 2, 2. Aufl., S. 813 f.

alter von den Steppengebieten Asiens gegen Osteuropa andrängten und sich zum Teil hier seßhaft gemacht haben: die slavisierten Bulgaren, die Türken (Tschuwassen, Seldschucken, Osmanen), Kalmüken, Tataren usw. Doch noch bis ins tiefe Mittelalter befanden sich unter den nomadisierenden Völkern Zentralasiens indogermanische (iranische) Elemente, so z. B. die Sogden. Die allerdings verstümmelte und kaum lesbare Stele zu Qara-Balgassun in der Mongolei weist eine dreisprachige Inschrift auf: chinesisch, türkisch und sogdisch. Ebenso befinden sich sogdische Texte in der neuaufgefundenen Bibliothek der buddhistischen Tempelanlage zu Tuen-hwang in der Provinz Kansu (vgl. Abschnitt XVIII). Der Gegensatz zwischen der seßhaften Bevölkerung und den nomadisierenden Steppenbewohnern ist im wesentlichen ein kultureller; sprachliche und ethnographische Verschiedenheiten spielen nur eine untergeordnete Rolle. Deshalb ist es oft schwierig, auf die spärlichen und ungenauen Nachrichten der Alten hin zwischen indogermanischen und nichtindogermanischen Völkern im Steppengebiet Südrußlands und Zentralasiens zu unterscheiden. Selbst die Namen der Völker und ihrer Fürsten geben uns keinen sicheren Anhaltspunkt, in welchem Sinne wir uns zu entscheiden haben; denn auch diese sind oft trügerisch, da unter der herrschenden Oberschicht nicht selten ein stamm- und sprachfremdes Rassenelement stecken mag, von dem wir nicht viel oder überhaupt nichts erfahren.

Besser unterrichtet sind wir schon jetzt über die Volksstämme des östlichen Kleinasiens. Seit dem Anfang des zweiten Jahrtausends treten hier die Hetiter (assyr. *Chatti*, hebr. *Chēt*, ägypt. *Chta*) in den Vordergrund. Sie dringen bald nach Syrien und Mesopotamien vor; um 1760 v. Chr. erliegt ihnen das Reich von Babel. Möglicherweise geht von ihnen auch der Hyksoseinfall in Ägypten und deren großes Reich im folgenden 17. Jahrhundert v. Chr. aus. Die Bibel kennt die Hetiter als eine der Völkerschaften Kanaans. Das Reich der Mitanni am nördlichen Euphrat (im 16. und 15. Jahrhundert v. Chr.) ist, nach Bevölkerung, Sprache, Religion und Namen zu schließen, von einem den Hetitern nahe verwandten Volke begründet,

obwohl es bald unter die Botmäßigkeit arischer Fürsten gerät (Näheres darüber in den Abschnitten IV, S. 67 f. und XIX). Die Westsemiten bezeichnen dies Reich als *Naharain*, d. h. das Land am Strom (Euphrat). Später unterliegt es den vordringenden Assyrern; doch liegt über diesen Vorgängen noch tiefes Dunkel.

Die Hetiter haben zahlreiche Denkmäler in Kleinasien und Nordsyrien hinterlassen, die sich über die Zeit vom 15. bis mindestens zum 8. Jahrhundert v. Chr. erstrecken[1]). Auf ihnen finden sich zwei eigenartige Schriftarten, eine hieroglyphische und eine kursive, deren Entzifferung noch nicht gelungen ist. Daneben haben die Hetiter in ihrer Blütezeit die babylonische Keilschrift auf Tonurkunden und im Verkehr mit anderen Großmächten verwendet; sie haben teils in babylonischer, teils in ihrer eignen Sprache geschrieben. Diese Denkmäler bieten die Aussicht auf eine Entzifferung der hetitischen Sprache. Eines steht schon jetzt fest: das Hetitische ist weder indogermanisch noch semitisch, sondern ein mit der ebenfalls aus Keilschrifttexten bekannten Mitannisprache verwandtes Idiom. Wenn wir eines Tages, wie zu erwarten ist, die hetitische Sprache kennen lernen werden, so stehen uns wichtige Aufschlüsse nicht nur für die Ethnographie des inneren Kleinasiens, sondern auch für die Nachbargebiete und wohl auch für die indogermanischen (arischen) Stämme Asiens bevor.

Doch alle bisher genannten Völker Vorderasiens treten an Wichtigkeit für die Entwicklung seiner eigenartigen Kultur und an politischem Einfluß weit zurück gegen die von den semitischen Stämmen begründeten oder zumeist eroberten und dann semitisierten Reiche. Die Urheimat der Semiten[2]) wird

---

[1]) S. J. Garstrang, The Land of the Hittites, London 1910; L. Messerschmidt, Die Hetiter (Der alte Orient, IV, 1), 1902, 2. Aufl. 1909. Neue Bilderinschriften oder Verbesserungen zu schon früher bekannten und in L. Messerschmidts Corpus Inscriptionum Hettiticarum 1900 (mit Nachträgen) verzeichneten Inschriften bringt der Band I, Teil II der Travels and Studies in the nearer East der Cornell Expedition : Hittite Inscriptions, Ithaca N. Y. 1911.

[2]) Der Name ist abgeleitet von dem Sohne Noas *Šēm* (Genesis, Kap. 10) und wurde zuerst von A. L. Schlözer 1781 vorgeschlagen.

jetzt meist auf der Halbinsel Arabien gesucht; dort wurden von je her und werden noch heute ausschließlich semitische Idiome gesprochen, und von diesem Mittelpunkt aus erklärt sich am leichtesten die Ausbreitung der semitischen Völker und Sprachen nach Norden, Nordosten und Westen (Äthiopier und Masai in Afrika). Charakteristische Eigentümlichkeiten der Semiten finden sich in Arabien besonders gut erhalten: das bei allen Stämmen im Anfang ihrer Geschichte nachzuweisende räuberische Nomadenleben; das uralte, anfangs wohl auf die Kriegerkaste beschränkte Tabuverbot, Milch und Fleisch zusammen zu genießen, das wir bei den Juden, den semitischen Masai in Ostafrika und nach dem Zeugnis Ibn Esras (Kommentar zu Exodus, Kap. 23, 19) noch im zwölften Jahrhundert n. Chr. in Arabien in Übung finden[1]); die große Übereinstimmung, die sich auch sonst in der ritualen Gesetzgebung (Beschneidung, Opferkult usw.) bei den semitischen Stämmen Arabiens (Minäer, Sabäer) und den Israeliten findet und sich auch auf die Terminologie erstreckt usw. Die semitischen Alphabete gehen sämtlich auf einen in Ostarabien entstandenen Urtypus zurück[2]). In Arabien hat sich der Lautstand, der Wortschatz und der grammatische Bau des Ursemitischen am reinsten erhalten.

Von Arabien aus verbreiteten sich die semitischen Stämme über Vorderasien südlich vom Taurus und westlich vom Zagros-Gebirge; die seßhaften Semiten des Kulturlandes sind als Ablagerungen der Nomaden der Wüste zu betrachten. Freilich erhielten sie sich nirgends rein; weder der somatische Typus noch die Sprache konnten sich dem Einfluß der neuen Umgebung, der bereits ansässigen Bevölkerung und der veränderten Lebensverhältnisse entziehen. Die Besetzung der in geschichtlicher Zeit von Semiten bewohnten Länder ist nicht mit einem Mal erfolgt; das Andrängen der Wüstenstämme gegen das Kulturland dauert Jahrhunderte lang, oft ohne Erfolg, wenn eine feste staatliche Organisation die

---

[1]) Vgl. Verf., Revue de Linguistique et de Philologie comparée, Band 45, S. 195ff.

[2]) S. Fr. Hommel, Grundriß der Geschichte und Geographie des alten Orients, I, 2. Aufl., S. 97f.

räuberischen Nomaden zurückschlägt; dann wieder entlädt sich der Ansturm in plötzlichem Einbruch, wenn diese erschlafft ist und versagt. Dieses Spiel wiederholt sich seit der vorgeschichtlichen Zeit bis zum Mittelalter und zum Teil bis heute. Nach der Überflutung des Kulturlandes in der Euphrat- und Tigrisebene durch die babylonischen Einwanderer und der Semitisierung der Reiche von Sumer und Arkad haben sich von Arabien aus immer wieder neue Schichten über die früheren gelagert. Auf die kanaanäische Einwanderung folgt die der Hebräer, dann die der Aramäer; endlich der gewaltige Ausbruch im siebenten Jahrhundert n. Chr., der mit der religiösen Bewegung des Islam verknüpft ist. Da sich die Bewegungen der älteren Zeit im Verhältnis zu denjenigen der Indogermanen auf ein räumlich nicht allzu ausgedehntes Gebiet erstrecken, so waren die semitischen Sprachen nicht so großen Veränderungen unterworfen wie die indogermanischen Sprachen, die sich vom Atlantischen bis zum Indischen Ozean, vom nördlichen Eismeer bis zum Mittelmeer ausgedehnt haben. Die semitischen Sprachen machen eher den Eindruck von Dialekten einer Sprachgruppe, die allerdings auf verschiedenen Entwicklungsstufen stehen, da die Sprachen der ansässig gewordenen Semiten einen stärkeren lautlichen Verfall und einen größeren Verlust alten Sprachguts aufweisen als die Mundarten der Nomaden Arabiens. Nach den sprachlichen Merkmalen pflegt man die semitischen Sprachen in eine südliche Gruppe, zu der die arabischen Mundarten und das Äthiopische gehören, und eine nördliche Gruppe, die das Babylonisch-Assyrische, Kananäische, Phönizische (Punische), Hebräische und Aramäische umfaßt. Das Babylonisch-Assyrische wird als Ostsemitisch von dem Westsemitischen unterschieden, dem die übrigen Dialekte zufallen. Während uns das Ostsemitische durch Denkmäler in Keilschrift bekannt ist, deren älteste noch dem vierten Jahrtausend v. Chr. angehören, tritt uns das Kanaanäische zuerst in mancherlei Glossen der zu Tell-Amarna gefundenen Briefe palästinensischer Kleinfürsten des 15. Jahrhunderts v. Chr. an den ägyptischen König Amenophis IV. entgegen, und nicht viel jünger sind die von dem zwölften Jahrhundert an

beginnenden minäischen und sabäischen Inschriften in Südarabien. An sie reihen sich an die Siegesinschrift des Königs *Mēsaʿ* von *Mōʾāb* (nach 900 v. Chr.), aramäische Inschriften des 8. Jahrhunderts v. Chr. aus Nordwestsyrien, phönizische Inschriften, die in Assuan in Ägypten gefundenen aramäischen Urkunden der jüdischen Soldatenkolonie auf der Nilinsel *Jēb* (Elephantine) aus dem fünften Jahrhundert v. Chr., die Bücher des alten Testaments usw.

Wie man aus dieser knappen Übersicht entnehmen kann, besitzen wir Denkmäler semitischer Sprache und Kultur aus einer so frühen Zeit, daß kein Literaturwerk in einer indogermanischen Sprache sich an Alter mit ihnen messen kann. Die ältesten Teile des Rigveda mögen vielleicht noch ins zweite Jahrtausend v. Chr., die homerischen Gesänge in ihren ursprünglichen Bestandteilen ins neunte oder achte Jahrhundert v. Chr. zurückgehen; erst in weitem Abstand folgen die altpersischen Keilinschriften, die mit dem sechsten Jahrhundert beginnen, und die ältesten lateinischen Inschriften aus der Zeit um 300 v. Chr. Alle anderen indogerm. Sprachen sind erst aus dem Mittelalter bekannt.

Die ersten Berührungen zwischen semitischen und indogermanischen Völkern, von denen wir Kenntnis haben, datieren aus der Mitte des zweiten Jahrtausends v. Chr. und sie erstrecken sich ununterbrochen von da ab durch die ganze Geschichtsentwicklung bis zum heutigen Tag. Bald ist der eine Sprachstamm der politisch und kulturell überlegene, bald ist es der andere; auch örtlich wechseln diese Verhältnisse sehr, so daß die Suprematie zur gleichen Zeit an verschiedenen Stellen zwischen beiden schwankt. In älterer Zeit sind naturgemäß die Völker semitischer Sprache (Babylon, Phönizien, Syrien) überall die kulturell überlegenen, und die Indogermanen sind in dieser Hinsicht vielfach von ihnen abhängig: Meder, Perser, Griechen stehen zum Beginn ihrer Geschichte und vielfach noch länger unter dem Einfluß der in ganz Vorderasien dominierenden babylonischen Kultur, die vermutlich ihre Wirkungen direkt oder durch Vermittler auch schon auf das indogerm. Stammvolk ausgedehnt hatte. Die sprachlichen

Niederschläge dieses Einflusses haben wir schon verschiedentlich kennen gelernt (vgl. S. 269 u. S. 270f.) und es wird auch bei der Frage nach den Ursitzen der Indogermanen (Abschnitt XX) nochmals die Rede von ihnen sein.

Bei der überragenden Bedeutung, die den Völkern der beiden Sprachstämme, des semitischen und indogermanischen, seit alter Zeit gegenüber den übrigen Völkern des Morgen- und Abendlandes zufiel, bei der mannigfachen Verkettung ihrer Schicksale im Laufe der Geschichte und ihrer Zugehörigkeit zu demselben Zweige am Stammbaum der Menschheit, der sog. kaukasischen Rasse, ist es begreiflich, daß man auch ihre Sprachen in ein verwandtschaftliches Verhältnis zu bringen versuchte. Es ist hiervon schon auf S. 399 die Rede gewesen. Aber diese Versuche beschränken sich in der Hauptsache auf die Vergleichung des Wortschatzes, bei dem vereinzelte Übereinstimmungen seit langer Zeit bekannt sind. So stehen griech. *ταῦρος*, lat. *taurus*, got. *stiur* „Stier“, altbulg. *turъ*, lit. *tauras* „Urstier“, av. *staorō* „Großvieh“, zigeun. *šturno* „Stier“: assyr. *šūru*, aram. *tōra'*, hebr. *šōr* dass. sicher in irgendwelcher Beziehung zueinander, die nach meiner Vermutung auf den bereits in prähistorischer Zeit im ganzen östlichen Mittelmeerbecken weitverbreiteten Stierdienst zurückgeht[1]. Der ägyptische Apisdienst; der assyrische *Re'ēm* (Wildstier); das goldene Kalb der Bibel; die beiden bronzenen Stiere, die sich im Gräberfeld von Kuban im Kaukasus fanden; Zeus, der sich in Stiergestalt der Europa nähert; der silberne Stierkopf mit der heiligen Doppelaxt in Mykenä; der eherne Stier, den die Teutonen auf ihren Wanderungen mitführten[2] u. dgl. m. sind alles Ausstrahlungen oder Erinnerungen dieses prähistorischen Stierkults. Ja, ein Forscher[3] wollte sogar die Zähmung und Züchtung des Rindes überhaupt auf religiöse Motive zurückführen. Die

---

[1] Vgl. R. Dussaud, Civilisation préhellénique dans le bassin de la mer Egée, 1910, p. 246f.

[2] Nach Plutarch, Marius, Kap. 23; vgl. auch Karl Müllenhoff, Deutsche Altertumskunde, IV, S. 201. Ein steinernes Stierbild, anscheinend aus gallischer Zeit, ist kürzlich bei Bonn am Rhein aufgefunden worden.

[3] Ed. Hahn, Die Entstehung der Pflugkultur unseres Ackerbaus, 1909.

gleichen Beweggründe mögen zur Verbreitung eines andern Kulturworts in den beiden Sprachstämmen beigetragen haben, griech. *Ϝοῖνος*, lat. *vīnum*, arm. *gini*: assyr. *īnu*, hebr. *jajin*, arab.-äthiop. *wain* „Wein". Man weiß, welche große Rolle der Rauschtrank bei den religiösen Zeremonien primitiver Kulturen spielt. Ferner wird griech. *λέων* „Löwe" mit der uralten Femininbildung *λέαινα* (aus **lewanjā*) irgendwie mit hebr. *lбvi*, *lavi'*, assyr. *labbu*, ägypt. *labu* zusammenhängen, wie das griechische Wort seinerseits die Quelle für lat. *leo* „Löwe" ist, während ahd. *lewo*, *louwo*, altbulg. *lьvъ*, lit. *l'ěvas*, *l'ãvas* wohl durch Vermittlung illyrischer oder keltischer Stämme nach dem Norden direkt übermittelte Lehnwörter westgriechischer Herkunft sind. Noch andere derartige Übereinstimmungen, die sich aus kulturellen Berührungen ergeben, lassen sich aufzählen, bei denen freilich ungewiß ist, ob sie noch in die indogerm. Urgemeinschaft hineinragen oder späteres Lehngut sind, wie altisl. *hvelpr*, altengl. *hwelp*, ahd. *hwelf*: hebr. *keleb*, assyr. *kalbu*, äthiop. *kaleb* „Hund"; der gezähmte Haushund kann ebenso gewandert sein wie die Katze, deren Ursprung sich nach Ägypten zurückverfolgen läßt [1]). Anderer Art sind die Wortübereinstimmungen, die sich zwischen den beiden klassischen Sprachen einerseits und den westsemitischen Dialekten andererseits finden; sie sind als Entlehnungen aus einer gemeinsamen Quelle, vielleicht einer Sprache der prähistorischen Völker des ägäischen Kulturkreises aufzufassen: griech. *βωμός* „Altar" : hebr. *bāmā'* „Anhöhe, wo geopfert wird, Heiligtum"; griech. *κυπάρισσος* „Zypresse": hebr. *gōpher* „harziger Nadelbaum", griech. *παλλακίς*, lat. *paelex*: hebr. *pilleges̆* „Kebsweib" usw. [2]).

Auf bloß zufälligem Zusammentreffen beruhen wohl Ähnlichkeiten wie die folgenden: griech. *καλέω*, lat. *calo*, ahd. *halōn* „rufen", lett. *kal̃ût* „schwatzen": assyr. *qālu*, äthiop. *qal'e* „rufen",

---

[1]) R. Blankenhorn, Zeitschrift für deutsche Wortforschung, Bd. 11, S. 312 f.

[2]) A. Cuny, Les mots du fonds préhellénique en grec, latin et sémitique occidental. Revue des Études anciennes, Bd. 12, S. 154 ff. (vgl. auch Abschnitt XVI, S. 384).

hebr. *qōl,* aram. *qala',* äthiop. *qāl* „Stimme“, assyr. *qūlu* „Geschrei“, oder griech. *ἔρα(-ζε)*, ahd. *ero, erda,* altir. *ert* „Erde“: aram. *ʾaraʿ*, hebr. *ʾereś,* arab. *ʾarəś,* assyr. *eršitu* „Erde“ u. a. m., die meist als Paradestücke zum Beweis für die Urverwandtschaft herhalten müssen. Völlig unzulässig aber ist das Verfahren, das der dänische Forscher H e r m. M ö l l e r in den auf S. 399, Anm. 1 genannten Werken einschlägt, wenn er die zu vergleichenden Wörter auf Wurzelelemente mit zwei bis drei Konsonanten zurückführt und dann noch mit Erweiterung, Verkürzung, Reduplikation und Umstellung operiert, um Verwandtschaftsgruppen zusammenzubringen. Ein Beispiel möge sein Verfahren illustrieren: indogerm. Wurzel **bh-n-dh-* „binden“ (vorindogerm.-sem. **P̣-n-Ṭ*) in got. *bindan*, lat. *of-fend-ix* „Knoten, Band“, griech. *πενϑ-ερός* „Schwager“, altind. *bandhúš* „Verwandter“, av. *bandaⁱti* „bindet“: hebr. *'a-bnēṭ* (*P̣* zu *b*) „Gürtel der Priester“ oder transponiert (*Ṭ-n-P̣*) *ṭ-n-b* in arab. *ṭannaba* „er streckte“ (die Seile), syr. *ṭunbå* „Seil“ usw. Ebenso willkürlich wie mit der lautlichen Form wird mit den Bedeutungen umgesprungen: indogerm. Wurzel **dhom-* (vorindogerm.-sem. **Ṭ-y-m*) in got. *dōms* „Urteil, Erkenntnis“: assyr. *ṭēmu* „geistiger Geschmack, Verstand, Wille, Erkenntnis“ usw., *bel ṭēma* „Befehlshaber“, hebr. *ṭāgam*, aram. *ṭegēm* „Geschmack, Verstand“ usw. Dieser Art sind die meisten Zusammenstellungen in den genannten Werken Möllers. Nun ist es doch klar, daß man aus jeder beliebigen Sprachgruppe zum Vergleich mit jeder beliebigen anderen genügend Material beibringen kann, wenn man sich mit zwei oder drei Konsonanten begnügt und diese noch dazu nach Willkür behandelt; die Bedeutungen lassen sich, zumal bei abstrakten Begriffen, bei einigem guten Willen immer zusammenbringen. Vergessen wir auch nicht, daß in den meisten Fällen hypothetische Formen aus den beiden Sprachgruppen verglichen werden, die sogenannten Wurzeln. Aber auch diese werden gewöhnlich nicht in ihrer indogerm. oder semitischen Urform, sondern erst in einer aus dieser abstrahierten Gestalt verglichen, die zu dem gewollten Zweck hergerichtet ist. Daß sich mit diesem Verfahren bei der Beschränktheit der menschlichen Sprachlaute gewisse Über-

einstimmungen und anscheinende Gesetzmäßigkeiten ergeben müssen, ist leicht einzusehen.

Aber wenn wir diese auch zugeben wollten, so ist doch der ganze grammatische Aufbau und vor allem die Syntax in den beiden Sprachstämmen so verschieden, daß von einer selbst entfernten genealogischen Verwandtschaft nicht die Rede sein kann. Auch räumlich wäre sie heute schwer mit den uns bekannten Tatsachen der Völkerverteilung in der frühgeschichtlichen Zeit Vorderasiens zu vereinbaren. Zwischen die Völker indogerm. Sprache, die in der ältesten Zeit in Europa und in den gebirgigen Teilen Vorderasiens, östlich vom Zagros, sitzen, und den Semiten, deren Domäne die Tiefländer südlich vom Taurus und westlich vom Zagros sind, schiebt sich die uns in sprachlicher Hinsicht noch fast unbekannte alarodische Sprach- und Völkergruppe (Hetiter, Mitanni usw.) ein, die wie eine trennende Mauer zwischen Indogermanen und Semiten steht. Im Verlauf der geschichtlichen Entwicklung werden die Alarodier bald von der einen, bald von der andern Seite unterworfen; nicht selten aber zeigen sich auch die Kleinasiaten als der überlegenere Teil. Wie weit die Urbevölkerung der Inseln des ägäischen Meeres und Griechenlands der alarodischen Schicht zuzurechnen ist, kann hier dahingestellt bleiben. Ihre vollständige sprachliche Aufsaugung durch die beiden größeren und politisch mächtigeren Sprachgruppen ist erst in verhältnismäßig später Zeit erfolgt.

Wenn wir nun trotz der räumlichen Trennung sprachliche Übereinstimmungen, die aber nur den Wortschatz betreffen, zwischen Indogermanen und Semiten finden, so ist dies durch kulturelle Einflüsse, die sich gleichmäßig auf beide Völker erstreckten, zu erklären; vielfach wird es sich auch um zufällige Ähnlichkeiten handeln. Eine Urverwandtschaft beider Sprachgruppen ist nach dem jetzigen Stande unseres Wissens nicht anzunehmen, und ob sie in einer fernen, mit den Mitteln der Forschung nicht erreichbaren Urzeit einmal vorhanden war, entzieht sich der wissenschaftlichen Untersuchung.

Andere Völker Vorderasiens sind die in der 2. Hälfte des 3. vorchristlichen Jahrtausends auftretenden Elamiter, die

östlich von den Sumerern in Susiana sitzen, oder die Kossäer in Luristan am oberen Choaspes. Jene haben ihre eigene Sprache; sie ist uns aus Denkmälern bekannt, die sich über mehrere hundert Jahre (von 1200 v. Chr. an bis zu den dreisprachigen Felseninschriften der Perserkönige im vierten Jahrhundert v. Chr.) erstrecken. Dem Elamischen verwandt ist nach manchen Forschern die Sprache der Kossäer, die uns aus Königs- und anderen Personennamen seit 1760 v. Chr. und durch ein kossäisch-babylonisches Vokabular in Keilschrift bekannt ist. Den Kossäern (auch Kassiten genannt) waren schon früh arische Bestandteile beigemischt, wie sich aus Personen- und Götternamen ergibt, ebenso wie dies bei den weiter nördlich wohnenden Mitanni der Fall war (vgl. Abschnitt IV, S. 67 f.). Die in Südbabylonien, in Sinear oder Sumer, schon in ältester geschichtlicher Zeit auftretenden Sumerer mit eigner Sprache und Kultur, die der semitisch-babylonischen vielleicht vorausging, sind mit den indogermanischen Völkern nie in direkte Berührung gekommen; als diese in die Geschichte eintraten, waren sie schon ganz semitisiert, wenn auch ihre Sprache als offizielle Kultsprache in Babylonien bis zum Untergang dieses Reiches erhalten blieb. Die Herrschaft der Sumerer dagegen ist schon im Anfang des zweiten Jahrtausends v. Chr. durch Ḫammurapi von Babel (1958—1916) gebrochen worden.

Zweifelhaft ist die verschiedentlich behauptete[1]) Verwandtschaft des Sumerischen mit dem turko-tatarischen Zweige der ural-altaischen Sprachgruppe, und ganz ausgeschlossen ist irgendeine Beziehung zum indogerm. Sprachstamm. Auch sind keinerlei vorgeschichtlichen Berührungen zwischen Indogermanen und Turko-Tataren bis jetzt bekannt[2]), obwohl die letzteren in geschichtlicher Zeit mit den nomadisierenden iranischen Völkern Zentralasiens vielfach zusammengestoßen sind und sie endlich sprachlich zum größten Teil aufgesogen haben (vgl. die folgenden Abschnitte).

---

[1]) Z. B. von Fritz Hommel, Grundriß der Geschichte und Geographie des alten Orients, 2. Aufl., S. 18 ff.

[2]) H. Vambéry, a. a. O. S. 18.

E.

Das indogermanische Sprachgebiet und die Frage nach der Urheimat.

XVIII. Die indogermanischen Einzelsprachen.

Das Ländergebiet, das die indogerm. Sprachen inne hatten, ist im Verlaufe der geschichtlichen Entwicklung nicht immer das gleiche geblieben. Wenn wir von der gewaltigen Ausbreitung absehen, die diese Sprachgruppe durch die Besiedlung der sog. neuen Welt (Amerika und Australien) gewonnen hat, so wissen wir aus der alten und mittleren Geschichte gleicherweise von Eroberungen wie von Verlusten, die sie aufzuweisen hat. Im allgemeinen darf man freilich behaupten, daß die Tendenz des indogerm. Sprachstamms eine wesentlich aufsteigende gewesen ist; sie teilt diese Eigentümlichkeit mit dem zweiten großen Sprachstamm der kaukasischen Menschheit, dem Semitischen. Von diesen beiden mächtigen Sprachstämmen wurden die kleineren Sprachen und Sprachverbände immer mehr aufgesogen, ein Prozeß, der noch heute im Fortschreiten begriffen ist. Denken wir nur an die sich fortsetzende Einengung des Baskischen durch das Französische und Spanische, der finnisch-ugrischen Dialekte durch das Russische, der Eingeborenensprachen Nordafrikas bis über die Sahara hinaus durch das Arabische usw. Neben dem Gewinn stehen aber auch Verluste der indogerm. Sprachgruppe: es gab eine Zeit (15. Jahrhundert v. Chr.), wo ganz Kleinasien und Syrien von arischen Scharen überflutet waren, und bis tief ins Mittelalter lebten indogerm. Sprachen in dem

heute von türkischen Sprachen eingenommenen Ostturkestan. Die Herrschaft, die die griechische Gemeinsprache (*Κοινή*) seit Alexanders Zeit in Vorderasien oder das Lateinische durch die Römerherrschaft in Nordafrika erlangt hatten, ist gleichfalls wieder verloren gegangen. Die folgende Darstellung hält sich in der Hauptsache an den ältesten erreichbaren Besitzstand der indogerm. Sprachgruppe, der sich freilich infolge der sehr differierenden geschichtlichen Entwickelung der einzelnen Teile Asiens und Europas auf ganz verschiedene Zeiten verteilt.

Aus der frühesten Zeit ist von allen indogerm. Sprachen, die wir kennen, das Altindische überliefert, die Sprache des zuerst nur im Penjab, dem Fünfstromland Vorderindiens, ansässigen Zweiges der Arier (über diesen Ausdruck siehe weiter unten). Der durch sein Alter ehrwürdigste Text ist die Hymnensammlung des *Rigvēda;* etwas jünger ist die Sprachform des *Atharvavēda,* der gleichfalls eine Hymnensammlung ist. Die ältesten Bestandteile des Rigvēda kann man wohl in das zweite Jahrtausend v. Chr. setzen[1]); dagegen sind übertrieben hohe Datierungen (bis 2000 oder gar 2500 v. Chr.)[2]) als ganz unsichere Hypothesen abzulehnen. Weit jünger ist die Sprachform in den religiösen Prosatexten der *Brāhmaṇas* oder in den metrisch abgefaßten Epen, dem *Mahābhārata* und *Rāmāyaṇa.* Ihre Sprache wie auch die der kunstmäßigen indischen Dichtung bezeichnet man als „Sanskrit" (altind. *sąskṛtas* „zurechtgemacht"); ihre Formen sind durch den Grammatiker Pāṇini (im vierten Jahrhundert n. Chr. etwa) festgelegt worden. Von Einfluß auf seine grammatischen Aufstellungen war auch die Umgangssprache (*bhāšā*) der gebildeten Kreise, während er den volkstümlichen Literaturdialekten, den sog. *Prākrits,* keine Beachtung schenkte. Sie sind erst durch das Aufkommen und die Ausdehnung des Buddhismus (seit

---

[1]) H. Oldenberg, Zeitschrift der deutschen morgenländischen Gesellschaft, Band 49, S. 470f.; Band 50, S. 450f.

[2]) H. Jacobi, ebenda, Bd. 49, S. 218f.; Bd. 50, S. 69f. und H. Brunnhofer, Urgeschichte der Arier, 1893, Band I, S. 217 oder S. 232 oder Arische Urzeit, 1910, z. B. S. 27 oder S. 38 usw.

dem sechsten Jahrhundert v. Chr.) zu größerem Einfluß gelangt; ebenso erging es dem *Pāli,* der kanonischen Sprache des südlichen Buddhismus in Ceylon, Birma und Siam.

Auch die ältesten Inschriften, die wir aus Indien besitzen, die des Königs Aśōka aus dem dritten Jahrhundert v. Chr., gehen aus buddhistischen Kreisen hervor. Gegenüber dem klassischen Indisch, dem Vedischen und der Sanskritliteratur bezeichnet man die letztgenannten Sprachstufen als „mittelindisch". Die heute lebenden neuindischen Mundarten sind als ihre stark differenzierten Weiterentwicklungen anzusehen.

Ein besonderes Interesse bietet uns die sog. *Paiśācī*-Mundart, da sie wie das Tocharische, Armenische und Germanische eine Art Lautverschiebung kennt. Dieser von manchen Gelehrten[1]) im äußersten Nordwesten Indiens lokalisierte Dialekt ist wohl richtiger als ein Vulgärdialekt zum Hoch-Prākrit aufzufassen[2]). Die *Paiśācī*-Dialekte, die über ganz Indien verbreitet sind, dürfen wir mit großer Wahrscheinlichkeit als die indische Sprache im Munde der eingeborenen Dravidas oder Tamilen ansehen[3]). Nach der indischen Überlieferung ist die *Paiśācī-bhāšā* die Sprache der *piśacas* oder *bhūtas,* der Dämonen (Geister), d. h. der den Ariern feindlichen Wesen. Als Literatursprachen sind nur drei *Paiśācī*-Dialekte verwendet worden, und nur von einem Schriftwerk in *Paiśācī* ist die Kunde erhalten geblieben. Doch soll sich auch der Buddhismus in Tibet dieser Mundart bedient haben.

Das *Paiśācī* kennt keine stimmhaften Medien; an ihre Stelle setzt es stimmlose Tenues. Diese Erscheinung findet sich übrigens auf Inschriften aus allen Teilen Indiens; offenbar besaß die eingeborene (dravidische oder tamilische), nichtarische Bevölkerung in ihrer Sprache keine Medien. Die neuindischen Sprachen der *Kāfir* und *Darden* und der *Kāšmīr-*

---

[1]) R. Pischel, Grammatik der Pākrit-Sprachen, 1900, § 27.

[2]) P. Hoernle, Comparative Grammar of the Gaudian Languages, 1880, S. XVIII.

[3]) Sten Konow, The Home of Paiśācī in der Zeitschrift der deutschen morgenländischen Gesellschaft, Band 64, S. 95 ff.

Dialekt im Nordwesten Indiens besitzen dieselbe Eigentümlichkeit. Am weitesten in der Verschiebung geht die *Cūlikapaiśācī*; hier werden alle Medien im Anlaut und Inlaut zu Tenues gewandelt: altind. *giriš* „Berg" = *kiri, gharmás* „warm" = *khamma, jātás* „geboren" = *cāta* usw. Andere *Paiśācī*-Dialekte verschieben nur die Dentale: altind. *dēvaras* „Schwager" = *tēvara* oder *dṛṣṭas* „gesehen" = *tiṭṭha* usw. Das erinnert einigermaßen an die Verhältnisse bei den hochdeutschen Mundarten, von denen die südlichsten alle Verschlußlaute, die nördlicheren nur Dentale oder Labiale und auch diese nur zum Teil verschoben haben.

Als ein indischer Vulgärdialekt ist auch das Zigeunerische anzusehen. Es kennt ebenfalls eine Art Lautverschiebung, die sich indes auf die aspirierten Medien beschränkt, die wie im Griechischen zu aspirierten Tenues werden: altind. *dhūmás* „Rauch" = *thūv,* altind. *bhrātā* „Bruder" = *phrāl,* altind. *gharmás* „warm", pāli, prākrit *ghamma* = zigeun. *kham* „Sonne" usw.

Ein bisher unbekanntes Gebiet des indogerm. Sprachstamms ist uns durch die Handschriftenfunde aus chinesisch Ostturkestan eröffnet worden. Nachdem Rußland und die anglo-indische Regierung durch Errichtung von Konsulaten in den Hauptplätzen dieses unter nomineller Oberhoheit Chinas stehenden Landes in Fühlung mit Zentralasien gekommen waren, gelangten schon in den neunziger Jahren des verflossenen Jahrhunderts einzelne Manuskripte und Fragmente von solchen nach Petersburg, Paris und Kalkutta. Man wußte zunächst nicht viel mit ihnen anzufangen; so mit einem Blatt in unbekannter Schrift und Sprache, das 1892 dem Orientalistenkongreß in London vorgelegt wurde. Doch die Forschung ermüdete nicht. Gelehrte Indologen und Sinologen wie P. Hoernle, E. Leumann, F. C. Andreas, F. W. K. Müller, P. Pelliot, S. Lévi u. a. m. widmeten sich dem Studium der in immer größerer Zahl auftauchenden Handschriftenreste und dank ihren Forschungen sind wir zu der Erkenntnis gelangt, daß Zentralasien bis ins frühe Mittelalter, bevor der Mongolensturm diese Länder überflutete, und noch darüber hinaus, besonders aber Ostturkestan eine Domäne

des indogerm. Sprachstammes war[1]). In seinem südwestlichen, an indisches Gebiet stoßenden Teil herrschte eine eigenartige arische Sprache, weiter nördlich und östlich iranische Mundarten und an der Nordgrenze endlich haben wir die Heimat des sog. Tocharischen zu suchen, einer selbständigen indogerm. Sprache. E. Leumann, der die erstgenannte, von ihm zuerst deutlich erkannte und als „nordarisch" bezeichnete Sprache mehrfach behandelt hat[2]), wies auch ihre selbständige Stellung neben dem Indischen und Iranischen nach.

Die Manuskripte in nordarischer Sprache stammen zumeist aus der Gegend von Khotan (im Südwesten von Ostturkestan) und sind in einer mit dem indischen Brāhmī-Alphabet verwandten Kursivschrift geschrieben, die P. Hoernle als „Central Asian Gupta" bezeichnet hat[3]). Sie sind jetzt in größerer Zahl und in zusammengehörigen Teilen nach Europa und Kalkutta[4]) gelangt, so daß man nunmehr imstande ist, nicht nur die Sprache zu lesen und zu übersetzen, sondern auch die metrischen Formen vieler Texte zu ermitteln. Das Nordarische ist zwar sprachlich dem Iranischen etwas näher

---

[1]) Einen Überblick über die indogerm. Sprachen in Ostturkestan gibt A. Meillet, Les nouvelles langues indo-européennes trouvées en Asie centrale in der Revue du Mois, Bd. 14 (1912), 80. Heft (10. August), S. 135 ff.

[2]) Zuerst in Zapiski Imp. Akad. Nauk, VIII. Serie, Band 4, Nr. 8, Petersburg 1900: Über eine von den unbekannten Literatursprachen Mittelasiens; dann Zeitschrift der deutschen morgenländischen Gesellschaft, Band 61, S. 648 f.: Über die einheimischen Sprachen von Ostturkestan und ebenda Band 62, S. 83 f.: Über die arische Textsprache II A; endlich in dem Buche: Zur nordarischen Sprache und Literatur, 1912. Zwei weitere Blätter mit Resten der alten Literatursprache publizierte Sten Konow in den Sitzungsberichten der Berliner Akademie der Wissenschaften, Bd. 48/49 (1912), S. 1127 ff. H. Lüders hält das Nordarische für identisch mit der Sprache der S'akas, da auf den Münzaufschriften der westlichen Kšatrapas die Lautgruppe *ys* ebenfalls die phonetische Bedeutung als *z* habe; seine Veröffentlichung in denselben Sitzungsberichten steht aber noch aus. Dagegen sieht A. Meillet das Nordarische für eine iranische Mundart an. Wörter wie *hūna* „Traum" oder *hūśtä* „schläft" seien deutlich als iranisch zu erkennen (a. a. O. S. 149 f.).

[3]) Journal of the Royal Asiatic Society of Bengal, 70 (1901), Beihefte II, Nr. 1, S. 11 f.

[4]) P. Hoernle, ebenda 1911, S. 202 f.

verwandt als dem Indischen, aber sein Wortschatz stimmt mehr zu letzterem, was sich durch den jahrhundertelangen kulturellen Einfluß, den der Buddhismus auf das Nordarische ausübte, leicht erklärt. Alle Literaturstücke, die bisher aufgefunden worden sind, haben buddhistischen Inhalt und sind zumeist Übersetzungen von indischen Werken, die ihrerseits oft verloren, aber gewöhnlich in chinesischen oder tibetischen, meist recht freien Bearbeitungen erhalten sind.

Die schriftliche Aufzeichnung des Nordarischen beginnt erst in nachchristlicher Zeit, so daß sein Lautstand im Verhältnis zum Altindischen und Altpersischen oder Avestischen als weit vorgerückt bezeichnet werden muß. Das Sprachgut, das uns die Handschriften bieten, zerfällt in zwei ganz getrennte Teile, einen einheimischen und einen indisch-buddhistischen; letzterer enthält die Lehnwörter aus einer vom Sanskrit verschiedenen dialektischen Sprachstufe des Indischen [1]). Die Sprache in den Handschriften ist übrigens keine einheitliche; sie zerfällt in mehrere deutlich unterscheidbare Stufen: 1. die ältere Textsprache, 2. die jüngere Textsprache, die beide altertümlichere Sprachformen als 3. die Urkundensprache aufweisen. Das Verhältnis der beiden Textsprachen sei hier veranschaulicht durch die Übersetzung des altind. Gen. Plur. *buddhānām* „der Buddhas“, die in Sprachform 1: *balysānu* (phonetisch *balzānu*), in Sprachform 2: *b͜aysāṃnä, b͜aysāṃ, b͜aysā* (phonetisch *bazą̄ni* usw. mit Verlust des *l*, Nasalierung des *a* vor *n* und Verklingen des Auslauts) lautet. Die Urkundensprache 3 hat die Form *b͜ahsa (hs = z)* dafür; die Endungen sind hier noch beträchtlich verwitterter als in der Textsprache 2.

Für die vergleichende Sprachwissenschaft ist die Tatsache von hervorragender Wichtigkeit, daß sich in den nordarischen metrischen Texten eine Strophenform nachweisen läßt, die mit ihrem Aufbau, ihren Hebungen und Senkungen und den Verseinschnitten eine gewisse Ähnlichkeit mit dem griechischen Hexameter und Pentameter sowie der Nibelungenstrophe auf-

---

[1]) Es finden sich z. B. in den indischen Dialekten auch ĕ und ŏ, während das Sanskrit nur ē und ō kennt; das Nordarische hat also auch beide Qualitäten *e*- und des *o*-Lautes.

weist. Einige Zeilen aus den von E. Leumann als Handschrift E bezeichneten Blättern mögen das Gesagte veranschaulichen[1]).

kho ju vasutu āyāña hve āyäte tcīru
Wie (ein) getreues im Spiegel ein Mensch spiegelt Abbild,
cv ī varata gyastu ttu biśśu ttiyä vajsišḍe
was ihm ist Göttliches, das alles dann betrachtet er:
cu ne gyastu iyä ttu vā jēhäte ttiyä.
was nicht göttlich sein mag, das nun verabscheut er dann.

Die Verse geben zugleich ein Bild von der Lautgestalt der bis jetzt bekannten ältesten Stufe des Nordarischen. Doch wir stehen erst im Anfang der Forschung; zahlreiche Handschriften harren noch der Lesung und kritischen Durcharbeitung. Die künftige gelehrte Arbeit wird uns aus diesem neuen Wissensgebiet noch manche Aufklärung für die indogerm. Sprachwissenschaft und Altertumskunde bieten. Einzelnes ist schon in diesem Buche verwertet worden.

Dem Indischen und dem Nordarischen insbesondere nächstverwandt ist das Iranische. Es umfaßt mehrere deutlich geschiedene Zweige: das Altpersische, das Avestische, das Pehlewī, das Sogdische und zahlreiche Dialekte, die nur aus moderner Zeit bekannt sind. Das Altpersische, gewissermaßen die Kanzleisprache des Perserreichs, kennen wir aus den in einer einfachen Keilschrift abgefaßten Inschriften der persischen Könige, die zumeist auf dem Felsen von Bīsutūn (auch Behistūn, aus altpers. **baga-stāna* „Götterfelsen") in Persepolis, am Grab Darius' I im Berge Husain Kūh bei Nakš-i-Rustam, aber auch sonst vereinzelt zu finden sind; außerdem kennen wir jetzt 5 Privatinschriften. Die altpersischen Sprachdenkmäler sind die ältesten genau datierten Texte in einer indogerm. Sprache und erstrecken sich über einen Zeitraum von über zweihundert Jahren (539—330), so lange das ältere

[1]) Dieses wie vieles von dem Vorangehenden aus E. Leumanns schon erwähnter Schrift: Zur nordarischen Sprache und Literatur 1912. Die Verse speziell sind auf S. 102f. erklärt.

Perserreich bestand[1]). Das Reich der Sassaniden (von 226 bis 636 n. Chr.) hat Inschriften in einer jüngeren Form des Altpersischen, dem Pehlewī, hinterlassen, in welchem auch die Literatur der zarathustrischen Religion aus jener Zeit abgefaßt ist. Ebenfalls in einer Pehlewī-Mundart, dem Sogdischen, sind die in Ostturkestan entdeckten Fragmente der für verschollen gehaltenen Literatur der Manichäer abgefaßt, einer Religionssekte, die auf den im 3. Jahrh. n. Chr. lebenden Stifter Mānī zurückgeht und deren Glauben aus einer Verschmelzung zarathustrischer und christlicher Anschauungen bestand (s. weiter unten). Der jüngere Sproß des Persischen, das Mittel- und Neupersische, ist zwar die Weiterentwicklung der älteren Sprachstufe, hat aber infolge der arabischen Eroberung und der Herrschaft des Islām zahlreiche semitische Wörter und anderes fremdes Sprachgut übernommen.

Die andere iranische Mundart, die in dem kanonischen Text der Lehre des Zarathustra bewahrt ist, das Avestische, ist die Sprache der östlichen iranischen Stämme. Es zerfällt in eine ältere Stufe, in welcher die an Altertümlichkeit dem Rigveda nahestehenden Gāthās oder metrischen Dichtungen abgefaßt sind, und eine jüngere Stufe, der die übrigen avestischen Denkmäler angehören. Ein Urteil über das absolute Alter der avestischen Texte oder die Heimat ihrer Verfasser zu fällen, ist kaum möglich; immerhin dürfen wir die ältesten wohl als „Herrenworte“ Zarathustras auffassen, dessen Leben spätestens in das 7. vorchristliche Jahrhundert, wenn nicht früher, fällt[2]).

Während wir aus dem südlichen Teil Ostturkestans die jetzt ausgestorbene nordarische Sprache kennen, waren in den nördlichen Flußtälern des Tarimbeckens seit undenklichen Zeiten iranische Stämme ansässig, die sich weit nach Osten vorgeschoben hatten. Chinesische Annalen erwähnen als östlichste Iranier im Norden der Provinz Kansu im dritten Jahr-

---

[1]) Handliche Ausgabe mit den babylonischen und elamischen Paralleltexten sowie einer deutschen Übersetzung von F. H. Weißbach, Die Keilinschriften der Achämeniden, 1911.

[2]) S. Hans Reichelt, Avestisches Elementarbuch, 1909, S. 5; Textproben in desselben Verfassers Avesta Reader, Straßburg 1911.

hundert v. Chr. die *Yüe-tschi*, die den Indo-Skythen der klassischen Überlieferung entsprechen, und die *Khang*, die wir als die Sogden ansehen dürfen. Der Beginn der türkisch-mongolischen Wanderungen in den letzten vorchristlichen Jahrhunderten schob einen großen Teil der iranischen Bevölkerung Ostturkestans nach Nordwest-Indien, wo sie das Reich der Indo-Skythen begründeten, während ein anderer Teil in seinem alten Land unter der Botmäßigkeit der neuen Herren, der türkischen Uiguren, sitzen blieb[1]). Auch ihre Sprache lebte noch fort und wurde als Sogdisch die Umgangssprache der Buddhisten, Manichäer und Christen Mittelasiens. Die weite Verbreitung des Sogdischen wird uns bezeugt durch die allerdings sehr beschädigte Steininschrift von Qara Balgassun in der nördlichen Mongolei (aus dem 9. Jahrhundert n. Chr.), wo es als dritte Sprache neben dem Chinesischen und Kök-Türkischen erscheint[2]). Man besitzt jetzt viele Handschriften verschiedenen Alters und verschiedener Herkunft (in ältester Zeit buddhistischen, in mittlerer Zeit manichäischen, in jüngster Zeit christlichen Ursprungs) aus der Ausbeute der deutschen und französischen Expeditionen nach Ostturkestan, deren Veröffentlichung zumeist noch aussteht[3]). Zwei Sprachformen des Sogdischen sind uns aus den Handschriftenresten bekannt geworden; eine ältere, in der die manichäischen Texte vorliegen, und eine jüngere, welche die christlichen Texte bieten. Man kann sie wegen ihres zeitlichen Zusammenfallens mit dem

---

[1]) O. Franke, Zur Kenntnis der Türkvölker und Skythen Zentralasiens. Abhandlungen der Berliner Akademie der Wiss. Phil.-hist. Klasse 1904, I. S. 1f.

[2]) Vgl. F. W. K. Müller, Sitzungsberichte der Berliner Akademie der Wissenschaften, Philos.-Hist. Klasse 1909, S. 276f.: Ein iranisches Sprachdenkmal aus der nördlichen Mongolei.

[3]) Einzelne Publikationen von F. W. K. Müller: „Neutestamentliche Bruchstücke in soghdischer Sprache" a. a. O. 1907, S. 260f.; ferner „Handschriftenreste in Estrangelo-Schrift aus Turfan". Abhandlungen der Berl. Akad. der Wiss. Phil.-hist. Klasse 1904, II. F. C. Andreas, „Zwei soghdische Excurse". Sitzungsberichte der Berl. Akad. d. Wiss. 1910, S. 307f. und R. Gauthiot Le sūtra du religieux Ongles-Longs. Texte sogdien et traduction. Mémoires de la Société de Linguistique de Paris, Bd. 17, S. 357ff. Weitere Veröffentlichungen stellt P. Pelliot, Mélanges d'Indianisme, Paris 1911, S. 329f. in Aussicht.

Mittelpersischen als Mittelsogdisch bezeichnen; von neusogdischen Mundarten ist nur das Yagnōbī bekannt. Zur Veranschaulichung mögen hier einige Zeilen aus einer syrisch-sogdischen Bilingue (zweisprachige Handschrift) mit neutestamentlichen Texten, die aus Bulayïq in den Vorbergen des Tienschan nördlich von Turfan stammt. Die Stelle ist aus dem Evangelium Lucae, Kap. I, Vers 67—68:

'at pūrnî qaṭî Zakaryā vênê pitrî zaparṭ
Und voll ward Zacharias sein Vater heiligen
vâṭ 'aṭ bīōnqyā qaṯâraṭ 'aṭ vânû vaγdâraṭ:
Geistes und Prophezeiung machte er und so sprach er:
par 'afrîvan χačî χūṭâv Yisra'êl bayê.
Im Segen ist der Herr, Israels Gott.

Altertümlicher ist die Sprachform auf der Stele von Qara Balgassun, wo wir z. B. lesen: *čtβâr* „vier" *'akrtû-dâr(a)t* „hat gemacht", *'aχša-vânâ* „Herrscher" u. dgl. m.

Die Ausbreitung der Sogden beweist uns, daß einst iranische Völker über einen großen Teil Mittelasiens geherrscht haben. Iranische Nomaden treffen wir in alter Zeit auch in Turkestan, östlich vom Kaspischen Meer; der Avesta erwähnt *dānavō tūrō* „turanische Räuber", die nördlich von Iran in Turan (man beachte die Bildung dieses Ländernamens: urarisch **tūrānam* „Land der Turen") als Nomaden umherzogen. Hier in der Kirgisensteppe kennt Herodot (Buch I, Kap. 201f.) sie als die Massageten (Fischesser? zu av. *masya* „Fisch": vgl. S. 186, Anm. 1), von denen Ammianus Marcellinus (Buch 31, 2, 12) die späteren Alanen abstammen läßt. Auch jenseits des Kaspi-Sees streiften diese iranischen Nomaden. Die Perser bezeichneten sie als *Saken*[1]), während sie die griechische Überlieferung als Skythen oder Sarmaten (Sauromaten) kennt. Zweifelsohne zeigen die uns von Herodot überlieferten Skythennamen und -worte zum großen Teil iranisches Gepräge und seiner Ansicht nach (Buch IV, Kap. 11) sind die Skythen aus

---

[1]) Herodot, Buch VII, Kap. 64: *οἱ γὰρ Πέρσαι πάντας τοὺς Σκύθας καλέουσι Σάκας.*

Asien gekommen[1]), von wo sie durch die Massageten verdrängt wurden, nachdem sie vorher dort das Herrschervolk gewesen waren. Ihrerseits verdrängten sie die Kimmerier[2]) aus Südrußland, wie wir im Abschnitt XVII, S. 404f. gehört haben.

Alle diese Nomadenvölker sind uns jetzt auch aus assyrischen Quellen bekannt, wo sie oft mit dem Sammelnamen Manda bezeichnet werden, woneben in den Inschriften auch die Einzelvölker wie die Madai (Meder), Gamir oder Gimirrai (Kimmerier), Aškuza (die Askenas der biblischen Völkertafel in der Genesis, Kap. 10)[3]) usw. genannt werden. Wir haben es bei diesen Völkern mit räuberischen Nomadenstämmen zu tun, die eine stete Gefahr für das Kulturland bildeten und nur durch eine starke Staatsgewalt und schlaue Diplomatie — die Aškuza treten als Verbündete der Assyrer gegen die Manda-Horden auf und übernehmen den Grenzschutz im Nordwesten — im Schach gehalten werden konnten. Völker indogerm. Sprache spielen also in jener Zeit die gleiche Rolle wie später die mongolischen Türkvölker, die noch heute als Nomaden oder Halbnomaden die Steppen Mittelasiens durchwandern (Turkmenen, Kirgisen, Kalmücken usw.). Vermutlich waren unter der iranischen Oberschicht auch noch Völker anderer Herkunft vertreten, wie uns eine bekannte Stelle in einer Schrift des griechischen Arztes Hippokrates (5.—4. Jahrhundert v. Chr.) beweist, wo von dem eigenartigen Körperbau der Skythen die Rede ist[4]). Daher hat das von den Skythen überlieferte Namenmaterial nicht nur Anklänge an iranische (persische) Wortformen, sondern auch an klein-

---

[1]) *Ἔστι δὲ καὶ ἄλλος λόγος ἔχων ὧδε, τῷ μάλιστα λεγομένῳ αὐτὸς πρόσκειμαι, Σκύθας τοὺς νομάδας οἰκέοντας ἐν τῇ Ἀσίῃ πολέμῳ πιεσθέντες ὑπὸ Μασσαγέτων οἴχεσθαι διαβάντας ποταμὸν Ἀράξην ἐπὶ γῆν τὴν Κιμμερίην.*

[2]) Im § 7 (ed. Weissbach) der Inschrift von Bīsutûn entspricht den *Gimiri* des babylonischen Textes der Name *Saka* des altpersischen Textes und in der großen Inschrift von Nakš-i-Rustam § 3 werden 3 Gruppen von Gimirri (Saken) unterschieden, darunter die „Saken jenseits des Meeres".

[3]) Übersichtlich zusammengestellt von A. Jeremias, Das alte Testament im Lichte des Orients. 2. Aufl. S. 253f.

[4]) *Περὶ ἀέρων, ὑδάτων, τόπων*, S. 291.

asiatische Namen[1]). Ein Rest der iranischen Bevölkerung Südrußlands scheinen die Osseten im mittleren Kaukasus zu sein, die noch heute eine indogerm. Sprache reden und sich auch körperlich von der umwohnenden anderssprachigen Bevölkerung unterscheiden. Skythische Namen, die uns Herodat überliefert, weisen manche Übereinstimmung mit dem ossetischen Wortschatz und dessen Lauteigentümlichkeiten auf, z. B. *-phidas*: osset. *fidă* „Vater", *-phourtas*: oss. *furt* „Sohn", *Leimanos*: oss. *limän* „Freund", der Stadtname *Sougdaia*: oss. *suγdäg* „heilig" usw. Das heutige Ossetisch, das in drei Mundarten zerfällt, wird also wohl ein Nachkomme irgend eines der skythischen Dialekte sein. Ebenfalls nur aus moderner Zeit bekannt sind die zahlreichen iranischen Mundarten zwischen dem Himalaya und Kaspischen Meer: das Afghanische (Paštu), das Balūčī (in Belutschistan), die Pamīrdialekte, das Kurdische, die kaspischen und kaukasischen Mundarten u. a. m., auf die hier nicht näher eingegangen werden kann.

Die bisher genannten drei asiatischen Sprachgruppen: Indisch, Nordarisch und Iranisch faßt man unter der Gesamtbenennung „arische" Sprachen zusammen. Als „Arier" (griech. *Ἄριοι* wird bei Herodot VII, 62 als alter Name der Meder genannt = altind. *āryās*, av. *airyō*, altpers. *ariyā*) bezeichneten sich die Völker indogermanischer Sprache gegenüber den anderssprachigen und andersgestalteten Ureinwohnern (z. B. den Dāsas oder Dasyus in Indien, d. h. den tamilischen Eingeborenen) der von ihnen besiedelten Länder. Die arische Sprachgruppe besitzt einige Besonderheiten, die sie von den anderen indogerm. Sprachen scharf unterscheiden; es sind: das Zusammenfließen der ursprachlichen Vokale *a*, *e*, *o* in den einen *a*-Laut; der Wandel von idg. *ə* zu *i* und idg. *s* zu *š* nach *i*, *u*, *r*; der Gen. Pluralis der vokalisch auslautenden Stämme auf *-nām* usw. Mit den übrigen Satem-Sprachen teilt das Arische den Übergang der palatalen *k̂*-Laute in Spiranten (vgl. Abschnitt III, S. 50 und Abschnitt XIX, S. 445 ff.).

[1]) Vgl. P. Kretschmer, Einleitung in die Geschichte der griechischen Sprache, S. 344 f. und den Überblick bei H. Hirt, Die Indogermanen I, 113 f. und II, 586 f.

Neben die beiden schon genannten, ausgestorbenen indogerm. Sprachen Ostturkestans stellt sich als drittes Glied das Tocharische. Der Name wurde von F. W. K. Müller deshalb gewählt, weil in einem türkischen Fragment der Turfan-Ausbeute erwähnt wird, die Übersetzung stamme von einem in der *toχrï-(tuχrï-)*Sprache abgefaßten Werk. Der Name kehrt wieder in den *Τόχαροι* bei Strabo, Buch XI, S. 511 und in den *Tu-ho-lo* der chinesischen Wei-Annalen[1]). Von E. Sieg und W. Siegling ist diese Benennung dann bei der ersten Veröffentlichung von tocharischen Sprachresten[2]) in die Wissenschaft eingeführt und seitdem (auch mangels einer geeigneteren) fast allgemein angenommen worden[3]).

Die Handschriftenfragmente in tocharischer Sprache stammen aus Kaschgar, Turfan, Kutscha, Duldur-Aqur und Tuen-hwang, also aus den nördlichen und östlichen Teilen Ostturkestans. Keines von ihnen ist datiert; doch können sie nur dem 1. christlichen Jahrtausend angehören und vermutlich stehen sie seinem Ende näher als dem Anfang. Neben literarischen Texten, die ausschließlich Übersetzungen indischer Werke geistlichen oder medizinischen Inhalts sind, sind Überreste von Buchführungen der buddhistischen Klöster gefunden worden, die offenbar in der Umgangssprache der Mönche abgefaßt sind und in ihren Sprachformen von den literarischen Texten abweichen. In diesen selbst sind zwei verschiedene Dialekte des Tocharischen zu Tage getreten, ohne daß es bis jetzt möglich gewesen wäre, ihre zeitliche oder örtliche Abgrenzung festzustellen. Man trennt sie als Tocharisch A und B; sie unterscheiden sich im Vokalismus, Konsonantismus, im Wortschatz und in der Flexion. Eine kleine Übersicht wird dies veranschaulichen:

---

[1]) F. W. K. Müller, Sitzungsberichte der Berliner Akademie der Wissenschaften, Phil.-hist. Klasse 1907, S. 960.

[2]) Tocharisch, die Sprache der Indoskythen. Ebenda 1908, S. 915f.

[3]) Nur Emil Smith, Tocharisch, Christiana 1911 zieht den Namen Shule-Sprache nach einem Völkernamen in einer mit den tocharischen Sprachresten etwa gleichzeitigen chinesischen Quelle vor. Doch F. C. Andreas, Sitzungsberichte der Berliner Akad. der Wiss. 1910, S. 308, belehrt uns, daß chinesisch *Su-li* die jüngere einheimische Form des Namens der Sogden ist.

	toch. A	toch. B
„Name“	*ñom*[1])	*ñem̱*
„Wort“	*rake*	*reke*
„Erde“	*tḵan*	*ḵän*
„Tochter“	*ckācar*	*tkācer*
„Pferd“	*juk*	*jakwe*
„Stier“	*kajurš*	*okso*

Der Dialekt A hat eine Art Flexion beim Nomen mit regelrechten Kasusendungen und weist bei konsonantischen Stämmen eine (allerdings mit der indogerm. nicht zusammenhängende) Vokalabstufung auf. Der Dialekt B dagegen scheint nur die Agglutination der Kasusendungen zu kennen:

Singular	toch. A	toch. B
Nominativ	*päḻtsäḵ*	*palsko* „Erkenntnis“
Genitiv	*päḻ(t)sk-es*	*palsko-tse*
Ablativ	*päḻtsḵ-äš*	*palsko-mę*
Lokativ	*päḻ(t)sk-ą*	*palsko-ne*
	usw.	usw.

Obwohl das Tocharische in einem Alphabet niedergeschrieben ist, das von dem indischen Brāhmī-Alphabet, speziell von seiner nordwestlichen Variante, der Gupta-Schrift, abgeleitet ist, so sind doch seine Laute mit denen des Indischen nicht identisch. Wir müssen uns das Verhältnis ebenso denken wie das des lateinischen Alphabets zu den altgermanischen Lauten; auch im Althochdeutschen oder Altenglischen deckten sich das fremde Schriftzeichen und der einheimische Laut sehr oft nicht. Die Zeichen für die aspirierten Tenues und aspirierten Medien verwendet das Tocharische nicht (abgesehen von *dh*, das aber als palatalisiertes *t* zu lesen ist), besaß also diese Laute nicht. Die Zeichen für die Medien fehlen ebenfalls; die indogerm. stimmhaften Verschlußlaute haben nämlich im Tocharischen (wie im Armenischen) den Stimmton verloren, sie sind zu Tenues geworden: altind. *bhrātar-* „Bruder“

---

[1]) Der untergesetzte Strich bedeutet in tocharischen Wörtern palatale Aussprache eines Konsonanten; in den Texten folgt noch meist ein stummes *ä* darnach.

= toch. A *pracar*, B *procer*; griech. θυγάτηρ „Tochter" = toch. A *ckācar*, B *tkācer*; griech. γι-γνώ-σκω „kenne" = toch. A *knān*.

Zu dem Lautstand des Armenischen stimmt ebenfalls, wenn das Tocharische die drei indogerm. Grundvokale *a*, *e*, *o* besitzt, freilich nicht immer in direkter Entsprechung mit den ursprachlichen Lauten. Dagegen trennt es sich scharf von dem Armenischen, das zu der Gruppe der Satemsprachen gehört (siehe Abschnitt III, S. 50 und weiter unten Abschnitt XIX, S. 446), in der Behandlung der ursprachlichen Palatale und Velare. Jene sind gleichfalls als Gutturallaute erhalten und mit diesen zusammengefallen; die Labiovelare haben die Labialisierung entweder aufgegeben und sind zu einfachen Gutturalen geworden oder es ist wie im Griechischen ein Labial und (dem griech. Dental vor indogerm. *e* entsprechend) ein palataler Spirant (*ś*) daraus entstanden:

toch. A *känt* „100": lat. *centum*: altind. *śatám*,

toch. B *okso* „Rind": ahd. *ohso*: altind. *ukšā́*

toch. A *puklā* „der Jahre" (aus idg. *k^wo-k^wlo-): altind. *cakrám*, altengl. *hwēol* „Rad" (aus *hweogwol) zu einer Wzl. *k^wel- „drehen" (s. S. 221), vgl. hom. griech. περιπλομένων ἐνιαυτῶν „im Kreislauf der Jahre".

toch. A *śwar*: lat. *quattuor*: griech. τέτταρες.

Wie sich das Tocharische also in der Behandlung der Gutturalreihen auf Seite der europäischen Kentumsprachen stellt, so stimmt auch sein Wortschatz vielfach auffallend zu demjenigen dieser Sprachgruppe. So findet sich toch. A und B *alyek* „anderer" = arm. *ayl*, griech. ἄλλος, lat. *alius*, got. *aljis*; toch. A *por* „Feuer" = arm. *hur* „Fackel", griech. πῦρ „Feuer", umbr. *pure* „mit Feuer", ahd. *fiur* „Feuer"; toch. A *wäs* „Gold": lat. *aurum*, sabin. *ausom*, lit. *áuksas*, altpreuß. *ausis*; toch. A Wzl. *wäl* „sterben": altisl. *valr* „Leichen, Geister", lit. *vẽlės* „die geisterhaften Gestalten der Vorfahren" usw. Die weitere Erforschung der tocharischen Texte wird diese Beziehungen voraussichtlich noch erheblich vermehren; so sind z. B. noch die in ihrer Bedeutung freilich nicht ganz sicheren Wörter toch. A *käntu* „Finger" (:got. *handus* „Hand") oder *kopränk* „Kupfer" (lat. *cuprum*), *āreñ* in *muk kelkān āreñ* „im Joch gehend"

= skr. *yuga-lāṅgalam* (: griech. ἀρόω usw. „pflüge") u. a. m. aufgetaucht. Zum europäisch-indogerm. Sprachgebrauch stimmt auch die Bildung der Zahlwörter im Tocharischen, die wir aus beiden Dialekten vollständig kennen, besser als zum Arischen[1]).

Eine Übereinstimmung mit kleinasiatischen Sprachen zeigt sich in dem auffallenden Zusammentreffen des toch. A Suffixes *-aśśāl* im Komitativ-Kasus (*yāmluneyaśśāl* „mit dem Gehen") und des Präfixes *śla-* (= altind. *saha-* „mit") mit dem in hetitischen Urkunden vertretenen Suffix *-aššil*[2]). Wo ist aber der gebende Teil zu suchen? Ist es etwa eine unbekannte gemeinsame Quelle, eine verlorene Sprache Vorderasiens?

Wie man aus den gegebenen Proben ersieht, stehen die Sprachformen des Tocharischen (wie die des Nordarischen und der jüngeren iranischen Dialekte) in einem sehr weit fortgeschrittenen Entwicklungsstadium, was seiner zeitlichen Stellung und der offenbar sehr gemischten Bevölkerung in Zentralasien, die als seine Träger anzusehen sind, durchaus entspricht. Es stellt sich in seinem vorliegenden Zustand in eine Reihe mit dem etwa gleichaltrigen Vulgärlateinischen, den germanischen Dialekten und der letzten asiatischen Sprache, die wir noch zu betrachten haben, nämlich dem Armenischen.

Diese selbständige indogerm. Sprache in Kleinasien ist uns seit dem 5. Jahrhundert n. Chr. bekannt durch Übersetzungen christlicher Texte und eine sich anschließende Literatur. Die altarmenische Schriftsprache blieb bis in die Neuzeit ohne wesentliche Veränderung im Gebrauch, doch ist sie von den modernen, übrigens wenig voneinander abweichenden Volksdialekten scharf getrennt. Das Armenische wurde zuerst von Heinrich Hübschmann als ein selbständiger Zweig des indogermanischen Sprachstammes erkannt. In der Bewahrung

---

1) Vgl. S. Lévi et A. Meillet, Les noms de nombre en Tokharien B. Études linguistiques sur les documents de la mission Pelliot. Fasc. I, Paris 1912.

2) Urkunde von Boghazköi: *mi-it-ra-aš-ši-il a-ru-na-aš-ši-el* „Das Götterpaar Mitra und Varuna" (= lat. *Mitras-que Varunas-que*?); vgl. Abschnitt IV, S. 67.

der drei grundsprachlichen Vokale *a*, *e*, *o* und im Wortschatz neigt es den europäischen Sprachen zu. Es stellt sich zur Gruppe der Satemsprachen, indem es die indogerm. Palatale durch Spiranten ersetzt: arm. *sar* „Höhe": altind. *śíras-*, av. *sarah-*, griech. *καρᾱ* „Kopf". Eine schon erwähnte Eigentümlichkeit des Armenischen ist ferner die Verschiebung der indogerm. Medien zu Tenues: arm. *amp* „Wolke": altind. *ámbu* „Wasser", griech. *ὄμβρος* „Regen"; arm. *tiv* „Tag": lat. *diēs* „Tag"; arm. *kʻrunk*, griech. *γέρανος*, lat. *grūs*, ahd. *chranuh* „Kranich".

Die Vorfahren der heutigen Armenier haben das kleinasiatische Hochland gegen das Ende des 7. Jahrhunderts v. Chr. in Besitz genommen, nachdem sie das Reich der Chalder, das schon vorher von den Kimmeriern sehr geschwächt worden war, zertrümmert hatten (s. Abschnitt XVII, S. 403). Selbstverständlich blieb wie überall die alte Bevölkerung erhalten und die neue Herrenkaste drängte ihnen ihre Sprache auf, die nun im Munde eines offenbar ganz anders artikulierenden Volkes so große Veränderungen erlitt, daß das Armenische als eine der am meisten zerrütteten indogerm. Idiome gelten darf. Dazu kommt die erhebliche Beimischung eines fremdartigen Wortschatzes zu dem aus indogerm. Zeit stammenden Vorrat. Aus diesem Umstand erklärt es sich, daß man den indogerm. Charakter des Armenischen zwar erkannte, aber es anfangs für eine iranische Mundart ansah.

Die Lücke, die heute zwischen dem Armenischen und Griechischen klafft, war im Altertum von indogerm. Sprachen ausgefüllt, die uns nur noch aus einzelnen Namen und Glossen bekannt sind: dem Thrakisch-Phrygischen und Makedonischen. Herodot (Buch V, Kap. 3) nennt die Thraker das größte Volk nächst den Indern; die Phryger waren nach ihm (Buch VII, Kap. 73) vor ihrer Einwanderung nach Kleinasien Nachbarn der Makedonen und hießen in deren Munde „Briger". Von ihnen ausgesandte Kolonisten sollten die ebengenannten Armenier sein. Auch Thraker kamen (nach Strabo, Buch XIII, S. 586) mehrfach über den Hellespont nach Kleinasien herüber, zum Teil im Gefolge der

Kimmerier. Mit den Thrakern sprachlich verwandt waren die Geten im Nordosten der Balkanhalbinsel jenseits der Donau; die Römer nannten sie Daken oder Daver[1]). Sie sind erst kurz v. Chr. Geburt in der Geschichte hervortreten und wohnten am nördlichsten von allen thrakischen Völkern.

Die Sprache der Thraker kennen wir aus einer größeren Anzahl Glossen und Eigennamen[2]); die der Phryger außerdem aus einer ganzen Anzahl von Inschriften aus älterer (vorchristlicher) Zeit. Das Thrakisch-Phrygische kennt — wie das Armenische, das meist als ein Ableger des letzteren angesehen wird — die drei idg. Grundvokale *a, e, o*; es stellt sich ferner — wiederum in Übereinstimmung mit dem Armenischen — zur Gruppe der Satemsprachen. Wie in den europäischen Sprachen wird *r* und *l* unterschieden, und die lexikalischen Übereinstimmungen sind am zahlreichsten mit dem Griechischen, wenn auch solche mit dem Indo-iranischen, Slavischen und Germanischen nicht fehlen. Einige Beispiele mögen das Gesagte erläutern: phryg. *βέδυ* (*τὸ ὕδωρ*, Hesych.): slav. *voda* „Wasser"; thrak. *πῖνον, πῖνος* „Gerstenwein" : slav. *pivo* „Bier"; thrak. *ζεμελω* „Erde": altbulg. *zemlja* „Erde", aber griech. *χαμ-αί* „(am) Boden"; Suffix *-διζος, -διζα* „Stadt, Dorf": av. (*pairi-*)*daēza-* „Umfriedigung", aber griech. *τεῖχος* „Mauer"; thrak. *σκάλμη* „Messer, Schwert": altisl. *skālm* „Schwert"; thrak. *βρῦτος* „Gerstenwein": lat. (*de-*)*frutum* „Mostsaft", ahd. *briuwan* „brauen" usw.

Die altphrygischen Inschriften enthalten Wörter wie: *vanaktai edaes* = griech. *ἄνακτι ἔθηκε* „errichtete dem Herrscher"; die jüngeren weisen fast alle nach einem griechischen Text die Formel auf: *ιος νι σεμουν κνουμανει κακουν αδδακετ ετιτετικμενος ειτου*, zu deutsch etwa „wer immer diesem Grabmal Schaden zufügt, soll verflucht (?) sein". Die Übereinstimmungen

---

[1]) Strabo, Buch VI, S. 305: *ὁμόγλωττοι δ' εἰσὶν οἱ Δάκοι τοῖς Γέταις.*

[2]) Die sprachliche Stellung des Thrakisch-Phrygischen ist behandelt von Paul Kretschmer, Einleitung in die Geschichte der griechischen Sprache, S. 217f.; die verhältnismäßig sicheren Etymologien der Glossen und Inschriften findet man bei H. Hirt, Die Indogermanen, Band II, S. 592f.

in lexikalischer und flexivischer Hinsicht mit dem Griechischen fallen in die Augen (*κακουν* = *κακόν* ist allerdings wohl als Lehnwort anzusehen).

An die Thraker grenzten die Makedonen, deren Urheimat nach Herodot am Abhang des Pindos lag, wo sie mit den Dorern in der Urzeit ein einziges Volk gebildet hätten. Auch den Ursprung ihres Königsgeschlechts führt er (Buch XIII, Kap. 137) nach Argos im Peloponnes zurück, von wo Perdikkas, der Urahne, zu den Illyriern geflohen wäre und später nach mancherlei Abenteuern die Herrschaft in Makedonien gewonnen hätte. Diese Sage zeigt uns, daß sich schon die alten Griechen über die ethnologische Stellung der Makedonen nicht klar waren: teils sahen sie sie als Griechen, teils als Illyrier an. In der Sprache unterschieden sie sich indes von beiden; doch haben wir über das Makedonische nur sehr dürftige Nachrichten. Wir besitzen keine Inschrift, keinen Text, sondern nur eine Anzahl Namen und Glossen, aus denen sich nicht einmal mit voller Sicherheit schließen läßt, ob das Makedonische eine Kentum- oder Satem-Sprache war [1]. Wenn manche Gelehrte [2] die Makedonen geradezu als Griechen ansehen, so kann ihnen die Forschung in dieser Annahme vorläufig nicht folgen.

Wenn wir uns nunmehr zum Griechischen wenden, so begeben wir uns wieder auf bekannteres Gebiet. Die griechische Sprache tritt uns zu Beginn ihrer Überlieferung ebensowenig

[1] Siehe die Zusammenstellung des Materials bei Paul Kretschmer, Einleitung in die Geschichte der griech. Sprache, S. 283 ff. und H. Hirt, Die Indogermanen II, S. 602 ff.

[2] z. B. Otto Hoffmann, Die Makedonen, ihre Sprache und ihr Volkstum, 1906; s. dazu P. Kretschmer, Einleitung in die Altertumswissenschaft, Band I, S. 158. Eine bedeutsame Rolle bei der Beurteilung der Verwandtschaft der Makedonen und Griechen spielt die Vertretung der griech. Aspiraten in den makedon. Glossen: neben Medien finden sich nicht minder zahlreiche Beispiele für Aspiraten. Deshalb will V. Lesný, Ein Beitrag zur Sprache der alten Makedonen in der Zeitschrift für vergleichende Sprachforschung, Bd. 42, S. 297 ff. zwei Schichten in der Sprache der Makedonen unterscheiden: eine Schicht, die Sprache des Adels, die unter griechischem Einfluß stand, und eine volkstümliche, die unter der Einwirkung des Illyrischen stand.

als ein einheitliches Ganze entgegen wie die Griechen selbst als einheitliches Volk. Sie zerfällt vielmehr in zahlreiche Dialekte, die man in mehrere Gruppen zusammenfaßt: 1. das Ionische, das in historischer Zeit in Kleinasien, einem Teil der Kykladen und auf Euböa gesprochen und geschrieben wurde, aber früher auch im Peloponnes verbreitet war; ihm nahe steht 2. das Attische, die klassische Sprache Griechenlands. 3. Das Dorische, das im Peloponnes, auf Kreta und einigen andern Inseln verbreitet war. Man kennt es besonders durch Inschriften; die literarischen Texte geben keine genaue Vorstellung von dieser Mundart. 4. Das Achäische oder Äolische, die Sprache der Landschaften Böotien, Thessalien und der Insel Lesbos; ihm ist nahe verwandt 5. das Arkadische im Hochland des Peloponnes und 6. das Kyprische auf der Insel Kypros; 7. das Pamphylische und endlich 8. das Nordwestgriechische in den Landschaften Epirus, Akarnanien, Ätolien usw. Die älteste literarische Sprache Griechenlands, die des Epos (Homerische Gesänge) ist bereits ein Kunstprodukt, entstanden aus einer Mischung des zugrundeliegenden ionischen Dialektes mit einer beträchtlichen Zahl äolisch-achäischer Elemente. Da die Ausbildung der homerischen Gesänge vermutlich auf einem ionisch-äolischen Grenzgebiet (Smyrna?)[1]) erfolgte, so besaß auch die dort herrschende Volkssprache bereits diesen Mischcharakter. Die von dem ionischen Epos geschaffene Kunstsprache wurde dann auch von Dichtern anderen Stammes gebraucht wie von dem Böotier Hesiod. Bei Prosaschriftstellern herrschte der reine ionische (Herodot) oder attische Dialekt (Xenophon, Thukydides, Plato) vor. Der letztere ist auch die Sprache der Dramen, die nur in den Chorgesängen Anklänge an den dorischen Dialekt bewahrt. Die aus der attischen Literatursprache erwachsene griechische Gemeinsprache (die *Κοινή*) verdrängte vom 4. Jahrhundert an die Dialekte gänzlich aus dem schriftlichen, später auch aus dem mündlichen Gebrauch;

[1]) Vgl. Ernst Maas, Die Person Homers in den Neuen Jahrbüchern für das klassische Altertum, Bd. 14, S. 539 ff., wo aus der Bildung des ursprünglichen Namens Homers „Melesigenes“ (nach dem Fluß Meles bei Smyrna) die Geschichtlichkeit des Dichters und seine Geburtsstätte erschlossen wird.

sie nahm indes auch ionische und dorische Elemente in sich auf. Aus der hellenistisch-griechischen Gemeinsprache entwickelte sich das Neugriechische und seine Mundarten.

Grenznachbarn der Griechen wie der Thraker waren die im Nordwesten der Balkanhalbinsel wohnenden Illyrier (oder Hillyrier in älterer Namensform), die sich im Norden, im heutigen Bosnien und Kroatien, wieder mit keltischen Stämmen berührten. Illyrische Stämme hatten sich auch nach Nordgriechenland (Epirus, Akarnanien und Ätolien) vorgeschoben, wie aus verschiedenen Äußerungen bei klassischen Schriftstellern hervorgeht[1]. Von der Sprache der Illyrier besitzen wir außer den Eigennamen nur sehr wenige Glossen; es ist nicht zu entscheiden, ob sie sich zur Gruppe der Kentum- oder Satem-Sprachen stellt.

Für die Nachkommen der alten Illyrier sieht man die heutigen Albanesen an, die sich indes vermutlich aus einer thrakischen Unterschicht und einer illyrischen Oberschicht entwickelt haben werden[2]. Darauf deutet auch der wenig einheitliche Charakter des indogerm. Materials ihrer Sprache und einzelne Übereinstimmungen zwischen dem Armenischen, das ja zu der thrakisch-phrygischen Gruppe gehört, und dem Albanesischen[3]. Es ist uns erst aus dem 17. Jahrhundert n. Chr. und daher in einem sehr fortgeschrittenen Stadium seiner Entwicklung bekannt. Die seit dem Altertum andauernde politische und kulturelle Abhängigkeit Albaniens von wechselnden Herren hat bewirkt, daß auch die Sprache von lateinischen, griechischen, slavischen und türkischen Lehnwörtern durchsetzt ist.

---

[1]) Thukydides, Bellum Peloponnesiacum, III, Kap. 94, 5: *ἀγνωστότατοι γλῶσσαν* „mit ganz unbekannter Sprache" (von einem Stamm der Ätoler); vgl. auch P. Kretschmer, Einleitung, S. 244 f.

[2]) Siehe Franz Nopcsa, Zeitschrift für Ethnologie, Band 49, S. 915 f.

[3]) H. Pedersen, Zeitschrift für vergl. Sprachforschung, Band 36, S. 341. — Manche sehen auch die Messapier in Süditalien (vgl. Abschnitt XVI) für Illyrier an. So finden sich z. B. die Ortsnamen *Dases, Dasas, Dasantilla* usw. auf beiden Seiten der Adria; vgl. Rudolf von Scala, Bevölkerungsprobleme Altitaliens in den Mitteilungen der Anthropologischen Gesellschaft in Wien, Band 42, S. 49 ff. — Über die Veneter vgl. das Abschnitt XVI, S. 380 Bemerkte.

Die uns nächst dem Indo-iranischen und Griechischen am frühesten in schriftlichen Denkmälern überlieferte idg. Sprache ist das Italische. Von seinen Dialekten hat sich nur das Lateinische, die Mundart der Stadt Rom und der Landschaft Latium, zu einer Literatursprache entwickelt, die sich der politischen Erweiterung der römischen Machtsphäre entsprechend über Italien und die übrigen eroberten Gebiete, besonders in Westeuropa, ausdehnte. Als das römische Reich zersprengt war, begann die Sonderentwicklung des Lateinischen in den Teilen des Reiches, wo es seine Herrschaft als Volkssprache behauptete, die zu den romanischen Einzelsprachen (Italienisch, Provenzalisch, Französisch, Spanisch, Portugiesisch, Rumänisch usw., alle mit vielerlei Mundarten) führte. Neben und vor dem Lateinischen waren in Italien noch andere Dialekte verbreitet; es sind dies: 1. das Umbrische, besonders in der Landschaft Umbrien, an der Ostküste Mittelitaliens, das uns durch die Tafeln von Iguvium (ein Opferritual enthaltend) bekannt ist, und 2. die aus zahlreichen Inschriften bekannten sabellischen Mundarten, besonders das Oskische, die Sprache der Samniter in Samnium, Campanien, Lucanien und Bruttium. Das Umbrische und Oskische sind einander zwar näher verwandt als dem Lateinischen, weichen indes doch erheblich von einander ab, während 3. das Faliskische dem letzteren näher steht. Auffallend und bis jetzt unerklärt ist, daß die italischen Mundarten viel weiter im Lautwandel, in der Flexion und dem Wortschatz auseinander gehen als die griechischen Dialekte. Vielleicht ist die ethnische Grundlage in Italien verschiedenartiger gewesen als diejenige Griechenlands, wo schon vor der Hellenisierung eine einheitliche Kultur vorhanden war.

Räumlich und auch in sprachgeschichtlicher Hinsicht schließt sich das Keltische eng an das Italische an. Sein ältester Zweig, das Gallische, ist uns hauptsächlich durch zahlreiche Eigennamen und durch spärliche, schwer deutbare Inschriften bekannt. Der in den Eigennamen vertretene Lautstand zeigt gegenüber den jüngeren Dialekten ein höchst altertümliches Gepräge. Auf dem europäischen Festland ist

das einst weitverbreitete Keltische fast ganz ausgestorben und nur auf den britischen Inseln haben sich seine Nachkömmlinge bis heute erhalten. Die ältesten schriftlichen Denkmäler besitzt das Irische in Irland, das durch zahlreiche Glossen seit dem 7. Jahrh. n. Chr. und später durch eine reiche Literatur bekannt ist. In seiner ältesten Gestalt, dem Altirischen, weist es trotz seiner weit fortgeschrittenen Entwicklung gegenüber dem Gallischen doch noch eine reiche und altertümliche Flexion auf, während seine jüngeren Stufen in Irland, Schottland und der Insel Man (Manx-Sprache) weit zerfallener sind. Ähnlich steht es mit dem Cymrischen in Wales und dem Cornischen in Cornwallis in England; aber während das erstere noch durchaus lebendig ist und in den letzten Jahren sogar eine intensive Propagandatätigkeit entfaltet, ist letzteres im 18. Jahrhundert ausgestorben. Das Bretonische in der französischen Bretagne ist gleichfalls noch lebendig; doch ist es nicht etwa eine Fortsetzung des Altgallischen, sondern durch cymrische Einwanderer, die die angelsächsische Eroberung aus England vertrieb, hierher verpflanzt.

An das Keltische schließen sich die germanischen Dialekte an. Zur Zeit, als der europäische Norden durch die Eroberung Galliens anfing, den Römern genauer bekannt zu werden, erstreckten sie sich südlich bis etwa zum Main, stellenweise bis zur Donau und nach Böhmen und Mähren hinein, westlich bis zum Rhein; dagegen war ihre Ausdehnung nach Osten beträchtlich größer als in späterer Zeit, da die Goten als äußerster festländischer — aber von Skandinavien eingewanderter — germanischer Stamm bis über die Weichsel saßen und die Bastarner und Peuciner sich südlich bis zu den Karpaten und zur Donaumündung ausdehnten. Süddeutschland dagegen, einschließlich der Schweiz, Österreich, Steiermark, Kärnten usw. waren keltischer Besitz und wurden erst nach dem Untergang des römischen Reiches zu deutschem Sprachgebiet.

Das Germanische ist gegen seine indogerm. Nachbarmundarten in alter Zeit, das Keltische und Baltisch-Slavische, scharf abgegrenzt durch die sog. Lautverschiebung (s. Abschnitt III, S. 48 und weiter unten im Abschnitt XIX), die hier in einem Um-

fang auftritt, wie bei keiner andern idg. Sprache. Über die vermutliche Ursache dieser eigenartigen Erscheinung werden wir im folgenden Abschnitt noch Näheres hören. Auch sonst ist das Germanische in den ältesten Texten schon recht fortgeschritten in seiner sprachlichen Entwicklung, zumal im Vergleich mit dem benachbarten Litauischen oder Russischen. Beim Beginn der schriftlichen Überlieferung, die überall erst mehrere Jahrhunderte n. Chr. Geb. einsetzt, können wir schon verschiedene selbständige Gruppen innerhalb des Germanischen unterscheiden:

1. Das Gotische, hauptsächlich durch die dem Gotenbischof Wulfila (etwa 311 bis 382 n. Chr.) zugeschriebene Bibelübersetzung bekannt, von der uns freilich nur Bruchstücke erhalten sind. Es stellt sich in der Lautentwicklung näher zum Nordgermanischen, während der Wortschatz eher mit dem westgermanischen übereinstimmt. Ein letzter Ausläufer des Gotischen in Südrußland scheint das sog. Krimgotische zu sein, von dem der Holländer Busbecq eine Anzahl Wörter während seines Aufenthalts als Gesandter in Konstantinopel um die Mitte des 16. Jahrhundert aufgezeichnet hat. Es weist aber auch manche westgermanische Eigenheit auf. Heute ist es vollkommen ausgestorben.

2. Das Nordgermanische ist noch etwas früher als das Gotische durch Runeninschriften aus den nordischen Ländern (Dänemark, Schweden, Norwegen) bekannt, die bis ins 3. Jahrh. n. Chr. zurückreichen und eine dem Urgermanischen noch nahestehende Lautgestalt der Worte zeigen. Die nächstältesten Sprachen sind das Altisländische und Altnorwegische, die uns aus Handschriften seit dem 12. Jahrh. bekannt sind; in etwas jüngerer Zeit beginnt die Überlieferung des Altschwedischen und Altdänischen. Eine wichtige Quelle für die Kenntnis der ostnordischen Mundarten bilden auch die in sehr früher Zeit (in den ersten Jahrhunderten nach Christi Geburt) ins Finnische übernommenen germanischen Lehnwörter (vgl. Abschnitt XVII, S. 400 f.).

3. Das Westgermanische, das sich in das Altenglische, die Sprache der nach England ausgewanderten Angeln und

Sachsen, das Altniederdeutsche, das Friesische, das Niederländische und das Althochdeutsche gliedert, die alle wieder in mehr oder minder zahlreiche Mundarten zerfallen. Ihre schriftliche Überlieferung beginnt (abgesehen vom Friesischen und Niederländischen) im 9. Jahrh. n. Chr.; aus dem 8. Jahrh. sind bereits ahd. Glossen vorhanden. Während die meisten germanischen Mundarten den Konsonantenbestand des Urgermanischen im Wesentlichen unverändert bewahrt haben, unterlagen die althochdeutschen Mundarten einer weiteren Lautverschiebung, die sogar einige dem Germanischen bisher fremde Laute hervorbrachte: die urgerm. stimmhaften Verschlußlaute (Medien) werden zu stimmlosen Lauten (got. *dags* = ahd. *tac*) und die stimmlosen Verschlußlaute (Tenues) zu Affrikaten (Verschlußlaut mit Aspirata) oder Spiranten (engl. *apple* = hd. *Apfel*, engl. *sleep* = hd. *schlafen*); nur die schon urgerm. Spiranten (*f, s, þ, h*) bleiben erhalten. Die althochdeutsche Lautverschiebung ist aber zum Unterschied von der urgermanischen nicht einheitlich durchgeführt, sondern ihre Erscheinungsformen stufen sich mannigfach vom Alemannischen, wo sie am weitesten fortgeschritten ist, zum Bayrischen, Oberfränkischen, Obersächsischen, Rheinfränkischen usw. ab, bis sie sich im Niederfränkischen, das auf niederdeutscher Lautstufe steht, verlieren.

An die Sprache, die sich von der indogerm. Lautstufe, dem indogerm. Akzent und den indogerm. Flexionsformen am weitesten entfernt hat, das Germanische, schließt sich eine Sprachgruppe an, die alle diese Eigenheiten der Ursprache am treuesten bewahrt hat, das Baltisch-Slavische. Die baltischen Sprachen umfassen das im 17. Jahrhundert ausgestorbene Altpreußische, von dem wir ein umfangreiches Vokabular und einige aus dem Deutschen übersetzten Texte besitzen; ferner das Lettische und das Litauische. Das letztere ist die altertümlichste aller heute lebenden indogerm. Sprachen; Formen wie *esmì* „bin“, *esì* „bist“, *ẽsti* „ist“ oder *eimì* „gehe“, *eisì* „gehst“, *eĩti* „geht“ stimmen ganz zu den entsprechenden altindischen Formen: *ásmi, ási, ásti* und *ḗmi, ḗši, ḗti* oder ziemlich zu der sogar weit zerfalleneren homerischen Flexion

dieser Verba: *εἰμί, ἐσσί, ἐστί* und *εἶμι, εἶ, εἶσι.* Wörter wie lit. *áugu* „wachse“ (lat. *augeo*), *ausìs* „Ohr“ (lat. *auris*), *dė́mi* „lege“ (griech. *τίϑημι*), *gývas* ($y = \bar{\imath}$) „lebend“ (altind. *jīvás*), dial. *patìs* „Eheherr“ (altind. *patíš* „Herr“, griech. *πόσις* „Gemahl“) und zahllose andere sind von den zu erschließenden idg. Urformen kaum verschieden. Dennoch stammt der älteste bekannte Text des Litauischen erst aus dem Jahre 1547; aber selbst die modernen Mundarten haben sich von dem darin vertretenen Lautstand wenig entfernt.

Von den slavischen Sprachen ist das Altbulgarische, die Sprache der von den Slavenaposteln Kyrillus und Methodius im 9. Jahrhundert übersetzten Evangelien und anderer gottesdienstlicher Texte, der älteste bekannte Dialekt, der als Kirchensprache bei allen andern slavischen Völkern die Grundlage für die früheste literarische Fixierung ihrer eignen Sprache abgab. Am nächstältesten ist die Überlieferung des Russischen, die im 11. Jahrh. beginnt. Zu der östlichen Gruppe der slavischen Sprachen stellen sich ferner das Serbische, das Kroatische und Slovenische, die auf recht verschiedenen Entwicklungsstufen stehen. Während das Serbische noch sehr altertümliche Verhältnisse (ähnlich dem Russischen) aufweist, ist das Slovenische am stärksten im Wortschatz von den benachbarten steiermäıkischen und kärntischen deutschen Dialekten sowie von den nordöstlichen italienischen Mundarten beeinflußt. Die westliche Gruppe der Slavinen umfaßt das Tschechische in Böhmen, das Polnische und das Sorbische (Wendische) in der Lausitz; letzteres wird in absehbarer Zeit das Schicksal des im 18. Jahrh. ausgestorbenen Polabischen (am Unterlauf der Elbe) teilen und dem vordringenden Deutschen unterliegen, da es nur noch von wenigen tausend Menschen neben dem Deutschen gesprochen wird. Die westlichen slavischen Sprachen sind weniger altertümlich als die östlichen, da sie dem Einfluß der höher kultivierten deutschen Nachbarn unterstanden; so hat das Polnische den im Russischen noch erhaltenen freien Akzent aufgegeben und ist zur Stammbetonung der Wörter übergegangen. Alle slavischen Mundarten, also bereits das Urslavische haben eine beträchtliche Anzahl Lehn-

wörter aus dem Germanischen übernommen, da die Germanen die Vermittler der höheren Kultur Süd- und Mitteleuropas für die Slaven waren.

Damit ist der Ring des indogermanischen Sprachgebiets geschlossen, da sich das Russische unmittelbar an die iranischen Mundarten Asiens anschließt und seinen Siegeszug über den Kaukasus und durch Sibirien bis zur Küste des Großen Ozeans unaufhaltsam weitergeht, wie es im Innern seines Sprachgebiets die finnisch-ugrischen Mundarten immer mehr einengt und die kleineren wenigstens dereinst ganz aufsaugen wird. Bis zur jenseitigen östlichen Küste des Großen Ozeans ist das Englische vorgedrungen, wie dessen südliche Küste in Amerika vom Spanischen eingenommen ist. So ist das indogermanische Sprachgebiet trotz einiger Verluste im Laufe seiner Geschichte heute ausgedehnter als jemals vorher. Kein anderer Sprachstamm der Erde kommt ihm auch nur entfernt in der Größe der Ausbreitung gleich.

XIX. Die Dialekte der indogermanischen Grundsprache und die Ausbreitung der indogermanischen Stämme.

Mehrfach haben wir im Verlaufe unserer Darlegungen über die Kultur des indogerm. Urvolks die Beobachtung gemacht, daß seine kulturelle und sprachliche Einheit keine absolute gewesen ist. Viele offenbar verwandte Wortformen, die zur Bezeichnung einer bestimmten Sache in den Einzelsprachen dienen, lassen sich nicht auf eine einheitliche Grundform zurückführen; häufig dienen in den Einzelsprachen zur Bezeichnung eines und desselben Gegenstandes ganz verschiedene Wortstämme, die vereinzelt oder nur zwei Sprachen etwa gemeinsam sind. Diese Tatsachen zeigen, daß die indogerm. Ursprache — wie jede Sprache auf Erden übrigens — bereits dialektische Verschiedenheiten aufzuweisen hatte. Dafür braucht man also keinen weiteren Beweis zu erbringen; die folgenden Darlegungen dienen daher nicht, um die Tat-

sache als solche offenkundig zu machen, sondern sie sollen klar legen, ob und bis zu welchem Grade wir noch imstande sind, bestimmte dialektische Verschiedenheiten als bereits der Grundsprache angehörig nachzuweisen. Die Schwierigkeiten eines solchen Nachweises sind nun ganz besonders groß.

Die indogerm. Grundsprache ist uns als solche unbekannt; was wir von ihr wissen, haben wir durch den Vergleich und das Nebeneinanderstellen übereinstimmender sprachlicher Erscheinungen in den Einzelsprachen ermittelt. Die letzteren aber sind selbst keineswegs einheitliche Gebilde; schon vor dem Beginn ihrer ältesten literarischen Überlieferung waren sie ihrerseits in verschiedene Dialekte gespalten. Wir müssen aber voraussetzen, daß die Dialekte der einzelnen indogerm. Sprachen aus einer gemeinsamen Urform derselben hervorgegangen sind, die wir gleichfalls nicht kennen und als das Urarische, Urgriechische, Uritalische, Urgermanische, Urkeltische usw. bezeichnen. Zwischen die uns unbekannte Ursprache und die literarisch überlieferten Mundarten der Einzelsprachen schiebt sich also eine wiederum nicht erhaltene Sprachstufe ein, deren Aussehen wir nur mittels Rekonstruktion aus den übereinstimmenden Zügen der Dialekte der betreffenden Sprache ermitteln können. Diese Zwischenstufe oder die Urgestalt der Einzelsprachen aus prähistorischer Zeit ist also zunächst festzustellen; wir müssen dann zu ermitteln versuchen, welche Züge mehreren von ihnen gemeinsam und daher als zum Bestand der indogerm. Ursprache gehörig anzusehen sind. Finden sich nun solche speziellen Züge nicht in allen indogerm. Einzelsprachen, sondern nur in einem Teil derselben wieder, dürfen wir alsdann von dialektischen Eigenheiten der Grundsprache reden und diejenigen Sprachstämme, die übereinstimmende Besonderheiten besitzen, als ursprachliche Dialektgruppen zusammenfassen?

Als nächstliegende Scheidung der indogerm. Sprachen hat lange Zeit diejenige in einen europäischen und einen asiatischen Zweig die sprachwissenschaftliche Theorie beherrscht. Die europäischen Indogermanen sollten sich in einer frühen Periode der Sprachgeschichte von ihren asiatischen Brüdern

getrennt und alsdann eine längere Zeit der sprachlichen Sonderentwicklung durchlaufen haben[1]). Nun kann man freilich nicht in Abrede stellen, daß sich für einen erheblichen Teil des Wortschatzes der europäischen Sprachen keine Entsprechung in der indo-iranischen Gruppe findet. Es sind dies besonders Termini des Ackerbaus (S. 170f.), Namen von Haustieren, (z. B. des zahmen Schweins, s. S. 152), von Früchten (Bohne, Erbse, Linse, Apfel usw., s. S. 188ff.), von Waldbäumen (S. 191ff.), von wilden Tieren, Fischen, Pflanzen, das Wort „Meer" (s. Abschnitt XX) usw. Aber die Scheidung ist doch keine durchgehende, wie wir gesehen haben; es finden sich vereinzelte auf den Ackerbau bezügliche Ausdrücke auch im Arischen (s. S. 166ff.); gleiche Namen für die Birke und Fichte liegen hier wie dort vor, und neben den Übereinstimmungen im Wortschatz innerhalb der europäischen Sprachen stoßen wir auf nicht wenige Fälle, wo das Arische mit einer oder mehreren europäischen Sprachen zusammentrifft. Vor allem aber ist die Trennung in eine asiatische und eine europäische Gruppe wegen zweier Sprachen nicht aufrecht zu erhalten: das Armenische, das doch auch eine asiatische Sprache ist[2]), stellt sich in der Erhaltung der ursprachlichen Vokaldreiheit (*a*, *e*, *o*) und im Wortschatz durchaus auf die Seite der europäischen Sprachen, und das neuentdeckte Tocharische besitzt ebenso wie das Armenische zahlreiche Übereinstimmungen mit ihnen im Lautbestand und Wortschatz und gar keine mit der arischen Gruppe (abgesehen von offenbaren Entlehnungen). Die slavischbaltische Gruppe neigt mit ihrer Vertretung der ursprachlichen Palatale durch Spiranten und vielfach im Wortschatz (vgl. z. B. Abschnitt XV, S. 347) mehr zum Arischen in Asien als zu den westindogerm. Sprachen in Europa. Der arische Zweig freilich weist seine ganz markanten Eigentümlichkeiten auf, die ihn scharf von allen übrigen indogerm. Sprachen scheidet; er ist die einzige Gruppe innerhalb des ganzen indogerm. Sprachgebiets, die sich als deutlich zusammengehörig und von

---

[1]) Aug. Fick, Die ehemalige Spracheinheit der Indogermanen Europas 1873.

[2]) Freilich soll es nach der Ansicht der Alten vom Phrygischen abstammen, das seinerseits aus Thrakien nach Kleinasien kam (s. Abschnitt XVIII, S. 431ff).

den anderen Idiomen dialektisch geschieden heraushebt. Davon später mehr.

Wenn sich die Trennung in einen asiatischen und einen europäischen Zweig demnach nicht durchaus aufrecht erhalten läßt, so darf man eine andere Einteilung der indogerm. Sprachen als schärfer umgrenzt ansehen: die Scheidung in eine Satem- und eine Kentum-Gruppe (s. Abschnitt III, S. 50). Zu jener stellen sich die östlichen (asiatischen wie europäischen) Sprachen und von den auf der Balkanhalbinsel vertretenen indogerm. Idiomen das Thrakische (auch das Illyrische?) sowie das heutige Albanesische; zu dieser die nordwestlichen und südeuropäischen Sprachen. Man könnte also bei der Verwandlung der ursprachlichen Palatallaute in Spiranten von einer scharfen dialektischen Scheidung, einer von Norden nach Süden verlaufenden „Jsoglotte"[1]) in der Ursprache reden. Nunmehr aber ist das Tocharische in Zentralasien auf den Plan getreten, das, wie wir im vorhergehenden Abschnitt (S. 428ff.) gesehen haben, an der Entwicklung der Palatale zu Spiranten nicht teilnimmt, vielmehr in der Behandlung der Gutturallaute seine eignen Wege geht. In der Hauptsache stellt es sich auf die Seite der Kentum-Sprachen, indem es die Palatallaute als Verschlußlaute erhält (*k̲änt̲* „hundert" = lat. *centum* gegenüber altind. *śatám*, *knān* „kennen" = griech. *γιγνώ-σκω*, lat. *gno-sco* gegenüber altbulg. *znati* usw.) Isoliert steht es mit der sporadischen Vertretung der Velarlaute durch Spiranten: toch. A *ckā-car*, B *tkācar* „Tochter" = griech. *ϑυγάτηϱ*, wobei *c* einem idg. *g* entspricht. Diese Entwicklung findet sich freilich vereinzelt bei Satemsprachen (altind. *j*, altbulg. *ž* vor indogerm. palatalen Vokalen), aber nicht in einer dem tocharischen Gebrauch entsprechenden Weise. Auch die Entwicklung der Labiovelare scheint wie in den europäischen Sprachen gewesen zu sein, soviel wir bis jetzt wissen[2]).

---

[1]) Nach A. Meillet, Les dialectes indo-européens 1908. — Deutsche Forscher gebrauchen dafür den Ausdruck: Isophone. Die Wörter sind den physikalischen Termini Isobare, Isohypse, Isothere usw. nachgebildet.

[2]) Die einzigen verhältnismäßig sicheren Beispiele: toch. A *pkul* „Jahr" und *kuk̲al* „Rad" (zur idg. Wzl. **kʷel-*: altind. *cárati* „läuft", griech. *πέλομαι* „gehe")

Da das Tocharische mancherlei Berührungen mit dem Armenischen besitzt, wie die Verschiebung der Medien zu Tenues, die Synkopierung oder den Ausfall kurzer Vokale oder solcher in der letzten Silbe, das Auftreten der *l*-Partizipien (z. B. toch. A *ḵälpā̱l* „geholfen“, toch. B *triwäšle* „zerreibend“ wie arm. *bereal* „getragen“, *cnaul* „zeugend“ und altbulg. *dělalъ* „gemacht“) und viele Entsprechungen im Wortschatz, so sollte man erwarten, daß es mit diesem auch in der Behandlung der idg. Palatallaute zusammenstünde. Das ist nun nicht der Fall; das Tocharische und Armenische gehen in der Behandlung der indogerm. Palatallaute auseinander.

Deshalb erscheint es richtiger, die Trennung der indogerm. Sprachen in eine Satem- und eine Kentumgruppe jetzt nicht mehr in die Urzeit zu verlegen und darin eine dialektische Spaltung der Grundsprache zu erblicken, sondern die verschiedene Entwicklung der Palatallaute dem Sonderleben der Einzelsprachen zuzuweisen. Mit dieser Annahme stellen sich die indogerm. Sprachen in eine Parallele mit den romanischen Sprachen. Das lat. *c*, das wir bekanntlich vor *e* und *i* wie *ts* sprechen, hatte auch vor diesen hellen Vokalen bis etwa zum 7. Jahrhundert n. Chr. seinen ursprünglichen Gutturalwert behalten; es ist bis dahin weder palatalisiert noch assibiliert worden. Das beweisen u. a. die zahlreichen lat. Lehnwörter mit *c* vor *e* und *i* im Althochdeutschen (*cellarium* : ahd. *chellari* „Keller“, *cerasus*, vulgärlat. *ceresea* : ahd. *chirsa* „Kirsche“, lat. *cista* : ahd. *chista* „Kiste“ usw.), wo durchweg der *k*-Laut erhalten ist. Trotzdem haben alle romanischen Sprachen die palatalisierte oder assibilierte Aussprache des *c* vor *e* und *i*; z. B. vulgärlat. *ceresea*, ital. *ciliegia*, prov. *cerieiza*, frz. *cerise*, span. *cereza*, port. *cereja*; nur in der logudoresischen Mundart des Sardischen ist die Aussprache *k* erhalten (*kentu* „hundert“). Wir müssen voraussetzen, daß die Ausbildung dieser Laute durch einen sich einstellenden *j*-haltigen Nachschlag hinter

---

sowie das zur gleichen Wurzel gehörige toch. B *kaklau* (= altind. *nivṛttas*) und *pepakšu* „gekocht“ (zu einer idg. Wzl. **pekʷ*-, s. S. 251) zeigen dieselbe doppelte Vertretung der idg. Labiovelare wie griech. *κύκλος* „Rad“ und *πέσσω* „koche“.

dem lat. *c* = *k* eingeleitet wurde. So mögen auch in der indogerm. Grundsprache aus uns unbekannten Gründen die *k*-Laute entweder in gewissen Wortstämmen oder in bestimmter Stellung, vielleicht auch nur in einigen Dialekten einen palatalen Einschlag bekommen haben, der in einzelnen Sprachen zu einer Assibilierung führte, in anderen Sprachen aber wieder verschwand, ohne Spuren zu hinterlassen.

Die Artikulation als Verschlußlaute reicht bei den Palatalen sogar noch in die Zeit des Einzellebens der Satemsprachen hinein. Denn nur durch diese Annahme erklärt sich z. B. das Konjugationsschema altind. *véśmi* „ich wohne", *vékši* „du wohnst", in dem der spirantische Laut *ś* (aus idg. *k̂*) mit dem gutturalen *k* abwechselt. Im Slavischen wird der Palatallaut nicht assibiliert, wenn im Wortinnern der Spirant *s* steht; so findet sich z. B. altbulg. *gąsь* neben lit. *žąsìs*, altpreuß. *sansy* „Gans" (s. S. 116)[1]. Also auch in der Zeit der baltisch-slavischen Sprachgemeinschaft war der ursprachliche Palatallaut noch erhalten.

Daher kann man in der Palatalisierung bestimmter idg. Gutturallaute keine dialektische Spaltung der Ursprache erkennen, um so weniger, als sich nicht einmal ihre Ausdehnung scharf umgrenzen läßt. Denn wir finden die gleichen Wortstämme mit und ohne Palatalisierung der *k*-Laute in den Einzelsprachen: altind. *paśu*, av. *pasuš* „Vieh" hat altlit. *pekus*, altpreuß. *pecku* neben sich, während lat. *pecu*, altsächs. *fehu*, ahd. *fihu* „Vieh" sich neutral verhalten, und ähnliche Fälle haben wir bei den idg. Wortstämmen für „Schwäher" (S. 112) oder „Hammer" (S. 70) usw. kennen gelernt. Der Nachweis einer bereits in der Ursprache vorhandenen dialektischen Spaltung in Satem- und Kentumsprachen läßt sich also nicht erbringen. Demnach haben die Satemsprachen in ihrem Sonderleben die spiranti-

[1]) Diese Erklärung gibt A. Meillet, Mémoires de la Société de Linguistique de Paris, Bd. 13, S. 243 und Études sur l'Etymologie et le Vocabulaire du vieux Slave, 1902ff., S. 178, während W. Schulze, Zeitschrift für vergleichende Sprachforschung, Bd. 40, S. 412, Anm. 2 altbulg. *gąsь* für ein Lehnwort aus dem Germanischen hält. Weitere Deutungen bei E. Bernecker, Slavisches etymologisches Wörterbuch, S. 342 s. v. *gąsь*.

sche Aussprache der Palatallaute durchgeführt, ebenso wie das Arische und Slavische die idg. Velarlaute vor *e* und *i* zumeist palatalisierte und dann zu Affrikaten *ts*, *dz* umgestalteten, während das Baltische nicht über die Stufe der Palatalisierung der Velarlaute vor hellen Vokalen hinausging (vgl. S. 44). In allen sog. Satemsprachen ist also die Tendenz, die Gaumenlaute dem benachbarten Vokal anzugleichen, von der urindogerm. Zeit an bis in das Sonderleben der Einzelsprachen wirksam gewesen.

Dieselbe Neigung findet sich auch vereinzelt bei den Kentumsprachen, z. B. merkwürdigerweise in griechischen Dialekten bei den labiovelaren Lauten (s. S. 48ff.) vor *e* (nicht vor *i*), wenn griech. att. *τέτταρες* neben äol. *πέσσυρες*, lat. *quattuor* „vier", wie slav. *četyre* neben lit. *keturì* steht. Ebenso ist der Übergang der Labiovelare in Labiale eine rein einzelsprachliche Erscheinung (im Griechischen, Italischen, Keltischen, Germanischen), die nicht einmal alle Mundarten derselben Sprache umfaßt; so kennt ihn das Gallische, aber nicht das Irische, das Oskisch-Umbrische, aber nicht das Lateinische, und das Germanische weist ihn nur vereinzelt auf (z. B. in got. *fidwor* „vier" oder *wulfs* „Wolf").

Wie wir in der Behandlung der idg. Gaumenlaute kein in die Urzeit zurückreichendes Phänomen zu erblicken vermochten, so ist es mit zahlreichen anderen Erscheinungen des Lautwandels, die sich über mehrere Sprachen erstrecken. Eine solche „Isoglotte" ist z. B. der Wandel von idg. *o* zu *a* im Arischen, Albanesischen, Baltischen und Germanischen; diese Isoglotte, die ostwestlich verläuft, kreuzt also die nordsüdliche der Gutturalreihen. Eine andere ist die Behandlung der ursprachlichen Media aspirata (*bh, dh, gh*), die im Iranischen, Armenischen, Albanesischen, Keltischen und Slavisch-Baltischen mit der Media (*b, d, g*) zusammengefallen ist, ein sicherlich sehr alter Vorgang, da das Tocharische sie gleich der ursprachlichen Media zur Tenuis verschoben hat (toch. A *pracar* = altind. *bhrā́tā* „Bruder"). Das Germanische verwandelt die ursprachlichen aspirierten Medien zunächst in Spiranten (*ƀ, đ, ȝ*, gespr. *v, th* stimmhaft wie in engl. *that, j*) und dann größten-

teils im Einzelleben der Dialekte in Medien, soweit sie nicht in hochdeutschen Mundarten zu Tenues bzw. Lenes (d. h. ohne Stimmton gesprochenen Medien) wurden. Das Griechische und Italische gehen wiederum zusammen, indem sie die Media aspirata der Ursprache in Tenuis aspirata wandeln, sie also den Stimmton verlieren lassen; auf dieser Stufe bleibt das Griechische stehen (*φαγ-εῖν* „essen“ zu altind. *bhájati* „isst“, *μέϑυ* : altind. *mádhu* „Honig, Honigtrank“ usw.), während die italischen Mundarten Weiterentwicklungen aufweisen (umbr. *alfer*, lat. *albus* „weiß“ : griech. *ἀλφός* „weißer Ausschlag“, ahd. *elbiz* „Schwan“; lat. *veho* „fahren“ : griech. *ὄχος* „Wagen“, got. *ga-wiga* „bewege“ usw.). Diese Übereinstimmung ist sicher bemerkenswert und würde den Schluß auf eine schon ursprachliche dialektische Scheidung einer italo-griechischen Gruppe gestatten, wenn nicht das dem Griechischen nahestehende Makedonische sehr häufig die ursprachliche Media aspirata durch die reine Media ersetzte, wie die ersterwähnte Sprachengruppe (maked. *δωραξ* = gr. *ϑώραξ* „Panzer“)[1].

Auch manche andern Isoglotten — wie der Wandel der ursprachlichen Lautgruppe *tt* zu *ss* im Italischen, Keltischen und Germanischen und zu *st* in allen übrigen Sprachen, die Behandlung des *ə*, des lautschwachen Vokals (Schwa indogermanicum, vgl. S. 45), der Übergang von idg. *s* zu *š* in verschiedenen Sprachen (Arisch, Baltisch-Slavisch) unter bestimmten Bedingungen und dergleichen mehr — führen nicht zu einer so bestimmten Gruppierung der betreffenden Sprachen in ihrem Verhältnis zur Ursprache, daß man von Dialektgrenzen größeren Umfangs reden könnte. Die Keime zu allen genannten Lautentwicklungen mögen wohl in der Ursprache oder auf einem Teil ihres Gebiets vorhanden ge-

---

[1]) Man müßte, um den Gedanken einer gräco-italischen Spracheinheit aufrecht zu erhalten, mit A. Meillet, Les dialectes indo-européens, S. 76 annehmen, daß die makedonischen Medien eine Entwicklungsstufe der tonlosen Aspiraten über tonlose, später tönende Spiranten sind, entsprechend dem Lautwandel des *þ* zu *d* in vielen germanischen Mundarten. Man kommt eben über Vermutungen nicht hinaus, sichere Beweise fehlen durchaus. Vgl. auch die Anmerkung 2 auf S. 434.

wesen sein; greifbar sind diese etwaigen Nüancen für uns aber nicht mehr und ebenso wenig vermögen wir die Gründe anzugeben, weshalb in der einen idg. Sprache dieser, in einer anderen jener Lautwandel stattfand.

In einer günstigeren Lage befinden wir uns indes einem Lautwandel gegenüber, der sich über viele Sprachen erstreckt und von dem schon verschiedentlich die Rede war: ich meine die sog. Lautverschiebung (vgl. Abschnitt III, S. 48, Abschnitt XVIII, S. 418 und S. 438). Ganz unversehrt sind die für die indogerm. Grundsprache vorauszusetzenden Sprachlaute nirgends erhalten; doch spricht man von „Lautverschiebung" nur dann, wenn das Konsonantensystem einer Sprache eine wesentliche Veränderung in seiner Artikulationsart erlitten hat. Während das Altindische (Sanskrit) den indogerm. Lautbestand an Konsonanten unverändert erhalten hat, erlitt er in den sog. *Paiśācī*-Sprachen, d. h. den volkstümlichen Dialekten, eine mannigfach abgestufte Verschiebung (vgl. Abschnitt XVIII, S. 418). Ebenso kennt sie das Iranische, Tocharische und Armenische (s. ebenda S. 429 f. und 432). Am weitgehendsten aber tritt sie in der germanischen Sprachgruppe auf. Hier beschränkt sie sich nicht auf die stimmhaften oder die stimmlosen Konsonanten (wie im Iranischen, wo idg. *p, t, k* vielfach zu Spiranten *f, þ, χ* wurden), sondern ergreift beide Lautgruppen, von denen die stimmhaften den Stimmton verlieren (also Tenues werden), die stimmlosen zu Spiranten (*f, þ, χ*) werden. Die stimmhaften und aspirierten Laute (*bh, dh, gh*) werden hier (wie auch z. T. im Iranischen) zu stimmhaften Spiranten: *ƀ, đ, ʒ*, gesprochen *v*, engl. *th* (wie in *that*), *j*. Die Gründe für diese radikale Umgestaltung des indogerm. Konsonantensystems habe ich durch die Übernahme der indogerm. Mundart, aus der sich das spätere Germanische entwickelte, seitens eines vorher anderssprachigen Volkes, also der Vorfahren der späteren Germanen, zu erklären versucht[1]). Eine

[1]) S. Verf., Die germanische und die hochdeutsche Lautverschiebung sprachlich und ethnographisch betrachtet. Beiträge zur Geschichte der deutschen Sprache und Literatur, Bd. 36, S. 307ff. und Bd. 37, S. 112ff.

Stütze für diese Ansicht fand ich in dem Umstand, daß die spätere hochdeutsche Lautverschiebung auf den Gebieten eintrat, wo sich die einziehenden Germanenstämme mit der autochthonen, aber wohl schon vorher keltisierten Bevölkerung vermischten und ihr zwar die eigene Sprache aufzwangen, aber somatisch zumeist in den bodenständigen Elementen aufgingen. Für Indien haben wir dieselbe Beobachtung bei der Übernahme der arischen Mundart seitens der eingeborenen tamilischen (oder dravidischen) Urbevölkerung gemacht. Die weitverbreiteten Lautübergänge, die wir unter dem von Jakob Grimm geschaffenen Terminus „Lautverschiebung" zusammenfassen, haben demnach nichts mit etwaigen dialektischen Eigentümlichkeiten der indogerm. Ursprache zu tun, sondern müssen als spätere lokale Erscheinungen aufgefaßt werden.

Wenn wir also auf dem weiten Gebiet der indogerm. Sprachen auch vielfach übereinstimmende Lautveränderungen zu konstatieren vermochten, so sind wir doch bei keiner in der Lage gewesen, sie in die indogerm. Urzeit zurückzuverlegen; sie konnten mit gleich guten Gründen als einzelsprachliche Entwicklungen, die vielleicht allerdings auf schon in der Ursprache vorhandene Anlagen zurückgingen, aufgefaßt werden. So erklärt sich z. B. der weitverbreitete Wandel des idg. *o* zu *a* wohl aus einer sehr offenen Aussprache des *o* in der Ursprache; der Wandel der aspirierten Medien zu aspirierten Tenues aus lautphysiologisch leicht zu erklärender, energischerer Artikulation des Verschlußlautes u. dgl. m.

Vermochten wir nun das Gebiet der indogerm. Ursprache nicht in einzelne Dialektgruppen zu zerlegen, so müssen wir dennoch anerkennen, daß bestimmte indogerm. Einzelsprachen sich im Lautstand, Wortschatz und flexivischen Eigentümlichkeiten näher stehen. Die wichtigste und einzig über jeden Zweifel erhabene engere Gruppe ist die der arischen Sprachen (Altindisch, Altpersisch, Avestisch, Nordarisch usw.).

Wie bereits oben (S. 427) erwähnt, hat die arische Gruppe als gemeinsames Charakteristikum den Ersatz der ursprachlichen Vokaldreiheit *a, e, o* durch einheitliches *a,* des ursprachlichen *ə* (Schwa indogermanicum) durch *i* (gegenüber einem *a*

aller anderen idg. Sprachen), sowie zahlreiche andere Fälle gleichartigen Lautwandels; ferner viele übereinstimmende Flexionsschemata[1]) und endlich die genaueste Entsprechung im Wortschatz. Wo z. B. alle andern idg. Sprachen den Wortstamm **k̑erd-* für „Herz" verwenden, hat die arische Gruppe den Stamm **g̑herd-* (s. S. 102), für das Pronomen pers. der 1. Person haben alle idg. Sprachen das Wort **eg̑ō* (griech. *ἐγώ*, lat. *ego*), die arische Gruppe die Form **ȇghem* (altind. *ahám*, av. *azəm*, altpers. *adam*) u. dgl. m. Andererseits finden sich gewisse Übereinstimmungen im Vokabular des Iranischen und Baltisch-Slavischen, an denen das Indische nicht teil nimmt; z. B. av. *speñtō* : altbulg. *svętъ*, lit. *szveñtas* „heilig"; altpers. *baga-*, av. *baγa-*, altbulg. *bogъ* „Gott" (im Baltischen fehlt das Wort, hier ist das ältere *dēvas* erhalten); doch liegt die Möglichkeit vor, daß diese Wörter von den iranisierten Skythen zu den Slaven gewandert sind wie altbulg. *sъto* „hundert" (s. Abschnitt XV, S. 347).

Den untrüglichsten Beweis aber für die uralte Zusammengehörigkeit der Sprachen und Völker der arischen Gruppe haben wir in dem gemeinsamen Wort, womit sie sich im Gegensatz zu den Ureinwohnern der von ihnen besetzten Länder bezeichnen: altind. *āryas, āriyas*, av. *airya-*, altpers. *ariya-* (*Dārayavāuš ariyaciþra* „Darius aus arischem Stamme") „arisch". Die Griechen kennen den Namen als *Ἄριοι*, die Armenier als *Arikh* und Hugo Winckler hat ihn in den *Ḫarri* der Boghazköi-Urkunden wiederfinden wollen (s. Abschnitt IV, S. 67). Noch heute lebt er in dem Ländernamen *Iran* aus mittelpers. *ērān* = altpers. gen. Plur. **airyānām* „(Land) der Arier" fort[2]). Eine sichere Etymologie des Namens ist

[1]) Die früher als solche genannte Perfektendung altind. *-ur*, gāthā-av. *-arə*, *-arəs* ist jetzt freilich auch aus dem Tocharischen nachgewiesen: vgl. toch. B *weñāre* „sie haben gesagt", das sich mit lat. *fecēre* „sie haben getan" deckt. Siehe S. Lévi et A. Meillet, Remarques sur les formes grammaticales de quelques textes en Tokharien B. Mémoires de la Société de Linguistique, Band 18, p. 2.

[2]) Auch in skythischen Eigennamen wie *Ἀρια-πείθης*, *Ἀριο-φάρνης* usw., die natürlich iranischer Herkunft sind. Dagegen ist gall. *Ario-manus*, gall.-germ. *Ario-vistus* fern zu halten, da **ario-* identisch mit altir. *aire* „primus" ist und (mit regulärem Abfall des anlautenden *p*) zu griech. *περί*, lat. *primus* usw. gehört.

nicht bekannt; will man altind. *áryas* „geneigt, treu" damit verbinden, so mag man es tun, eine Notwendigkeit besteht aber nicht[1]). Das Vorhandensein des gemeinsamen Volksnamens genügt uns, um die engen vorgeschichtlichen Beziehungen der Völker und Sprachen der arischen Gruppe als erwiesen anzusehen. Einzelne dialektische Verschiedenheiten waren trotz alledem schon in vorhistorischer Zeit vorhanden, wie das ohnehin zu erwarten ist; aber erst im Laufe ihrer getrennten Entwicklung in geschichtlicher Zeit haben die Sprachen sich weiter voneinander entfernt, als der Schwerpunkt der indischen Entwicklung von den Grenzen ins Innere des Landes verlegt wurde und die der Perser sich an die Kultur des überwundenen babylonischen Reiches anschloß und das Iranische damit zu einer Reichssprache wurde.

Mit der arischen Sprachgruppe in Asien kann man nur noch die baltisch-slavische in Europa in bezug auf Einheitlichkeit vergleichen. Indes ist sowohl der Ausgangspunkt wie das Endresultat der Entwicklung bei beiden Sprachgruppen wesentlich verschieden. Während wir bei der ersteren eine nach der indogerm. Zeit anzusetzende Periode gemeinsamer Entwicklung erwiesen haben, sind bei dieser eher parallele Wirkungen gleicher Ursachen anzunehmen. Die dauernde, vermutlich in die Urzeit zurückgehende und bis heute bestehende Nachbarschaft der baltischen und slavischen Mundarten stellt sie in eine Reihe mit den arischen Sprachen; während diese aber im Verlauf ihrer Geschichte schon früh in den Strom der Kultur hineingerissen wurden, auf die Weltbühne traten und damit in ein Stadium schnellster Entwicklung gerieten, konnten jene bis in die neueste Zeit — die litauisch-lettische Gruppe noch heute — fern von den Straßen

---

[1]) Man müßte sogar ganz von dieser beliebten Zusammenstellung abgehen, wenn die Annahme von A. Cuny, Revue des Études anciennes, Bd. 14, S. 53f., der in dem Namen der *Ḫarri* und dem elamitischen *ḫar-ri-ya* (= altpers. *ariya*) die ursprünglichere Form mit anlautendem *ḫ* sieht, richtig wäre. Dann wäre der Ariername nichtindogerm. Ursprungs, gleichwie der Name *Germani* aus gallischem Munde stammt und nach Tacitus, Germania, Kap. 2 ursprünglich nur dem Stamme der Tungrer zukam.

des Weltverkehrs mit der primitiven Kultur ihrer Träger ihre alte Eigenart bewahren. Manche ihrer Sprachgebilde stimmen mit den erschlossenen indogerm. Grundformen genau überein: lit. *gývas* „lebend“, *ẽsti* „ist“, russ. *pekú* „koche“, *sěmená* „Saaten“, *nová* „Neuigkeit“ usw. Einzig unter allen indogerm. Sprachen hat die baltisch-slavische Gruppe den indogerm. Wortakzent häufig an der ursprünglichen Stelle und (im Litauischen) in seiner alten Gestalt (als musikalischen Akzent, s. Abschnitt III, S. 50 ff.) erhalten. Der Wortschatz ist zum größten Teil in beiden Sprachgruppen identisch und auch die Entlehnungen aus fremden Sprachen (vornehmlich dem Germanischen) sind zumeist dieselben. Nennenswerte Neuerungen hat weder die slavische noch die baltische Gruppe eingeführt; sie sind die konservativsten aller indogerm. Sprachen. Das schließt aber nicht aus, daß sie in vielen Einzelheiten doch ihre getrennten Wege gehen: in der Bildung des Präteritums beim Zeitwort und einzelner Verbalstämme, in der Bewahrung (im Baltischen) oder dem Abfall (im Slavischen) des auslautenden indogerm. *s* des Nominativ Singularis der Maskulina usw. Mag also auch eine Periode gemeinsamer Entwicklung in der Urzeit vorhanden gewesen sein, so sind doch die hauptsächlichsten Ähnlichkeiten auf eine Konvergenz in den späteren Entwicklungsstadien zurückzuführen, die auf den gleichartigen Vorbedingungen und dem übereinstimmenden Gang der Kultur beruht[1]).

Eine bisher stets als zusammengehörig angesehene Gruppe bildete das Italische und Keltische. Gewisse Übereinstimmungen lassen sich nicht in Abrede stellen: die Genitivendung *ī* der maskulinen *o*-Stämme (lat. *viri* = altind. *fir* zu einem Nom. *fer* oder *maqi* „des Sohnes“ der Ogam-Inschrift), die Assimilation von anlautendem indogerm. *p* an k^w im Wortinnern (lat. *quinque*, altir. *cōic* : altind. *páñca*, lit. *penkì* „fünf“) und besonders die Ver-

[1]) Die obigen Ausführungen geben im wesentlichen die Ansicht von A. Meillet in Les dialectes indoeuropéens, S. 40 ff. wieder, die er aufs neue in einer Anzeige des gegen seine Auffassung polemisierenden Werkes von J. Enderlin, Slavjano-baltiĭskie etjudy, Charkow 1911 in dem Rocznik slawistyczny, Bd. 5, S. 153 ff. vertritt.

wendung der Endung *r* in den medial-passiven Verbalformen (lat. *loquor* = altir. *labrur* „spreche"). Jetzt ist diese Endung, die übrigens auch in dem passivischen arm. *beriwr* „er wurde getragen" vorzuliegen scheint, im Tocharischen in gleicher Verwendung zu Tage getreten; so findet sich toch. B *cmetar* und *tatmastar* „entsteht" wie lat. *nascitur* oder altir. *gainithir*. Der Gebrauch der deponentialen Endung *r* ist also keine übereinstimmende Neuerung der italo-keltischen Gruppe, wie man bisher annahm[1]).

So schrumpfen alle näheren verwandtschaftlichen Beziehungen zwischen einzelnen indogerm. Sprachen (abgesehen von der arischen Gruppe) auf zufällige Übereinstimmungen zusammen, die sich aus bereits in der Ursprache vorhandenen Anlagen ergeben. Wir können nicht wissen, warum sie auf diesem Gebiete zur Ausbildung gelangten und auf jenem verkümmerten, so wenig, wie wir die entsprechenden Erscheinungen im Leben moderner Sprachen bis auf ihre letzten Ursachen verfolgen können. Hier sind uns unfaßbare Faktoren, die Sprachtriebe der einander ablösenden Altersklassen im Spiele, die sich selbst unter unsern Augen jeder Kontrolle entziehen. Wie will man eine solche daher für eine ferne, uns nur unvollkommen bekannte Vorzeit erreichen?

Warum ist z. B. das idg. Augment im Arischen, Armenischen und Griechischen erhalten, sonst aber untergegangen? Sein Gebrauch war bereits in der Ursprache offenbar nur fakultativ, da die Zeitstufe der Vergangenheit auch durch die vom Präsens abweichenden Verbalendungen charakterisiert war. Der Gebrauch des Augments d. h. der Partikel *e* in altind. *á-bharāt*, griech. *ἔ-φερε*, arm. *e-ber* „er trug" regelte sich in der Ursprache wie noch in den Veden, bei Homer und im Armenischen nach Gründen der Satzkonstruktion, d. h. die Länge oder Kürze des Zeitwortes war dafür maßgebend. Erst im späteren Leben der genannten Sprachen wurde es ein unent-

---

[1]) S. Lévi et A. Meillet, Remarques sur les formes grammaticales de quelques textes en Tokharien B. Mémoires de la Société de Linguistique, Bd. 18, S. 10ff.

behrlicher Bestandteil des Imperfekts. Ebenso scheint die Reduplikation im Perfekt (s. Abschnitt III, S. 58) in der Ursprache angewendet oder weggelassen worden zu sein, ohne daß wir den Gründen oder der Verteilung dieser Erscheinung nachspüren könnten[1]). Weshalb fehlt die Reduplikation im Armenischen und Baltisch-Slavischen vollständig? Oder weshalb wendet das spätere Indische und Griechische sie regelmäßig im Perfekt an, während sie in der indogerm. Ursprache noch fehlen konnte? Das Tocharische kennt die Reduplikation trotz seiner fortgeschrittenen Entwicklung in zahlreichen Partizipialformen (B *tetriwos* „zerrieben habend", *tetriwu* „zerrieben", *pepakšu* „gekocht", A *kaklyu* „gehört" usw.), während das Baltisch-Slavische, das von dem ganzen idg. Perfektsystem nur die Partizipialformen erhalten hat, sie gänzlich fallen ließ (lit. *mìręs*, fem. *mìrusi*, altind. *mamṛvā́n, mamrúši* „gestorben": altbulg. *nesъ*, fem. *nesъši* „getragen"). Vielleicht lagen auch bei der Anwendung oder Weglassung der Reduplikation schon ursprachliche dialektische Verschiedenheiten vor, ohne daß wir noch in der Lage wären, sie genauer zu umgrenzen.

Das Resultat, zu dem wir bei der Verteilung der Perfektreduplikation über das indogerm. Sprachgebiet gelangt sind, ist das gleiche, das sich uns bei den vorhergehenden Untersuchungen ergeben hat: wir dürfen aus der historischen Zeit eine Anzahl dialektischer Erscheinungen infolge der Übereinstimmung mehrerer Sprachen in die indogerm. Urzeit zurückversetzen, aber ein Nachweis, wie diese Einzelerscheinungen zur Einteilung der Dialekte der Grundsprache zu verwerten sind, läßt sich nicht erbringen. Die verschiedenen „Isoglotten", die man aufstellen kann, durchkreuzen sich nach allen Richtungen, es gibt nicht zwei, die sich vollkommen deckten. Wir können also zum Schluß der vorangegangenen Betrachtungen nur das allgemeine Urteil abgeben: dialektische Verschiedenheiten bestanden offenbar in der Ursprache; es ist aber mit unseren unvollkommenen Mitteln nicht möglich, sie

---

[1]) K. Brugmann, Kurze vergleichende Grammatik, S. 544 und Verf., Beiträge zur Geschichte der deutschen Sprache und Literatur, Bd. 32, S. 460ff.

zu umgrenzen oder die späteren indogerm. Sprachen als Einzeldialekte in die Ursprache zurückzuverlegen. Nur die arische Gruppe hebt sich schärfer von allen übrigen indogerm. Sprachen ab und wird daher auch in der Ursprache schon als solche vorhanden gewesen sein.

Mit dieser Tatsache verurteilen wir alle Bemühungen der Prähistoriker G. Kossinna, G. Wilke und anderer, die immer wieder versuchen, die Vorfahren der späteren indogermanischen Völker in bestimmten Gegenden Europas zu lokalisieren und sie mit angeblichen keramischen Kulturkreisen zu identifizieren. So hat der erstgenannte Forscher neuerdings die Nord-Illyrier (Veneter) in den geschichtlichen Pannoniern in Westungarn wiederfinden wollen; er läßt sie zum Teil noch über die Donau nordwärts bis nach Ostdeutschland reichen, wo er noch vor kurzem seine „Karpodaken" wohnen ließ. Das Kennzeichen für die Ausdehnung der Illyrier, die als Südillyrier auf der Balkanhalbinsel wohnen, ist ihm in der Hauptsache die Verbreitung der sog. Buckelkeramik (d. h. der mit Buckeln verzierten Töpfe), die in Ostdeutschland als „Lausitzer Kultur" in der mittleren Bronzezeit auftritt[1]). Diese Illyrier haben nach A. Schliz „südindogermanischen" Schädelbau (!), woraus Kossinna schließt, daß die alte südindogermanische Bevölkerung wieder rassemäßig emporgekommen sei; die Archäologie zeige mit ihren Kulturen nur die Herrenvölker (d. h. im vorliegenden Fall die Illyrier) und ihre Sprachen (!) an[2]). Die letzte Behauptung Kossinnas ist wohl das Wirrste, was sich ein Forscher leisten kann; man bedenke: aus den Töpfen und Geräten oder Waffen will er auf die Sprache eines Volkes in prähistorischer Zeit, zu der es überhaupt noch nicht bezeugt ist, einen Schluß ziehen. Die nach Ostdeutschland verpflanzten Nordillyrier oder Veneter sollen den Germanen den Namen der „Wenden" geliefert haben, womit sie zweitausend Jahre später ihre da-

[1]) Gustaf Kossinna, Zur älteren Bronzezeit Mitteleuropas im Mannus, Bd. 3, S. 316ff., Bd. 4, S. 173ff. und 271ff. (Seite 184 werden die Karpodaken ad acta gelegt.)

[2]) Mannus, Bd. 4, S. 177.

maligen Nachbarn, die Slaven, bezeichneten. Ebenso willkürlich werden die Südindogermanen d. h. die Slaven, Arier und Thraker von G. Kossinna oder G. Wilke mit dem Kulturkreis der bemalten Keramik in Südosteuropa identifiziert, obwohl wir keinen Beweis für einen Aufenthalt der Arier in Europa in historischer Zeit besitzen, abgesehen von den Wanderungen der Skythen, die aber aus Asien kamen.

Wollten wir mit den Mitteln der Vorgeschichte die Wanderzüge und die Ursitze der verschiedenen indogerm. Stämme erforschen, so müßten wir zunächst ihr Kulturinventar aus der ältesten Zeit feststellen, als sie in ihre historischen Sitze eingezogen waren, und dieses in Funden bis zu der Gegend zurückverfolgen, von wo der Wanderzug ausgegangen ist. Doch von einem solchen Unternehmen sind wir noch weit entfernt. Wenn wir auch in Griechenland einige Anhaltspunkte für die Kultur der urgriechischen Stämme in dem Auftreten geritzter, linearverzierter Keramik und mitteleuropäischer Formen aus neolithischer Zeit in den Akropolen von Dimini und Sesklo in Thessalien, in den makedonischen Grabhügeln bei Hagio Elia und Plataniki[1]), in Orchomenos in Böotien und im Dipylonfriedhof bei Athen zu finden glauben, oder wenn in mykenischen Funden bereits Griffzungenschwerter des mitteleuropäischen Typus auftreten (s. Abbildung 23 auf S. 216), so haben wir in Italien dagegen nicht den mindesten Anhaltspunkt für das erste Auftreten der italischen Stämme. Man hat ihnen die Terramarenkultur der Poebene zuschreiben wollen, die in die Bronzezeit zu setzen ist[2]). Aber für diese Annahme läßt sich kein Beweis erbringen; sie kann ebensogut etruskisch sein oder einem uns ganz unbekannten Volk angehören. Eine sichere Identifikation mit einem historischen Volk ist für die Bewohner der Terramaren unmöglich[3]).

---

[1]) Hubert Schmidt, Die Keramik der makedonischen Tumuli. Zeitschrift für Ethnologie, Bd. 37, S. 105ff. Chr. Tsuntas, *Αἱ προιστορικαὶ ἀκροπόλεις Διμηνίου καὶ Σεσκλοῦ.* Athen 1908.

[2]) W. Helwig, Die Italiker in der Poebene, 1879.

[3]) R. v. Scala, Bevölkerungsprobleme Altitaliens. Mitteilungen der Anthropologischen Gesellschaft in Wien, Bd. 42, S. 49ff.

Noch in weit späterer Zeit, wo uns durch die Nachrichten der klassischen Schriftsteller die Wohnsitze und Namen von Völkern Mittel- und Nordeuropas bekannt sind, ist es sehr schwer, ihnen mit Sicherheit einen bestimmten Formenkreis zuzuschreiben. Einer der besten Kenner der indogermanischen Sprachwissenschaft und zugleich ein anerkannter Prähistoriker, A. Bezzenberger, äußert sich über die Identifizierung von Grabfunden aus vorgeschichtlicher Zeit und historischen Völkern in Nordeuropa höchst skeptisch[1]. „So gut wir die gotische Sprache kennen, so leidlich die gotische Geschichte, so wenig kennen wir gotische Kunst und Altertümer. Noch gibt es keinen einzigen zweifellos gotischen Grabfund, nicht im Norden, nicht im Süden, und wenn wir ehrlich sein wollen, kennen wir auch noch nicht einen spezifisch germanischen Formenkreis. Wenigstens kann man damit nicht ethnologisch rechnen, denn fortwährend verschieben sich durch neue Ausgrabungen seine Grenzen und zwar in einer Weise, daß er sich vorläufig nur als Dogma halten läßt.“

Es ist uns ganz unmöglich, die Wanderungen der germanischen Stämme in historischer Zeit, über die wir doch gut unterrichtet sind, der Westgoten oder Ostgoten, der Langobarden, der Burgunden usw. archäologisch zu verfolgen. Wie will man bei dieser Sachlage die Wohnsitze von nur in historischer Zeit beglaubigten Völkern auf Grund vager Hypothesen aus dem Kulturinventar vorgeschichtlicher Formenkreise für jene ferne Zeit ermitteln?

Es kommt noch eins hinzu: wir können nicht mit Sicherheit behaupten, daß historische Völker, wie die Griechen, Thraker, Italiker, Kelten usw. oder einzelne Stämme, die bei den Prähistorikern eine Rolle spielen, wie die germanischen Semnonen, die West- und Ostgermanen überhaupt schon in vorgeschichtlicher Zeit vorhanden waren. Wenn wir z. B. in der Zeit um Christi Geburt den germanischen Stämmen der Cherusker, Chauken, Usipeter, Tencterer, Ubier usw. in Nordwestdeutschland und am Rhein begegnen, und 400 Jahre später

[1]) Zeitschrift für deutsche Wortforschung, Bd. 12, S. 93.

von ihnen keine Rede mehr ist, sondern die Sammelnamen der Franken und Sachsen in diesen Gegenden auftauchen, so sind in der Zwischenzeit offenbar die einzelnen Stämme zu größeren Gebilden verschmolzen, es haben sich neue Verbände an Stelle der untergegangenen aufgetan. Oft ist ihre Herkunft ganz dunkel. Aus welchen alten Stämmen sind die Alemannen und Bayern zusammengeschweißt? Aus welchen Gegenden Germaniens sind sie in ihre historischen Wohnsitze eingewandert? Wir können auf diese Fragen vorerst keine sicheren Antworten geben.

Hält man sich die Geschehnisse dieser verhältnismäßig jungen Zeiten vor Augen, so wird man leicht einsehen, daß es nicht statthaft ist, Völker oder Stammesverbände, die uns aus irgendeiner geschichtlichen Epoche überliefert sind, ohne weiteres in die Vergangenheit zurückzuverlegen. Wie zu allen Perioden, so haben sich auch ohne Zweifel in prähistorischer Zeit die politischen Verbände in einem Lande oder einer Gegend öfter abgelöst, indem ältere zerfielen oder zusammenschmolzen, so daß innerhalb weniger Jahrhunderte ganz verschiedene Verhältnisse herrschen konnten. Man denke an ein Land wie Gallien. Als die Römer zuerst den Fuß dahin setzten, zerfiel es in eine Anzahl Landschaften, die nur in sehr lockerer Fühlung miteinander standen. Noch im letzten vorchristlichen Jahrhundert ward es von den Römern erobert und zu einem politisch und sprachlich geeinten Lande gemacht. Der Zustand politischer Einheit hielt etwa vier Jahrhunderte vor. Es folgte eine Zeit der Zersplitterung, wo verschiedene germanische Stämme (Franken, Burgunder, Westgoten) als Herrschervölker auf gallischem Boden auftraten. Wiederum 400 Jahre später war das Land unter Karl dem Großen zu einer neuen politischen Einheit zusammengefaßt, die freilich nicht sehr lange bestand. Im Mittelalter ist Frankreich in viele Staaten zerfallen, die erst zu Beginn der Neuzeit zu dem Einheitsstaate zusammenwuchsen, den wir heute an unserer Westgrenze vorfinden. Ähnliche Schicksale haben fast alle Länder Europas (und natürlich auch anderer Erdteile) in geschichtlicher Zeit durchgemacht. In vorgeschichtlichen Epochen

ist es sicher nicht anders gewesen. Deshalb ist es unmöglich, aus den Zuständen späterer Zeiten Schlüsse zu ziehen und Verbände aus jüngeren Perioden in ältere Zeiten und gar in andere Gegenden zu verlegen, wenn uns die geschichtlichen Beweise dafür fehlen.

Man sieht demnach, mit welchen Schwierigkeiten die Lösung der Frage nach der Abzweigung der indogerm. Einzelvölker und ihrer Lagerung innerhalb des Stammvolkes zu kämpfen hat. Sprachliche Kriterien, die uns die Möglichkeit der Aufhellung ihres gegenseitigen Verhältnisses böten, besitzen wir nicht, da die ermittelten „Isoglotten" sich nach den verschiedensten Richtungen kreuzen. Wir können der Frage vorläufig also nur mit theoretischen Erwägungen gegenübertreten. Diese Erkenntnis ist aber nicht allgemein durchgedrungen und war in älterer Zeit überhaupt nicht vertreten. Daher wurden und werden besonders von einigen Prähistorikern immer noch Versuche gemacht, die späteren indogerm. Einzelvölker in die Urzeit zurückzuverfolgen und eine Einteilung des Stammvolkes nach diesen Gesichtspunkten vorzunehmen.

Der erste Gelehrte, der die Art der Abzweigung der Einzelvölker von dem Urvolk festzustellen versuchte, war August Schleicher. Seine Ansicht, die einheitliche Grundsprache habe sich zunächst in eine nördliche und eine südliche Gruppe gespalten, wird heute noch von gewissen Prähistorikern (z. B. Gustaf Kossinna)[1]) festgehalten. Durch progressive Spaltung aus diesen beiden Gruppen ergeben sich die in historischer Zeit bekannten Einzelsprachen. Diese sog. Stammbaumtheorie wirkte bestechend durch ihre Einfachheit und Übersichtlichkeit und fand daher zunächst allgemeinen Beifall. Heute wissen wir, daß die Ausbreitung einer Sprache nicht auf so schematische Weise erfolgt, sondern das Ergebnis zahlreicher Einzelfaktoren ist, die sich gegenseitig ergänzen und durchkreuzen, widersprechen und aufheben, verstärken und abschwächen usw. Die verschiedensten Ursachen können

---

[1]) Vgl. den Aufsatz „Nordindogermanen und Südindogermanen" im Mannus, Bd. 1, S. 226 ff.

eine sprachliche Expansion bewirken: Auswanderung ganzer Volksteile und planmäßige Kolonisation durch Aussendung bestimmter Jahrgänge (*ver sacrum* bei den Römern und dementsprechend die Jungmannschaft bei den Germanen), kriegerische Eroberung und kulturelle Durchdringung, Vernichtung der Urbewohner und Vermischung mit ihnen und dergleichen mehr. In der Stammbaumtheorie August **Schleichers** steckt wohl ein richtiger Kern, aber es ist wissenschaftlich unhaltbar, die Ausbreitung einer Sprache nur durch die fortschreitende Spaltung eines Stammvolkes erklären zu wollen [1]).

Abb. 34.
Stammbaum der indogerm. Sprachen nach Aug. Schleicher, Die deutsche Sprache, 5. Aufl., S. 82.

Aus diesem Grunde hat im Jahre 1872 **Johannes Schmidt** die sog. Wellentheorie aufgestellt [2]), die an die Stelle scharfer Grenzlinien zwischen den einzelnen Sprachen allmähliche Übergänge setzt. Die Neuerungen, die zur Spaltung der ursprünglich einheitlichen Ursprache führten, traten an verschiedenen Stellen ihres Gebietes auf und verbreiteten sich von ihrem Herde aus in Wellenlinien über mehr oder weniger ausgedehnte Räume. Durch eine Kette „kontinuierlicher Varietäten“ war das ganze indogerm. Sprachgebiet ursprüng-

[1]) In dem abgebildeten Stammbaum der idg. Sprachen von A. Schleicher fehlt das ihm bekannte Armenische; eine andere idg. Sprache, das Albanesische, scheint durch das obige Schema in eine nicht beweisbare nähere Beziehung zum Griechischen zu rücken u. dgl. m.

[2]) Die Verwandtschaftsverhältnisse der indogerm. Sprachen, 1872.

lich verbunden. Das Aussterben gewisser „vermittelnder Varietäten“ rief später die scharfen Sprachgrenzen hervor, die wir in historischer Zeit vorfinden.

„Wenn wir nun die Verwandtschaftsverhältnisse der indogerm. Sprachen in einem Bilde darstellen, welches die Entstehung ihrer Verschiedenheiten veranschaulicht, so werden wir die Idee des Stammbaums gänzlich aufgeben. Ich möchte an seine Stelle die Welle setzen, welche sich in konzentrischen,

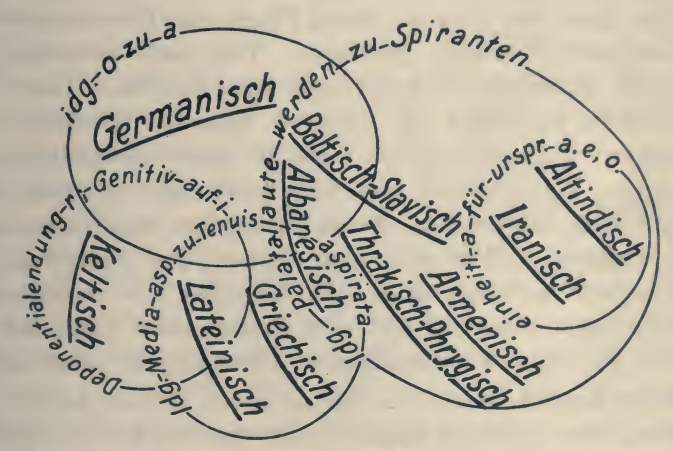


Abb. 85. **Skizze zu Joh. Schmidts „Wellentheorie“ von der Verwandtschaft der idg. Einzelsprachen.**

mit der Entfernung vom Mittelpunkt immer schwächer werdenden Ringen ausbreitet[1]).“

So bestechend die Theorie von den Wellenlinien zu ihrer Zeit war und so sehr sie auch durch die Verhältnisse bei modernen Sprachen, wo wir in den einzelnen Dialekten die ihr entsprechende Verbreitung lautlicher Erscheinungen beobachten können, gestützt wird, so wenig vermögen wir sie noch heute für die Ausbreitung der indogerm. Sprachen zu verwerten. Gegen sie spricht z. B. die scharfe Kluft zwischen dem Germanischen und Baltisch-Slavischen, die in älterer Zeit

[1]) A. a. O. S. 27.

keinerlei Berührungen miteinander gehabt haben und keine übereinstimmenden Lautveränderungen — abgesehen vom Wandel des idg. *o* zu *a* im Baltischen und Germanischen — aufzuweisen haben. Hier kann auch kein Zwischenglied in vorgeschichtlicher Zeit ausgefallen sein. Das Germanische ist im Verhältnis seiner Laute zu den indogermanischen überhaupt ganz isoliert (Lautverschiebung!) und berührt sich hierin auch kaum mit dem Keltischen, mit dem es im Wortschatz doch die meisten Übereinstimmungen zeigt.

Vor allem hat aber in dieser Frage das Tocharische eine entscheidende Wendung gebracht. Wie und wo sollen wir es in Joh. Schmidts Wellenkreisen unterbringen? Nach den sprachlichen Tatsachen am ehesten zwischen Griechen und Armeniern; doch das stimmt nicht zu seiner geographischen Lagerung. Wir müßten also annehmen, daß es später eine Verschiebung erlitten hat, die es aus seinem alten Zusammenhang herausriß. Wie soll man ferner das Auftreten der deponentialen Endung *r* (s. S. 455), die sonst nur im Italischen und Keltischen belegt ist und dem Griechischen fehlt, mit der Theorie von den kontinuierlichen Übergängen vereinbaren?

Aber noch A. Meillet hält an dieser Theorie fest[1]). Die Trennung der einzelnen Sprachen erfolgte nach ihm zweifelsohne nicht in einem plötzlichen Riß, sondern nach und nach; Kolonisten und Eroberer haben neue Gebiete besetzt und ihnen ihre Sprache aufgezwungen[2]). Doch fand dabei keine Verschiebung der gegenseitigen Lagerung der Sprachen statt; wir haben vielmehr eine Ausstrahlung von dem ursprünglichen Gebiet aus anzunehmen. Freilich können wir nicht wissen, ob die Sprachen, die heute z. B. im Osten verbreitet sind,

---

[1]) A. Meillet, Les dialectes indoeuropéens, S. 134f.

[2]) Wie z. B. die Ausbreitung der indischen Kultur über Vorder- und Hinterindien vor sich ging, lernen wir aus der etwa 300 v. Chr. von dem Kanzler Kauṭilya veröffentlichten Staatsurkunde, dem sog. Kauṭilīya, in der von der Aussendung von Kolonisten nach Hinterindien im 4. und 5. Jahrhundert die Rede ist. Siehe H. Jacobi, Sitzungsberichte der Berliner Akademie der Wissenschaften, Phil.-hist. Klasse 1911, S. 960 und Internationale Wochenschrift, Bd. 5 (1911), S. 385ff.: Die Ausbreitung der indischen Kultur.

auch in der Ursprache diese Stellung einnahmen; aber Mundarten, die damals in Berührung waren, seien es auch als spätere Sprachen geblieben.

Wir hörten schon, daß diese Ansicht wegen des Tocharischen nicht mehr bestehen kann. Wenn A. Meillet die Ausbreitung der indogerm. Sprachen mit derjenigen der slavischen Gruppe vergleichen wollte, so wird man jetzt vielleicht richtiger die germanische Gruppe an ihre Stelle setzen, bei der z. B. das Gotische sich weit von seinen ursprünglich nächstverwandten Mundarten (den skandinavischen) entfernt hat und deshalb im Wortschatz mehr zur westgermanischen Gruppe neigt, obwohl es den alten Zusammenhang mit der nordgerm. Gruppe in den Lauten und manchen Flexionsformen nicht aufgegeben hat. Wie das gotische Volk seine Sprache dann nach Südrußland — wo sie sich als Krimgotisch bis ins 17. Jahrhundert, also länger als das Tocharische in Asien hielt —, nach Italien, Südfrankreich und Spanien trug, ist aus der Geschichte bekannt.

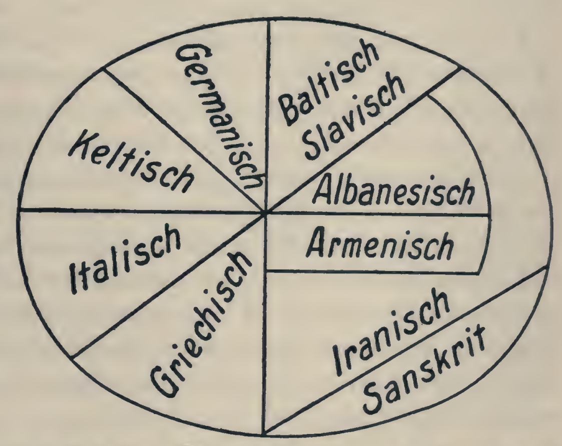


Abb. 36. Verteilung der Dialekte in der indogerm. Grundsprache. Nach A. Meillet, Les Dialectes indoeuropéens, p. 134.

So mögen auch in der indogerm. Vorzeit die einzelnen Mundarten der Ursprache durcheinander geschüttelt worden und manches Mittelglied im Laufe der Zeit untergegangen sein, ehe sich die späteren Sprachen konsolidierten. Das erklärt z. B. die auffallenden Übereinstimmungen im Wortschatz zwischen Sprachen, die in historischer Zeit keinen Zusammenhang haben und in der lautlichen Entwicklung keine

Berührungspunkte zeigen, wie das Germanische und Lateinische[1]) oder das Keltische und Slavische[2]) usw. Einige Beispiele dafür: nur aus den beiden erstgenannten Sprachen liegt ein Zeitwort altlat. *douco*, lat. *dūco*, got. *tiuhan* „ziehen" vor, von dem ein Wort für den Heerführer: lat. *dux*, altengl. *here-toga*, ahd. *heri-zogo* „Herzog" gebildet wurde. Auffällig ist neben vielen Wortübereinstimmungen (lat. *commūnis* : got. *gamains* „gemeinsam" und zahlreichen andern) die einzig aus diesen beiden Sprachgruppen bekannte Verwendung bestimmter Wortbildungselemente (got. *ataþni* „Jahr wie lat. *biennium* „Zeitraum von 2 Jahren"; got. *gamaindūþs* „Gemeinschaft" wie lat. *virtus* „Tüchtigkeit"). Wir werden weiter unten sehen, daß das Germanische nicht die direkte Fortsetzung einer indogerm. Mundart ist, sondern eine von den Urbewohnern Nordeuropas in verhältnismäßig später Zeit von einem benachbarten indogerm. Stamm, vermutlich keltischer Nationalität, übernommene Sprache darstellt. Dieses Zwischenglied zwischen Lateinisch und Germanisch, eine festländische gallische Mundart, ist, ohne literarische Denkmäler zu hinterlassen, ausgestorben; die Ähnlichkeiten zwischen Germanisch und Lateinisch treten also jetzt unvermittelt hervor. Aber das Lateinische besitzt ganz gleichartige Berührungen mit dem Griechischen, ja selbst mit dem Indischen (z. B. lat. *ensis* : altind. *asíš* „Schwert"), ebenso wie das Germanische sie aufweist (got. *haírus* „Schwert": altind. *sáruš* „Geschoß"). Nur das Indische und Keltische bewahren die uralten idg. femininen Formen der Zahlwörter drei und vier (s. Abschnitt XIII, S. 270).

Bei dieser Sachlage werden wir zur Annahme gedrängt, daß nicht alle Übereinstimmungen zwischen den indogerm. Einzelsprachen auf räumlicher Berührung in der Urzeit beruhen,

---

[1]) H. Hirt, Die Stellung des Germanischen im Kreise der verwandten Sprachen. Zeitschrift für deutsche Philologie, Bd. 29, S. 289 ff. F. Kluge, Die sprachliche Stellung der Germanen. Internationale Wochenschrift, Bd. 5 (1911), S. 721 ff.

[2]) Beispiele für diese beiden Sprachen, vielfach allerdings von zweifelhaftem Wert, bietet Al. Schachmatov, Zu den ältesten slavisch-keltischen Beziehungen. Archiv für slavische Philologie, Bd. 33, S. 85 ff.

sondern zum nicht geringen Teil erklären sie sich durch den Umstand, daß eben nur zwei Sprachen gerade diese ursprachlichen Eigentümlichkeiten in den Lauten, Flexionsformen oder dem Wortschatz bewahrt haben, während sie bei allen andern Sprachen aus unbekannten, uns überhaupt unkontrollierbaren Gründen verloren gingen.

Wir müssen uns hüten, die Ausbreitung der indogerm. Sprachen über ihr späteres Gebiet allzu schematisch erklären und alle ihre Besonderheiten auf die indogerm. Urzeit zurückführen zu wollen. Der Einfluß der vorindogerm. Sprachen auf die Herausbildung der späteren indogerm. Einzelsprachen darf nicht unterschätzt werden, wie das so oft geschieht. Zweifelsohne haben die letzteren neben dem Erbgut aus alter Zeit ihr eigenartiges Gepräge erst durch die rassenhafte und sprachliche Mischung mit den Autochthonen der neu besetzten Länder bekommen. Wenn auch in ältester Zeit der indogerm. Typus infolge der nur langsam fortschreitenden Kultur oder des noch merklichen Einflusses des eingewanderten Elements einigermaßen erhalten blieb, so hat doch bereits jede Sprache zu Beginn ihrer Überlieferung ihr eigenartiges Aussehen in den Lauten, dem Satzton, dem Wortschatz und den grammatischen Formen. So kommt es, daß heute dem wissenschaftlich geschulten Auge wohl die Übereinstimmungen auffallen; die alte Zeit indes sah nur das Abweichende, das Barbarische, wie die Griechen zu sagen pflegten. Niemals dämmerte den klassischen Völkern auch nur ein Schimmer der Erkenntnis, daß ihre Sprachen mit denen der östlichen und nördlichen Barbaren, der Perser, Thraker, Kelten und Germanen so eng verwandt seien. Selbst der so naheliegende Vergleich zwischen Griechisch und Lateinisch wurde nicht angestellt. Und doch mußten noch zur Zeit von Christi Geburt das Keltische wie das Germanische ziemlich rein indogerm. Formen (abgesehen von der Lautverschiebung beim letzteren Sprachzweig) bewahrt haben: gall. *-gnatos, -gnata* „geboren" wie altlat. *gnātos*, klass.-lat. *nātus*; gall. *argento-* „Silber" = lat. *argentum*; gall. *gaisos, gaison* „Speer" = griech. χαῖος „Hirtenstab" oder germ. (in Runeninschriften) *-gastiR* = lat. *hostis;*

finn. Lehnwort aus dem Germanischen *kuningas* „König", wepsisches Lehnwort *lambas* „Lamm" : griech. ἔλαφος „Hirsch" usw.

Denn mit der Ausbreitung über weitere Räume als die bisherigen ist für eine Sprache nicht notwendig auch eine Veränderung ihrer Lautformen, ihres Sprachschatzes und der Zerfall ihres grammatikalischen Aufbaus verbunden. Die russische Sprache d. h. ihre großrussische Mundart hat sich seit dem 12. Jahrhundert unaufhörlich ausgedehnt; sie erstreckt sich heute wohl über mehr als ein Drittel des Flächeninhalts von Europa, da das Russische Reich die Hälfte desselben einnimmt. Seit dem vorigen Jahrhundert ist sie auch in Asien in unaufhaltsamem Vordringen begriffen (Sibirien, Transkaspien, Zentralasien) und hat bereits die Küste des großen Ozeans erreicht. Trotzdem stehen die Untermundarten des Großrussischen einander noch sehr nahe und die gegenseitige Verständigung ihrer Angehörigen bereitet keine Schwierigkeiten. Selbst andere slavischen Sprachen, wie z. B. das Serbische, können von einem Russen leicht verstanden werden. Das Russische und Serbische sind dem ältesten bekannten slavischen Dialekt, dem Altbulgarischen, in jeder Beziehung noch außerordentlich ähnlich, selbst wenn man ihre direkte Beeinflussung durch dasselbe als der offiziellen Kirchensprache dabei in Rechnung stellt.

Auch die Türkvölker, die sich von Zentralasien (vermutlich aus der Gegend zwischen dem Ho, dem Altai und Tienschan)[1]) über Transkaspien, Ost- und Südrußland, Kleinasien, die Balkanhalbinsel verbreitet haben, unterscheiden sich in sprachlicher Hinsicht sehr wenig und verstehen sich ohne Schwierigkeit auf dem ganzen Gebiet. Neben dem Umstand, daß sie sich von der Vermischung mit fremdem Blut frei gehalten haben, liegt der Grund für die geringen Veränderungen ihrer Sprache darin, daß sie zumeist noch in altväterlicher Weise als Nomaden, Viehzüchter und Bauern dahinleben, ohne (bis auf die Gegenwart) von fremden Kulturen wesent-

[1]) W. Tomaschek. Kritik der ältesten Nachrichten über den Norden. I. Über das arimaspische Gedicht des Aristeas. Sitzungsberichte der kaiserl. Akademie der Wissenschaften zu Wien. Phil.-hist. Klasse, Bd. 116 (1888), S. 775.

lich beeinflußt zu werden [1]). Letzteres trifft auch für die Russen, Bulgaren und Serben zu, während die slavischen Randvölker, besonders Polen, Böhmen und Slovenen, früh unter den Einfluß der westeuropäischen, speziell der deutschen Kultur gerieten (auch auf religiösem Gebiet). Deshalb sind ihre Sprachen weiter fortgeschritten als diejenigen der östlicheren Slaven.

Was wir in historischer Zeit beobachten können, hat sich aber auch schon im Dunkel der Vorzeit ereignet; mit dem rascheren Fortschritt der Kultur geht eine stärkere Veränderung der Sprache Hand in Hand. Als die vom Süden kommende Kulturwelle bis nach Nordeuropa schlug und das Leben der hier ansässigen Völker in ein lebhafteres Tempo geriet, sie selbst ferner durch die sog. Völkerwanderung vielfach durcheinander gerüttelt wurden, da begann auch die schnellere Entwicklung ihrer Sprachen. Die späteren keltischen und germanischen Mundarten oder die romanischen Sprachen haben sich vom Urtypus des Indogermanischen soweit entfernt wie die iranischen Dialekte, die indischen Volksmundarten (*Pāli, Prākrit*) oder das Armenische. Aus dem Boden, auf den die indogerm. Sprachen verpflanzt wurden, haben sie unaufhörlich neue Keime an sich gezogen, die ihr altes Gefüge lockerten und zum Teil zerstörten, und die ethnische Mischung, die alle indogerm. Völker im Lauf ihrer Geschichte oft mehrfach erlitten, hat auch ihre Sprachen erheblich beeinflußt.

Denn von der naiven Ansicht früherer Zeiten, nach der die Länder des indogerm. Sprachgebiets vor ihrer Besiedlung

[1]) H. Vámbéry, Die primitive Kultur des turkotatarischen Volkes, S. 14f.: „Trotz einer immensen geographischen Ausdehnung, ja trotz einer zeitlichen Entfernung von historisch nachweisbaren anderthalbtausend Jahren haben sich die vom Hauptkörper losgetrennten Glieder, weder was den Wortschatz noch was die Sprachformen anbelangt, dermaßen verändert, wie wir es in ähnlichen Fällen auf dem arischen Sprachgebiete wahrnehmen. Der Özbege aus Chokand oder Chiwa, der christliche oder mohammedanische Kazaner, der Turkomane, Azerbaižane und Osmane bilden untereinander eine Sprachgemeinschaft von eben solch prägnanten Zügen der Einheitlichkeit wie z. B. die einzelnen Teile der zwei Hauptgruppen der deutschen Sprache, nämlich das Niederdeutsch und Hochdeutsch usw."

durch die eindringenden idg. Stämme eine Art von Ödland gewesen seien oder ihre etwaigen früheren Bevölkerungen von der Sprachwissenschaft wenigstens nicht in Rechnung zu stellen seien, müssen wir uns endgültig lossagen. Fast überall stießen die vordringenden indogerm. Scharen auf alteingesessene Bevölkerungen mit eigenartiger, zum großen Teil wohl höherer Kultur als die der Einwanderer. Mochten diese den Autochthonen auch ihre Sprache und einen Teil ihrer Kultur aufzwingen, weit zahlreichere kulturelle Elemente mußten sie von den Besiegten aufnehmen und ihre somatische Eigenart durch die Verschmelzung mit den bodenständigen Völkern immer mehr aufgeben. Wo die indogerm. Eindringlinge einen seßhaften Bauernstand oder größere Ansiedlungen vorfanden, da wurden die unruhigen Scharen bald zur Seßhaftigkeit gezwungen; wo sie weite Steppengebiete mit Nomadenbevölkerung antrafen, da glichen sie ihre Lebensbedingungen den von der Natur vorgeschriebenen an, wie es die vorhergehenden Eroberer getan hatten und die späteren ebenfalls tun mußten.

Daher sind die weiten Steppengebiete Zentralasiens, Transkaspiens und Südrußlands im Altertum von Nomadenvölkern indogerm. Sprache erfüllt, die von den Griechen unter dem Namen „Skythen“ zusammengefaßt werden, während die persischen Inschriften sie als „Saken“ kennen. Als „skolotische“ Skythen sind sie etwa am Ende des 8. Jahrh. v. Chr. über den Don vorgedrungen und haben die Kimmerier aus Südrußland verdrängt, die ihrerseits nach Kleinasien auswichen (vgl. Abschnitt XVII, S. 404ff.). Hinter ihnen folgten die Sarmaten (oder Sauromaten), die zu Herodots Zeiten noch östlich vom Don saßen, während sie sich später bis Ungarn vorgeschoben haben. Die jüngeren Alanen, die zur Zeit der Völkerwanderung eine Rolle spielen, sind ebenfalls ein mit anderen Elementen durchsetzter iranischer Wanderstamm[1];

---

[1]) Ammianus Marcellinus, Buch 31, 2, 21 (ed. V. Gardthausen, S. 236) schildert uns ihre Fürsten als schöne Männer mit mäßig gelben Haaren und sieht in den Alanen die Nachkommen der alten Massageten (Buch 31, 12).

einen Rest von ihnen stellen die Osseten im Kaukasus dar (s. Abschnitt XVIII, S. 427). Die Heimat aller dieser iranischen Nomaden ist offenbar im Nordosten Irans und in der turanischen Steppe zu suchen. Von da aus haben sich andere iranische Stämme, die Sogden, auch in östlicher Richtung tief nach Zentralasien vorgeschoben (vgl. Abschnitt XVIII, S. 424ff.). Als *Yüe-tschi* und *Khang* kennen die chinesischen Annalen solche Wandervölker indogermanischer Sprache im Osten von chinesisch Turkestan. Nachdem sie von den Türkvölkern nach Westen abgedrängt worden waren, treten sie als Indo-Skythen in den Gesichtskreis des Abendlandes.

Wenn in älterer Zeit die am Rande des Kulturlands unstät lebenden, zeitweise seßhaften, zeitweise nomadisierenden Völkerschaften (die *dānavō tūrō* „turanische Räuber" des Avesta) indogermanische Mundarten sprachen, so treten später (etwa 600 n. Chr.) an ihre Stelle türkisch-mongolische Horden, die bis heute die aralo-kaspische Steppe und Zentralasien inne haben (Kirgisen, Turkmenen, Özbegen und andere Türkvölker). In Südrußland sind die türkischen Tschuwassen und die Tataren, auf der Balkanhalbinsel die Bulgaren und in der Türkei die Osmanen zur vollen Seßhaftigkeit gelangt. Der alte Name für das Land der iranischen Nomaden, *Tūrān* (: *tūra* „Ture" wie *Iran : Arier*, vgl. die Anm. auf S. 122) hängt indes noch heute an Russisch-Turkestan. Der Gegensatz zwischen der seßhaften Bevölkerung und den räuberischen Nomaden besteht eben von jeher und überdauert den Wechsel der Völker und Sprachen, da er von der Natur vorgezeichnet ist. Daher auch der ewige Kampf zwischen den beiden feindlichen Elementen, der sich in Raubzügen der Nomaden gegen das Kulturland und in dem organisierten Grenzschutz des letzteren wider die Eindringlinge kundgibt. Wie wir bereits in der neolithischen Zeit in Südwestdeutschland eine seßhafte und ackerbautreibende Bevölkerung in den Flußtälern und unstete, von der Jagd lebende Bewohner der Höhen unterscheiden können (s. Abschnitt VIII, S. 173), so ist bis heutigen Tages an der Grenze zweier Vegetationsgebiete der Zwiespalt zwischen ihren Bewohnern, der nicht immer notwendig

auf Rassenunterschiede zurückgehen muß, erhalten geblieben, soweit nicht die fortschreitende Kultur eine Nivellierung herbeigeführt hat, wie fast überall in Europa mit Ausnahme der nördlichen und östlichen Randgebiete.

In Asien und Afrika dagegen bestehen noch vielfach die uralten Verhältnisse. Über die aralo-kaspischen Steppe in West-Turkestan wandern heute kirgisische, özbegische und turkmenische Horden, also den Türkvölkern angehörige Scharen, mit ihren Schafherden, wo im Altertum iranische Stämme hausten. Diese haben sich zumeist in die gebirgigen Teile Vorderasiens zurückgezogen und bilden noch jetzt eine stete Gefahr für die ansässige Bevölkerung, so z. B. die kriegerischen und räuberischen Kurden im Zagrosgebirge, in Luristan, um den Urmia- und Wansee, ferner im kleinasiatischen Bergland. In chinesisch Ost-Turkestan haben nur die Flußtäler seßhafte türkische Bewohner; die Sandwüsten werden von nomadischen Stämmen durchzogen, die sich in den Oasen mit ihren Herden für einige Zeit niederlassen und weiterwandern, wenn das spärliche Futter aufgebraucht ist. Auch im Altertum und frühen Mittelalter muß das gleiche Verhältnis zwischen der längs der Flußläufe und in den Oasen ansässigen, sogdisch, tocharisch und syrisch sprechenden Bevölkerung und den Wanderhorden bestanden haben. Stets werden die seßhaften Elemente von diesen beunruhigt worden sein, und als größere Scharen mongolisch-türkischer Herkunft in diese Gegenden eindrangen, mußten die alten Bewohner vor ihrem Ansturm weichen oder in ihnen aufgehen. Schon aus dem 3. Jahrhundert vor Christi Geburt wissen uns die chinesischen Annalen von den Kämpfen zwischen den mongolischen *Hiung-nu* (Hunnen) und den wohl indogerm. *Yüe-tschi* (Tocharern?) und *Khang* (Sogden?) zu berichten, die mit der Zurückdrängung und Aufsaugung der letztgenannten Völker endigten, so daß heute das einst zum Teil indogermanische Zentralasien (vgl. Abschnitt XVIII, S. 419ff.) rein türkisch-mongolisch ist.

Aber trotzdem ist (wie in der aralo-kaspischen Steppe) der Gegensatz zwischen seßhafter und nomadischer Bevölkerung erhalten geblieben. Wir treffen ihn in gleicher Weise

in Tibet an, wo heute die Mongolen ebenfalls die herrschende Schicht bilden und die einstige autochthone Bevölkerung aufgesogen oder verdrängt haben. Während die Flußtäler von ackerbautreibenden und in festen Häusern wohnenden Menschen bewohnt sind, hausen auf dem Bergplateau darüber nomadische Stämme in Zelten. Hier lagern die beiden entgegengesetzten Elemente nicht nebeneinander, wie am Rande der Steppe und der Flußtäler, sondern gewissermaßen übereinander; der Unterschied in der Kultur liegt im verschiedenen Niveau, das abweichende Lebensbedingungen schafft. Rassenhaft sind die beiden Schichten nicht zu trennen[1]). Überall, wo wir in den genannten Grenzgebieten auf Völker mit indogerm. Sprachen treffen, bilden sie nur ein Glied in einer ununterbrochenen Entwicklung, die vom fernsten Altertum bis auf unsere Zeit reicht und nie abbricht, weil sie, der Einwirkung des Menschen entzogen, durch die geographische und klimatische Beschaffenheit der großen innerasiatischen Ländergebiete bedingt wird. Heute sind, mit Ausnahme der Bergländer von Iran und Armenien und einiger Nachbargebiete, die indogerm. Sprachen aus allen diesen Gegenden verschwunden und durch die türkisch-mongolischen abgelöst. Hier also hat das indogerm. Sprachgebiet eine erhebliche Einbuße gegen seine Verbreitung im Altertum und frühen Mittelalter erlitten.

Der gleiche Fall ist am oberen Euphrat und in Syrien eingetreten, wo überall um die Mitte des 2. Jahrtausends eine arische Herrscherkaste nachzuweisen ist (vgl. Abschnitt IV, S. 67 f.). Doch ist sie bereits in vorgeschichtlicher Zeit wieder niedergerungen und von der bodenständigen Bevölkerung absorbiert worden, so daß uns später auf diesem Gebiet nur semitische Völker entgegentreten, deren Schichtung sich freilich im Laufe der Entwicklung mannigfach verändert (Kanaanäer, Israeliten, Aramäer, Araber). Wenn wir in diesen Gebieten zeitweise arische Scharen als Herrschervölker antreffen, so müssen wir uns klar darüber sein, daß diese Tatsache nicht den Anfang, sondern das Ende einer Bewegung bedeutet,

---

[1]) J. Bacot, Les populations du Tibet oriental, in der Revue d'Ethnographie et de Sociologie, 1912, p. 203 ff.

deren Ursprung sich vorläufig unserer Beobachtung entzieht. Aber wir dürfen annehmen, daß die gleichen Ursachen, die in historischer Zeit wirksam waren, auch damals schon die Verschiebung von Völkern hervorriefen, nämlich ein von hinter ihnen sitzenden Völkern ausgeübter Druck, Übervölkerung des eignen Gebiets oder endlich der von dem Kulturland auf die barbarischen Randvölker ausgeübte Anreiz. Welche von den genannten (oder auch uns unbekannten andern) Ursachen für die Wanderung eines indogerm. Stammes in Betracht zu ziehen ist, läßt sich natürlich nicht mehr feststellen; oft mögen mehrere zusammengewirkt haben.

Wenn wir z. B. schon in mykenischen Gräbern Schwerter des mitteleuropäischen Typus antreffen (s. die Abbildung 23 auf Seite 216), so dürfen wir in ihren einstigen Besitzern doch wohl die ersten Ankömmlinge griechischer Sprache, also Achäer erblicken. Ihre Infiltration in die alte, sog. mykenische Bevölkerung, die vermutlich der Mittelmeerrasse angehörte (Karer oder Leleger?), müssen wir uns ähnlich vorstellen wie im Ausgang des Altertums diejenige der Gallier, Germanen und anderer barbarischer Völker (Pannonier, Thraker usw.) ins römische Reich. Zuerst werden ihre Angehörigen als Söldner in das Heer eingereiht, da die eigne Volkskraft nicht ausreicht, um die Grenzen des ungeheuren Reiches wirksam zu decken. Sie bilden eigne Kohorten, oft ganze Legionen unter römischen Offizieren, die sich anfangs mit Unterbrechungen, seit Hadrian (117—138) regelmäßig aus ihrem Heimatsbezirk ergänzten. Schon unter den Kaisern Claudius (41—54) und Nero (54—68) waren die Legionäre keine römischen Bürger mehr. Selbst die kaiserliche Leibwache bestand zumeist aus Germanen, besonders spielten die Bataver (im heutigen Holland) eine hervorragende Rolle in dieser Elitetruppe. Infolge der höheren Bewertung der nichtrömischen Elemente in der späteren Kaiserzeit erlangten die Ausländer auch Zutritt zu den Offiziers- und den höheren Kommandostellen, die ihnen anfangs noch verschlossen waren[1]). Vornehme Franken lebten seit der

[1]) Schon im 1. Jahrhundert n. Chr. befanden sich geborene Gallier in den Kommandostellen als Centurionen und Tribunen, wie aus Tacitus, Annalen.

Mitte des 4. Jahrhunderts am römischen Kaiserhofe, wie uns Ammianus Marcellinus (Buch XV, 5, 11 und 16, XXXI, 10, 6) berichtet; selbst in die höchste Stellung gelangte ein Franke von Geburt, der Kaiser Flavius Magnus Magnentius (350—355), wie schon ein Jahrhundert vorher der Thraker Maximinus (235—238) und später der Illyrier gleichen Namens (305—313). Unter dem Schein römischer Hoheit wurde das Reich tatsächlich von den „Barbaren" beherrscht, wenn auch immer noch Reaktionen des echten Römertums, doch ohne dauernden Erfolg, sich geltend machten. Es war nicht mehr wie konsequent, wenn die letzten römischen Kaiser anfangs von dem Sueven Ricemer, dem Kommandanten der fremden Söldnertruppen, später von dem in gleicher Stellung befindlichen Heruler Odoacer einfach ernannt wurden, da diese Generäle ja doch die eigentliche Macht in Händen hatten. Der letztere tat dann noch den weiteren Schritt, sich selbst zum Herrscher über Italien ausrufen zu lassen, freilich unter der scheinbaren Lehnshoheit des oströmischen Reiches. Aber auch im letzteren waren die Ausländer (Goten, Alanen) gleich einflußreich (Stilicho).

Haben wir uns auf dem alten Kulturboden Griechenlands und des ägäischen Kreises überhaupt das Vordringen der ersten indogerm. Scharen als einen Jahrhunderte dauernden Vorgang zu denken, ähnlich wie später im römischen Reich, so überstürzten sich, als die Schranken gebrochen waren, die nachdrängenden Massen, und der ältesten achäischen Schicht folgte bald die äolische und die ionische, endlich die dorische. Damit scheint die Invasion der indogerm. Stämme in Griechenland, die vermutlich unter dem Druck der hinter ihnen in die nördliche Balkanhalbinsel eingedrungenen Thraker und

---

Buch IV, Kap. 61 *(pauci centurionum tribunorumque in Gallia geniti)* und Kap. 74 *(ipsi* [scil. *Galli*] *plerumque legionibus nostris praesidetis).* Vgl. Philippe Fabia, Revue des Études anciennes, Bd. 14, S. 285ff. und über das allmähliche Eindringen und das schließliche Überwiegen des germanischen Elements im römischen Heere L. Schmidt, Allgemeine Geschichte der germ. Völker bis zur Mitte des 6. Jahrhunderts, S. 43ff.

Illyrier erfolgt war, ihr Ende erreicht zu haben. Die Bewegung ebbte ab, da der Stoß vom Rücken her nachließ.

Stürmischer als das allmähliche Eindringen der Fremdlinge in die schon fester gefügten mykenischen Fürstentümer werden wir uns wohl die Überflutung Mitteleuropas durch die späteren Illyrier und Kelten denken dürfen. Letztere treten als Reitervolk in der Geschichte auf und scheinen die Vorliebe der Indogermanen für dieses Tier (s. Abschnitt VIII, S. 136ff.) neben den Skythen am treuesten bewahrt zu haben[1]). Der Besitz von Pferden wird ausdrücklich bei einem andern Volke, vermutlich ebenfalls indogerm. Sprache, hervorgehoben, die Herodot (Buch V, Kap. 9) jenseits des Ister kennt, bei den Sigynnen[2]), die etwa im heutigen Steiermark und Kärnten saßen[3]). Sie kleideten sich nach medischer Art (d. h. sie trugen die lange Hose wie die Kelten und Skythen) und wollten Kolonisten der Meder sein. Offenbar bewahrten sie also eine deutliche Erinnerung an ihre Herkunft aus dem fernen Osten[4]). Sie besaßen kleine zottige Pferde, die, an den Wagen gespannt, außerordentlich flink waren, aber nicht als Reittiere dienten. Nach diesen Angaben allein läßt sich freilich nicht entscheiden, ob die Sigynnen als Indogermanen zu betrachten sind. Aber im 5. Jahrhundert v. Chr. waren Türkvölker unseres Wissens noch nicht nach Mitteleuropa vorgedrungen; das war erst viele Jahrhunderte

---

[1]) Es ist wohl auch kein Zufall, daß sich der gallische Nationalschmuck, der *torquis*, mit dem skythischen Halsring vollständig deckt. Die gallische Tracht mit Hose und Bluse gleicht ebenfalls der skythischen Art der Kleidung (z. B. auf der Vase von Tschertomlitsk). Vgl. Sophus Müller, Urgeschichte Europas, S. 163 ff.

[2]) Der Name soll nach ihm mit dem ligurischen Wort für „Krämer“ übereinstimmen; doch wird hier vermutlich nur ein Gleichklang vorliegen.

[3]) *Κατήκειν δὲ τούτων τοὺς οὔρους ἀγχοῦ Ἐνετῶν τῶν ἐν τῇ Ἀδρίῃ* „es gehören ihnen die Berge nahe den Venetern an der Adria“ (Herodot a. a. O.).

[4]) Auch Strabo (Buch 11, S. 520) weiß von Siginnen am Kaspischen Meer und am Abhang des Kaukasus zu berichten. Er erzählt, daß sie kleine, stämmige Pferdchen hätten, die aber einen Reiter nicht zu tragen vermöchten. Falls sein Bericht von Herodot unabhängig ist, so wäre dadurch die asiatische Herkunft der Sigynnen bestätigt.

später der Fall, als hunnische Scharen in Europa einbrachen (375 n. Chr.). Doch liegt naturgemäß über den vorgeschichtlichen Vorgängen tiefes Dunkel, ebenso wie die Ausbreitung der Kelten über Westeuropa seit dem 6. Jahrh. v. Chr. in ihren Einzelheiten noch der Aufklärung bedarf[1]). Auch der Einzug der italischen Stämme in die Apenninenhalbinsel ist noch ein umstrittenes Problem. Archäologisch ist er noch weniger zu erfassen wie das Eindringen der Griechen in Nordgriechenland, wo wenigstens der Unterschied in der Herstellung der Keramik und der Waffen zwischen Mittel- und Südosteuropa an der Wende der Stein- und Metallzeit vielerorts zutage tritt. In Italien aber sind italische und illyrische Schichten untermischt mit etruskischen, und in der ältesten Metallzeit ist ihre Entwirrung bis jetzt unmöglich. Erst in der Eisenzeit, der sog. Villanova-Periode zu Beginn des letzten Jahrtausends v. Chr., vermag man eine eigenartige, vermutlich etruskische Kultur im heutigen Toskana abzusondern, die zwar im wesentlichen von der griechischen Dipylonkultur abhängig und wohl über Sizilien und Süditalien dahin vorgedrungen war, aber doch eine bodenständige Entwicklung nahm und nach Oberitalien befruchtende Keime aussandte[2]). Roms älteste Zeit ist durchaus rätselhaft; die Gründungsgeschichte, die Königszeit und der Beginn der Republik sind spätere, unter dem Einfluß griechischer Geschichtsschreibung erdichtete Sagen. Selbst die Überlieferung des sog. Zwölftafelgesetzes kann nicht durchaus als historisch gesichert gelten. Unbestreitbar ist nur die etruskische Vorherrschaft über Latium, die sich auch in der Sprache (s. oben S. 378) und Namengebung (s. Abschnitt XIV, S. 302) kundgibt.

Es bleibt uns noch übrig, ein Wort über die indogerm. Nordvölker, die Balto-Slaven und Germanen, zu sagen. Der allgemeinen Entwicklung der Kultur entsprechend treten sie

[1]) B. Niese, Zur Geschichte der keltischen Wanderungen. Zeitschrift für deutsches Altertum, Bd. 42, S. 151 ff. Über die ältesten Zeugnisse für das Auftreten der Kelten und ihre verschiedenen Namen (Kelten, Gallier, Galater) handelt E. Zupitza, Kelten und Gallier. Zeitschrift für keltische Philologie, Bd. 4, S. 1 ff.

[2]) Sophus Müller, Urgeschichte Europas, S. 120 ff.

am spätesten in das Licht der Geschichte. Die Germanen in dem Augenblick, wo sie mit der südeuropäischen Kultur, die für sie durch das Römerreich verkörpert wird, in Konflikt geraten; die Balto-Slaven fast ein Jahrtausend später, als sie mit den Deutschen zusammenstoßen. Zweifelsohne hat die balto-slavische Gruppe bis heute den für das Urvolk vorauszusetzenden Kulturzustand am treuesten erhalten. Indes haben dies andere dem Gang der weltgeschichtlichen Ereignisse fernerstehende Völker indogerm. Sprache wie die Albanesen oder die Armenier auch getan. Während aber die Sprachen dieser beiden Völker im Wortschatz und in den grammatischen Formen am meisten von allen indogerm. Sprachen zerrüttet sind, was auf eine tiefgehende ethnographische Mischung schließen läßt, haben die Balto-Slaven den für die indogerm. Ursprache erschlossenen Typus am treuesten bewahrt. Deshalb will Otto Schrader (vgl. Abschnitt XX) die slavische Kultur geradezu als ein Spiegelbild der für das Stammvolk vorauszusetzenden ansehen und verlegt dessen Ursitze in die Nähe der für die Slaven angenommenen, nach Südrußland. Denn meistens identifiziert man die Urslaven mit den von Herodot[1]) mehrfach genannten „Neuren“, die nördlich von den ackerbautreibenden Skythen wohnen sollten[2]). Sucht man diese in den heute als *Tschernozjëm* („Schwarzerde“) bekannten Flußgebieten des Dnjepr und Don, so werden wir die Neuren jenseits von dem Nebenfluß des Dnjepr, dem Pripet, und den

---

[1]) Buch IV, Kap. 17: *Τούτων [Σκυθέων ἀροτήρων] δὲ κατύπερθε οἰκέουσι Νευροί, Νευρῶν δὲ τὸ πρὸς βορέην ἄνεμον ἔρημος ἀνθρώπων, ὅσον ἡμεῖς ἴδμεν* „Jenseits von diesen (den ackerbautreibenden Skythen) wohnen die Neuren; nördlich von den Neuren ist eine menschenleere Gegend, soviel wir wissen.“

[2]) Als Beweis für die Identität der Neuren mit den Slaven wird auch die bereits im Abschnitt XV, S. 332 erwähnte Mitteilung Herodots verwertet, jeder Neure verwandle sich einmal im Jahre in einen Werwolf. Der Glaube an den Werwolf *(vlъkodlakъ)* ist aber bei Polen, Russen und Südslaven außerordentlich verbreitet; vgl. L. Krzywicki, Ludożerstwo i wilkolastwo. Wisla, Bd. 12 (1898), S. 100ff. Friedrich S. Krauß, Slavische Volksforschungen, S. 137, bestreitet freilich den oben behaupteten Vampircharakter des Werwolfs; er sei ein männliches oder weibliches menschliches Wesen, das sich zeitweilig in einen Wolf verwandle, um das Herdenvieh anzufallen und aufzufressen.

Rokitnosümpfen lokalisieren dürfen. Denn Herodot sagt ausdrücklich (Buch IV, Kap. 51), daß der See, aus dem der Tyras (Dnjestr) komme, das skythische und neurische Land trenne. Mit diesem See kann er offenbar nur die Rokitnosümpfe meinen, die im Altertum vermutlich viel wasserreicher wie heute waren. Der alte Namen der Neuren hat sich in der Gegend nördlich von den Rokitnosümpfen in der Stadt *Nur* und dem *Nurec*, einem kleinen Nebenfluß des Bug, in der Tat erhalten. Jenseits der Neuren soll das Land nach der einen Angabe Herodots (Buch IV, Kap. 17) menschenleer sein; an anderer Stelle (Buch IV, Kap. 100) nennt er hinter den Neuren die *Ἀνδρόφαγοι* „Menschenfresser", endlich die *Μελάγχλαινοι* „Schwarzmäntel". Bis zu diesen sei eine Entfernung von 20 Tagereisen zu 200 Stadien (= 165 m), also etwa 660 km. So ungenau Herodots Schätzung auch sein mag, so führt sie uns doch in die Gegend jenseits des Pripet und an den Oberlauf des Dnjepr.

Diese Orientierung stimmt etwa zu den Angaben, die uns Tacitus[1]) über die ältesten Sitze der Veneti (Wenden) macht und wird auch durch die Tatsache bestärkt, daß für die Slaven kaum ein anderer Raum übrig bleibt. Denn östlich im Wolgagebiet und nördlich saßen wohl in alter Zeit wie heute finno-ugrische Stämme; das Gebiet der Weichsel wird von den Ostgermanen (Goten, Bastarnen, Peucinern) und Südrußland von skythischen Völkern eingenommen. Wir können also der Annahme zustimmen, daß die Neuren Herodots, die nach seiner Angabe skythische Sitten angenommen hatten, d. h. iranisiert waren[2]), mit den Urslaven identisch und seine „Menschenfresser" und „Schwarzmäntel" unzivilisierte slavische Stämme etwa wie die mittelalterlichen Drevljanen und Severer seien. Allenfalls könnte man bei letzteren auch an finnougrische Horden denken. Für die Herkunft der Slaven ist

[1]) Germania, Kap. 46, 5: *quidquid inter Peucinos Fennosque silvarum ac montium erigitur, latrociniis pererrant* „Die Wälder und Berge, die sich zwischen den Peucinern (wohl am Dnjestr) und den Finnen erheben, durchstreifen sie (die Veneter) als Räuber."

[2]) Buch IV, Kap. 105: *Νευροὶ δὲ νόμοισι χρέονται Σκυθικοῖσιν.*

damit freilich nicht viel gewonnen; dafür, daß sie Autochthonen seien, liegt jedenfalls kein Beweis vor. Also werden sie wohl von Osten oder Südosten her in das mittlere Rußland eingerückt sein [1]). Eine Erklärung dafür, daß die slavisch-baltischen Sprachen der erschlossenen indogerm. Ursprache so ähnlich blieben, mag darin liegen, daß diese Stämme die geringsten ethnologischen Veränderungen erlitten. Mittelrußland ist, nach den spärlichen Funden zu schließen, in der Stein- und Bronzezeit nur sehr dünn bevölkert gewesen, und seine steinzeitliche Kultur ist zudem dürftig und dauert bis zum Ende der vorchristlichen Zeit; nur von Asien her schiebt sich eine eigne Bronze- und Eisenzeit ein. Ostrußland dagegen ist ebenso wie Westsibirien reich an stein- und bronzezeitlichen Funden, also wohl stärker besiedelt gewesen als Zentralrußland [2]).

Als letztes indogerm. Volk haben wir noch die Germanen zu betrachten. Nach dem Zeugnis von Tacitus,

---

[1]) Ganz anders beurteilt neuerdings Al. Schachmatov (Zu den ältesten slavisch-keltischen Beziehungen, Archiv für slavische Philologie, Bd. 33, S. 51 ff.) die ethnologischen Verhältnisse in Westrußland. Er sucht die Ursitze der Slaven im Becken der südlichen Memel und der Düna bis zum Ilmensee und dem Volchov. Südlich von den Urslaven wohnten die Urbalten; im Becken des Pripet die Westfinnen, die mit den Neuren identifiziert werden; die Mordwinen (Ugrier) sind am linken Ufer des oberen Dnjepr ansässig. Die Veneter sind als ein keltischer Volksstamm anzusehen, da ihre Kultur, die wir aus Tacitus' Schilderung kennen, für die Slaven zu hoch ist. Durch den Einbruch der Goten werden sie in zwei Teile gespalten, einen an der Ostsee, den andern nördlich von den Karpaten. Die ersteren sind die Aestii bei Tacitus. Nachdem die Veneter von den vorrückenden Slaven verdrängt und aufgesogen waren, blieb ihr Name an diesen haften. Der Beweis für die uralte Nachbarschaft von Kelten und Slaven soll durch eine Anzahl keltischer Lehnwörter in slavischen Sprachen, durch Orts- und Flußnamenübereinstimmungen auf slavischem und keltischem Sprachgebiet u. dgl. m. erbracht werden. Wenn das meiste auch höchst zweifelhaft ist, so beweisen die Ausführungen doch die ganze Unsicherheit der ethnographischen Bestimmungen in Osteuropa zur vorgeschichtlichen Zeit.

[2]) Sophus Müller, Urgeschichte Europas, S. 65 und S. 92. Vgl. ferner A. M. Tallgren, Die Kupfer- und Bronzezeit in Nord- und Ostrußland. I. Die Kupfer- und Bronzezeit in Nordwestrußland. Die ältere Metallzeit in Ostrußland (in Finnska Fornminnesföreningens Tidskrift, Bd. 25), S. 17 f. Dieser Forscher trennt freilich im Gegensatz zu S. Müller die europäische (uralische) Metallzeit von der sibirischen (altaïschen) und läßt erstere von Südeuropa her beeinflußt sein.

Germania, Kap. 2, sind sie Autochthonen und am wenigsten mit Völkern anderer Herkunft gemischt[1]). Wir haben kein Recht, an dieser Angabe des auch sonst zuverlässigen Autors zu zweifeln, zumal die Vorgeschichte sie bestätigt. Seit dem Beginn der neolithischen Zeit war Nordeuropa von derselben dolichokephalen und hochgewachsenen Rasse bewohnt, die wir noch heute überwiegend dort antreffen. Freilich fehlen schon in der neolithischen Zeit, zumal an den Küsten Norwegens und in Dänemark, die brachykephalen Elemente nicht; sie treten um so stärker auf, je mehr man sich von Skandinavien entfernt und sich Mitteleuropa nähert. Durch einige Funde von Leichen in Baumsärgen aus Eiche, deren Gerbsäure konservierend gewirkt hat, ersehen wir, daß bereits in der frühen Bronzezeit Dänemarks die Dolichokephalie mit der blonden Haarfarbe zusammenging[2]). Bei dieser Sachlage ist anzunehmen, daß die Einwanderung der späteren Germanen nach Nordeuropa unmittelbar nach dem Ende der Eiszeit erfolgte, da wir später keinen Wechsel in der Rasse beobachten. Keinesfalls können indogerm. Stämme, deren Vordringen doch frühestens um 2000 v. Chr. angesetzt werden dürfte, als älteste Bewohner Nordeuropas gelten. Da wir nun die heute von gewissen Prähistorikern und sich ihnen anschließenden Sprachforschern vertretene Ansicht von der Identität von Germanen und Indogermanen durchaus ablehnen — im letzten Abschnitt dieses Buches wird darüber ausführlicher zu reden sein —, so bleibt nur die Annahme übrig, die Germanen seien unter dem Einfluß eines kulturell und politisch überlegenen Nachbarvolkes indogermanisiert worden[3]). Nach unserer Kenntnis

---

[1]) *Ipsos Germanos indigenas crediderim minimeque aliarum gentium adventibus et hospitiis mixtos.*

[2]) Siehe den Überblick über die Forschungsergebnisse bei Moritz Hoernes, Natur- und Urgeschichte des Menschen, Bd. 1, S. 306ff.

[3]) Die Germanen stellen sich mit dieser Annahme in eine Reihe mit den ursprünglich dem türkischen Stamme angehörigen und an der mittleren Wolga südlich von Kasan ansässigen Bulgaren — wo ihre alte Hauptstadt Bulgar lag und das Dorf Bolgary noch an sie erinnert —, die eine slavische Sprache annahmen und uns die älteste Sprachform dieser Gruppe im Altbulgarischen oder Kirchenslavischen bewahrt haben.

der Verhältnisse in der vorgeschichtlichen Zeit Mitteleuropas können als ein solches Herrschervolk nur die Kelten in Betracht kommen. Eine einstige Suprematie der Kelten über die Germanen ist höchst wahrscheinlich[1]); dafür sprechen die zahlreichen germ. Wörter für Kulturbegriffe und staatliche Ämter, deren Übernahme aus dem Keltischen größtenteils vor die erste Lautverschiebung fällt[2]): gall. *rīgs* (z. B. im Namen *Dumnorix*), altir. *rī* : got. *reiks* „König"; gall.-röm. *ambactus* : got. *andbahts* „Diener"; altir. *orpe* : got. *arbi* „das Erbe" (zu griech. *ὀρφός*, lat. *orbus* „verwaist"); altir. *līaig* : got. *lēkeis* „Arzt"; altir. *oeth* : got. *aiþs* „Eid"; gall. *isarno-*, altir. *īarn* : got. *eisarn* „Eisen"; gall. *reda* „Wagen", altir. *rīadim* „fahre" : altengl. *rīdan*, ahd. *rītan* „fahren"; gall. *marka*[3]), altir. *marc* : altengl. *mearh* „Pferd" usw. Ferner gewisse Kultbegriffe: gall. *Tanaros* : germ. **þunaraz* = altisl. *þōrr*, as. *thuner* „Donar"; gall. *-nemeton* : altsächs. *nimid* (vgl. Abschnitt XV, S. 354). Dagegen wird der hauptsächlich am Rhein bezeugte germ. Matronenkult (s. ebenda S. 329) nicht, wie oft angenommen wird, keltischen, sondern alteuropäischen Ursprungs sein und seine Quelle im einheimischen Mutterrecht haben.

Die kulturelle Beeinflussung der Germanen durch die Kelten dauert aber auch über die Zeit, die vor der germ. Lautverschiebung liegt, fort, wie deutlich „unverschobene" Lehnwörter zeigen: gall. *celicnon* : got. *kēlikn* „Turm"; gall.-lat. *carrus* : ahd. *charro* „Karren"; gall.-lat. *paraverēdus* : ahd. *pferfrit* „Pferd" usw. Daneben gibt es auch Übereinstimmungen im Wortschatz zwischen dem Keltischen und Germanischen, bei denen wir nicht entscheiden können, ob frühere oder spätere Entlehnung vorliegt: altir. *rūn* : got. *rūna* „Geheimnis"; altir. *bruinne* „Brust" : got. *brunjō* „Panzer" usw.[4]).

[1]) Vgl. O. Bremer, Grundriß der germanischen Philologie, 2. Aufl., Bd. 3, S. 787 ff.

[2]) Siehe F. Kluge, ebenda, Bd. 2, S. 324 ff.

[3]) Pausanias, Periplous, Buch X, 19, 4.

[4]) Die verschiedenen Stufen der Entlehnung keltischen Sprachguts ins Germanische lassen sich mit denen der Fremdwörter romanischer Herkunft in der deutschen Sprache vergleichen. So ergibt lat. *palātium* : ahd. *pfalanzo*, nhd. *Pfalz* (mit dem auf die Stammsilbe zurückgezogenen Akzent); altfranz. *palaïs* : mhd. *palas*, nhd. *Palast* (mit Endbetonung); endlich wird nfrz. *palais* um 1700 in Form und Betonung unverändert übernommen.

Die Übereinstimmungen zwischen den beiden Sprachgruppen reichen nicht selten über das Keltische hinaus bis zum Italischen: lat. *piscis* : altir. *īasc* : got. *fisks* „Fisch"; lat. *caecus* : altir. *caech* : got. *haihs* „blind"; lat. *vastus* : altir. *fās* : ahd. *wuosti* „leer" usw.

Ganz auffällig aber ist das Zusammengehen des Keltischen mit dem Germanischen auf dem Gebiet der Namengebung, wobei sowohl erste wie zweite Kompositionsglieder auftreten, die in den anderen indogerm. Sprachen nicht vorliegen: gall. *Catu-rix* „Kampfkönig" : ahd. *Hadu-rīh*; gall. *Nemeto-mārus* : altgerm. *Chario-mērus* (ein Cheruskerfürst); gall. *Catu-volcus* : altengl. *Cēn-wealh* usw. Deshalb ist es häufig schwierig, einen Namen als keltisch oder germanisch festzustellen, wenn der Schriftsteller das Nationale des Trägers nicht angibt oder sonstige Kriterien nicht vorliegen. Ja, die ältesten Namen von germanischen Fürsten sehen ganz keltisch aus: *Boiorix, Teutobodus, Ariovistus, Ariogaisus* usw.[1]).

Die Kelten haben also höchstwahrscheinlich in prähistorischer Zeit den vorher anderssprachigen Germanen ihre indogerm. Mundart gebracht. Sie hat aber im germanischen Munde große Veränderungen erlitten, wie das in der Regel der Fall ist, wenn eine Sprache von einem Volke übernommen wird, das gewohnt ist, seine Sprachlaute nicht in der gleichen Weise hervorzubringen wie das gebende Volk. Wenn wir heute etwa eine slavische oder romanische Sprache übernehmen müßten, so würde wieder eine Lautverschiebung eintreten, da die Slaven und Romanen unbehauchte, die Norddeutschen dagegen aspirierte Tenues sprechen: frz. *café* klingt im deutschen Munde wie *khaf-fē* (man beachte auch die verschiedene Silbengrenze). Auch unsere stimmhaften Medien — soweit sie überhaupt auf deutschem Gebiet gesprochen werden und nicht durch stimmlose Lenes ersetzt sind — sind durchaus verschieden von den entsprechenden romanischen und slavischen

[1]) Georg Werle, Die ältesten germanischen Personennamen, S. 13f. M. Schönfeld, Wörterbuch der altgerm. Personen- und Völkernamen, S. XIII und unter den einzelnen oben genannten Namen.

Lauten[1]) und klingen den Angehörigen dieser Sprachen fast wie stimmlose Laute, also Tenues nach vulgärer Bezeichnung. Wenn der französisch sprechende Deutsche — nicht nur der Süddeutsche, der ja keine stimmhaften Verschlußlaute (Medien) kennt — in französischen Blättern karikiert wird, so spricht er immer *p, t, k* für franz. *b, d, g*[2]).

Wir dürfen uns also das Eintreten der sog. germanischen Lautverschiebung in prähistorischer Zeit nicht als einen mystischen Vorgang vorstellen, der auf mehr oder minder phantastische Weise zu erklären wäre (ungestümer Charakter der Germanen oder ein Aufenthalt in einem Bergland während ihrer Wanderungen usw.), sondern wir müssen ihn durch Faktoren bewirkt denken, die auch in historischer Zeit noch eintreten können. Nicht anders ist es z. B. auf dem Gebiete der Geologie ergangen: man gewann erst dann für die Erklärung der Phänomene der Vorzeit (Eiszeit z. B.) einen festen Boden, als man einsah, daß auch damals keine anderen Kräfte wirksam waren, wie die noch heute zu beobachtenden, nur daß sie eben zeitweilig in intensiverer Art auftraten.

Durch die Übernahme der indogerm. Mundart seitens eines vorher anderssprachigen Volkes erklärt sich die Aufgabe des freien indogerm. Akzents im Germanischen und seine Ersetzung durch die Stammbetonung, die auch in anderen nichtindogerm. Sprachen z. B. dem Etruskischen vorlag und von diesem aus auf das Lateinische einwirkte (s. oben S. 374f.). Die gleiche Ursache dürfen wir für den Verfall der indogerm. Flexion im Germanischen verantwortlich machen; man denke nur daran, wie etwa die deutschsprechenden Engländer, die nur wenig Flexion mehr besitzen, mit unseren Flexionsendungen umspringen. Die ausschließliche Stammbetonung im Urgermanischen bewirkte naturgemäß den Verfall oder das

[1]) E. Sievers, Grundzüge der Phonetik, 5. Aufl., S. 138f. Léonce Roudet, Élements de phonétique générale, 1910, p. 117.

[2]) Der Grund dafür ist in dem Umstand zu suchen, daß bei unserer norddeutschen Media der Stimmton erst im Verlaufe der Artikulation einsetzt, der erste Teil der Media also stimmlos ist, während in den romanischen und slavischen Sprachen die Stimmbänder sofort mitschwingen.

gänzliche Schwinden der Endsilben, eine Erscheinung, die wir bei der scharf akzentuierenden englischen Sprache seit dem Beginn ihrer literarischen Überlieferung sich wiederholen sehen.

Wollen wir die Indogermanisierung des europäischen Nordens mit der großen Expansion der Kelten um die Mitte des letzten vorchristlichen Jahrtausends, die Nordeuropa aus dem Bronzezeitalter herausführte[1]), in ursächlichen Zusammenhang bringen, so steht dem nichts im Wege. Denn es erscheint bemerkenswert, daß zwar schon in der jüngeren Bronzezeit der Halsring, der ja ein besonderes Kennzeichen der Gallier (und Skythen) ist, in Nordeuropa ziemlich allgemein ist; aber erst in der Eisenzeit häufen sich die Funde dieses Schmuckstücks im Norden[2]). Also schon vor der machtvollen Ausdehnung des Keltenvolks über Europa haben die von ihm ausgehenden kulturellen Einflüsse die Germanen erreicht; aber erst die von den Kelten zu ihnen verbreitete Eisenkultur bezeichnet den Beginn einer intensiveren Durchdringung Nordeuropas durch die überlegene mitteleuropäische Kultur. Beachtenswert erscheint auch die Tatsache, daß die bronzezeitliche männliche Tracht des Nordens, die wir im Abschnitt XII, S. 237ff. kennen gelernt haben, bei den Germanen in historischer Zeit verschwunden ist und der Hosentracht Platz gemacht hat. Die lange Hose ist die Nationalkleidung der Gallier (wie auch der Skythen, Daker, Thraker, Perser und Meder) und paßt vortrefflich für ein Reitervolk. Also auch in der Übernahme einer vorher unbekannten Tracht durch die Germanen zeigt sich der Einfluß ihrer politisch und kulturell überlegenen südlichen Nachbarn, der Kelten.

Die Erschöpfung der Kelten, besonders seit der Unterwerfung Galliens durch Cäsar (51 v. Chr.), und ihre Romanisierung, der nur die auf den Inseln, in Britannien und Ir-

---

[1]) Sophus Müller, Urgeschichte Europas, S. 157.

[2]) O. Montelius, Kulturgeschichte Schwedens, S. 153. Wenn G. Kossinna, Die deutsche Vorgeschichte, S. 42, die längsgerippten Halskragen der II. Bronzezeit von den Kelten Mitteldeutschlands den Germanen entlehnt sein läßt, so stellt er den Gang der Entwicklung offenbar auf den Kopf.

land angesiedelten Kelten entgingen und von da aus später wieder nach der Bretagne hinüberzogen, sowie die Erstarkung der Germanen, ihre gewaltige Ausbreitung in der sog. Völkerwanderung und ihre Aufsaugung außerhalb Deutschlands durch die höher kultivierten Romanen sind aus der Geschichte hinlänglich bekannt.

Wir sind am Schlusse dieses Abschnitts angelangt. Das Bild, das wir von der Art der Ausbreitung der indogerm. Stämme, ihrer Kultur und ihrer Sprache entworfen haben, ist selbstverständlich nur lückenhaft. Denn zu der Zeit, da diese Ausbreitung über Mittel- und Südeuropa erfolgt, liegt noch tiefes Dunkel über der geschichtlichen Überlieferung. Wir können nur vorsichtig tastend versuchen, den Schleier zu lüften und in dieses Dunkel die wenigen Lichtstrahlen hineinfallen zu lassen, die uns die vergleichende Sprachwissenschaft und die spärlichen hierzu verwendbaren prähistorischen Funde an die Hand geben. Hoffen wir, daß es der eifrig fortschreitenden Vorgeschichte gelingen möge, weitere Fundstücke, die zur Klärung der Frage dienen können, dem Schoß der Erde zu entreißen. Historische Dokumente, die uns weiterführen könnten, werden in Europa wohl kaum, eher in Vorderasien zu erwarten sein. Nach den mannigfachen Funden des letzten Jahrzehnts zu schließen, darf von hier noch mancher Beitrag zur Urgeschichte der indogerm. Völker erwartet werden.

XX. Die Lage der Ursitze.

Während es für die vergleichende Sprachwissenschaft, deren Ziel die Feststellung der Laut- und Flexionsformen, des syntaktischen Gefüges usw. der Ursprache bildet, ganz nebensächlich ist, wo dieses erschlossene Idiom gesprochen wurde, ist für die indogerm. Altertumskunde die Ermittlung der Gegend, in der das Stammvolk vor seiner Auflösung in seine Teilstämme saß, gewissermaßen die Krönung ihrer Ar-

beiten. Wenn wir zugeben, daß die verschiedenen indogerm. Sprachen aus einer gemeinsamen Quelle, der Ursprache, geflossen sind, so ergibt sich als logische Folgerung, daß dieses erschlossene Gebilde einem bestimmten Volk als Träger der Sprache angehört haben muß. Gab es aber ein Urvolk, das vielleicht auch einen charakteristischen Rassetypus besaß, so muß es in irgendeiner Gegend ansässig gewesen sein. Die Bemühungen der Forscher gingen daher seit der Begründung der indogerm. Altertumskunde dahin, das Stammland des indogerm. Urvolks ausfindig zu machen.

Die Geschichte dieses Strebens ist trotz der Kürze der Zeit seit der ersten Aufwerfung[1]) der Frage (etwas mehr als fünfzig Jahre) doch schon sehr umfänglich, da sich an ihrer Beantwortung nicht nur die Sprach- und Geschichtsforscher, sondern auch Prähistoriker und Anthropologen beteiligt haben. An und für sich wäre dieses weitgehende Interesse für eine Frage, die aus den Gedanken der Sprachforscher entsprungen ist und nur durch ihre Aufstellungen eine Daseinsberechtigung hat, ja höchst erfreulich, wenn nicht für dieses Interesse von gewissen Kreisen der Prähistoriker und Anthropologen und zwar bedauerlicherweise ausschließlich in Deutschland — nicht in den nordischen Ländern — die nationale Eitelkeit als Vorspann gewählt worden wäre[2]). So wird denn der Kampf um die Ursitze von dieser Seite mit einer Leidenschaftlichkeit, einer Schroffheit und Unduldsamkeit gegen andere Ansichten geführt, die vielfach zu einer des wissenschaftlichen Forschens ganz unwürdigen Tonart geführt hat.

Versuchen wir in einigen Hauptzügen einen Überblick über die bisherigen Aufstellungen von berufener Seite — für die dilettantischen Versuche wäre der Raum zu schade —

---

[1]) In dem Werke von Adolphe Pictet, Origines indo-européennes 1859.

[2]) So neuerdings wieder in einer Schrift von Gustaf Kossinna, Die deutsche Vorgeschichte, eine hervorragend nationale Wissenschaft. Mannus-Bibliothek Nr. 9, 1912. Die französischen Forscher, die im Gebiet des alten Keltenlandes wohnen, oder auch die slavischen Gelehrten in Rußland könnten mit derselben Berechtigung ihre Stammesgenossen für identisch mit den Urindogermanen erklären, tun es aber in kluger Zurückhaltung bis jetzt nicht.

zu geben[1]). Zunächst dreht sich der Streit darum, ob die Ursitze in Asien oder Europa zu suchen sind. Vom Standpunkt des Geographen aus ist die Erbitterung, mit der dieser Streit noch heute ausgefochten wird, als unverständlich anzusehen, da Europa ja keine scharfen Grenzen gegen Asien aufweist und zu diesem weitaus umfangreicheren Kontinent in dem Verhältnis eines kleinen Vorsprungs, einer vielfach gegliederten Halbinsel steht. Solange die Forscher von der hohen Altertümlichkeit der heiligen Sprache der Inder, des Sanskrit, durchdrungen waren, herrschte Einstimmigkeit in der Ansetzung der asiatischen Urheimat. Nicht weniger mögen dabei auch, vielleicht instinktiv, Erinnerungen an die Stammesgeschichte der Menschheit, wie sie in der Bibel vorgetragen wird, und die Vorstellung von der im Beginn der Geschichte überlegenen Kultur des Orients mitgewirkt haben. So verlegte Adolphe Pictet die Urheimat nach dem alten Baktrien zwischen das Gebirge Hindukusch, den Fluß Oxus (Amu Darja) und den Belur-dagh; ihm schloß sich mit andern Forschern August Schleicher zeitlebens durchaus an[2]). Auf der zentralasiatischen Hochebene des Pamir[3]) suchten andere Gelehrte (F. Justi, Monier Williams,

---

[1]) Wir werden im folgenden nur diejenigen Werke oder Arbeiten berücksichtigen, in denen neue und für die uns beschäftigende Frage wichtige Gesichtspunkte aufgestellt worden sind. In aller Ausführlichkeit wird die Geschichte der Urheimatsfrage bei O. Schrader, Sprachvergleichung und Urgeschichte, 3. Aufl., I, S. 85 ff. und II, 459 ff. behandelt, und mein Standpunkt gegenüber den älteren Werken ist im großen ganzen der gleiche wie derjenige dieses Gelehrten.

[2]) So noch in seiner Geschichte der deutschen Sprache, 5. Aufl. S. 83 f.

[3]) Da die Vorstellungen von dem so oft in der indogerm. Altertumskunde als Heimatland der Indogermanen genannten Hochplateau des Pamir — noch Johannes Schmidt sieht es in seiner weiter unten genannten Abhandlung als solches an — meist recht ungenau sind, so dürfte ein kurzer Auszug aus den Mitteilungen, die der Reisende A. Snessareff jüngst in der Zeitschrift Keleti Szemle (Revue orientale), Bd. 9, S. 180 ff. veröffentlicht hat, vielleicht von Nutzen sein. Die Grenzen des Pamir sind nach ihm: Im Norden die Transalai-Kette, im Osten die Berge von Sary-Kol und Kaschgar, im Süden ein Teil des Hindukusch und im Westen der Fluß Pjändsch. Das Hochland zerfällt in eine östliche Hälfte, die von etwa 2000 nomadisierenden Kara-Kirgisen eingenommen wird, und eine westliche Hälfte, die von etwa 17000 ansässigen Tadjiken per-

F. Lenormant) diese Urheimat und ließen die indogerm. Stämme von dort aus ihre Wanderungen in ihre späteren Sitze antreten. Nach Armenien glaubte Hermann Brunnhofer[1]) sich wenden zu müssen, weil dort nur die auf dem indogerm. Sprachgebiet weitverbreiteten Flußnamen Kur und Araxes vereint vorkämen, und die Armenier sich selbst *haikh*, d. h. Herren nennen, das zu idg. **potis* (s. S. 103) gehöre[2]). Noch etwas weiter nördlich ging August Fick, der anfangs die weiten Steppen Turans, später die Gegend südlich und nördlich vom Kaukasus als für die Ursitze am geeignetsten ansah[3]). Für den asiatischen Ursprung trat auch Fritz Hommel wegen der nahen Berührungen der indogermanischen mit der semitischen Sprachgruppe ein[4]), und

sischer Nationalität (wenigstens sprachlich) bewohnt ist. Die Sprache der letzteren, das Wachan, ist nämlich ein iranischer Dialekt. Im Osten ist das Pamir eine flache Hochebene, die von breiten Flußtälern durchschnitten wird. Die Wasserscheiden sind nur niedrige Anhöhen. Zuweilen unterbricht ein flacher Seekessel die Eintönigkeit des vegetationslosen Gebietes, das nach allen Richtungen von natürlichen Straßen durchquert wird. Reizvoller und auch wärmer ist der westliche Teil. Schäumende Gebirgsbäche rauschen zwischen schneebedeckten Höhen in engen Tälern, die mit Gebüsch bestanden sind. Am Schach Dar findet sich auch Wald. Die höchst primitiven Häuser der Tadjiken liegen zerstreut in den Tälern, die nur auf Fußwegen zu passieren sind. Die Felder sind aber vorzüglich angebaut und ihre Grenzen durch niedrige Mauern bezeichnet. Die sog. Himalaya-Gerste, Weizen, Hirse und Erbsen werden kultiviert. Als Pflug zum Lockern der Erde dient noch der uralte Hakenpflug in der Form von zwei kreuzweise angeordneten Hölzer. Die Tadjiken sind großgewachsene Leute von europäischer Statur mit geradeliegenden Augen (die Kirgisen haben Schlitzaugen wie die Ostasiaten); häufig trifft man blondes Haar bei ihnen. Trotzdem sie den Islam angenommen haben, lebt der uralte Schamanismus noch fort, auch sollen sich Spuren der einstigen Feueranbetung finden. Nach dieser Schilderung des heutigen Zustandes wäre das Pamir kaum für eine Völkerwiege geeignet.

[1]) Über die Ursitze der Indogermanen: Öffentliche Vorträge, gehalten in der Schweiz, VIII, 5, Basel 1885.

[2]) Jetzt verbindet man es nicht mehr damit, sondern stellt es zu altind. *pāyúš* „Hüter" oder zu dem germ. Völkernamen *Chatti*, was freilich ebenso unsicher ist.

[3]) Beiträge zur Kunde der indogerm. Sprachen, Bd. 29, S. 225 ff. und Zeitschrift für vergleichende Sprachforschung, Bd. 41, S. 336 ff.

[4]) Zuerst nach dem Vorgang A. von Kremers in dem Buche: Die Namen der Säugetiere bei den südsemitischen Völkern, 1879, S. 406 ff. (hier wird zuerst

Max Müller[1]) nahm denselben Standpunkt ein, da der frühzeitige literarische Aufschwung bei den Indern nur durch die Annahme zu erklären sei, daß sie sich am wenigsten weit von den Ursitzen entfernt hätten. An diese beiden schließt sich Johannes Schmidt in dem Aufsatz: „Die Urheimat der Indogermanen und das europäische Zahlensystem" an[2]). Auch er setzt die Urheimat in Asien an, weil sich nur durch die nahe Berührung mit der sumerischen Kultur das Vorhandensein der im Abschnitt IV, S. 71 genannten Lehnwörter der indogerm. Sprachen erkläre (s. auch in der Anm. 4 unten). Ferner zeige das Dezimalsystem in der Zahlenreihe der indogerm. Sprachen eine Beeinflussung durch das babylonische (ursprünglich aber schon sumerische) Duodezimalsystem, die sich in den europäischen Sprachen noch schärfer als in den asiatischen bemerkbar mache, speziell im Germanischen: altengl. *hund* = 100 und 120, *fif hund* = 600; got. *fimf hund taíhuntēwjam* „mit 500 vom zehnreihigen" (System, im Gegensatz zum duodezimalen System, wo *fimf hund* = 600 ist). Davon ist im Abschnitt XIII, S. 270ff. bereits die Rede gewesen. Deshalb müßten alle Indogermanen in der Urzeit in Asien gewohnt haben, etwa im Hochland von Pamir; die Germanen aber, die den stärksten Einfluß des babylonischen Zahlensystems erlitten haben, müßten der babylonischen Kultur näher als die andern Stämme gewesen sein.

Wenn sich Joh. Schmidts Argumentation auch nicht bis auf die Einzelheiten halten läßt, so steckt darin doch ein auch heute noch giltiger Kern: unbestreitbar ist der von der babylonischen Kultur ausgehende Einfluß auf die Indogermanen. Aber die Annahme, sie hätten in der unmittelbaren Nachbarschaft der Babylonier gesessen, ist deshalb nicht unbedingt nötig. Wir wissen nunmehr, daß sich der Einfluß ihrer Kultur

---

auf altind. *lōhás, paraśúš* usw. hingewiesen, s. Abschnitt IV, S. 71 u. öfter). Jetzt ist er skeptischer geworden und hält die Frage für vielleicht unlösbar (s. Grundriß der Geschichte und Geographie des alten Orients, 2. Aufl., S. 80).

[1]) Three lectures on the science of language, 1889.

[2]) Abhandlungen der Berliner Akademie der Wissenschaften. Phil.-hist. Klasse, 1890.

über ganz Vorderasien und bis nach Ägypten hin erstreckte; keilschriftliche Urkunden finden sich in Boghazköi, der Hauptstadt des Mitannireiches, auf kanaanäischem Boden in dem Ruinenhügel Tell-el-chesi, dem alten Lachis, und in Ta'annek, dem biblischen Taanach in der Ebene Jesreel, endlich in Ägypten in dem Trümmerhaufen von Tell-el-Amarna, der bald zerstörten neuen Residenz Achet-Aton des Pharao Amenophis' IV. (Echnaton). Die letztgenannten Funde sind Berichte und Briefe kanaanäischer und vorderasiatischer Fürsten und Statthalter an ihren Oberherrn, den König von Ägypten. Aber noch weiter erstreckte sich der Einfluß des babylonischen Handels, auch dahin, wo von einer kulturellen oder politischen Herrschaft keine Rede sein konnte. Das beweisen die wohl schon vorgriechischen Lehnwörter für Maße und Gewichte: griech. *σῶσσος* aus babylon. *šuššu* „60", *νῆρος* aus babylon. *nīr* „600", *σάρος* (bei Berossos, ed. C. Müller, Bd. II, S. 499) aus babylon. *šar* „3600" (60 × 60), *μνᾶ* „Mine", das auch im ved. *manā* „ein Goldgewicht" sich wiederfindet, aus babylon. *mana.*

Deshalb dürfen wir voraussetzen, daß sich der babylonische Einfluß, der durch den Handel verbreitet wurde, auch zu den weiter entfernten Nordvölkern erstreckt hat und bis zu den Indogermanen drang, die gleichfalls in seiner Einflußsphäre ansässig waren.

Das germanische Großhundert dürfen wir aber nicht aus einer ganz besonders starken Einwirkung des babylonischen Zahlensystems auf die Germanen erklären, da sie eine solche nach unserer Annahme nie erlitten haben können (vgl. oben S. 480ff.). Wir werden richtiger annehmen, daß hier eine ureuropäische Sexagesimalzählung eingewirkt hat, die auch in mittelirisch *cēt* („100" und) „120"[1]), in lat. *sexaginta* „60" und *sescenti* „600" als unbestimmten Rundzahlen sich wiederspiegelt[2]). Diese Sexagesimalzählung ist ihrerseits ein Ausfluß einer ur-

---

[1]) Irische Texte, herausgegeben von Wh. Stokes und A. Windisch, III, 1, S. 123; vgl. Grundriß der germ. Philologie, I, 2. Aufl., S. 490 nach R. Thurneysen.

[2]) Nach M. Cantor an der gleichen Stelle sind Spuren einer Sexagesimalrechnung auch im Altpersischen anzutreffen.

europäischen Zwanzigerzählung, deren Reflexe wir im Abschnitt XIII, S. 271 f. kennen gelernt haben.

Johannes Schmidt ist wohl der letzte Forscher, der mit allem Nachdruck und in ausführlicher Begründung für die asiatische Herkunft der Indogermanen eingetreten ist. Nach ihm hat meines Wissens nur noch Otto Bremer in seiner Ethnographie der germanischen Stämme[1]), einer durchaus einsichtsvollen Darstellung, denselben Standpunkt vertreten, wenn er die Indogermanen aus der aralo-kaspischen Steppe herkommen läßt. Neuerdings verhält sich auch Eduard Meyer, der in seinem Geschichtswerke an einer Stelle die Urheimatfrage als unlösbar ansieht[2]), nicht mehr ablehnend gegen die asiatische Hypothese, seitdem die Entdeckung der tocharischen Sprachreste in Ost-Turkestan (s. Abschnitt XVIII, S. 428 ff.) ein neues Licht auf die einstige Ausdehnung der Indogermanen in Zentralasien geworfen hat[3]).

Gegenüber der in den ersten Entwicklungsjahren der indogerm. Altertumskunde allein herrschenden Ansicht von der asiatischen Herkunft der Indogermanen konnten anfangs die Versuche, die Urheimat nach Europa zu verlegen, nicht recht aufkommen. Der erste Verteidiger dieser Hypothese war der Engländer R. G. Latham, der schon im Jahre 1851 seine Ansicht öffentlich kundgab[4]) und sie im Jahre 1862 in einem Werke „Elements of comparative Philology“ eingehender begründete. Bei ihm taucht auch gleich bei der Ansetzung der europäischen Urheimat das später häufig wiederholte Argument auf, die Ursitze seien deshalb in Europa zu suchen, weil hier derjenige Zweig des indogerm. Sprachstammes wohne, der ein größeres Gebiet einnehme und mehr Varietäten zeige, während der asiatische Zweig geringeren Umfang und größere Homogenität besitze. Aber der für die Zoologie und Botanik vielleicht gültige Gesichtspunkt eines Rückschlusses von der Verteilung der Spezies einer Art auf ihren Aus-

---

[1]) Grundriß der germ. Philologie, 2. Aufl., Bd. 3, S. 757.

[2]) Geschichte des Altertums, Bd. I, 2. Hälfte, 2. Aufl., S. 784 f.

[3]) A. a. O. S. 799 ff.

[4]) In der Einleitung einer Ausgabe der Germania des Tacitus.

gangspunkt kann keineswegs auf die Ausbreitung einer Sprache übertragen werden. Sie ist nicht von klimatischen Verhältnissen bedingt, braucht auch nicht Schritt für Schritt auf einem Gebiet vorzudringen, sondern kann weite Strecken überspringen und sich fern von ihrem Ursprungsgebiet ansiedeln. Die Varietäten einer Sprache werden durch ethnische Mischungen oder kulturelle Verhältnisse bedingt und können nicht in Parallele mit der Ausbreitung einer Tier- oder Pflanzenspezies gestellt werden, die zumeist auf klimatischer Grundlage erfolgt. Auch der andere Gesichtspunkt, die Urheimat einer Sprachgruppe sei da zu suchen, wo das größte von ihr eingenommene Gebiet liege, kann nicht als ausschlaggebend angesehen werden. Wäre dies nämlich der Fall, so müßten spätere Generationen, denen die Art der Ausbreitung des Englischen z. B. unbekannt wäre, die Urheimat des englischen Volkes nach Nordamerika verlegen. Mit demselben Recht müßte man den Mittelpunkt der Ausbreitung der romanischen Sprachen auf dem europäischen Festland statt in Mittelitalien annehmen. Den Ausgangspunkt des Negerstammes der Fulbe in Afrika, die sich über das ganze Senegal-Nigerbecken ausgedehnt und diese Herrschaft in zwei Menschenaltern von einem Winkel des Senegalgebietes aus gewonnen haben, würde man kaum an seiner wirklichen Stelle suchen, wenn man Lathams Prinzip befolgte.

Doch die Annahme, die Indogermanen seien in Europa von jeher weiter verbreitet gewesen als in Asien, stimmt überhaupt nicht, wenn man ihr historisch erreichbares ältestes Ausdehnungsgebiet im Auge behält. Denn ganz West-, Süd- und Nordeuropa[1]) scheidet aus, und nur Mitteleuropa, speziell das Donautiefland sowie Süd- und Mittelrußland kommen dafür in Betracht. Jetzt werfen unsere neuen Kenntnisse von der einstigen Ausdehnung indogerm. Völker über Vorder- und Zentralasien die alte Ansicht vollends über den Haufen.

Doch die anfangs nur schüchtern auftretende Hypothese von der europäischen Herkunft der indogerm. Völker fand

[1]) Letzteres freilich nicht nach der Ansicht derjenigen Forscher, die die Urheimat in Norddeutschland suchen.

später größeren Anklang bei den Sprachforschern und Historikern. Hervorragende Gelehrte wie Theodor Benfey, William D. Whitney, Friedrich Spiegel, J. G. Cuno, der Sprachphilosoph Ludwig Geiger und andere gaben ihre rückhaltslose Zustimmung zu der neuen Theorie kund. Letzterer trat zum erstenmal[1]) für das mittlere und westliche Deutschland als Urheimat der Indogermanen ein und stützte sich dabei auch auf das später von Joh. Hoops (s. weiter unten) wieder aufgenommene sog. Buchenargument. Die Heimat dieses Baumes sei im Westen der preußischen Ostseeprovinzen zu suchen; noch um Christi Geburt sei er weder in Holland noch in England zu finden[2]). In indogerm. Zeit wäre sie aber noch nicht bis zur Ostsee gelangt, und deshalb sei Mittel- und Süddeutschland bis zum Thüringer Wald etwa als Urheimat anzusehen. In der Urzeit habe man ferner nur zwei Getreidearten, Roggen und Gerste, gekannt; der Weizen sei damals auch im südlichen Deutschland noch nicht gebaut worden. Endlich wird auch der bei den Indogermanen hervortretende helle Typus für den deutschen Ursprung ins Feld geführt.

Wir haben im Abschnitt IX, S. 193 schon gesehen, daß kein Beweis für die Bekanntschaft des Urvolks mit der Buche zu erbringen ist, da der Wortstamm **bhāgos* nur im Lateinischen und Germanischen mit der Bedeutung „Buche“ vertreten ist, im Griechischen *φηγός*, dor. *φāγός* aber „Speiseeiche“ bedeutet. Möglich wäre, daß damit ein Baum „mit eßbaren Früchten“ (griech. *φαγεῖν* „essen“, altind. *bhaktam* „Speise“, *bhájati* „teilt zu“) bezeichnet worden ist, was gleichmäßig für die Eiche

---

[1]) Entwicklungsgeschichte der Menschheit, 1871, S. 113ff.

[2]) Caesar, Bellum Gallicum V, 12: *Materia cuiusque generis ut in Gallia est praeter fagum atque abietem* „Bauholz jeder Art findet sich (in England) wie in Gallien außer der Buche und der Tanne.“ — Vgl. für die Verwendung der Baumnamen, speziell der Buche, zur Bestimmung der Urheimat ferner Herm. Hirt, Indogerm. Forschungen, Bd. 1, S. 476ff., Joh. Hoops, Waldbäume und Kulturpflanzen im germ. Altertum, S. 112ff., E. Lidén, Indogerm. Forschungen, Bd. 18, S. 485ff. und Herm. Hirt, Die Indogermanen, Bd. 2, S. 621ff.

und Buche gelten würde. Gehört aber kurdisch *būz* „Ulme“ [1]) und russ. *bozъ, buzina* „Holunder“ [2]) in der Tat zu demselben Wortstamm, so wäre die Grundbedeutung „Buche“ für denselben noch zweifelhafter. Jedenfalls ist das Vorkommen der Buche in der indogerm. Urheimat durch diese Wortgleichung nicht zu erweisen [3]). Will man einen Baum durch das sprachliche Material als besonders charakteristisch für sie ermitteln, so kann nur die Birke dafür in Betracht kommen, deren Name auf fast dem ganzen Sprachgebiet der gleiche ist (s. S. 192). Die Birke (Weißbirke, Betula alba L.) aber ist ein Baum, dessen Hauptverbreitungsgebiet in Osteuropa und im südlichen Sibirien liegt; in Nordeuropa kommt sie zwar auch überall vor, aber nur östlich von der Weichsel bildet sie eigne Bestände. Richtige Birkenwälder finden sich besonders im östlichen Sibirien [4]).

Was den Getreidebau der Indogermanen angeht, so ist aus den sprachlichen Gleichungen nur zu entnehmen, daß sie eine Kornart, **jewos* genannt, kultivierten, wie wir im Abschnitt VIII, S. 165f. sahen. Daß die Gerste die älteste Kornfrucht der Indogermanen war, läßt sich vermuten, aber nicht beweisen; für den Roggen gibt es kein sicher ursprachliches Wort. Vollends gewagt ist es, aus dem Mangel an prähistorischen Funden von Getreidesorten in einer bestimmten Gegend auf ihre fehlende Kultur zu schließen; denn neue Funde können jederzeit das unvollständige Bild berichtigen. So ist der Apfelbaum jüngst als bereits in der Steinzeit in Schweden vorhanden — ob kultiviert, ist freilich zweifelhaft — nachgewiesen worden (s. S. 163).

---

[1]) Nach Chr. Bartholomae, Indogerm. Forschungen, Bd. 9, S. 271 und H. Osthoff, Beiträge zur Kunde der indogerm. Sprachen, Bd. 29, S. 249ff.

[2]) Joh. Hoops, Waldbäume und Kulturpflanzen im germ. Altertum, S. 126. Er glaubt die Bekanntschaft der Indogermanen mit der Buche auf Grund des obigen Materials annehmen zu dürfen.

[3]) Die Slaven haben den Namen für die Buche den Germanen entlehnt: russ. *bukъ*, čech. *buk* usw. Die Finnen nennen sie charakteristischerweise *saksan saarni* „deutsche Esche“ oder *saksan tammi* „deutsche Eiche“.

[4]) O. Drude, Handbuch der Pflanzengeographie, S. 267f.

L. Geigers Theorie von den in Deutschland zu suchenden Ursitzen der Indogermanen fand zunächst weniger Beifall als Widerspruch von seiten der Sprachforscher. Die Prähistoriker und Anthropologen freilich, die sich mit dieser Frage beschäftigten, L. Lindenschmidt, Th. Pösche, K. Penka, Rendall, L. Wilser und andere stimmten ihr durchaus zu; zumeist gingen sie sogar noch weiter nach dem Norden hinauf und sahen Skandinavien als die Wiege des indogerm. Sprachstammes an. Von Pösche und Penka stammt die bis heute von gewissen Prähistorikern immer noch aufrecht erhaltene Hypothese der Identität der indogerm. Rasse mit dem nordisch-germanischen Menschenschlag, der sich durch hohen Körperwuchs, lichten Teint, blonde Haare, blaue Augen und Langschädligkeit auszeichnet. Die Beweisführung der genannten Anthropologen und ihrer Nachfolger beruht zum Teil auf mißverstandenen oder von ihnen übertriebenen Nachrichten aus dem Altertum oder neueren Reiseberichten über den körperlichen Habitus von östlichen Völkern indogerm. Sprache; zum Teil auf der ganz irrigen Voraussetzung, man könne die Indogermanen, deren Ausbreitung doch in geschichtlich junger Zeit (2500—2000 v. Chr., vgl. Abschnitt IV, S. 62 ff.) vor sich geht und, soweit sie im vorderen Orient erfolgt ist, an der Grenze der historischen Überlieferung liegt, bis auf die Ursprünge der Menschheit in Nordeuropa nach dem Aufhören der Vergletscherung verfolgen. Diese merkwürdige Vorstellung, die so ganz unvereinbar mit den geschichtlichen Tatsachen ist, wird noch heute von dem Prähistoriker Gustaf Kossinna verteidigt und sogar noch weiter ausgebaut. Er begnügt sich nicht damit, das Dogma von der Dolichokephalie des indogerm. Urvolks und dessen Identität mit der nordischen Rasse unentwegt festzuhalten, sondern will diesen Menschentypus sogar bis zu einer der paläolithischen Rassen Westfrankreichs, dem dolichokephalen Crô-magnon-Typus, zurückverfolgen (s. auch weiter unten)[1].

---

[1]) Der Ursprung der Urfinnen und Urindogermanen und ihre Ausbreitung nach Osten. Mannus, Bd. 1, S. 17 ff., 225 ff., Bd. 2, S. 59 ff.

Zur Charakterisierung dieser falschen Methode darf man immer noch an ein Wort des Sprachforschers Max Müller erinnern[1]): *To me an ethnologist who speaks of Aryan race, Aryan blood, Aryan eyes and hair is as great a sinner as a linguist who speaks of a dolichocephalic dictionary or a brachycephalic grammar.* „Für mich ist ein Ethnologe, der von arischer Rasse, arischem Blut, arischen Haaren und Augen spricht, ein ebenso großer Sünder wie ein Sprachforscher, der von einem langschädligen Wörterbuch oder einer kurzschädligen Grammatik redet."

Wenn auch die Versuche, den körperlichen Habitus des indogerm. Urvolks zu ermitteln, nicht ganz so aussichtslos sind, wie es nach M. Müllers polemischer Äußerung scheinen könnte, so müssen wir uns doch immer vor Augen halten, daß man nie über mehr oder minder bestreitbare Vermutungen hinauskommen kann, weil bis jetzt keine Äußerungen von Augenzeugen über das Aussehen der Arier aus Vorderasien vorliegen und für Europa aus so früher Zeit überhaupt keine historischen Dokumente zu erwarten sind. Die späteren Völker indogerm. Sprache weisen aber ganz verschiedene Menschentypen auf, je nachdem sie in Indien, Iran, Osteuropa, Nordeuropa oder Südeuropa beheimatet sind. Ein anderes Verhältnis ist auch bei den vielen ethnischen Mischungen, denen die eingedrungenen indogerm. Eroberer ausgesetzt waren, nicht möglich. Wenn die nord- und mitteleuropäischen Völker indogerm. Sprache vorwiegend hellfarbig sind, so teilen sie diese Eigenschaft mit andern Völkern der nördlichen Gegenden, z. B. den Finnen, und wenn die südeuropäischen Indogermanen dunkelfarbig sind, so stimmt das zu den Nachrichten, die uns die alten Schriftsteller von dem Aussehen der Iberer oder Ligurer übermitteln. Ebenso haben sich die Perser und Inder der Vermischung mit dem einheimischen Blut und späteren Eindringlingen nicht entziehen können.

Alles, was wir über den körperlichen Typus des Urvolks sagen können, ist folgendes. Da die Indogermanen aus einer nördlichen Gegend gekommen sind — darüber wird noch zu reden

[1]) Biographies of words, S. 120.

sein —, so ist von vornherein zu vermuten, daß sie zu den hellfarbigen Völkern gehörten. Für diese Annahme spricht ferner der Umstand, daß Bergvölker indogerm. Sprache in südlicheren Gegenden nicht selten blonde Haare oder blaue Augen haben, wie die Osseten im Kaukasus, die Kurden in den Bergen Armeniens oder Irans, die Tadjiken im westlichen Pamir usw. Von den Alanenfürsten berichtet Ammianus Marcellinus, daß sie von großer Statur waren und gelbes Haar hatten (s. oben S. 470). Der hellfarbige Typus, den wir auf den Wandgemälden aus den Klöstern Ost-Turkestans vertreten sehen (siehe das Titelbild), mag daher ebenfalls auf den indogerm. Einschlag in dem Völkergemisch Zentralasiens zurückgehen und den sog. Tocharern oder Indo-Skythen angehören. Wenn die Brahmanenkaste in Indien noch heute hellfarbiger als die meisten Inder ist, so besagt das offenbar, daß sie sich weniger mit tamilischem Blute vermischt hat als die übrigen Kasten. Nicht viel Gewicht ist darauf zu legen, daß griechischen Helden der homerischen Zeit zuweilen das Beiwort *ξανθός*, das wir mit „blond" übersetzen, beigelegt wird. Die besondere Hervorhebung dieser Eigenschaft spricht eher dafür, daß der blonde Typus zu den Ausnahmen gehörte, wie es noch heute in Südeuropa der Fall ist. Recht wenig läßt sich auch mit den Nachrichten anfangen, die uns der jüdische Arzt A d a m a n t i o s aus Alexandria (4. Jahrh. n. Chr.) in seiner Epitome, die aus dem Rhetor Polemon (1. Hälfte des 2. Jahrh. n. Chr.) geschöpft ist, über das Aussehen der echten Hellenen übermittelt[1]. Als ihre Hauptmerkmale galten nach ihm großer, schlanker Wuchs, kräftige Konstitution, leicht gelocktes, dunkelblondes Haar und heller Teint (von blauen Augen spricht er nicht!). Diese Eigenschaften passen auf

[1]) Physiognomonica, B, Kap. 32: *Εἰ δέ τισι τὸ Ἑλληνικὸν καὶ Ἰωνικὸν γένος ἐφυλάχθη καθαρῶς, οὗτοί εἰσιν αὐτάρκως μεγάλοι ἄνδρες, εὐρύτεροι, ὄρθιοι, εὐπαγεῖς, λευκότεροι τὴν χρόαν, ξανθοί ..... ἔχοντες τρίχωμα ὑπόξανθον, ἁπαλώτερον, οὖλον πράως· πρόσωπον τετράγωνον, χείλη λεπτά, ῥῖνα ὀρθήν· ὀφθαλμοὺς ὑγροὺς ..... φῶς πολὺ ἔχοντας ἐν αὐτοῖς· εὐοφθαλμότατον γὰρ πάντων ἐθνῶν τὸ Ἑλληνικόν.*

alle mittel- und nordeuropäischen Typen, die Dolichokephalen wie die Brachykephalen.

Es ist also offenbar verfehlt, wenn gewisse Prähistoriker und Anthropologen aus dem Umstand, daß wir für das indogerm. Urvolk wohl eine hellere Komplexion anzunehmen haben, nun gleich den Schluß auf die Identität der indogermanischen und germanischen Rasse ziehen. Es gibt doch auch außerhalb Nordeuropas helle Typen. Wir wollen von den hellfarbigen Berbern in Libyen (Nordafrika) nicht reden, da sie mit den Indogermanen sicher nichts zu tun haben. Aber in Europa selbst gibt es außer dem hellfarbigen und dolichokephalen Typus auch eine hellfarbige, brachykephale Rasse, die besonders in Ost- und Mitteleuropa, auch in Oberitalien und in Westeuropa (Frankreich) bis zu den Pyrenäen hin vertreten ist.

Die Herkunft dieses hellfarbigen, brachykephalen Elements aus dem Osten unseres Erdteils und weiterhin aus Asien erscheint unzweifelhaft. Denn während es in Osteuropa als breite Masse auftritt, spitzt es sich nach Westen hin immer mehr zu, so daß es sich offenbar in der Vorzeit zwischen die nordischen und südlichen Dolichokephalen als spitzer Keil hineingeschoben hat[1]). Rußland bildet (mit Ausnahme der Weichselgegend und der Ostseeprovinzen, wo der dolichokephale nordische Typus vorherrscht) eine Domäne der brachykephalen Rasse, die in zwei Varietäten auftritt: 1. als hochgewachsener, blonder sog. Sarmatentyp mit blaugrünen Augen, der von den Karpaten bis zur Wolga reicht und als der eigentliche slavische Typus betrachtet werden kann[2]). Das Ausbreitungszentrum dieser Rasse scheint im Waldai-Gebirge und im Gouv. Nowgorod zu liegen; 2. als kleinwüchsiger, subbrachykephaler und dunkelblonder Typus, der als der prä-

[1]) Siehe die Schädelindexkarte von Europa (nach W. Z. Ripley) bei Moritz Hoernes, Natur- und Urgeschichte des Menschen, Bd. I, S. 304.

[2]) Noch um das Jahr 1000 n Chr. nannten die Araber alle blonden Menschen „Slaven". Umgekehrt verbindet bei uns die volkstümliche Vorstellung mit dem jüdischen Typus die Vorstellung von schwarzhaarigen Menschen, was durchaus nicht bei allen Juden zutrifft, wenigstens nicht in Mittel- und Osteuropa.

slavische angesehen werden kann[1]). Nach Südrußland (Gouv. Riaza, Kiew, Ostgalizien) ragt außerdem noch der extrem brachykephale, sog. dinarische Typus hinein, dessen Hauptverbreitungsgebiet die Balkanhalbinsel ist (Albanesen, Montenegriner, Bosniaken usw.). Er kommt für unsere Zwecke aber nicht in Betracht.

In Rußland sind demnach drei hellfarbige, mehr oder minder blonde Typen vertreten, deren Mischung die heutigen Slaven ergibt: der nordische, der sarmatische und der präslavische. Dieses Verhältnis entspricht aber keineswegs demjenigen der Schädel aus den altslavischen Gräbern in Mitteleuropa, die durch die sog. Schläfenringe als solche gekennzeichnet sein sollen. Diese Schädel sind weit überwiegend dolichokephal und stimmen ganz mit denjenigen der altgermanischen Reihengräber überein. Merkwürdigerweise hat sich sogar ein typischer slavischer Schädelring in einem Grab des alemannischen Reihengräberfelds bei Ebnigen (württ. Schwarzwaldkreis) gefunden[2]). Es ist also anzunehmen, daß die Ausdehnung eines bestimmten slavischen Typus weder durch die Schläfenringe gekennzeichnet ist, noch daß er sich aus den Gräberfunden überhaupt ermitteln läßt. Denn wir wissen nicht, wie weit sich unter der slavischen Oberschicht die Reste der früheren Bevölkerung erhalten haben, da ein Wechsel in der Sprache und Kultur keineswegs einen solchen der Rasse bedeutet. Auch in Gräbern des eigentlichen Rußlands aus dem frühen Mittelalter (den sog. Kurganen) ist die längliche Kopfform vorherrschend; aber wie eine Prüfung der erhaltenen Haarreste beweist, gehörten diese Dolichokephalen nicht der blonden, sondern einer brünetten Rasse an[3]). Es ist also unmöglich, aus den Skelettfunden einen einheitlichen urslavischen Typus herauszufinden, obwohl sich die Wanderungen der Slaven in historischer Zeit sozusagen unter unseren

[1]) Jan Czekanowski, Archiv für Anthropologie, N. F. Bd. 10, S. 195 und Ethyme Tschepourkovski, ebenda, S. 182f.

[2]) Vgl. zu allen diesen Fragen C. Toldt, Korrespondenzblatt der deutschen Gesellschaft für Anthropologie usw., 1911, S. 110ff.

[3]) Siehe M. Hoernes a. a. O., Bd. I, S. 336f.

Augen vollzogen haben[1]). Wie gering ist also die Wahrscheinlichkeit, für ein prähistorisches Wandervolk, wie die Indogermanen es waren, einen scharf umgrenzten Rassetypus festzustellen, wo wir nicht einmal die Skelette zur Verfügung haben! Alle mit noch so großer Bestimmtheit auftretenden Behauptungen von der Dolichokephalie, den blauen Augen und blonden Haaren des indogerm. Urvolks oder auch die schüchternen Versuche, es dem brachykephalen Rassetypus zuzuweisen[2]), müssen daher als unbeweisbar angesehen werden. Den Anhängern der letzteren Theorie ist auch E. de Michelis zuzurechnen, der sich allerdings in vorsichtiger Weise äußert[3]): *Ciò nondimeno l'ipotesi dei Protoarî brachicefali è ancor quella, fra tutte le possibili, che comporta la maggior diffusione di sangue ario* „nichtsdestoweniger erklärt die Hypothese der brachykephalen Urarier unter allen möglichen die weitgehendste Ausbreitung des arischen Blutes", und an anderer Stelle seines Werkes äußert er sich über den Ursprung der Indogermanen[4]): *La stirpe brachicefala celto-slava-iranica si dimostra essere stata, se non l'unica, certo la principale propagatrice dell' arianismo* „die brachykephale keltisch-slavisch-iranische Rasse erweist sich sicher als die hauptsächlichste, wenn nicht die einzige Verbreiterin des Ariertums."

Das letzterwähnte Zitat des gründlichen italienischen Forschers führt uns zu der anderen Ansicht, daß die Indogermanen überhaupt keine einheitliche Rasse, sondern bereits ein Konglomerat von Völkern verschiedener Herkunft waren, die in prähistorischer Zeit schon zu einer ethnischen Einheit

---

[1]) Auch die Tschechen bilden nach Friedr. Schiff, Archiv für Anthropologie N. F. XI, S. 253ff. keine einheitliche Rasse, sondern stellen ein Gemisch aus drei Elementen dar, aus Rundköpfen, nach Osteuropa neigenden Mesokephalen und einem nordischen Einschlag. Dies Verhältnis bestand auch schon in der Vorzeit.

[2]) Ch. de Ujfalvy, Le berceau des Aryas d'après les ouvrages récents 1884 (hier sollen übrigens die idg. Brachykephalen vom Pamir herkommen) oder G. Sergi, Gli Arii in Europa e in Asia 1903.

[3]) L'origine degli Indo-Europei, 1905, S. 134.

[4]) A. a. O. S. 676.

zusammengeschmolzen waren, so wie sich die heutigen Engländer aus vorindogermanischen Kaledoniern (Pikten und Skoten), Kelten, Romanen und Germanen herausgebildet haben. In der Tat läßt sich die Expansionskraft der englischen Rasse mit derjenigen der Indogermanen in eine Parallele stellen. Auf diesem Standpunkt, das indogerm. Urvolk sei ein Gemisch aus mehreren Völkern, steht schon der Geograph und Philologe W. Tomaschek[1]). Er verlegt die Heimstätte der noch ungetrennten Indogermanen in das Gebiet der Donau. Mehrere typisch unterschiedene und aus verschiedenen südlicheren Geburtsstätten dahin eingedrungene Menschensippen hätten sich hier zu einer ethnischen, durch das Band der Sprache zusammengehaltenen Einheit verbunden.

Hier stoßen wir meines Wissens zuerst auf die Ansicht, das indogerm. Urvolk habe keine reine Rasse, sondern ein Gemisch von verschiedenen Typen dargestellt. Wenn wir die Behauptung von der südlichen Herkunft, die mit unserm jetzt erweiterten Gesichtskreis im Gebiet der Ägäis nicht zu vereinbaren ist, beiseite lassen, so hat Tomascheks Auffassung manches für sich. Sind die Indogermanen in der Tat auf europäischem Boden erwachsen, so können sie unmöglich in einer so jungen Zeit, wie sie für ihre ethnische Ausbildung angenommen werden muß (3. Jahrtausend v. Chr.), noch reinrassig gewesen sein. Denn in jungneolithischer Zeit gab es nirgends in Europa mehr reine Rassen, sondern überall stoßen wir auf ein Gemisch verschiedener Schädelformen in den Skelettfunden aus den Gräbern, und auch schon in jungpaläolithischer Zeit lagen die Verhältnisse nicht anders, wie wir im Abschnitt V, S. 96f. gehört haben.

In dieser richtigen Erkenntnis spricht sich E. de Michelis, wie wir gehört haben, ebenfalls für die Mischung der Indogermanen aus mehreren Rassetypen aus, da auch er die Urheimat in demselben Gebiet wie W. Tomaschek sucht[2]):

---

[1]) Kritik der ältesten Nachrichten über den Norden. I. Sitzungsberichte der Wiener Akademie der Wissenschaften. Phil.-historische Klasse. Bd. 116 (1888), S. 716f.

[2]) A. a. O. S. 691 und 694.

Tutto considerato adunque, la conchiusione più probabile si è che l'evoluzione del linguaggio protoario avvenisse in qualche punto della zona media del continente europeo „wenn wir alles dies überlegen, so ist der wahrscheinlichste Schluß der, daß die Herausbildung der urarischen [d. h. indogerm.] Sprache an irgendeinem Punkt der mittleren Zone des europäischen Festlands erfolgte". Noch bestimmter äußert er sich gleich darauf: *L'Urheimat dev' essere cercato tra il medio Danubio e il Volga, vale a dire nella regione orientale della zona media del continente europeo* „die Urheimat muß zwischen der mittleren Donau und der Wolga gesucht werden, d. h. in der östlichen Gegend der mittleren Zone des europäischen Festlands".

Diese Umgrenzung der Urheimat berührt sich mit ihrer Ansetzung durch Otto Schrader, der (allerdings erst von der zweiten Auflage seines Werkes an) entschieden „die Heimat, das Ausgangsgebiet der indogerm. Völker nördlich und westlich des Schwarzen Meeres einschließlich eines größeren oder geringeren Teiles des Donautals" suchen will, freilich daneben auch „die Ursitze der Indogermanen auf die Länder nördlich und westlich des Schwarzen Meeres" beschränkt[1]).

Mit dieser Ansetzung der Urheimat blieb O. Schrader ziemlich isoliert. Allerdings erhob sich zunächst auch kein Widerspruch gegen seine Aufstellungen von seiten der Sprachforscher, da keiner von ihnen das dornenvolle Gebiet der indogerm. Altertumskunde neben ihm mit solcher Gründlichkeit und solchem Einfluß auf die Mitforschung bearbeitete. Erst Hermann Hirt trat in dem Werk „Die Indogermanen. Ihre Verbreitung, ihre Urheimat und ihre Kultur (1905—07)" gegen Schraders südrussische Urheimat mit großer Entschiedenheit auf. Er machte geltend, daß die südrussische Steppe nur Durchgangsgebiet und nicht zur langen Erhaltung der Völker geeignet sei[2]). Genauer wird man diesen Grund dahin präzisieren, daß Südrußland niemals in geschichtlicher

[1]) Sprachvergleichung und Urgeschichte, 3. Aufl., Bd. 2, S. 506 und 514 und weniger bestimmt in „Die Indogermanen", S. 160.

[2]) Band II, S. 619. Nur das oben zitierte erste Argument Hirts ist haltbar; alle übrigen (fünf) sind hinfällig, weshalb hier nicht weiter auf sie eingegangen wird.

Zeit der Ausgangspunkt großer Völkerbewegungen war, sondern daß seine Bewohner stets den ersten Anprall der aus dem innern Asien kommenden Vorstöße wandernder Völker auszuhalten hatten und in die Bewegung hineingezogen wurden, wenn sie nicht schon in ihrem Gebiete abflaute.

Außerordentliche Schärfe nimmt die Polemik gegen die südrussischen Ursitze bei Gustaf Kossinna an. Nach seiner Ansicht[1]) „konnte in der eigentlichen Steppe naturgemäß weder in paläolithischer noch in neolithischer Zeit der Mensch dauernd bestehen; wenigstens sind dort keine Spuren von Ansiedlungen oder Gräbern angetroffen worden, die über die Zeit des Skytheneinfalls, also um 800 v. Chr. hinausgehen". Dieses Argument ist nur zum Teil richtig, denn Nomaden z. B. pflegen keine festen Ansiedlungen anzulegen, und die arischen Wandervölker haben ihre Toten nicht beerdigt, sondern ausgesetzt (vgl. Abschnitt XIV, S. 315), konnten also auch keine Gräber hinterlassen. In einer späteren, ebenfalls polemisch gegen O. Schrader gerichteten Veröffentlichung[2]) umgeht Kossinna seinen eignen Einwand, indem er die Indogermanen von Nord- (oder Mittel-?) Europa her die südrussische Steppe auf dem Wege nach Asien nur durchwandern läßt, so daß der archäologische Niederschlag ein anderer als in einem ständig bewohnten Gebiet sein müsse.

Indes ist die archäologische Durchforschung Südrußlands noch zu sehr in den Anfängen, als daß wir, auf sie allein gestützt, ein Urteil über die mehr oder minder umfangreiche und dauernde Besiedlung dieser Gegenden uns erlauben könnten. Der Ackerbau freilich wird in alter Zeit vorzugsweise wie heute in dem Alluvialboden der Flußtäler, der sog. Schwarzerde, betrieben worden sein, hier aber dafür auch reichsten Ertrag geliefert haben[3]). Nach Herodot (Buch IV,

---

[1]) Mannus, Bd. 1, S. 244.

[2]) Mannus, Bd. 2, S. 81 ff.

[3]) Übrigens darf man nicht glauben, daß die südrussische Steppe durchaus ertragsunfähig sei. Große Strecken sind jetzt unter Kultur genommen, und die dortigen Großgrundbesitzer sind mit den Ergebnissen durchaus zufrieden (nach einer Mitteilung von Max Ebert).

Kap. 17) betrieben die ansässigen Skythen eifrig den Ackerbau und zwar nur zum Zweck des Verkaufs[1]. Noch heute ist Südrußland ein Getreideexportland ersten Ranges; die Verhältnisse haben sich also seit zweiundeinemhalben Jahrtausend nicht geändert, und es wird wohl vor Herodots Zeit schon ebenso gewesen sein. Deshalb kann man einem in Südrußland wohnenden Volk die Kenntnis des Ackerbaus auch für eine noch weiter zurückliegende Zeit nicht absprechen.

Damit fällt aber Hirts Hauptgrund, weshalb er das indogerm. Urvolk im nordeuropäischen Waldland und nicht im südrussischen Steppengebiet ansetzen will[2]. Er sucht die Urheimat in der norddeutschen Tiefebene, in der sich nach seiner Ansicht vorläufig die genaueren Grenzen nicht bestimmen ließen. Das scheint für ihn in der Tat der Fall zu sein, da er an einer Stelle seines Buches die Weichsel die Mittellinie, an anderen Stellen die östliche Grenze der Urheimat bilden läßt. Neben Hirt zu erwähnen ist der Germanist Karl Helm, der zwar auch die Germanen als von jeher in ihrem Lande ansässig ansieht, in ihrem Gebiet aber nur einen Teil der Indogermanenheimat erblicken will[3]. Er nimmt als solche ein großes ursprüngliches Ausbreitungsgebiet an, das sich über Teile Europas bis nach Mittelasien erstreckt habe. In dieser Auffassung der Urheimat trifft er mit Fr. Ratzel (s. weiter unten S. 509f.) zusammen, von dem er offenbar beeinflußt ist. Helm will damit aber nichts über die Sprache der autochthonen Germanen präjudizieren, neigt vielmehr der oben (S. 481ff.) ausgesprochenen Ansicht zu, daß sie erst sekundär zum indogerm. Sprachstamm hinzugetreten sind. Er stützt sich bei seiner Behauptung, die Germanen seien von jeher in ihrem Lande ansässig gewesen, zunächst auf die Ergebnisse der Vorgeschichte, die uns zeigen, daß ein und dieselbe Rasse seit der frühesten neolithischen Zeit Nordeuropa bewohnt habe. Ferner seien die Germanen von jeher kühne

---

1) *Σκύθαι ἀροτῆρες, οἳ οὐκ ἐπὶ σιτήσι σπείρουσι τὸν σῖτον ἀλλ' ἐπὶ πρήσι.*

2) Die Indogermanen, Bd. 1, S. 190ff.

3) Hessische Blätter für Volkskunde, Bd. 4, S. 399ff. und Indogermanische Forschungen, Bd. 24, S. 221ff.

Seefahrer gewesen, und diese Eigenschaft hätten sie nur infolge einer uralten Nachbarschaft mit dem Meer erwerben können. Dagegen ist geltend zu machen, daß sich die Schiffahrt der Germanen in der Regel auf nahe Küsten beschränkte (s. Abschnitt XI, S. 224f.) — die Fahrten der Wikinger nach Grönland oder der Normannen nach Sizilien und Süditalien sind vereinzelte Erscheinungen —, und es läßt sich bei ihnen keine größere Vertrautheit mit dem Meer nachweisen als bei indogerm. Stämmen, die an die Meeresküste zu wohnen kamen. Die einziehenden Indogermanen fanden eben (z. B. in Griechenland und an der Adria) eine seekundige Urbevölkerung vor, deren technische Errungenschaften natürlich erhalten blieben; die neuen Herrscher brauchten sie nur zu übernehmen, wenn sie Neigung dazu hatten. Aus sprachlichen Gleichungen läßt sich aber die Vertrautheit des Urvolks oder einzelner seiner Teilstämme mit dem Meer nicht beweisen. Es ist ein durch unseren heutigen Sprachgebrauch, und zwar besonders der binnenländischen Bevölkerung, veranlaßter Irrtum, wenn man dem Wort „Meer“ schon in der indogerm. Ursprache seine jetzige Bedeutung zuschreibt. Denn ahd. altsächs. *meri*, altengl. *mere* bedeuten in erster Linie „stehendes Binnengewässer, Weiher, Tümpel, Sumpf“; ebenso altfries. *mar* „Graben, Teich“, altniederl. *maere, mer* „Sumpf, See“[1]). Noch deutlicher wird diese Urbedeutung, wenn wir an das abgelautete altengl. altsächs. *mōr*, ahd. *muor* „Moor“ denken. Das altgermanische Wort für „Meer“ ist got. *saiws*, altisl. *sǣr, sjōr*, altengl. *sǣ*, altfries. *sē*, altsächs. ahd. *sēo* „See“, das ohne sichere etymologische Anknüpfung ist, demnach wohl dem vorindogerm. Wortschatz angehört. Die Übertragung des Wortes „Meer“ auf die „See“ ist also ähnlich aufzufassen wie unser heutiges (freilich halb scherzhaftes und nach amerik.-engl. *the great pool* gebildetes) „großer Teich“.

Aber auch bei den Nachbarn der Germanen, den Litauern und Preußen, bedeutet das mit *Meer* urverwandte lit. *mārės*,

[1]) Deshalb bedeutet die Ableitung altengl. *merisc*, engl. *marsh*, niederd. *marsch* „sumpfige Niederung“. S. Joh. Hoops, Beiträge zur Geschichte der deutschen Sprache und Literatur, Bd. 23, S. 570.

altpreuß. *mary* „Haff", speziell das Kurische Haff. Die Germanen und Balten sind die einzigen indogerm. Stämme, die vom Anfang an am Meer ansässig sind; die Slaven, Kelten und Italiker sind erst ziemlich spät an das Meer gerückt, und charakteristischerweise wird gerade bei diesen Völkern der indogerm. Stamm **mari* „stehendes Wasser" zur Benennung des Meeres verwandt: altbulg. *morje*, altir. *muir*, lat. *mare*. Die Übertragung ist also die gleiche, die in lit. *júrės*, lett. *jūra*, preuß. *jūrin*, engl. *wær*, altisl. *ver*, *vǫr* „Meer": altind. *vār*, *vā́ri* „Wasser, Teich, Meer", av. *vār-* „Regen", *vaʻri-* „See", arm. *gair* „Sumpf", toch. A *wär̠* „Wasser", preuß. *wurs* „Teich" vorliegt. Die indogerm. Stämme **mari* und **wāri*[1]) dienten demnach ursprünglich (neben ihrer allgemeinen Verwendung für „Flüssigkeit, Wasser") zur Bezeichnung eines stehenden Gewässers: „Teich, Sumpf" u. dgl. Die Übertragung auf das Meer ist erst sekundär.

Denn vielfach finden sich in den indogerm. Sprachen Namen für das Meer, die ohne Beziehungen zu dem sonstigen idg. Wortschatz sind. Von got. *saiws* ist schon die Rede gewesen; griech. *θάλασσα*, att. *θάλαττα* verrät seinen vorgriechischen Ursprung schon durch die Endung *-ασσα*, *-αττα* und durch den Umstand, daß es ohne jegliche Anknüpfung im Griechischen und nach außerhalb dasteht. Aus ihrem ererbten Wortschatz haben die Griechen charakteristischerweise nicht den idg. Stamm **mari* „stehendes Wasser" zur Bezeichnung des Meeres verwandt, sondern sie erblickten in ihm die Völkerstraße, den Handelsweg und nannten es *πόντος* „Straße": altind. *pánthās*, griech. *πάτος* „Pfad", lat. *pons*, gen. *pontis* „Brücke", altbulg. *pątь* „Weg", ahd. *fendo* „Fußgänger", *funden* „eilen" usw. Als „Weg" (hom. *ὑγρά κέλευθα* „nasser Pfad"; vgl. S. 292, Anm. 2) mußte das nach zahllosen Richtungen, nach den vielen Inseln und dem kleinasiatischen Festland, befahrene Ägäische Meer dem staunenden Auge der Griechen erscheinen, als sie von den Bergen Nordgriechenlands her an seine Küsten

[1]) Über die verschiedenen Abstufungen dieses Stammes vgl. Joh. Schmidt, Die Pluralbildungen der idg. Neutra, S. 204.

gelangten. Denn in ihrer Urzeit haben die Griechen und die Indogermanen überhaupt — das ergibt sich uns als Resultat der vorangegangenen Untersuchung des bezüglichen Wortschatzes — das Meer nicht gekannt. Damit fällt ein weiterer Grund fort, weshalb man die Ursitze an die Ufer der Ostsee verlegt hat.

Die archäologischen Gründe vollends, die von den Prähistorikern Matthaeus Much und Gustaf Kossinna dafür ins Feld geführt worden sind, entbehren jeglicher Beweiskraft. Das ergibt sich für den Unbefangenen schon daraus, daß die beiden mit nahezu den gleichen Argumenten zu verschiedenen Ergebnissen gelangen, und ferner aus dem Umstand, daß der letztgenannte Forscher seine Ansicht über das Urvolk oder seine angeblichen Teilstämme fortwährend wechselt (s. oben S. 457). Das beweist zum mindesten eine starke Unsicherheit der jedesmal mit unfehlbarer Bestimmtheit vorgetragenen Meinungen. Much [1]) sucht die Ursitze im nordwestlichen Europa von der westlichen Ostsee und der Nordsee bis zum deutschen Mittelgebirge und den Karpaten; die östliche Grenze bildete die Oder, vielleicht auch die Weichsel. Noch in der Steinzeit überschritten die Indogermanen das deutsche Mittelgebirge und drangen einerseits bis zu den Alpen, andrerseits bis zur mittleren Donau und zum Balkan, über den Dnjestr und die südrussische Steppe zu den Ländern am Ägäischen und Schwarzen Meer vor. Er gründet seine Hypothese auf die Art der Steinwerkzeuge, den Dekorationsstil der Keramik, den Bernsteinhandel usw., die als Beweise für die nordische Urheimat der Indogermanen herangezogen werden.

Mit fast denselben Mitteln sucht Gustaf Kossinna dem Problem nahe zu kommen. Während er früher (1902) die Ursitze an die untere und mittlere Donau verlegt hatte [2]), trat er später mit großer Entschiedenheit für Südskandinavien,

---

[1]) Die Heimat der Indogermanen im Lichte der urgeschichtlichen Forschung, 2. Aufl., 1904, S. 5.

[2]) Zeitschrift des Vereins für Volkskunde, Bd. 6, S. 1 ff.

Dänemark und Nordwestdeutschland ein[1]). Neuerdings leitet er die Indogermanen von der paläolithischen Crô-magnon-Rasse aus Südfrankreich ab, von wo er sie in zwei Zügen nach dem Norden (die Schnurkeramiker) und dem Donautiefland (die Bandkeramiker) abrücken läßt; jene sind die Nord-, diese die Südindogermanen bzw. Kentum- und Satemvölker. Als „indiskutabel" stellt er dabei folgende Punkte auf: indogerm. Urvolk, indogerm. Ursprache, kleiner „Urraum" als Urheimat und nordischer Typus der Indogermanen[2]).

Nicht alle Forscher werden aber geneigt sein, Kossinnas Dogmen ohne Kritik anzuerkennen[3]). Wir haben schon (oben S. 499) gezeigt, daß die Identifizierung der Urindogermanen mit den Urgermanen in bezug auf die Rasse nicht zu beweisen ist; aber auch über die mehr oder minder große Ausdehnung der Ursitze sind die Meinungen sehr geteilt. So sieht z. B. der Geograph Friedrich Ratzel[4]) das Ur-

---

[1]) „Die indogermanische Frage archäologisch beantwortet" in der Zeitschrift für Ethnologie, Bd. 34, S. 161 ff.

[2]) Mannus, Bd. 1, S. 20. Die betreffenden Aufsätze Kossinnas befinden sich zum Teil in seiner Zeitschrift Mannus, zum Teil in besonderen Gelegenheitsschriften, die schon öfters erwähnt wurden.

[3]) Selbst die engeren Fachgenossen Kossinnas billigen seine Verquickung von prähistorischen und sprachgeschichtlichen Ergebnissen in der Indogermanenfrage nicht. So hält Karl Schumacher „die ganze Frage noch nicht für spruchreif" (briefliche Mitteilung vom 23. 11. 1911). A. Götze (Prähistorische Zeitschrift, Bd. 4, S. 336 ff.) sieht die prähistorische Ethnologie für „ein schwieriges Feld an, auf dem man bisher noch wenig sichere Resultate zu verzeichnen hat". Sprache, Kultur und somatischer Typus decken sich nicht ohne weiteres, und wenn es der Fall ist, so weiß man noch immer nicht, ob diese sich deckende Gruppe den eignen Volksgenossen als ethnologische Einheit galt (man denke an die Serben, Bulgaren, Montenegriner, deren Rivalität bekannt ist). „Wo die Völkernamen aus historischen Quellen nicht bekannt sind, können wir sie nicht konstruieren. Auch nicht rückwärts von sicherem historischen Boden aus, denn eine Volkseinheit ist keine konstante Größe. Völker entstehen und vergehen. Man kann eine Wahrscheinlichkeitsrechnung anstellen, die aber nur hypothetischen Wert hat."

[4]) Der Ursprung und das Wandern der Völker geographisch betrachtet. II. Berichte der Kgl. Sächsischen Gesellschaft der Wissenschaften. Phil.-hist. Klasse, 1888, S. 146 ff.

sprungsland in dem „zusammenhängenden Länderraum, der vom 35. Grad nördlicher Breite an südost-nordwestlich bis gegen den Polarkreis zieht, von der Abdachung zum Persischen Meerbusen bis zur Ostsee. Er umfaßt den nördlichen Teil des Zweistromlandes, Armenien und den Kaukasus, Kleinasien und ist durch das Schwarze Meer, die nördliche Balkanhalbinsel, die Donau und den Dnjestr mit Innereuropa, durch die Ostsee mit Nordeuropa verbunden". Man wird diesen Standpunkt mit Recht für verfehlt ansehen; jedenfalls aber beweist der Umstand, daß er von einem so namhaften Gelehrten vertreten wurde, die Unmöglichkeit, irgendeinen dogmatischen Lehrsatz über die Ausdehnung der Ursitze als „indiskutabel" hinzustellen.

Welche Gründe veranlassen uns nun, diese Ursitze nicht an den Gestaden der Ostsee zu suchen? Da ist zunächst die Entwicklung der germanischen Dialekte ins Auge zu fassen. Bekanntlich sind sie von den übrigen indogerm. Sprachen vornehmlich durch die konsequent durchgeführte sog. „Lautverschiebung", ferner von den wohl erhaltenen älteren und jüngeren Sprachen (Altindisch, Griechisch, Baltisch-Slavisch) durch den Verfall der Endsilben und Flexionsformen sowie durch die Bindung des freien indogerm. Akzents an die Stammsilbe deutlich unterschieden. Wären in Wirklichkeit die Germanen mit den Urindogermanen identisch, so sollte man erwarten, daß sie, gleichwie die Wohnsitze, den körperlichen Habitus und die Kultur, auch die Ursprache möglichst getreu bewahrt hätten. Das ist aber am wenigsten der Fall bei den Germanen, die in den angeblichen Ursitzen verbleiben, viel eher trifft es auf die Völker zu, die sich am weitesten davon entfernt hätten, die Inder und Griechen. Diese Schwierigkeit hat G. Kossinna, zurzeit wohl der eifrigste Verteidiger der nordeuropäischen Urheimat, wohl eingesehen. Deshalb läßt er im Gegensatz zu der üblichen Ansetzung (um 600 v. Chr.) die Lautverschiebung bereits am Ausgang der skandinavischen Steinzeit — da er neuerdings die Germanen aus Skandinavien nach Nordwestdeutschland einwandern läßt — also um 2000 v. Chr. oder auch schon um 3000 v. Chr. in der Periode der

Ganggräber eintreten oder wenigstens einsetzen[1]). Ja, er neigt sogar der für die ernsthafte Sprachforschung ganz unannehmbaren Hypothese A. Schirmeisens[2]) zu, der den germ. Lautstand für den ursprünglichen, den der übrigen indogerm. Sprachen für „entartet" ansieht. Mit dieser Annahme, meint Kossinna, „habe man nicht nötig, sich über die Frage der Lautverschiebung den Kopf zu zerbrechen". Unerklärt bleibt bei dieser Annahme indes, wieso es kommt, daß alle übrigen indogerm. Sprachen stets Medien oder Tenues an Stelle der germ. Tenues oder Spiranten eingesetzt, dieselben Flexionsendungen für die nicht vorhandenen germ. Endungen angefügt oder den Akzent von der Stammsilbe weg so oft auf die gleiche Endungssilbe gerückt haben. Man sieht, die Hypothese von der größeren Ursprünglichkeit des Germanischen gegenüber den andern indogerm. Sprachen führt zu einem vollkommenen Widersinn und wird daher von keinem Sprachforscher für ernst genommen.

Das Germanische zeigt uns aber nicht nur eine in ihrem wesentlichen Kern zerrüttete indogerm. Sprache, sondern von seinem Wortschatz entbehrt auch ein bedeutender Teil jegliche Beziehung zu andern indogerm. Sprachen. Ich habe an anderer Stelle[3]) den nichtindogerm. Einschlag auf etwa ein Drittel des gesamten einheimischen germ. Sprachguts geschätzt. Wie will man seine Herkunft erklären, wenn das Germanische eine unvermischte, aus der indogerm. Grundsprache organisch weiter entwickelte Sprache wäre?

Es kommt noch ein Umstand hinzu, der gegen die nordeuropäische Heimat der indogerm. Grundsprache geltend gemacht werden kann. Sie hat keinerlei Beziehungen zu den freilich zum Teil nur sehr unvollkommen bekannten Ursprachen Europas, dem Iberischen, dem ihm doch wohl verwandten Baskischen, dem Etruskisch-Rätischen oder dem Ligurischen, trotz aller Versuche, eine Urverwandtschaft zwischen diesen

---

[1]) Die Herkunft der Germanen, 1911, S. 28f.

[2]) Mannus, Bd. 3, S. 91ff

[3]) Verf., Beiträge zur Geschichte der deutschen Sprache und Literatur, Bd. 36, S. 350f.; siehe auch oben Abschnitt II, S. 32f.

und dem Indogermanischen zu erweisen. Wie wir im Abschnitt XVIII gesehen haben, zeigen andrerseits die Berührungen zwischen dem Indogermanischen und einer anderen Sprachgruppe, dem Finnisch-Ugrisch-Samojedischen, durchaus nach Osten, also nach Asien hin. Fritz Hommel[1]) nimmt geradezu an, daß das älteste Indogermanisch die sog. turanische Syntax (d. h. Wortfolge nach seiner Terminologie, in der Stellung des Genitivs und Adjektivs, in den Substantivzusammensetzungen und mit dem Verbum am Ende des Satzes) besaß[2]). „Nur von den verbohrtesten Skeptikern könne die formale Sprachverwandtschaft des Indogermanischen mit dem Ural-altaischen in Abrede gestellt werden."

Zu den aus der Sprache geschöpften Gründen gegen die nordeuropäische Urheimat treten eine ganze Anzahl kulturhistorische Gründe. Bekanntlich ist die Familienordnung der Indogermanen streng auf der agnatisch gegliederten Vaterfamilie aufgebaut, während im vorindogermanischen Europa die mutterrechtliche Familienordnung galt, von der sich bei den Germanen noch deutliche Spuren finden (vgl. Abschnitt VI, S. 116 f.), auch in dem in Nordeuropa und am Rhein anzutreffenden Matronenkult an Stelle der sonstigen indogerm. Väterverehrung (s. Abschnitt XV, S. 329 f.). Die Vaterfolge in der strengen Form, daß nur die Zeugung die Verwandtschaft begründet, weist aber nach Ostasien hin[3]). Die Germanen haben also in vorgeschichtlicher Zeit eine Rechtsumwälzung erlitten, die nur durch das Eindringen einer neuen Kultur erklärt werden kann.

Den Einfluß einer veränderten Kultur beweist auch der Wechsel der Tracht, der zwischen der Bronzezeit und dem

---

[1]) Grundriß der Geographie und Geschichte des alten Orients, 2. Aufl., S. 18, Anmerkung 5.

[2]) Das letztere ist freilich in der indogerm. Ursprache nicht durchaus der Fall gewesen; das Verb konnte an verschiedenen Stellen des Satzes stehen. Im Nachsatz stand es sogar regelmäßig am Satzanfang. Vgl. Ernst Kieckers, Die Stellung des Verbs im Griechischen und in den verwandten Sprachen, I, spez. S. 101 f.

[3]) J. Kohler, Urgeschichte der Ehe, S. 53 f. und J. Kohler und E. Ziebarth, Das Stadtrecht von Gortyn und seine Beziehungen zum gemeingriechischen Rechte, 1912, S. 60.

Beginn der geschichtlichen Überlieferung bei den Germanen stattgefunden hat. Wir haben die männliche Kleidung der Leute aus der Bronzezeit im Abschnitt XII, S. 338 f. kennen gelernt; sie ist ganz verschieden von dem Bild, das uns die römische Monumentalkunst und die Nachrichten der Schriftsteller von den Germanen geben; man vergleiche nur die Abbildung 27 (S. 239) mit der Abbildung 25 (S. 235). Die bei den Germanen auftretende Hosentracht ist aber östlicher Herkunft; sie reicht von den Kelten und Thrakern bis zu den Skythen und Persern sowie Medern.

Wie wir im Abschnitt VII, S. 144f. gesehen haben, verstand das Urvolk schon die Anlage befestigter Plätze, die durch eine Mauer *(*dheiĝhos)* geschützt wurden. Nun kennen wir aber aus dem Norden Europas keine Burgwälle, die älter als die Wikingerzeit sind[1]); in Nordwestdeutschland kommen die frühesten seit 300 n. Chr. auf, als die Sachsen sich dort auszubreiten beginnen. Ihr Burgenbau geht wohl in letzter Linie zurück auf die Träger der sog. Lausitzer Kultur, in deren Gebiet wir vielleicht schon aus der jüngeren Steinzeit, sicher aber aus der Bronzezeit derartige Anlagen nachweisen können[2]). Der Burgenbau hat von der Lausitz aus nach der Mark (Uckermark, Nordmark) und Pommern (der heilige Stadtberg bei Stettin) vereinzelte Ausläufer gesandt, die aber nicht älter als bronzezeitlich sind. Von den Germanen haben die Slaven die Fliehburgen übernommen und nach dem vorgefundenen Muster neue angelegt. Die Lausitzer Kultur zeigt südöstliche Einflüsse, und von Südosteuropa haben ihre Träger auch den Burgenbau gelernt, von den Völkern der Bandkeramik und bemalten Keramik der Donauländer. Dort finden wir schon in neolithischer Zeit umfangreiche Befestigungswerke (Lengyel, Cucuteni, Dimini usw.), desgleichen in Südwestdeutschland (siehe Abschnitt IV, S. 63) ebenso wie in Zentralasien (Anau, Merw). Zum Unterschied aber von den in der Regel un-

---

[1]) B. Schnittger, Prähistorische Zeitschrift, Bd. 4, S. 407.

[2]) A. Götze, Der Schloßberg bei Burg im Spreewald. Prähistorische Zeitschrift, Bd. 4, S. 264 ff.

bewohnten Fliehburgen des germanischen Nordens und Südwestdeutschlands sind die südeuropäischen und zentralasiatischen befestigten Plätze ständig bewohnte Ansiedlungen gewesen. Schon dieser Umstand spricht für das höhere Alter der südeuropäischen und zentralasiatischen Befestigungskunst, die ihre Ursache eben in der höher entwickelten Kultur hat. Die Abneigung der alten Germanen gegen das Leben in ummauerten Städten war den Römern zur Zeit des Tacitus zur Genüge bekannt[1]). Die mangelnde Kenntnis des Burgenbaus im Norden zur Steinzeit und noch später ist gleichfalls ein starkes Argument gegen die Identität von Indogermanen und Germanen.

Endlich spricht gegen die Herkunft der Indogermanen aus dem nordeuropäischen Waldland die Vertrautheit des Urvolks mit dem Pferde und die große Rolle, die es in seiner Kultur gespielt haben muß (vgl. Abschnitt VIII, S. 157 ff.). Nicht als ob das Pferd zur neolithischen Zeit in Europa ganz unbekannt gewesen wäre; aber die Funde von Pferderesten sind nur auf dem Gebiet der Bandkeramik einigermaßen häufig, sonst immerhin selten (ebenda S. 148). Denn das Wildpferd, das in der Diluvialzeit die Steppen des damaligen Europas bewohnte, wie die Funde (in über 100000 Exemplaren in Solutré a. d. Saône) und paläolithische Felszeichnungen (zu Laussel, Les Combarelles in der Dordogne usw.) uns lehren, hatte sich mit dem Zurückweichen der Steppe und dem Vordringen des Waldes nach Asien zurückgezogen, wo es noch heute in zwei Varietäten (equus caballus Pumpellii in Transkaspien und equus caballus Przewalskii in Ostturkestan) angetroffen wird (s. Abschnitt II, S. 35). Nur in Gegenden, wo das Pferd einheimisch war und in seinen natürlichen Lebensbedingungen als Lauftier sich erhalten konnte, ist es in der Urzeit imstande, die Rolle zu spielen, die wir ihm in der Kultur der Indogermanen zuschreiben müssen. Die alten

---

[1]) Tacitus, Germania, Kap. 16: *Nullas Germanorum populis urbes habitari satis notum est* „es ist genügend bekannt, daß von den germanischen Völkern keine Städte bewohnt werden“.

Germanen aber waren kein Reitervolk, wie uns Tacitus ausdrücklich versichert[1]), und ihre Pferde waren unansehnlich. Dagegen waren die Kelten hochberühmte Pferdezüchter, und aus ihrem Wortschatz sind neue Namen für das Pferd sowohl ins Spätlateinische wie ins Germanische gedrungen (lat. *pareveredus* = ahd. *pferfrit*, nhd. *Pferd*; ahd. *meriha*, nhd. *Mähre* aus gall. *marka*, altir. *marc* „Pferd") und haben die altindogerm. Bezeichnung (lat. *equus*, altengl. *eoh*, s. Abschnitt VIII, S. 156 ff.) in den Hintergrund gedrängt.

Aus Abbildungen auf der Antoninussäule und auf Grabsteinen germanischer Reiter im Rheinland sowie durch die Funde in Gräbern der Völkerwanderungszeit sind wir über das Aussehen des alteinheimischen germanischen Pferdes gut unterrichtet. Es war klein, hatte einen kurzen, dicken Kopf, plumpe Füße, krause Mähne und einen bis zum Boden reichenden Schwanz. Neuerdings hat man aus einem in Neukölln bei Berlin aufgedeckten Reitergrab, das wir nach den Beigaben etwa ins 6. Jahrh. n. Chr. ansetzen und wohl als germanisch ansprechen dürfen, ein größtenteils erhaltenes Skelett des mitbestatteten Pferdes zutage gefördert[2]). Das Pferd ist nach dem Gutachten von Max Hilzheimer[3]) ein Nachkomme des kleinen Pferdes der Bronzezeit, das auf das mittlere diluviale Wildpferd zurückzuführen ist. Zu den oben genannten wilden orientalischen Pferderassen oder zu den gezähmten Pferden der Mongolen, Turkestaner, Perser und Araber hat der Neuköllner Hengst keine Beziehung. Das unansehnliche germanische Pferd ist später durch die höher gezüchteten Reit- und Wagenpferde der Kelten verdrängt worden und wird heute nur noch in einzelnen Gegenden (Dachauer Moos,

---

[1]) Germania, Kap. 6: *in universum aestimanti plus penes peditem roboris* „wenn man im allgemeinen urteilen soll, so liegt ihre Hauptstärke beim Fußvolk". Dem widerspricht nicht, wenn einzelne Stämme (Tenkterer, Hermunduren, Chauken usw.) als gute Pferdezüchter und Reiter galten, da sie die Zucht auf altkeltischem Boden oder unter keltischem Einfluß erlernten.

[2]) A. Kiekebusch, Ein germanisches Reitergrab aus der späteren Völkerwanderungszeit. Prähistorische Zeitschrift, Bd. 4, S. 395 ff.

[3]) Zoologischer Anzeiger, Bd. 40, S. 105 ff.

Schlettstädter Rasse) angetroffen. So erklärt sich das Eindringen der gallischen Nomenklatur für das Pferd in unsere Sprache [1]). Noch heute sind die Nachkommen der alten Kelten, die Franzosen, ein Reitervolk, und ihre Pferdezucht steht bekanntlich viel höher als die deutsche.

Solche Reitervölker waren alle von den asiatischen Steppen nach Europa eingedrungenen Völker: die Hunnen, Mongolen und Türken. Es ist daher der Analogieschluß wohl erlaubt, daß auch das prähistorische Reitervolk [2]), das wir die Indogermanen nennen, von Osten her in unsern Erdteil eingezogen ist und nicht in dessen nördlichem Teil ansässig war. Wäre die indogermanische Völkerwelle vom germanischen Norden ausgegangen, so hätte sie kaum die sprachlichen Wirkungen erzielt, deren Ergebnisse in den späteren indogerm. Sprachen vorliegen. Denn die Germanen sind in historischer Zeit, auf den Boden einer höheren Kultur verpflanzt und fern von ihrer Heimat, keine Sprachverbreiter gewesen, haben sich vielmehr der autochthonen Bevölkerung mit romanischer Sprache nach und nach auch sprachlich assimiliert, oft unter bewußtem Einfluß ihrer Könige (Ost- und Westgoten, Langobarden). Wäre von ihnen auch in vorgeschichtlicher Zeit eine Völkerbewegung ausgegangen, was ja an und für sich nicht unmöglich ist, so dürften wir nach den späteren geschichtlichen Vorgängen annehmen, daß sie auf dem Boden der hochentwickelten südeuropäischen Kultur nicht sprachbildend aufgetreten wäre.

Die Indogermanenbewegung verläuft, wie wir im Abschnitt IV, S. 69 ff. gesehen haben, auf der Grenze zwischen

---

[1]) Ein alteuropäisches Wort für das Pferd dürfen wir vielleicht in altbulg. und gemeinslav. *kobyla* „Stute", griech. *καβάλλης· ἐργάτης ἵππος* (bei Hesych.), lat. *cabo* „Wallach", *caballus* „Pferd", nhd. schwäb. *kōb* „Gaul" erblicken. Auch as. ahd. *hros*, altengl. *hors*, altisl. *hross* „Roß" steht ohne Etymologie da und dürfte ein vorindogerm. Wort sein.

[2]) Noch in geschichtlicher Zeit sind die meisten unkultivierten indogerm. Völker berühmt wegen ihrer Reitkunst; so die Bewohner der nördlichen Provinzen des Perserreichs (Baktrien, Sogdiana, Kaspien usw.), die Parther, die Skythen vom Oxus bis zum Don, die Thraker, Mazedonier, Epiroten usw. Genaueres siehe bei Otto Keller, Die antike Tierwelt, 1909, S. 218 ff.

Stein- und Metallzeit. Gerade damals aber waren die klimatischen Verhältnisse des europäischen Nordens, wie neuere Forschungen erwiesen haben, so außerordentlich günstige geworden, daß ein Auszug der Bevölkerung zu jener Zeit unverständlich wäre. Denn während der jüngeren Stein- und Bronzezeit herrschte z. B. in Südschweden ein trocknes und warmes Klima, was sich darin zeigt, daß die Kiefer und der Haselstrauch in der Moorvegetation drei Breitegrade nördlicher angetroffen werden wie heute. Die Klimaverschlechterung trat ziemlich plötzlich am Ende der Bronzezeit und zu Beginn der Eisenzeit (also um die Mitte des letzten Jahrtausends v. Chr.) ein, was sich auch in der rasch abnehmenden Zahl der Funde zeigt[1]). Damals werden wohl die ersten nordgermanischen Stämme aus Schweden nach dem Festland ausgewandert sein (Goten, Langobarden usw.).

Anderthalb Jahrtausende früher aber lag kein Grund für einen Abzug der Bevölkerung aus Nordeuropa vor, denn infolge der günstigen Ernährungsverhältnisse, die das warme Klima mit sich brachte, konnte auch ein etwaiger Bevölkerungsüberschuß dort bestehen. Von einem Landverlust kann damals auch keine Rede sein. Im Gegenteil! Die Hebung des Festlands und das Zurückweichen des Meeres seit der Litorinazeit wird durch den Umstand bewiesen, daß die sog. Kjökkenmöddinger-Hügel heute weit vom Meeresstrand entfernt liegen. Landverluste an der Nordsee, auf Jütland und Rügen sind freilich in historischer Zeit eingetreten. So verließ der größte Teil der Cimbern und Teutonen die Heimat im nördlichen Teil der Jütischen Halbinsel und in Schleswig-Holstein, als ihr Land durch Sturmfluten vermindert worden war[2]).

Bleibt als letzte Ursache, die ein Volk in jener alten Zeit veranlassen konnte, aus seinen bisherigen Sitzen auszuwandern,

---

[1]) Rutger Sernander, Postglaziale Klimaschwankungen im skandinavischen Norden. Beiträge zur Geophysik, Bd. 11, Kl. Mitt., S. 140ff. Vielleicht spielt hierbei auch die Verlegung des Bernsteinhandels von Jütland nach Ostpreußen eine Rolle (s. Prähistorische Zeitschrift, Bd. 4, S. 405).

[2]) Vgl. darüber jetzt Ludwig Schmidt, Geschichte der deutschen Stämme bis zum Ausgang der Völkerwanderung, II, Heft 1, S. 6.

der von einem benachbarten Volk ausgeübte Druck. Es ist schwer einzusehen, von welchem Volke die Germanen einen solchen Druck erlitten haben sollten. Da sie nach Süden und Südosten ausgewichen wären, so hätte er von Norden oder Nordwesten kommen müssen. In diesen Gegenden hatten die Germanen aber keine expansionslüsternen Nachbarn, auch grenzte ihr Gebiet dort zumeist an das Meer. Dagegen wissen wir, daß in frühester Zeit, wie auch später im Licht der Geschichte, stets von Osten her, aus den asiatischen Steppen, solche Vorstöße erfolgten. Wir haben schon oben von dem Einfall der Skythen in Südrußland gehört; allbekannt sind die späteren Züge der Hunnen, Mongolen und Türken. Auch in vorgeschichtlicher Zeit ist es nicht anders gewesen. So schildert uns Herodot, Buch IV, Kap. 13 das Schieben der Völker im 8. Jahrhundert v. Chr., wenn er die fabelhaften Arimaspen[1]) die Issedonen aus ihrem Lande treiben läßt; diese verdrängen die Skythen, die ihrerseits die Kimmerier aus ihren Sitzen am Nordufer des Schwarzen Meeres aufscheuchen.

Wir dürfen daher mit größter Wahrscheinlichkeit annehmen, daß auch in noch früheren Perioden der Geschichte, wo jegliche Überlieferung schweigt, der Gang der Geschehnisse der gleiche gewesen ist: stets haben von der Völkerkammer Zentralasiens aus neue Bewegungen sich erhoben, die halb oder ganz ansässigen Stämme in Rußland, im Donautiefland und in Mitteleuropa in Unruhe versetzt, verdrängt oder unterworfen. Da nun alle Spuren, denen wir auf den vorhergehenden Seiten nachgegangen sind, nach Osten und dem Innern Asiens hinweisen, so ist der Schluß erlaubt,

---

[1]) Nach W. Tomaschek (Kritik der ältesten Nachrichten aus dem Norden. I. Über das arimaspische Gedicht des Aristeas. Sitzungsberichte der Wiener Akademie der Wissenschaften, Phil.-hist. Klasse, Bd. 116, S. 757 ff.) sind darunter die Hunnen zu verstehen. Indes deutet der Name doch eher auf ein iranisches Volk; er erinnert in seinem ersten Teil an den skythischen Namen der Venus Urania *Ἀϱγίμπασα* aus **aryama-pasa* „die starkarmige“ (zu av. *bāzu* „Arm“). Die Arimaspen sind also das Volk mit „starken Pferden“ (av. *aspō* „Pferd“). Denkbar wäre freilich auch, daß mit dem iranischen Namen ein Volk nichtarischer Herkunft bezeichnet worden wäre.

daß die prähistorische Völkerbewegung, die wir die indogermanische nennen, gleichfalls von dort ausgegangen ist.

Die Wahrscheinlichkeit dieser Annahme wird nun durch das Verhältnis des Tocharischen zu den übrigen indogerm. Sprachen noch bedeutend verstärkt. Wie wir schon mehrfach festgestellt haben (besonders im Abschnitt XIX, S. 428 ff.), stimmt das Tocharische in seiner Lautform und seinem Sprachschatz durchaus mit den westeuropäischen Kentumsprachen überein und besitzt keine Berührungen (außer Lehnwörtern) mit der arischen Gruppe. Nun könnte man ja annehmen, daß die Tocharer aus Europa eingewandert oder zurückgewandert seien, wie wir dies aus der historischen Überlieferung von den Phrygern, Thrakern, Griechen und Galatern wissen. Gegen diese Lösung der Frage spricht aber, daß uns keinerlei Nachrichten über das Zurückströmen eines westindogerm. Stammes (außer den ebengenannten) bis nach Zentralasien vorliegen, obwohl unsere Kunde von den Völkerbewegungen über das Ägäische Meer und nördlich des Schwarzen Meeres bis fast zum Beginn des letzten Jahrtausends v. Chr. zurückreicht. Sodann haben wir eine Überlieferung bei Strabo Buch XI, S. 511 verzeichnet, derzufolge die Tocharer — vorausgesetzt, daß sie in der Tat die Träger der neuentdeckten indogerm. Sprache in Ostturkestan sind — mit anderen Nomadenstämmen aus dem Skythenlande, dem Gebiet jenseits des Jaxartes, gekommen seien[1]). Sie sind demnach vermutlich als ein in Zentralasien zurückgebliebener Teil des ersten Auswandererschubes der indogerm. Stämme anzusehen, d. h. derjenigen, die sich am weitesten westlich vorgeschoben haben. Für ein solches Zurückbleiben einzelner Teile eines auswandernden Volkes finden wir vielfache Analogien bei geschichtlichen Wanderungen. So blieben Teile der Dorer, die aus Thessalien kamen und später in den Randgebieten des Peloponnes, auf Kreta und Rhodos, den südlichen Sporaden usw. saßen, in der

---

[1]) *Μάλιστα δὲ γνώριμοι γεγόνασι τῶν νομάδων οἱ τοὺς Ἕλληνας ἀφελόμενοι τὴν Βακτριανήν, Ἄσιοι καὶ Πασιανοὶ καὶ Τόχαροι καὶ Σακάραυλοι, ὁρμηθέντες ἀπὸ τῆς περαίας τοῦ Ἰαξάρτου τῆς κατὰ Σάκας καὶ Σογδιανούς, ἣν κατεῖχον Σάκαι.*

sog. Doris, dem Gebirgstal zwischen Öta und Parnaß, zurück. Krimgoten saßen noch im 17. Jahrhundert n. Chr. in Südrußland, also mehr als 1300 Jahre später, nachdem die Hauptmasse der Goten diese Gegend verlassen hatte. Reste der germanischen Cimbern, die im 2. Jahrhundert v. Chr. aus ihrer Heimat an der Nordsee abgezogen und in Gallien und Italien eingefallen waren, kennt Tacitus noch um 100 n. Chr. an der nordwestlichen Küste von Jütland. Keltische Stämme saßen vielfach noch im Mainland, als die Germanen längst diesen Strom überschritten hatten und zur Donau vordrängten.

Bewährt sich die Annahme, die Tocharer seien ein Rest der ersten Auswanderungsschicht des indogerm. Stammvolks, dann könnte dessen Ausgangspunkt etwa in den Gegenden um den Oxus und Jaxartes in Russisch-Turkestan gesucht werden. Erst hinter diesen Vorposten der Indogermanen hätten wir dann den arischen Zweig zu suchen, der in nächster Nähe von türkisch-mongolischen Völkern gehaust haben müßte. Diese Lokalisierung würde manche Übereinstimmung zwischen Ariern und Mongolen erklären, z. B. die Aussetzung der Leichen — die freilich auch sonst vielfach vorkommt —, die Zähmung des Pferdes, das streng durchgeführte Patriarchat usw. Bei den Persern war die Tradition von ihrer Herkunft aus dem Skythenland noch in später Zeit erhalten [1]).

Man macht als Argument gegen die zentralasiatische Herkunft der Indogermanen ihren hellen Typus geltend. Zugegeben, daß dieser als ihr Rassecharakter anzusehen und das Urvolk nicht bereits ein Mischvolk gewesen ist, so ist zu betonen, daß blonde und blauäugige Menschen seit undenklichen Zeiten in diesen Gegenden vorhanden waren [2]). Die Tataren in der Nähe des Sajanschen Gebirges und des Altai besitzen eine vage Überlieferung von einem helläugigen Stamm, den

---

[1]) Ammianus Marcellinus, Buch 31, Kap. 2, 20: *Unde etiam Persae, qui sunt originitus Scythae, pugnandi sunt peritissimi.* — Auch Tomaschek, a. a. O., S. 720 hält uralte Berührungen der skolotischen Skythen mit türkischen Elementen nicht für ausgeschlossen.

[2]) Siehe die Ausführungen von E. v. Baelz im Korrespondenzblatt der deutschen Gesellschaft für Anthropologie usw. 1911, S. 190.

Akkarak, die in alter Zeit in jener Gegend gewohnt hätten[1]). Ebensowenig können archäologische Bedenken maßgebend sein. Wir dürfen aus dem heutigen vernachlässigten Zustand jener Länder keinen Schluß auf die Vergangenheit ziehen. Gerade jetzt sind die Russen, die neuen Herren des Landes, damit beschäftigt, die alte Blüte des Landes durch systematische Bewässerung neu zu heben. Denn bevor der Mongolensturm im Mittelalter aus dem fruchtbaren Lande eine Einöde machte, hat es seit der prähistorischen Zeit blühende Kulturen besessen. Ihre Reste liegen in zahllosen Kurganen (Erdhügeln) begraben, die das Steppenland in Reihen durchziehen. Sie sind erst zum geringsten Teil untersucht. In den beiden durchforschten Kurganen bei Anau in Transkaspien hat man eine uralte Kultur entdeckt, die bis in die Steinzeit zurückreicht und zu ihrem Höhepunkt in der Kupfer-Bronzezeit gelangte. Die Formen der Gefäße und Geräte in den aufeinanderfolgenden Schichten beweisen uns eine allmähliche Entwicklung und einen kontinuierlichen Fortschritt. Ein Zusammenhang dieses transkaspischen Kulturkreises mit dem ägäisch-kleinasiatischen sowohl wie mit dem ural-altaischen wird durch verschiedene Fundstücke erwiesen[2]). Beziehungen zwischen Zentralasien und Südrußland ergeben sich aus einer charakteristischen Bronzekultur, die der skythischen verwandt ist und sich von der Wolga bis zum Jenissei in Kurganen nachweisen läßt; man kennt sie als das sog. ural-altaische Bronzealter mit einem Zentrum am Jenissei[3]). Es sandte seine Ausläufer auch nach dem mittleren Rußland und erhielt sich daselbst bis ins letzte Jahrhundert vor Christi Geburt. Die in Südrußland durch

---

[1]) Al. Castrén, Kleinere Schriften herausgegeben von A. Schiefner. Nordische Reisen und Forschungen, Band V: Über die Ursitze des finnischen Volkes, S. 107 ff.

[2]) Vgl. Abschnitt IV, S. 88 ff. und Hubert Schmidt, Zeitschrift für Ethnologie, Bd. 42, S. 385 ff.

[3]) Sophus Müller, Urgeschichte Europas, S. 142 f. und S. 162 f. Anders A. M. Tallgren in der S. 480, Anm. 2 genannten Schrift. Er trennt die altaische Kultur in Asien, die sich von Nertschimsk am Baikal-See über die kirgisische Steppe und an der Kette des Ural entlang erstreckt von der uralischen im Gebiet der Wolga und Kama. Doch ist diese Trennung für unsere Zwecke unerheblich.

griechische Einflüsse gehobene, aber ursprünglich asiatische, skythische Kultur hat dann später befruchtend nach Zentralasien, Mittel- und Nordeuropa gewirkt (skythischer Goldfund in Vettersfelde in der Mark Brandenburg, der gallische Torquis usw.).

War das indogerm. Urvolk aber in Turkestan oder noch weiter östlich ansässig, so sollte man annehmen, daß es auch zu Völkern turko-tatarischen Stammes Beziehungen gehabt haben müsse. Aus sprachlichen Tatsachen sind sie freilich nicht zu erweisen und die Gründe, die Forscher wie Fr. Spiegel[1]) und Herm. Brunnhofer[2]) dafür vorgebracht haben, kann man nur mit begründetem Skeptizismus betrachten. Doch lassen sich gewisse Nachklänge an einen Aufenthalt im Norden bei den Ariern nicht in Abrede stellen. Wenn man z. B. den Namen der im Rigveda unzählige Male genannten *Dāsās*, der dunkelfarbigen Nichtarier, in den *Dahae, Δάοι* oder *Δάσαι*, skythischen Nomaden zwischen dem Oxus und Jaxartes wiederfindet[3]) und zwar in einer altertümlichen arischen Lautform (mit *s* im Inlaut), so beweist uns dieser Umstand, daß die Inder den Namen für das Fremdvolk aus dem Norden mitgebracht haben. Möglicherweise geht auch das wogulische *tas* „Fremder“ auf denselben Völkernamen zurück[4]), und damit wäre ein neuer Beweis für die uralte Nachbarschaft finno-ugrischer und arischer Stämme gegeben.

Wir haben im Abschnitt XVII, S. 399 gehört, daß die Beziehungen der beiden Sprachstämme in die urarische Zeit zurückgehen müssen, als noch die indogerm. *e*-, *o*-Vokale erhalten waren. Da bereits in der Mitte des zweiten vorchristlichen Jahrtausends ihr Ersatz durch *a* vollendet ist, wie die arischen Götternamen auf den Urkunden von Boghazköi beweisen (vgl. Abschnitt IV, S. 67 f.), so müssen wir entweder die ältesten Entlehnungen des Finno-Ugrischen aus dem Urarischen mindestens in die 1. Hälfte des 2. Jahrtausends v. Chr.

---

[1]) Eranische Altertumskunde, Bd. I, S. 384 ff.

[2]) Urgeschichte der Arier, 1893, S. 37 ff., S. 104 ff. und Arische Urzeit, 1910, S. 49 ff.

[3]) Am letztgenannten Orte, S. 47 ff.

[4]) Bernh. Munkácsi, Keleti Szemle (Revue orientale), Bd. 11, S. 155.

zurückverlegen oder annehmen, daß einzelne arische Stämme noch länger den ursprachlichen Lautstand bewahrt haben. Wir haben eine leise Andeutung, wo die Berührungen zwischen den beiden Sprachstämmen stattfanden, wenn wir das finno-ugrische Lehnwort: wotj. *zareź, zariź* „Meer", syrj. *sariź* „Meeresufer, Küste, warme Gegend, wohin die Zugvögel ziehen", wogul. ostjak. *śāriś, śāréś* „Meer" ins Auge fassen[1]). Es stammt aus einer dem altind. *jráyas* „Ansturm, Ausdehnung, flache Oberfläche", av. *zrayō* „Wasserbecken, Meer", altpers. *drayahjā* „im Meer" entsprechenden urarischen Wortform. Die Entlehnung der finnisch-ugrischen Wortsippe mag also in der Gegend eines südlicher gelegenen Wasserbeckens (am Saisan-, Balkasch- oder Aralsee?) stattgefunden haben[2]). Der arische Stamm, mit dem die Ugrier in Beziehung traten, wird aber keiner der uns bekannten indo-iranischen Stämme gewesen sein, da die ugrischen Wortformen nicht genau zu den überlieferten arischen stimmen, eine Beobachtung, die wir auch schon im Abschnitt XVII, S. 399 gemacht haben. Ein später verschollenes arisches Volk wird also den Ugro-Finnen das indogerm. Lehnwortmaterial zugeführt haben.

Auch ein anderes sprachliches Faktum veranlaßt uns, die Herkunft der Arier aus einer nördlichen Gegend anzunehmen. Im Rigveda, Buch V, 41, 15 wird die *mātá mahī́ Rasā* erwähnt; zu dem Namen der „großen Mutter Rasa" stellt sich der Name *Raŋha* eines halbmythischen Flusses im Avesta (Yašt V). Mag man in ihm nun den Jaxartes oder auch einen anderen Fluß (Oxus, Tigris) erblicken, sicher ist, daß der Name in der griechischen Benennung der Wolga *῾Ρᾶ, ῾Ρῶς* ebenso wie in der erza-mordwinischen *Rav, Ravo* wiederkehrt. Es darf auch daran erinnert werden, daß die Russen noch heute von dem „Mütterchen Wolga" (wie wir vom „Vater Rhein") sprechen.

---

[1]) Bernhard Munkácsi, a. a. O. S. 152.

[2]) Es ist aber zu beachten, daß die Seen der Steppe im Altertum viel zahlreicher und wasserreicher wie heute waren und noch im Ausgang des Diluviums zusammen mit dem Kaspischen Meer ein einziges Binnenmeer bildeten. Ihre Austrocknung und ihr Ersatz durch Sandwüsten mag vielleicht bei der Auswanderung der idg. Stämme eine Rolle gespielt haben.

Der vermutlich nichtindogerm. Name *Resā, Rosā* oder *Rensā, Ronsā* für einen der großen Ströme des russisch-asiatischen Steppenlandes war demnach den Ariern noch in späterer Zeit bekannt, und diese Tatsache weist deutlich auf ihre Herkunft aus dieser Gegend. Wir können den Fluß nicht mit Bestimmtheit lokalisieren; der Name wird vielleicht ebenso an mehreren Stellen gebraucht worden sein, wie unsere Namen *Saale, Isar, Rhein* usw. So ist auch ein Flußname Südrußlands mehrfach vertreten: der griech. Name des *Don, Τάναϊς*, gilt für den Fluß in Südrußland, aber auch für den Jaxartes (Sir Darja) in Turkestan und bedeutet einfach „Fluß" (av. *dānu*). Derselbe Wortstamm kehrt in *Danubius* „Donau" wieder und wird auch in den Flußnamen *Dnjepr* und *Dnjestr* stecken. Wir sind also nicht berechtigt, die vedische *Rasā* ohne weiteres mit der Wolga zu identifizieren[1]). Aber den einen Schluß dürfen wir aus der Kenntnis dieses Namens bei den Indo-Iraniern ziehen: Die Sitze des arischen Zweiges vor seiner Einwanderung in seine geschichtlichen Gebiete lagen in der Nähe eines der gewaltigen Ströme des europäisch-asiatischen Steppenlands.

Für die genauere Lokalisierung der Urheimat der Indogermanen hat man die Entlehnung der Namen der Biene und des Honigs ins Finno-Ugrische (s. Abschnitt XVII, S. 398 f.) verwerten wollen[2]). Diese Entlehnung könne nur im Waldgebiet Rußlands stattgefunden haben, wo durch die zahlreichen Lindenbestände ein massenhaftes Vorkommen von Bienenvölkern (und auch eine ausgedehnte Bienenzucht) ermöglicht werde. Wenn auch die Annahme zuträfe, daß die Ugro-Finnen die beiden Namen etwa am Mittellauf der Wolga entlehnt hätten, so wäre damit höchstens bewiesen, daß ein arischer Stamm bis dahin vorgedrungen wäre. Denn der arische Stamm *makši-* „Fliege, Biene" ist in den andern indogerm. Sprachen nicht vertreten; auch sind Beziehungen der

---

[1]) Daher sind auch die weiteren Schlußfolgerungen von F. Knauer, Der russische Nationalname und die indogerm. Urheimat in den Indogerm. Forschungen, Bd. 31, S. 67 ff. nicht bindend.

[2]) Fr. Th. Köppen, Ein neuer tiergeographischer Beitrag zur Frage über die Urheimat der Indoeuropäer und Ugrofinnen. Ausland, Bd. 63 (1890), S. 1001 ff.

Ugro-Finnen zu nichtarischen indogerm. Völkern aus ihrer Gemeinschaftsperiode nicht bekannt. Aber die Behauptung, die Biene sei in alter Zeit in Turkestan nicht anzutreffen gewesen und erst durch die Russen dort eingeführt worden, ist keineswegs erwiesen. Früher war West-Turkestan ein waldreiches Land und bot daher der Biene ausreichende Nahrung.

Als Argument gegen eine etwaige südrussische Urheimat ist das angebliche Nichtvorkommen des Aales in den Zuflüssen des Schwarzen und Kaspischen Meeres ins Feld geführt worden[1]. Aber erstlich ist das indogerm. Alter seines Namens nicht erwiesen (s. Abschnitt IX, S. 187), und ferner wird das Nichtvorkommen des Aales in südrussischen Gewässern von anderer Seite bestritten. Den Namen der Schildkröte endlich nur aus der griech.-slavischen Gleichung als indogermanisches Erbe zu erklären, geht nicht an, zumal die Urform nicht festzustellen ist (s. ebenda). Auch der jetzt wohl sicher als indogermanisch anzusetzende Name des Lachses: russ. *lososъ*, lit. *lašiša*, ahd. *lahs* : toch. B *laks* „Fisch“ ist für die Bestimmung der Urheimat kaum verwertbar. Da die allgemeinere Bedeutung im Tocharischen die ursprüngliche verdrängt zu haben scheint, so könnte man allenfalls daraus den Schluß ziehen, daß die Tocharer an einem lachsreichen Flusse, also in einer nördlichen Gegend, die mit dem Meer in Verbindung stand, gewohnt haben müßten.

Wenig Gewicht ist auch auf die pflanzen-geographischen Gleichungen: altind. *carbhaṭas, cirbhaṭī* : lat. *cucurbita* und altind. *karkaṭī, karkāru* : altengl. *hwerhwette* „Kürbis“; griech. *σίκυς, σίκυος, σέκυς* „Gurke“ : altbulg. *tyky* „Kürbis“; griech. *κύκυον* (Hesych.) : lat. *cucumis* „Gurke“ zu legen. Die Namen derartiger Kulturgewächse wandern mit der Sache über weite Strecken man denke an *Tabak* und verschiedene Namen der Kartoffel (*Patake*, engl. *potato*), die aus Indianersprachen stammen. Die Früchte sind vermutlich aus den tropischen Teilen Asiens zu uns gekommen. Sind die beiden Pflanzen in der Tat in den Randgebieten der turko-tatarischen Länder zu Hause und ihr

---

[1] Herm. Hirt, Die Indogermanen, Bd. I, S. 186, Bd. II, S. 619f.

türkischer Name (*qabaq, qavaq* „Kürbis", vgl. auch *qavun, qabun* „Melone") mit den obigen urverwandt[1]), so könnte diese Tatsache freilich ein weiterer Hinweis auf die zentral-asiatische Herkunft des indogerm. Urvolks sein.

Aber nur auf diese; denn die Ursitze lassen sich nicht schärfer umgrenzen. Zu einem solchen Unternehmen fehlen uns (bis jetzt wenigstens) alle Mittel. Die sprachlichen Tatsachen, die wir aus den Untersuchungen über die Kultur des indogerm. Urvolks entnehmen, geben nur den unbestimmten Hinweis auf eine wasserreiche, nördliche Gegend, in der Winter mit Schnee und Eis vorkommen und die Fauna sowie die Flora der gemäßigten Zone vertreten ist (Bär, Wolf, Hase, Biber, Hirsch, Otter usw.; Birke). Die Namen für die Tiere der heißen Zone (Löwe, Tiger, Kamel) sind für die Ursprache nicht nachgewiesen.

Der jüngste Versuch, die Urheimat aus historischen Nachrichten näher zu bestimmen, rührt von Hugo Winckler her[2]). Er glaubt den in den Urkunden von Boghazköi erwähnten Ḫarri-Staat nördlich und östlich vom Gau Isuwa (zwischen Euphrat und Tigris), also im heutigen Armenien und mindestens bis zum Kaukasus hin ansetzen zu dürfen. Aber selbst wenn diese Lokalisierung zu Recht bestünde, würde sie uns nicht, wie H. Winckler will, einen Hinweis auf die europäische Herkunft der arischen Völker geben, so wenig wie die Türkei in Europa etwas für die Ursitze der Turko-Tataren beweist. Die aus den Urkunden zu erschließende arische Herrschaft in Vorderasien ist ja auch nicht der Anfang einer Völkerbewegung, sondern ihr Ende; sie bedeutet die Konsolidierung wandernder Stämme in einer bestimmten Gegend, wie die Reiche der Meder und Perser etwa ein Jahrtausend später aus dem Dunkel der für uns überlieferungslosen Zeit heraustreten.

Damit wollen wir die Betrachtungen über die Lage der Ursitze schließen. Wenn wir sie auch in Zentralasien suchen zu dürfen annehmen, so ist doch ausdrücklich zu betonen, daß wir uns damit auf keine bestimmte Gegend festlegen wollen.

---

[1]) H. Vámbéry, Die primitive Kultur des turko-tatarischen Volkes, S. 217.

[2]) Orientalistische Literaturzeitung, 1910, S 298f.

Wir überlassen es der Phantasie des Lesers, aus den großen Länderräumen, die östlich bis zum Tienschan und dem Pamir, südlich bis zu den iranischen Randgebirgen und dem Hindukusch zur Verfügung stehen, die seinen Ansichten und Neigungen entsprechendste Gegend auszuwählen.

Ebensowenig vermögen wir den Weg genau anzugeben, der die auswandernden Scharen nach Europa geführt hat. Vielleicht ist die Strecke bis zum Donautal, dem vermutlichen Rastpunkt für längere Zeit, nicht auf einmal zurückgelegt worden; möglicherweise haben sich indogerm. Stämme schon in prähistorischer Zeit zuerst in Südrußland angesiedelt (Tripoljekultur? vgl. Abschnitt V, S. 81 f.), bis sie durch neu nachdrängende Horden weiter westlich abgedrängt wurden. Ihre Ausbreitung über Südeuropa dürfte vom Donautal aus erfolgt sein; die Eroberung West- und Nordeuropas ist ebenfalls von da ausgegangen, aber vermutlich in jüngerer Zeit als jene. Denn wir dürfen keineswegs annehmen, daß sich die Indogermanisierung Europas und bedeutender Teile Asiens als einmaliger, ununterbrochener Vorgang abgespielt habe. Wir wissen, daß im Südwesten und Nordwesten Europas, in den Alpen und in Italien noch in historischer Zeit nichtindogerm. Völker (Iberer, Ligurer, Pikten, Skoten, Etrusker, Räter und andere) saßen und in Südwest- und Osteuropa ist es noch heute der Fall (Basken, Ugro-Finnen). In Vorderasien sind von der frühgeschichtlichen Zeit bis in die letzten vorchristlichen Jahrhunderte und stellenweise wohl noch länger nichtindogerm. Sprachen verbreitet gewesen, wie wir im Abschnitt XVII sahen. Die indogerm. Sprachen sind auf diesem Gebiet ihrerseits wieder durch das Semitische und Türkische eingeengt worden. Das ist auch in Osteuropa der Fall, wo das Türkische und Ungarische die indogermanischen Idiome in der Südostecke der Balkanhalbinsel und in Ungarn größtenteils verdrängten.

Daher werden wohl in vorgeschichtlicher Zeit die indogerm. Sprachen ihr Gebiet nur Schritt für Schritt im Verlaufe vieler Jahrhunderte erobert haben und oft nicht in grader Linie, sondern auf mannigfachen Zickzackwegen vorgedrungen sein, ohne daß es uns noch möglich wäre, den Weg und die Zeit-

dauer der Indogermanisierung Europas im einzelnen zu bestimmen. Man denke an die oft verschlungenen Wege und das langsame Vordringen einer anderen kulturhistorisch bedeutsamen Umwälzung in Europa, der Einführung des Christentums. Wer würde seinen Ausgangspunkt in dem kleinen Erdenwinkel Judäas suchen, wenn die geschichtliche Überlieferung davon schwiege? Man würde es schon deshalb nicht tun, weil der christliche Glaube heute in diesem Lande und den Nachbargebieten nur eine sehr untergeordnete Rolle spielt und sein Ausgangspunkt jetzt von einer jüngeren Religionsform, dem Islam, beherrscht wird. Wo ist das blühende christliche Leben der ersten Jahrhunderte in Ägypten und Nordafrika geblieben? Wie lange hat es gedauert, bis der christliche Glaube nach Nordeuropa vordrang und endlich festen Fuß dort gefaßt hatte! Fast anderthalbtausend Jahre können wir ansetzen, bis die Kraft des Heidentums überall gebrochen ist und das christliche Kreuz in den Küstenländern der Ostsee (Preußen, Litauen) sicher aufgerichtet ist. Nicht in gerader Linie ist das Christentum über Europa verbreitet worden. Das innere Deutschland ist von englischen und irischen Sendboten für den neuen Glauben gewonnen worden, da die politische Konstellation der alten Welt sein früheres Vordringen in Westeuropa ermöglichte, ihm aber den Eintritt in Nord- und Osteuropa zunächst verwehrte.

Die Sprach- und Kulturbewegung, die wir die indogermanische nennen, hat vermutlich einen ähnlichen Verlauf genommen, wie die kulturellen Bewegungen, von denen wir historische Kenntnis haben; aber wir können nicht mit Sicherheit ihren genauen Ausgangspunkt, ihren Weg, noch überall die Zeit, die ihre Ausbreitung erforderte, bestimmen. Denn sie spielt sich in Gegenden ab, wo in einer Epoche, die in Ägypten und Vorderasien schon geschichtlich ist, noch tiefes Dunkel herrscht. Ob in dieses Dunkel einstmals ein Strahl helleren Lichts fallen wird, wer vermag es jetzt schon zu behaupten oder zu leugnen? Aber diese Hoffnung zu hegen, wird nach den überraschenden Entdeckungen des letzten Jahrzehnts wohl erlaubt sein.

Wortregister.

(Die Zahlen bedeuten die Seite; mit hochgestellten kleinen Ziffern werden die Anmerkungen bezeichnet.)

Altindisch.

Buchstabenfolge: ̨ (Nasalierung), *a, ā, i, ī, u, ū, r̥, ē, āi, ō, āu, k, kh, g, gh, ŋ, c, ch, j, jh, ñ, ṭ, ṭh, ḍ, ḍh, ṇ, t, th, d, dh, n, p, ph, b, bh, m, y, r, l, v, ś, š, s, h.*

Paiśācī.

Nordarisch.

Zigeunerisch.

Iranische Sprachen.

Buchstabenfolge: *a, ā, ə, e, ē, o, ō, å, ą, i, ī, u, ū, k, g, γ, χ (x), č, ǰ, t, d, þ, đ, p, b, w, f, ŋ, n, m, y, v, r, s, z, š, ž, h, χv (xv).*

a) Persisch

(Altpersisch unbezeichnet).

b) Avestisch.

c) Pamirdialekt.

d) Sogdisch.

e) Kurdisch.

f) Ossetisch.

Tocharisch A.

Tocharisch B.

Armenisch.

Albanesisch.

Lateinisch.

Italische Dialekte.

Romanische Sprachen.

Keltisch

(Irisch unbezeichnet).

German. Sprachen.

a) Gotisch.

b) Nordisch.
(Altisländisch unbezeich.).

c) Englisch.

(altenglisch unbezeichnet).

d) Niederdeutsch.

(altsächsisch unbezeich.).

e) Hochdeutsch.

(althochdeutsch unbez.).

Baltische Sprachen.

a) Litauisch.

b) Lettisch.

c) Altpreußisch.

Slavisch

(Altbulgarisch unbezeich.)

Nichtindogerm. Sprachen.

Ligurisch.

Etruskisch.

Baskisch.

Finnisch-Ugrisch.

Kaukasisch.

Türkisch.

Sumerisch.

Semitische Sprachen.

Sachregister.

C.

D.

E.

F.

G.

T.

U.

Berichtigungen und Nachträge.

S. 25, Anm. 1, Z. 1 v. o. lies **hanan* für **kanan*.

S. 26, Z. 12 v. u. lies toch. B *malkwe̯r* statt *melkwe̯r*.

S. 30, Z. 11 v. o. lies toch. B *laḵṣ̱* für *lakṣal*.

S. 33, Z. 12 v. o. lies *konoplja* statt *konoplje*.

S. 65, Z. 14 v. u. lies Wulfilas für Wufilas.

S. 72, Z. 9 v. u. lies Tafel III für Tafel II.

S. 73, Z. 8 v. o. lies ahd. *āla* für *ā́la*.

Zu S. 98, Z. 8 v. v. Über den idg. St. **ĝhem-*, **ghđem-* handelt neuerdings K. F. Johansson in Xenia Lideniana. Festskrift tillägnad Prof. Evald Lidén på hans femtioårsdag (3. X. 1912), S. 116 ff.

S. 103, Z. 7 v. u. füge zu toch. A *pats* „Gatte“.

S. 104, Z. 18 v. o. füge zu toch. B *soyă* = griech. *υἱός* „Sohn“.

S. 104, Z. 20 v. o. füge zu toch. B. *tkācer* „Tochter“.

S. 112, Z. 13 v. u. füge vor *śvaśrū́š* zu: altind.

S. 118, Z. 20 v. o. lies altind. *jñātiš* für *jnātiš*.

S. 152, Z. 6 v. u. lies ir. *orc* statt *porc*. Das unsichere, vermutlich aus einem ital. Dialekte stammende griech. *πόρκος* fällt besser aus.

S. 155. Eine Abneigung gegen den Milchgenuß bei den Urariern sucht H. Brunnhofer, Arische Urzeit, S. 59 ff. aus einer Stelle des Atharva-Veda V, 19, 3 zu erweisen: *kšīraṃ yad asyāḥ pīyatē tad vai pitṛšu kilbišam* „wer ihre [der Götterkuh] Milch trinkt, das ist eine Sünde gegen die [göttlich verehrten] Väter“. Ebenda werden Belege für den fehlenden Milchgenuß in Asien und Amerika beigebracht.

S. 167, Z. 6 v. u. lies altind. *jīrṇás* für *jīrnás*.

S. 181, Z. 8 v. o. lies av. *vəhrkō* für *vehrkō*.

S. 181, Z. 15 v. u. lies arm. *aluēs* für *alnēs*.

S. 181, Z. 6 v. u. lies got. *lamb* für *lambs*.

S. 183, Z. 15 v. u. füge zu: Vogel: altind. *viš*, *vēš*, av. *vīš*, arm. *hav*, lat. *avis*.

S. 186, Z. 16 v. o. lies toch. B *lakṣ* für *lakṣal*.

S. 190, Z. 9 v. u. lies alb. *ar̄ε* für *ārε*.

S. 215, Z. 7 v. o. lies *mjölner* für *miollner*.

S. 217, Z. 9 v. o. füge zu: altind. *héšas* „Geschoß", griech. *χαῖος* „Hirtenstab": gall. *gaisos*, *gaison*, altir. *gae* „Spieß", das ins Lateinische als *gaesum*, ins Germanische als altisl. *geirr*, altengl. *gār*, altsäch. ahd. *gēr*. entlehnt wurde (vgl. germ. Namen wie *Rada-gaisus* u. ähnl.).

S. 221, Z. 5 v. o. lies *hwēol* für *hweohl*.

Zu S. 225, Z. 12 v. o. Die ägyptische Parallele zu griech. *βᾶρις* lautet *bir* (H. K. Brugsch, Wörterbuch II, S. 403). Auch ins Westsemitische ist diese Bezeichnung der ägäischen Kultur (eher als der ägyptischen, wie W. Spiegelberg, Orientalistische Literaturzeitung 1913, S. 15 f. will) für ein besonders geformtes Schiff gedrungen; vgl. M. Burchardt, Altkanaanäische Fremdworte, Nr. 348.

S. 233, Z. 8 v. u. füge zu: die gallischen Gaisaten, die ebenfalls unbekleidet in den Kampf zogen.

Zu S. 236, Z. 14 v. u. Nicht ausgeschlossen ist, daß man den Leibrock in die minoische Kultur zurückverlegen darf. Auf dem Diskos von Phaistos z. B. sieht man mehrfach mit dem Leibrock bekleidete Männer. Griechen und Semiten hätten dann ihre Tracht aus derselben Quelle bezogen.

S. 256, Anm. 1, Z. 5 v. u. lies *sladъkъ* für *saldъkъ*.

S. 268, Z. 17 v. o. lies corn. *heul* für *henul*.

S. 268. Chr. Bartholomae, Indogerm. Forschungen, Bd. 31, S. 35 ff. glaubt eine schon idg. Benennung für das Sternbild der Plejaden nachweisen zu können in av. *paoiryaēinyas* (aus **parwijainī*) „ein Sternbild", npers. *parvīn*, afghan. *pērūne*, balučī *panvar*, kurd. *peirvu*, griech. *Πλειάδες* „Plejaden", die er mit lat. *pulvis* „Staub" verwandt sein läßt (also die „wie Staub

zahlreichen Sterne"). Schon Fr. Hommel hatte in seinem Grundriß der Geschichte und Geographie usw., 2. Aufl., S. 222, Anm. 1 auf diese Gruppe hingewiesen und bringt dies in der Orientalistischen Literaturzeitung 1913, S. 13f. in Erinnerung. Meiner Ansicht nach hat man in den genannten Wörtern eine dem vorderasiatischen Kulturkreis entstammende und viel, fach volksetymologisch umgestaltete Benennung zu erblicken deren Herkunft nicht in die idg. Urzeit verlegt werden darf.

S. 269, Z. 7 v. o. lies aram. *tōra'* statt arm.

S. 269, Z. 11 v. o. Vermutlich gehen viele der Übereinstimmungen zwischen idg. und sem. Sprachen auf den Einfluß der vorgriechischen (minoischen) Kultur zurück, die sowohl nach Nordwesten wie nach Osten ihre Ausstrahlungen sandte. Vgl. S. 333 und S. 384 dieses Buches.

S. 278, Z. 1 v. o. lies av. *pərəskā* für *perəskā*.

S. 278, Z. 6 v. o. lies *vĕniti* für *vĕneti*.

S. 289, Z. 12 v. o. lies griech. *θείνω* für *θεινω*.

S. 302, Z. 5 v. u. W. Schulze (a. a. O., S. 309 f.) sieht *Cato* für einen Namen etruskischer Herkunft an; echt lat- Kurznamen seien *Strabo*, *Capito* u. a. — Zu den irischen Kurznamen vgl. jetzt Kuno Meyer, Sitzungsberichte der Berliner Akademie der Wissenschaften, 1912, S. 1147 ff. Sie endigen nach ihm auf einfache oder zusammengesetzte konsonantische Suffixe oder auf vokalische Suffixe, unter denen alle Vokale vertreten sind außer *o*.

S. 302, Anm. 1 letzte Zeile lies Bd. V, 5 (1904), S. 62 ff.

S. 303, Z. 9 v. u. lies „Breiter" statt „Dünner".

S. 306, Z. 3 v. o. lies ahd. *widimo* für *widumō*.

Zu S. 310, Z. 2 v. u. Die Sitte der Witwenverbrennung wird uns für die Slaven bezeugt durch eine Stelle in dem bekannten Brief des Deutschenapostels Bonifatius an König Aethilbald von Mercia (etwa 745), durch eine ähnliche Nachricht bei Thietmar von Merseburg 8,2 (gest. 1018), durch das ausdrückliche Zeugnis des russischen Chronisten Nestor (um 1090) usw. Vgl. die Zusammenstellungen bei J. Grimm, Geschichte der deutschen Sprache, 2. Aufl., S. 98 und bei V. Hehn, Kulturpflanzen und Haustiere, 8. Aufl., S. 540 ff.

S. 327, Anm. 2. Seit dem Sturz des Kaisertums in China ist auch der Ahnenkult als offizielle Religion abgeschafft.

S. 331, Z. 9 v. o. Das griech.-hom. *Ἠλύσιον πεδίον* mit seinem Herrscher *Ῥαδαμάνθυς* ist eine der vorgriechischen (kretischen) Bevölkerung angehörige und von Homer in die griech. Kultur eingeführte Vorstellung. Es wird auch als *μακάρων νῆσος* „Insel der Seligen" bezeichnet; in dieser Verbindung ist *μάκαρ* wohl als ein vorgriechischer Name für „Gott" aufzufassen.

S. 336, Z. 2 v. u. Der Kult des Hephaistos ist nur spärlich auf dem griech. Festland nachzuweisen, öfter auf den Inseln und an der kleinasiatischen Küste. H. ist ursprünglich ein karischer Feuerdämon. L. Malten, Jahrbuch des kais. archäologischen Instituts, Bd. 27, S. 232 ff.

S. 348, Z. 11 v. o. zu nordar. *balysa.* Sten Konow (Zwei Handschriftenblätter in der alten arischen Literatursprache aus Chinesisch-Turkestan. Sitzungsberichte der Berl. Ak. d. Wiss. Bd. 49/48, 1912, S. 1127 ff.) will nordar. *balysä* „Erhabener" zu av. *barəz-, bərəz-* „hoch, erhaben" stellen, das sich weiterhin an altind. *bṛhant-* „stark", arm. *barjr* „hoch", mittelir. *bri*, ahd. *berg* (aber nicht zu got. *baúrgs* „Burg" usw.) anschließt. Dann wäre die Zusammenstellung mit lat. *flamen* nicht zu halten.

S. 348, Z. 3 v. u. lies kastenartig.

S. 359, Z. 3 v. o. Der letzte Nachweis für das Bestehen der Couvade im Baskenland stammt aus dem Jahre 1723; später wird sie noch von Francisque Michel erwähnt. Jetzt ist Name und Sache dort unbekannt. Vgl. Otto Stoll, Ausland, Bd. 63 (1890), S. 734 ff. und H. Schuchardt, Revue internationale des Études basques, Bd. 6, S. 284.

S. 361, Anm. 2, Z. 6 v. u. lies got. *juka* für *yuka.*

S. 363. Nach Fritz Hommels Vorgang will H. Schuchardt „Zur methodischen Erforschung der Sprachverwandtschaft (Nubisch und Baskisch)" in der Revue internationale des Études basques, Bd. 6, S. 267 ff. das Baskische mit dem Nubischen, das südlich von Ägypten beheimatet ist, zusammenbringen.

S. 367, Z. 12 v. u. lies Bodincomagum „Pofeld" für Bodingomagum.

S. 367, Z. 4 v. u. lies *sasia* für *asia.*

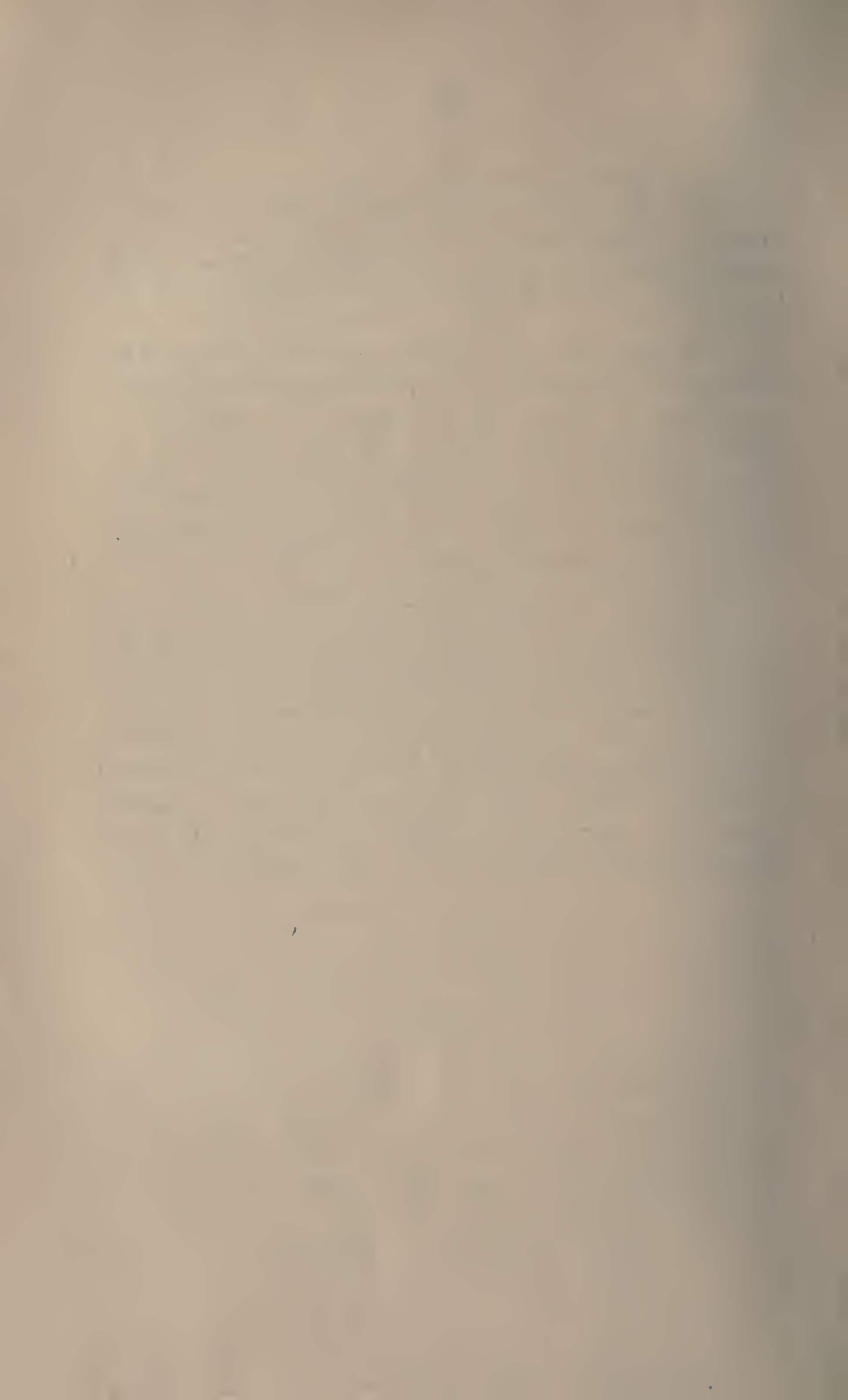
Zu S. 495, Z. 1 v. o. Die Zugehörigkeit von kurd. *būz* „Ulme“ zu lat. *fagus* „Buche“ usw. verteidigt Chr. Bartholomae, Indogermanische Forschungen, Bd. 31, S. 36[2] aufs neue gegen O. Schrader, Zeitschrift für deutsche Wortforschung, Bd. 11, S. 4 ff.

Zu S. 499 ff. Die sog. Altslaven-Frage ist auf der XLIII. allgemeinen Versammlung der Deutschen Anthropologischen Gesellschaft in Weimar am 6. August 1912 eingehend behandelt worden. Der Bericht darüber findet sich im Korrespondenzblatt der deutschen Gesellschaft für Anthropologie usw. 1912, S. 72 ff. Da er erst im Februar 1913 ausgegeben wurde, so konnte er bei den obigen Ausführungen nicht mehr berücksichtigt werden.

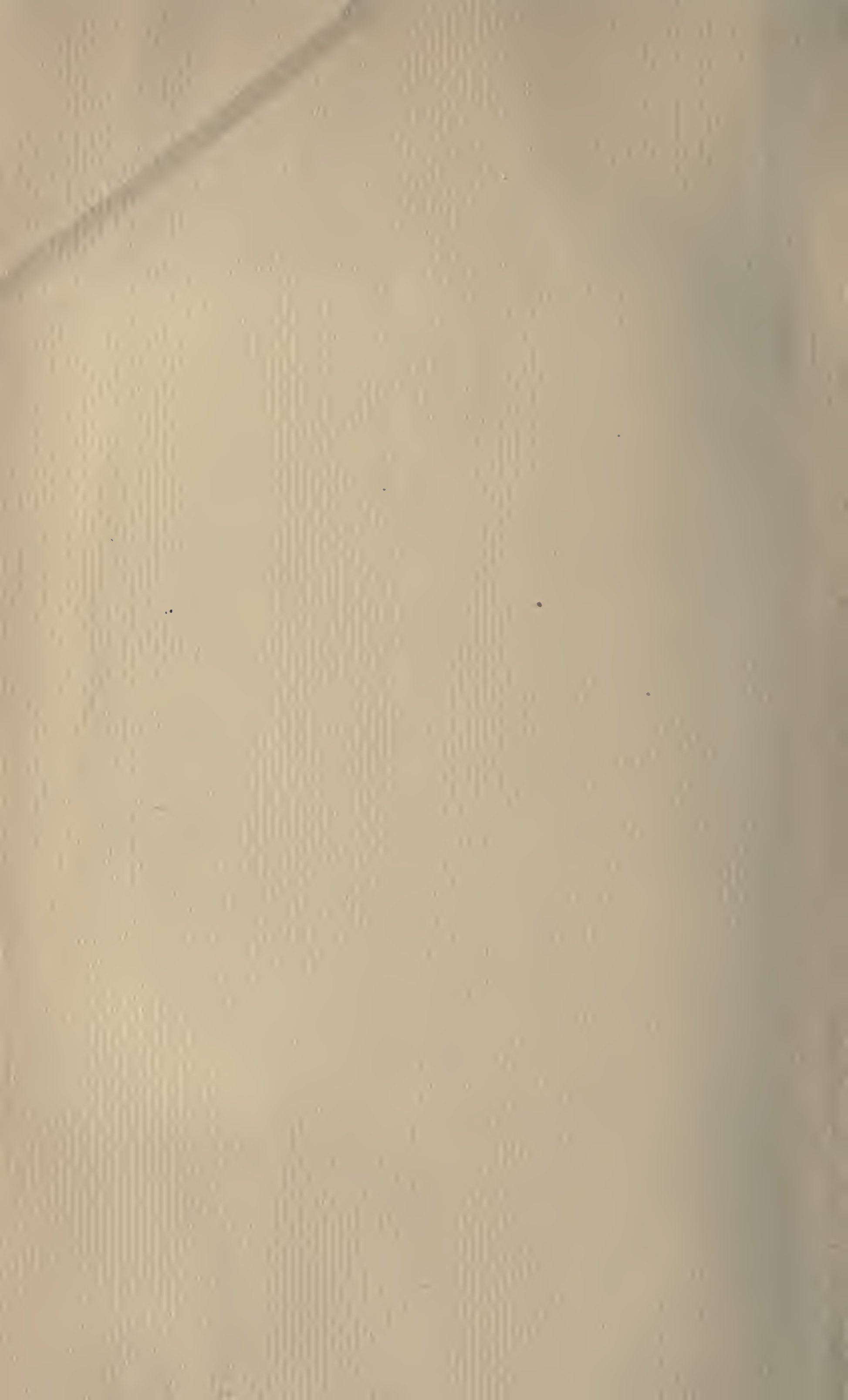
S. 507, Z. 9 v. o. lies altengl. für engl.

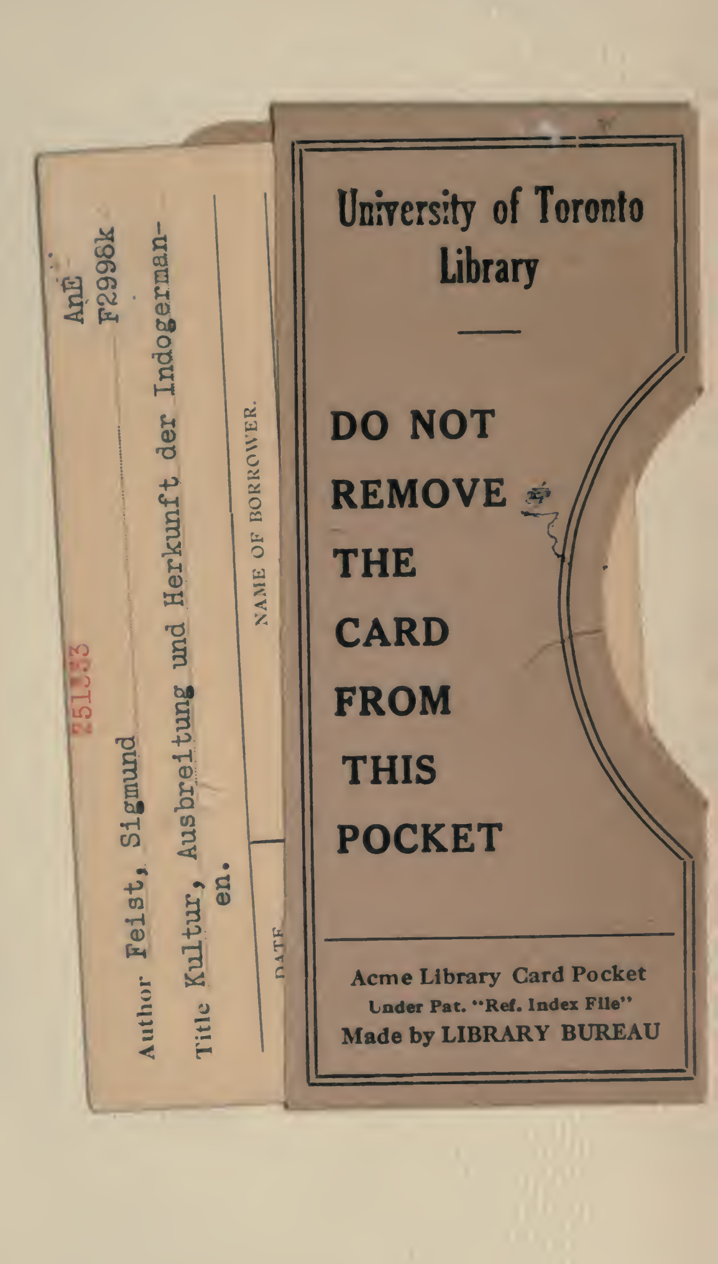
Zu S. 528. Bemerkenswert erscheint die Tatsache, daß die Ausbreitung der prähistorischen Religion, die durch die Dolmen und andere megalithische Denkmäler gekennzeichnet wird, den gleichen Weg einschlug wie diejenige des Christentums, nämlich vom Mittelmeerbecken aus über den Westen nach dem Nordwesten Europas. Von dort greift sie nach den nordischen Ländern und Norddeutschland über. Offenbar bildeten die Alpen und die Wälder Deutschlands damals ein unüberwindliches Hindernis für die Verbreitung einer Kultur.

Druck von C. Schulze & Co., G. m. b. H., Gräfenhainichen.








AnE
F2998k
Author Feist, Sigmund
Title Kultur, Ausbreitung und Herkunft der Indogermanen.
NAME OF BORROWER.
University of Toronto Library
DO NOT REMOVE THE CARD FROM THIS POCKET
Acme Library Card Pocket
Under Pat. "Ref. Index File"
Made by LIBRARY BUREAU

